This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

£15

E15

Erinnerungen

aus dem

Missionsleben

in

Transvaal

1859—1882.

Von

D. A. Merensky,

Missions-Inspektor.

Mit vielen Abbildungen.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

Berlin NO 43.

Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft,

Friedenstr.-, u. Georgenkirchstr.-Ecke.

HO

BV3625
T69M4
1899

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort zur ersten Auflage.

„Missionsleben" hat Gott der alten Christenheit wieder geschenkt, und durch ihre Arbeit erwacht Leben an den Enden der Erde. Noch steht die Mission der evangelischen Kirche in ihrer Anfangszeit; aber schon ist aus dem Senfkorn wieder ein Baum geworden, und die Vögel des Himmels kommen und wohnen unter seinen Zweigen. Freunde und Feinde staunen über die Macht, welche das „ewige Evangelium" an den Herzen der verachteten Eingeborenen fremder Länder übt. Man kann und darf nicht mehr vornehmen Blickes an dem Missionswerke vorübergehen, sondern ist genötigt, es zu beachten und zu prüfen.

Da erscheint es wünschenswert, daß Missionare auch in anderer Form Rechenschaft von ihrer Arbeit geben, als es in den amtlichen Berichten und Tagebüchern geschieht, daß sie, wo ihr Werk zu einem Abschluß gekommen ist, ihre Erfahrungen sichten und das Ergebnis solcher Sichtung der Kirche zur weiteren Erwägung darlegen. Während die deutsch-evangelische Mission in früheren Jahren abhängig war von der Mission der Brüdergemeine oder englischer Kirchengemeinschaften, hat sich nach und nach auf Grund der gesammelten Erfahrung bei den Missionaren fast aller deutschen Gesellschaften eine größere oder geringere Übereinstimmung in Bezug auf die Missionspraxis herausgebildet, durch welche deutsche Tiefe und Gründlichkeit mehr und mehr zur Geltung kommt. Der Wunsch, daß größere Kreise einen Einblick in das innerste Wesen der deutschen Missionsarbeit gewinnen möchten, ist dem Verfasser Veranlassung zum Schreiben dieser Erinnerungen geworden. Wenn nämlich in den letzten Jahren neue Gesellschaften deshalb gegründet worden sind, weil man an der bisher befolgten „Missionsmethode" allerlei auszusetzen hatte, so läßt sich diese Erscheinung dadurch erklären, daß man über die Art, in welcher die alten deutschen Gesellschaften jetzt ihre Arbeit treiben, vielfach unrichtige Vorstellungen hatte, also zu wenig unterrichtet war.

Gegnern aber, die vielleicht mit ungläubigem Lächeln von dem christlichen Missionswerke sagen: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen!" ruft der Verfasser ein fröhliches: „Kommt und sehet!" zu. Auch den alten, treuen Freunden der Mission möchte er einen Dienst leisten, indem er die gesegnete Entwicklung der Arbeit unter einem der interessantesten Stämme Afrikas ihnen einfach und treu, nach eigenen Erlebnissen vor die Augen führt und sie dadurch einen tiefe

Blick thun läßt in die Leiden und Freuden der Missionare und in die schweren Kämpfe und Siege der aus den Heiden gesammelten Gemeinde, damit durch das Zeugnis von dem Gnadenwalten Gottes auf dem Missionsgebiete der Glaube gestärkt und die fürbittende und fürsorgende Liebe neu entzündet werde.

Wenn auch schon manche der in diesem Buche erzählten Ereignisse von berufener Feder in dankenswerter Weise dargestellt worden sind, so war es dem Verfasser doch ein Bedürfnis, die fortlaufende Entwicklung der Mission unter Sekukunis Stamm, soweit er sie miterlebt hat, bis zu seinem Abgange aus Südafrika selbst zu schildern. Möchte es der Segen dieser Erinnerungen sein, daß sie dem heiligen Missionswerke Freunde gewinnen und, wenn es Gott gefällt, auch einen oder den anderen Arbeiter, den die Liebe Christi dringt, dem Notschrei Afrikas Gehör zu geben: „Komm herüber und hilf uns!“

Berlin, im Juni 1888.

Merensky.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Das Buch erscheint in zweiter Auflage in einer Zeit, da die weiteren Geschicke Transvaals in einem blutigen Kriege ausgefochten werden, der auch für die Geschicke der Eingeborenen und für die weitere Entwicklung des Missionswerkes unter ihnen von der allergrößten Bedeutung ist. Möchten recht viele der lieben Leser mit mir fürbittend des Werkes gedenken, welches der Herr dort hat erstehen und aufblühen lassen. Daß nur Sein Reich komme an den Enden der Erde, und daß doch die armen Afrikaner voll und ganz des Friedens teilhaftig werden möchten, den der Herr auch dem dunklen Erdteil schenken will!

Berlin, im Dezember 1899.

Merensky.

Erstes Kapitel.

Der Anfang der Berliner Mission in Transvaal.

Auf den luftigen Höhen des mit grünen Matten bedeckten Drakengebirges erhebt sich an der äußersten nördlichen Grenze der englischen Natalkolonie neben dem Paß, welcher „Langes Neck" genannt wird, der 6—7000 Fuß hohe Amajubaberg. Diese Stätten, welche durch die hier ausgefochtenen Kämpfe der Engländer mit den Buren später in der ganzen Welt bekannt geworden sind, sahen am 22. März 1860 ein eigenartiges Schauspiel. Wo das englische Hauptquartier im Jahre 1881 seine Zelte aufschlug, standen zehn Wagen, welche die Not zusammengeführt hatte, in die alle durch die schlechte Beschaffenheit der Gebirgswege geraten waren. Einige dieser Wagen gehörten echten Transvaalbauern an, von denen viele das ungebundene Leben, welches in der Zeit des Treckens*) ein notwendiges Übel gewesen war, nun aus Gewohnheit weiter fortsetzten und lieber monatelang Strauße und Elefanten schossen, als daß sie in Feld und Garten arbeiteten. Andere waren das Eigentum des Herrn Kasimir, eines häßlichen, braunen Banianen aus Goa, der sich aber Portugiese nannte, welcher der größte Elfenbeinhändler des Landes war und eben 20000 Pfund der teuren Ware nach der Küste gebracht hatte; wieder andere gehörten Engländern, die es übernommen hatten, Frachtgüter nach dem Norden Transvaals zu schaffen. Eine bunte Gesellschaft tummelte sich hier, tagelang mühte man sich ab, um mit vereinten Kräften die schwer beladenen Gefährte durch einen unergründlich scheinenden morastigen Bach zu schaffen, und hatte zugleich Muße, Schäden an den Wagen auszubessern, welche durch das Felsgestein angerichtet worden waren. Etwas abseits stand der Wagen zweier blutjunger deutscher Missionare, welche auch an ihrem Wagen herumzuflicken hatten. Mit Teilnahme musterten sie die transvaalschen Leute und suchten mit der Vorsicht, die, um nicht Verdacht zu erwecken, geboten schien, mit den farbigen Dienern und Ochsenwächtern Verkehr anzuknüpfen; denn sie hatten alle Ursache, zu fürchten, daß man ihre Ankunft im Lande der ungebundenen Burenfreiheit nicht eben mit günstigen Augen ansehen werde.

Daß man damals in Transvaal den Missionaren, den zendelingen, nicht freundlich gesinnt war, konnten die beiden bald durch die ersten Gespräche merken, welche sie mit den Bauern über ihren Beruf führten.

*) „Treck" nennt man einen Wagenzug in Südafrika. Besonders gern gebraucht man das Wort, um die Züge der Bauern, die aus der Kapkolonie auswanderten, zu bezeichnen.

Nur die älteren und gebildeteren wußten etwas von Missionaren, auf welche man die Schuld von allem wirklichen oder vermeintlichen Unrecht häufte, welches England der Bauernbevölkerung des Kaplandes angethan hatte. Die Missionare hatten es verschuldet, daß erst die Hottentotten und dann die Sklaven für frei erklärt worden waren, sie mußten die Gouverneure beeinflußt haben, welche in den Grenzkriegen mit den Kaffern voreilig unter ungünstigen Bedingungen Frieden geschlossen hatten. Selbst den heimtückischen Mord, welchen der Sulukönig Dingan im Jahre 1837 an dem Bauernkommandanten Retief und seinen siebzig Begleitern verübt hatte, sollte durch den amerikanischen Missionar Owen veranlaßt worden sein. Auch die wenig freundliche Stellung, welche Livingstone zu den Buren eingenommen hatte, und die Weigerung englischer Missionare an der Westgrenze des Landes, die Machtvollkommenheit der republikanischen Behörden anzuerkennen, alles das hatte mitgewirkt, den Namen des Missionars in diesem Lande zu einem gehaßten zu machen.

Gewiß haben die Buren den meisten Missionaren durch ihre harten Urteile bitteres Unrecht gethan, allein eine unbefangene Betrachtung muß doch zugeben, daß während der ersten Jahrzehnte der südafrikanischen Missionsarbeit manche Missionare in einseitiger Weise die Interessen der Eingeborenen gegen die Kolonisten vertreten haben, und zwar nicht nur auf dem Wege, der ihnen zunächst geboten war, auf dem Wege persönlichen Eintretens durch Vorstellungen, Mahnungen und Bitten, sondern auch dadurch, daß sie dem christlichen Teile des englischen Volkes die Mißstände vorlegten und so die englischen Behörden, deren Oberhoheit damals am Kap noch bitter gehaßt wurde, zum Einschreiten reizten. Durch die Wahrnehmung, daß nicht allein die Missionare der Brüdergemeine im Kaplande in aller Ruhe treulich ihres Dienstes warteten, sondern daß es auch unter den französischen, deutschen und englischen Missionaren, welche vor ihnen den Oranjefluß überschritten hatten, und unter den amerikanischen Missionaren, welche vor ihnen im Natallande angelangt waren, viele aufrichtig fromme, ja heilig wandelnde und Liebe nach allen Seiten übende Männer gab, hatten sich einzelne Buren aus Feinden der Missionare zu ihren aufrichtigen Freunden umwandeln lassen, allein die große Menge der übrigen setzte der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden noch immer den alten Trotz entgegen. Man glaubte, daß die Missionsarbeit die verhaßte Gleichstellung der Schwarzen mit den Weißen anbahne, und deshalb war in das Grundgesetz der Republik der Satz aufgenommen worden: „Das Volk ist nicht gegen die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden, wird aber solche nur unter bestimmten Maßregeln gegen Betrug und Verführung zulassen.“ Ausdrücklich wurde noch in einem anderen Artikel die Gleichstellung der Weißen und Schwarzen verboten.

Daß die jüngeren Leute in Transvaal absolut nicht wußten, was ein Missionar sei und was sein Amt bezwecke, sahen wir bald an den unverständigen Fragen, mit denen wir immer wieder behelligt *wurden.* „*Führt ihr viel* Pulver, viel Branntwein?“ hatte Herr

Kasimir in seinem gebrochenen Holländisch gefragt, und wenn wir Buren gegenüber uns darauf einließen, in ernstester Weise darzulegen, was ein Missionar wolle und treibe, mußten wir dennoch fast immer bald darauf die Frage hören, was das Stück Leinewand und Kattun bei uns koste. Man hatte Fremdlinge bisher eben nur als Jäger oder Händler das Land besuchen sehen.

Dergleichen Wahrnehmungen kränkten uns, nahmen uns aber nicht den Mut. Wir kannten die Bauern und wußten, daß mit ihnen auch der Missionar fertig werden kann. Am 13. März 1859 war ich in Kapstadt gelandet und hatte also bereits ein volles Jahr bei der langen Ochsenwagenreise durch die Kapkolonie und den Freistaat, sowie auf Reisen in Natal und einer Untersuchungsreise über Natals Grenze gegen Norden hin, hinreichend Gelegenheit gehabt, mich mit den Eigentümlichkeiten der weißen Afrikaner bekannt zu machen und ihre Sprache zu erlernen. Die deutschen Missionare hatten bei vielen besseren Ruf, und es war Gottes Fügung gewesen, daß 1859 ein Zweigverein der Evangelischen Allianz (der zu Port Elisabeth in der Kapkolonie) an die Regierung und das Volk Transvaals ein offenes Schreiben gerichtet hatte, durch welches er die Buren wegen ihrer Stellung zu den Schwarzen und zu den Missionaren zur Rede stellte und sie für die Mission günstiger zu stimmen suchte. Auch hatte der damals in Ladysmith als Bauernprediger angestellte Pastor Huett durch Wort, Schrift und Beispiel seiner Gemeinde, und auf einer Reise auch den Gemeinden Transvaals, die Pflicht eindrücklich und wiederholt ans Herz gelegt, den Heiden, unter denen sie wohnten, das Evangelium zu bringen.

Auch in anderer Hinsicht war manches geschehen, welches zeigte, daß Zeit und Stunde zum Angriff des neuen Missionsgebietes in Transvaal gekommen war. Gewiß ist das Wort des Herrn vom Überschlagen der Kosten, ob man es habe den Turmbau hinauszuführen, auch für alle Unternehmungen im Reiche Gottes ein wichtiges Wort, besonders sollen aber Missionsgesellschaften nicht leichten Sinnes auf neue Vorstöße sich einlassen, es ist schon oft genug solch „Menschenwerk" zum Schaden der Beteiligten zu Schanden geworden. Unsere Berliner Gesellschaft konnte damals getrost das neue Arbeitsfeld betreten. Auf keinem ihrer bisherigen Arbeitsgebiete hatte sich das Werk so entwickelt, daß zu seiner Fortführung und weiteren Ausgestaltung die Aussendung von neuen Kräften geboten gewesen wäre. Bei einem gewissen Stillstand der Arbeit in Afrika hatte die Gesellschaft Zeit gehabt, ihre Kräfte in der Heimat zu mehren und zu organisieren. Mit der Kasse war es gut bestellt, und eine große Anzahl lebenskräftiger Hülfsvereine wartete mit heißem Verlangen darauf, daß endlich ein neuer Vorstoß gegen den Feind unternommen werde, und war zugleich bereit, solch neue Arbeit kräftig zu unterstützen. Dazu hatte die Leitung der Gesellschaft ein Mann übernommen, der selige Missionsinspektor Wallmann, dessen ganzes Leben mit der Mission innig verwachsen war, der dabei durch reichste zehnjährige Erfahrung, die er als Inspektor der Rheinischen Missionsgesellschaft auch in Bezug auf Afrika gesammelt hatte, wie selten ein

anderer, seiner Aufgabe gewachsen war, der auch das Vertrauen seiner Schüler in seltenem Maße genoß. Mit unermüdlichem Fleiß hatte dieser hochbegabte Mann alle die spärlichen Mittel, welche zur Erkundung der von Natal aus nördlich liegenden Gegenden damals aufzutreiben waren, treulich ausgenutzt und war der Überzeugung geworden, daß die Berliner Mission ihre Arbeit von Natal aus an der Ostküste nach Norden hin ausdehnen müsse. Richtig, ja unerläßlich ist es, daß zu solchen neuen Unternehmungen, die nach unbekannten Gegenden führen, junge frische Kräfte ausgewählt werden, ferner, daß zwei Leute gehen, denn geht einer allein, so ist, wenn ihn ein Unfall trifft, die gesammelte Erfahrung mit ihm begraben, richtig ist es auch, daß die für solche Aufgabe ausgewählten Missionare unverheiratet sind, damit keine Rücksichten sie nötigen, sich einen festen Wohnsitz zu wählen, bevor der denkbar günstigste Punkt besetzt werden kann, der doch in der Regel erst bei wiederholtem Untersuchen gefunden wird.

Mit herzlichster Freude und innigem Danke gegen Gott, der dadurch unsere tiefsten Herzenswünsche sich erfüllen ließ, war von uns die Weisung des Komitees aufgenommen worden, im Norden, womöglich unter dem Swasivolke, eine neue Mission anzufangen. Besondere Instruktionen wurden uns nicht erteilt. Die uns zugewiesenen Geldmittel waren sehr mäßig. £ 70 bis £ 80 für einen Ochsenwagen waren es und £ 90 für zwölf Ochsen, außerdem noch etwa £ 50. Von diesem Gelde hatten wir das meiste für Ankauf von Tauschartikeln, Handwerkzeug und Material, welches beim Aufbau einer Station nötig ist, bereits ausgegeben. Der alte liebe Bruder Posselt in Durban hatte uns bei diesen Einkäufen mit seinem guten Rat geholfen. Er hatte uns auch in einer Missionsstunde der Fürbitte seiner deutschen Gemeinde auf das wärmste empfohlen. Unvergeßlich blieb uns das dabei von ihm an uns gerichtete Wort: „Lieben Brüder, der Glaube, daß ihr des Herrn Jesu Werk treibt, der allein wird euch Kraft geben, die Mühen und Nöte zu überwinden, die eurer bei der Erfüllung der euch gewordenen Aufgabe harren! Die Buren Transvaals werden euch sagen: „Ein Missionar ist der unnützeste Mensch, der auf Erden lebt", und das Schlimmste ist, daß Zeiten kommen werden, wo ihr das selber denkt." Wir hatten dann auf dem lieben Emmaus unter dem Drakengebirge, wo wir in Missionar Zunkels Hause eine Heimat in der Fremde gefunden hatten, fleißig an unserer und des Wagens Ausrüstung gearbeitet. Der Wagen, den wir alt gekauft hatten, war von uns selbst repariert und mit glänzendem Anstrich versehen worden. Trecktau, Joche, alles war in bester Ordnung, wußten wir doch, daß in Afrika der Erfolg bei weiten Reisen oft von der Tüchtigkeit des Wagens abhängt, und daß man vom Aussehen des Wagens auf den Wert seines Besitzers schließt. An Proviant fehte es nicht. Frau Missionar Zunkel hatte uns einen Sack afrikanischen Reisezwiebacks gebacken, und ein ganzer Ochse war zur Herstellung von getrocknetem Fleische (Biltong) verwendet worden. Dazu hatte ich selbst in Bezug auf das Reisen mit dem Ochsenwagen reiche Erfahrung gesammelt, denn ich hatte nach meiner Ankunft in Kapstadt die ganze Kapkolonie,

den Freistaat und endlich das Natalland auf diese Weise durchzogen, hatte so insgesamt dreihundert deutsche Meilen auf gebahnten und ungebahnten Wegen zurückgelegt und hatte dabei alle die verschiedenen Lagen kennen gelernt, in welche bei solchen Reisen Menschen, Wagen und Zugtiere kommen können. Zur Ausführung des neuen Unternehmens war außer mir Missionar Grützner bestimmt worden, mit welchem ich seit Jahren durch die Bande treuester Freundschaft verbunden war. So konnten wir guten Mutes die Reise antreten, obwohl wir nur etwa 150 Mark mit uns nahmen und nicht einmal treue Christen zur Begleitung hatten. Den älteren verheirateten Männern der Station Emmaus schien eine Reise in das damals sehr verrufene Burenland ein waghalsiges Unternehmen zu sein, so hatten wir zum Treiber einen klugen, vielgewandten Mann, der aber von der Gemeinde ausgeschlossen war, und zum Leiter einen Heiden annehmen müssen.

Unser Ziel war zunächst Swasiland, wir durften aber nicht wagen dort einzuziehen, ohne uns mit den Lydenburger Bauern zu verständigen*), so waren wir also auf dem Wege nach Lydenburg. Mit frischem Mute und fröhlicher Hoffnung betraten wir Transvaal. Wir waren beide kerngesund, stark und gewandt und überwanden deshalb alle Mühen des Weges leicht. Mein lieber Freund hatte das Unglück gehabt, sich bei dem Hantieren am Wagen das Fleisch von der Spitze eines Fingers abzuquetschen, sonst fehlten Abenteuer. Der Löwen wegen, die es damas im Lande noch sehr zahlreich gab, wurden allabendlich, sobald es dunkelte, alle Ochsen mit starken, doppelten Riemen am Wagen festgebunden, aber weder Löwen noch andere wilde Tiere belästigten uns. Da auch die großen Antilopenherden, welche sonst diese Gegend belebten, nach anderen Weidegründen gezogen waren, so war die öde Hochfläche wie ausgestorben, denn weiße Leute wohnten damals hier noch nicht, nur wenige Kaffern fanden sich am Vaalfluß, sonst zogen kleine Haufen von wilden Buschleuteu in diesen Ebenen den Herden des Wildes nach.

Von Sandspruit im Drakengebirge bis vor Lydenburg trafen wir nicht einen einzigen Bauernplatz. Die Bauern waren zunächst von den wärmeren, westlich und nördlich gelegenen Gegenden angelockt worden, in denen sich reichlicher fließende Quellen, Bäche und Flüsse fanden. Später, als sie zu ihrem Schaden erfahren hatten, daß sich in diesen wärmeren Gebieten weder Schafzucht noch Pferdezucht treiben lasse, verließen sie die zuerst angelegten Höfe und zogen auf die gesunde kältere Hochfläche, welche 5—6000 Fuß über dem Meere liegt.

Inwieweit oder vielmehr wie wenig es den Buren bisher gelungen war, Ordnung in dem Gebiet ihres jungen „Staates" zu schaffen, sollten wir sehen, noch ehe wir den Vaalfluß überschritten hatten. Die Swasi hatten einen kleinen Stamm, den der Maveli, der an den nördlichen Quellflüssen des Vaal lebte, überfallen, selbstverständlich mit stillschweigender oder direkter Erlaubnis von seiten der Lydenburger Bauern; denn daß erstes Erfordernis in jedem Lande Sicherheit für Leben und Eigentum ist und erste Pflicht einer Regierung, Leben

*) Bis zum Jahre 1860 bildete die Republik Lydenburg ein eigenes Staatswesen.

und Eigentum aller ihrer Unterthanen zu schützen, das ist den Bauern erst nach und nach klar geworden, daß aber auch schwarze Unterthanen gleiches Recht auf Schutz der Regierung haben wie weiße Bürger, das hätten in jenen Zeiten wohl nur wenige Bauern begriffen und zugestanden. Auf uns, die wir bisher in den englischen Kolonieen nichts derartiges gesehen hatten, machte es einen überaus betrübenden Eindruck, als wir erst Tausende von geflüchteten Rindern über die Ebene treiben sahen und dann verbrannte Kraale trafen, über denen Aasgeier kreisten. Die Wut der wilden Krieger hatte hier nichts am Leben gelassen, denn auch die Hunde lagen erstochen umher, und nichts war unzerstört, denn selbst die Töpfe waren zerschlagen worden. Neben dem Wagenwege war das Gras niedergetreten und so eine neue „Heerstraße" entstanden. Zum erstenmal waren wir Zeugen von den Wirkungen dieser Raubzüge, deren Art wir zugleich hier kennen lernten. Das Heer verläßt sein Land bei solcher Gelegenheit des Nachts, damit niemand vom eigenen Volke es merke, nach welcher Richtung hin der Zug sich richtet, nachts wird marschiert, indem man bewohnte Gegenden sorgfältig vermeidet, bei Tage verbirgt sich die Schar in irgend einem Dickicht oder in einer tiefen Gebirgskluft, bis endlich das als Opfer ausersehene Dorf bei Nacht erreicht wird. In der Morgenfrühe ist es umzingelt, und wenn auf das erhobene Kriegsgebrüll die Schläfer aus den Häusern schlüpfen, stürzen sie in die Speere der erbarmungslosen Mörder, welche weder Greis, noch Weib, noch Kind schonen; hingeschlachtet wird alles, oder dem Tode in den Flammen überliefert. So war es hier den Dörfern der Maveli, der Molamboschen Leute ergangen. Die Swasi waren Meister in Überfällen dieser Art, von ihnen und den Sulu haben aber auch die sonst milder veranlagten Baßuto diese grausame Kriegführung angenommen.

Ohne Unfall erreichten wir am 3. April Lydenburg, wo wir die Bauern in großer Anzahl versammelt fanden, um Osterfest zu feiern. Nicht nur damals, sondern auch jetzt noch finden von Zeit zu Zeit, wenn Nachtmahl gehalten wird, in Südafrika auf den Kirchdörfern wahre Kirchfeste statt. Von nah und fern kommen die Bauern mit ihren Wagen, schlagen neben denselben ihre Zelte auf und bilden um die Kirche herum eine förmliche Wagenburg. So war es auch hier; Händler hatten sich eingefunden, und wir konnten gleich mit vielen Leuten des Distriktes Bekanntschaften anknüpfen. Unser Kommen war das Ereignis des Tages. Der Prediger der Bauern, ein junger, vor ganz kurzer Zeit aus Holland eingetroffener Geistlicher, Namens van Heyningen, ein Schüler Oosterzees, nahm uns mit großer Freude und Herzlichkeit auf. Wir haben auch später wieder und immer wieder in seinem gastlichen Hause freundlichste Aufnahme gefunden; er und seine Gattin, welche als fein gebildete Europäerin sich hier ziemlich vereinsamt fühlte, sind nicht müde geworden, uns immer neue Beweise aufrichtigster Freundschaft zu geben. Van Heyningen hat bis zum Jahre 1865, in welchem Jahre er eine Gemeinde im Freistaat übernahm, sein Amt in Lydenburg treu verwaltet, hat sich bei den mühsamen Reisen, welche durch das entfernte Wohnen vieler seiner Gemeindeglieder verursacht wurden, welche ihn auch nach Soutpansberg und

Ein afrikanischer Ochsenwagen.

Waterberg führten, nicht geschont, er hatte aber einen schweren Stand den eingewurzelten Vorurteilen gegenüber, welche viele Bewohner Transvaals damals festhielten. Wir sollten bald selbst erfahren, wie stark diese Vorurteile in jener Zeit noch waren. Es waren in der Lydenburger Gemeinde viele aufrichtig fromme Christen, manche waren durch Missionare in der Kapkolonie zum lebendigen christlichen Glauben erweckt worden, solche und andere hatten dort beständig mit Missionaren freundschaftlich verkehrt, zu ihnen gehörte Ludwig Botma, der in seinen jungen Jahren, als er noch am Honigberge in der westlichen Kapkolonie wohnte, dort viel mit Schmelen und den ersten rheinischen Sendboten Umgang gepflogen hatte. Jetzt war er alt geworden, genoß aber hier in dem Lande, wohin er ausgewandert war, bei seinen Landsleuten als Kirchenältester großes Ansehen. Van Heyningen forderte mich unter Zustimmung des Gemeindekirchenrats und dem Beifall vieler Gemeindeglieder auf, an einem der Kirchtage zu predigen, allein kaum war dies ruchbar geworden, als ein anderer Teil der Gemeinde sich gegen dieses Vorhaben förmlich empörte. „Wenn der Missionar auf der Kanzel gestanden hat, schlagen wir sie in Stücke! Wir wollen nicht, daß ein Mensch, der den Heiden predigt, in unserer Kirche auftritt!“ Um des Friedens willen mußte der Plan aufgegeben werden. Ich hielt aber eine Abendpredigt im Hause des Landdrosten, Herrn Potgieter, welcher auch sonst in allen Stücken sich freundlich zu uns stellte.

Der Landdrost hielt mit den Männern, welche den Volksrat von Lydenburg bildeten, eine Beratung, und man hatte gegen unser Vorhaben, eine Reise zu den Swasi zu machen, nichts einzuwenden, nur die Bedingung stellte man, daß wir dort niemals Gewehre, Pulver und Blei einführen oder deren Einführung begünstigen sollten. Dazu verpflichteten wir uns selbstverständlich ohne Rückhalt und befanden uns bald darauf auf der Reise zu dem Swasivolk.*)

Dieses Volk ist dem Suluvolk nahe verwandt. Nach Körperbildung und Sitten kann man die Swasi ohne weiteres zu den Sulu zählen, obwohl ihre Sprache von der der Sulu dialektisch verschieden ist. Die Swasisprache kennt keine Schnalzlaute; sie hat etwas Weiches, und auch das Benehmen der älteren Leute, sowie die häuslichen Sitten zeigen nicht nur eine gewisse Milde, sondern zeugen auch von Rechtsgefühl, von Ehrenhaftigkeit und Anstand. Die Verfassung, der Despotismus des Herrschers, der Militarismus, die gelegentlichen Grausamkeiten, die der König verüben läßt, die Wildheit der losgelassenen Krieger, das alles ist hier genau wie unter den Sulu zu finden. Als wir die Swasi besuchten, waren nur erst wenige Europäer mit ihnen in Berührung gekommen. Zuerst hatte man von diesem Volke in den zwanziger und dreißiger Jahren gehört, als der furchtbare Sulukönig Tschaka seine Kriegszüge auch bis hierher ausdehnte. Er führte zwar große Viehherden aus dem Lande als Beute weg und

*) Wir reichten damals der Regierung einen Entwurf ein, welcher fünfzehn Artikel enthielt, nach denen wir unser Verhältnis zur Republik gestaltet sehen wollten. Die Lydenburger waren damit zufrieden; in Pretoria aber ging man auf unsere Vorschläge nicht ein, sondern machte andere Bestimmungen. Siehe Anhang I.

verbrannte viele der verlassenen Dörfer, aber das Volk konnte er nicht bezwingen; es verbarg sich in den Höhlen und Schluchten und machte die unzugänglichen Felsgebirge zu seinen Burgen, so mußte der wilde Eroberer jedesmal ohne Sieg davonziehen. Der Haß gegen den gemeinsamen Feind ließ den König Rapusa,*) der damals über die Swasi herrschte, Anschluß an die weiter südlich wohnenden Baßuto suchen; besonders wurde die Stadt Marokkos, Thaba-nchu, öfter von Gesandtschaften besucht; auch sollen von hier aus damals zwei weiße Abenteurer zu den Swasi gelangt sein, ein deutscher Philanthrop, Seidenstecher, der zu Pferd, nur von einem farbigen Diener begleitet, sich im Innern, nördlich vom Oranjefluß, abenteuernd umhertrieb, um die Wilden menschlich zu machen, und Martins, ein englischer Sektierer, der ohne alle Habe, nur mit einem Regenschirm und einer Bibel ausgerüstet, auch die Swasi besuchte, um sie zu seinen Ideeen zu bekehren. Was aus diesen beiden Leuten geworden ist, weiß man nicht; sie sind verschollen. Gerüchte besagen, daß sie von den Swasi getötet worden seien. Dem steht indessen die Thatsache entgegen, daß die Kaffern nicht leicht Fremdlinge töten, die ihnen nichts Übles zugefügt haben. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die des Landes unkundigen, von allen Mitteln entblößten Leute in den nördlichen, ungesunden Gegenden dem Fieber erlegen sind. Am wenigsten hätten ihnen die Swasi etwas zuleide gethan; denn Rapusa war ein Freund der Weißen. Bei seinem Tode gab er seinen Räten und seinem Sohne als seinen letzten Willen kund, sie sollten Missionare rufen, und niemals sollte ein weißer Mann von einem Gliede seines Volkes getötet werden. „So lange ihr mit den Weißen in Frieden und Freundschaft lebt, wird euer Reich bestehen!“ soll Rapusas letztes Wort gewesen sein. Sein Volk und seine Nachfolger haben dies Vermächtnis wohl bewahrt. Niemals haben die Swasi einen Krieg mit den Weißen, weder mit Buren noch mit Engländern, geführt, und bis auf den heutigen Tag ist noch kein weißer Mann von dem Speer eines Swasikriegers gefallen. Bemerkenswert erscheint, daß infolge dieser Stellung des Volkes zu den Weißen das Swasireich ein selbständiges Reich geblieben ist, während das Reich der Sulu, das Reich des Moschesch, ja alle anderen Reiche der Kaffern in weitem Umkreis dem Andringen der Weißen nicht stand gehalten haben.

Drei Jahre nach dem Tode des Königs Rapusa zog der wesleyanische Missionar Allison mit seinem Weibe, begleitet von zwölf Nationalgehülfen aus dem Baßutovolke, in Matemba, der damaligen Hauptstadt des Swasilandes, ein. Ehrenvoll war sein Empfang; großer Jubel herrschte bei Fürst und Volk. Am Assagaifluß (Umkonto) legte er eine Station an, auf welcher manchmal über tausend Menschen sich zum Gottesdienst versammelten; dreißig Taufbewerber hatten sich gemeldet, als ganz plötzlich ein furchtbares Unwetter das ganze hoffnungsvolle Werk zerstörte. Ein Bruder des jungen Häuptlings Umswasi machte, wie das bei den unglücklichen polygamischen Ver-

*) Nach diesem Fürsten wurden die Swasi damals Ba-Rapusa oder Baraputsa, d. h. Leute des Rapusa, genannt.

hältnissen in Afrika so häufig vorkommt, diesem die Herrschaft streitig. Mit einemmale war die Umgegend der Station, ohne daß der Missionar es hindern konnte, mit Anhängern dieser unzufriedenen Partei besetzt, welche natürlich die eifrigsten Besucher der Gottesdienste waren. Da überfiel plötzlich an einem Sonntagsmorgen ein Kriegshaufe des Königs das Volk auf und bei dem Missionsplatz. Wie zwei Ungewitter trafen die feindlichen Heerhaufen aufeinander. Furchtbar war der Zusammenstoß; in einem Augenblick lagen Haufen von Verwundeten, Sterbenden und Toten auf der Walstatt. Greise, Weiber und Kinder flüchteten sich, von rachedürstigen Kriegern verfolgt, in die Kirche und die Wohnung des Missionars; erbarmungslos wurden die betenden und um Erbarmen schreienden Haufen niedergemacht. Der Missionar hatte sich auf das Kirchdach geflüchtet und schaute von dort dem Gemetzel zu. Ihn hatte man am meisten gefürchtet; er werde die Welt in Brand stecken, so hatte das Volk gesagt, wenn man seinem Platze nahe, und der König hatte sich erst dann zur Absendung seiner Truppen entschlossen, als einige ihm befreundete Bauernjäger sich bereit erklärten, die Expedition mitzumachen. Mr. Allison geschah kein Leid; auch sein Weib wurde geschont, das im Hause geblieben war und dort inmitten der geflüchteten Weiber und Kinder stand, welche rings um die schwache Frau und an ihrem Leibe hängend durchbohrt oder niedergeschlagen wurden. Einige Mädchen hat sie dabei doch gerettet, indem sie sie mit ihren Armen und Kleidern bedeckte. Im Hause und in der Kirche lagen sechzig Leichen. Nach dem Gemetzel packten die lieben Missionsleute ihren Wagen und begaben sich nach der englischen Natalkolonie, wo von ihnen die Station Edendale bei Maritzburg gegründet wurde, wohin ihnen viele Flüchtlinge aus dem Swasilande folgten. Allison arbeitete später in Maritzburg selbst, und wir jungen Missionare haben uns dort oft an dem Glauben des alternden Mannes und seiner nicht nachlassenden Liebe zu den Farbigen erbaut und aus dem Schatze seiner Erfahrungen manche wertvolle Gabe für unser Amtsleben mit fortgenommen. Tief ergreifend war es auch, daß seine schon kränkelnde Gattin bis zuletzt nur Lob und Dank für die Gnade Gottes fühlte, durch die sie zum Dienst unter den Heiden geführt worden war. „Ich tausche nicht mit der Königin von England, wenn ich es auch könnte, und wenn ich noch ein Leben zu leben hätte, so wollte ich es wieder im Dienste der Mission verbringen," so sagte sie einst zu einer jungen deutschen Missionarsfrau, die sich eben zu einer Reise in das Innere anschickte. Seither war es von keiner Seite versucht worden, dem Evangelium aufs neue Eingang im Swasilande zu verschaffen, bis endlich wir im April des Jahres 1860 uns mühsam den Weg in das vergessene Gebiet zu bahnen suchten.

Die Aufgabe war für uns junge unerfahrene Leute keine leichte. Schon äußerlich angesehen war es damals schwer genug, in dieses Land zu gelangen. Ein Wagenweg führte nicht hinein. Leute, welche die Gebirge, die Schluchten, Pässe und Flüsse kannten, hatten wir nicht; denn ein Wegweiser, den uns ein Bauer an der Grenze der damals von Weißen bewohnten Welt zuwies, verließ uns noch am

selben Tage heimlich. Es war leicht zu erklären, weshalb niemand von den vielen um Lydenburg ansässigen Kaffern mit uns gehen wollte; denn alle Baßuto gehörten zu den Nationalfeinden der Swasi, und alle unter den Bauern lebenden Abkömmlinge des Swasivolkes waren als Flüchtlinge den Händen des schrecklichen Swasikönigs entronnen; keiner der Schwarzen aber traute uns unbekannten jungen Fremdlingen zu, daß unser Einfluß ihn vor dem Tyrannen würde beschützen können. Ja, wenn wir noch einen der damals in jenen Gegenden unter den Eingeborenen hoch angesehenen Bauernführer zu unserer Begleitung gehabt hätten! Aber so? Verwundert schlugen die Kafferweiber, welche auf den Bauernplätzen in den Gärten arbeiteten, in die Hände, daß so „kleine Leute" zu dem „großen" Könige gehen wollten, Leute, die, wie eine ausrief, noch nicht einmal Frauen hätten; was hatten solche „abakana", solche Knaben, nur dort zu suchen!

Wir zogen aber unsere Straße getrost, im Namen dessen, der uns gesandt hatte, des Knechte und Boten wir trotz aller Armut der äußeren Erscheinung waren. Freilich waren bald auch die Spuren des Jagdweges nicht mehr zu erkennen, den wir auf Rat der Bauern, nach Osten hin uns wendend, eingeschlagen hatten. Dort, wo jetzt die Straße, welche von Natal nach den Goldfeldern bei Barberton führt, den Komatefluß durchschneidet, suchten wir uns mit großer Mühe und unter wirklicher Gefahr den Weg am Gebirge hinunter. Obwohl es über Felsgerölle und Felsenbänke ging, und wir an einer Stelle drei Räder des Wagens „hemmen", festmachen, auch wohl den Wagen dadurch, daß wir ihn an Riemen hielten, vor dem Umfallen schützen mußten, gelangten wir dennoch glücklich in das Thal des Flusses, welcher das Swasiland durchschneidet. Im Thal selbst waren es wieder die tiefen Regenschluchten, welche uns oft Halt geboten, welche auch wohl, weil sie unpassierbar waren, umfahren werden mußten; aber nach tagelangem Mühen belohnte uns endlich der Anblick von Gärten, welche ein untrügliches Anzeichen waren, daß wir das Gebiet des gesuchten Volkes betreten hatten.

Hier war wieder einmal Kriegsgeschrei. Die ersten Weiber, welche sich an den Wagen herantrauten, sagten uns, daß eine Panik das Volk erfaßt habe, weil ein Suluheer im Anmarsch sei. Bald sahen wir auch Züge von Weibern, welche den Bergen und Höhlen zueilten, und Haufen von jungen Kriegern, die auf dem Marsch zu ihren Regimentern sich befanden; ein alter Mann aber kam daher in vornehmer Haltung, stellte sich uns mit großem Anstand und augenscheinlichem Wohlwollen als Grenzbeamter vor und führte unsern Wagen durch Gärten und bei einigen Dörfer vorbei zu dem Wohnsitz des Distrikthäuptlings Capuna.

Nicht lange dauerte es, so ließ sich dieser Würdenträger bei uns sehen, aber der Bescheid, den wir auf unsere Bitte, uns zu dem König zu führen, erhielten, lautete nicht eben tröstlich. „Der König," hieß es, „hat seine Hauptstadt verlassen, er hat seinen Kriegsschlupfwinkel, eine entlegene Felsenhöhle, aufgesucht, dorthin dürfen Fremde nicht geführt werden. Ihr könnt aber bleiben und warten, bis es ihm genehm ist, euch zu sich zu bescheiden." Wie ist solches Warten dem

Europäer, der sich noch nicht in afrikanische Verhältnisse eingelebt hat, doch so schwer! Wir hatten aber gar keine Wahl, als geduldig die weitere Entwickelung der Dinge mit anzusehen. Freund Capuna nutzte die Zeit aus, um dies und das uns abzunötigen, was er noch nötiger zu brauchen schien, als er meinte, daß dies bei uns der Fall sei. Die „Not des Lebens" brachte auch mancherlei Geschäfte, unser Proviant ging zu Ende, und es war eine täglich wiederkehrende, nicht geringe Mühe, für möglichst wenig Glasperlen den Weibern Korn, Erbsen und Bohnen abzukaufen, die sie in möglichst kleinen Quantitäten einzeln herbeibrachten. Der dadurch in den Morgenstunden tagtäglich eröffnete Markt bildete für die schwarzen alten und jungen Händlerinnen augenscheinlich eine äußerst angenehme Unterhaltung, die niemals lange genug währen konnte. Einige Abwechselung brachte in die tägliche Arbeit von Kaufen, Kochen oder Brotbacken (man bäckt auf solchen Reisen manchmal Brot in eisernem Topfe, Mehl und Sauerteig hatten wir von Lydenburg mitgenommen) die Ankunft einiger Bauernjäger, welche am Flusse ein Nilpferd schossen und Briefe mitnahmen, die endlich Nachricht von uns nach Europa brachten; denn die freundlichen Leute waren von der Grenze Natals und konnten so die Briefe wirklich zur Post befördern. Ernstere Beschäftigung boten uns ärztliche Kuren, und bot uns die Gelegenheit, Erkundigungen über Land und Volk einzuziehen. Unser Treiber Saul war ein tüchtiger Dolmetscher, sonst hatte er wenig gute Eigenschaften, jedenfalls lag es ihm nicht daran, die Wartezeit abzukürzen, denn da er ein interessanter Mann war, fehlte es ihm nicht an Einladungen auf die nahen Dörfer, welche er der Reihe nach besuchte. Unmöglich war es für uns unter diesen Verhältnissen, das Wort Gottes den Heiden zu verkünden. Wenn wir auch Saul dabei hätten benutzen wollen, so hätte sich niemand zum Hören hergegeben. Bei diesem militärisch streng organisierten Volke wagte niemand, zu einem anderen als dem bei den Autoritäten angemeldeten Zweck uns zu besuchen und bei uns zu verweilen. Es vergingen so fast zwei Wochen; während dieser Zeit fanden verschiedene Besprechungen mit den Häuptlingen statt, aus denen wir entnehmen konnten, daß der König wegen der Vorgänge auf Allisons Station gegen Missionare sehr mißtrauisch sei, und daß sein ganzes Streben sich auf den Besitz von Pferden und Gewehren richte. Er hatte an den erfolgreichen Kriegszügen der Buren gesehen, wieviel davon im Kriege abhängt, und hatte selbst bereits das Reiten gelernt. Endlich erschien ein Abgesandter des Königs, Umsisi mit Namen, der brachte aber auch nicht die ersehnte Botschaft, daß wir nach der Hauptstadt kommen sollten, über den Zweck unseres Kommens fragte er in Gegenwart der versammelten Häuptlinge uns aus. Als er aber in Bezug auf unseren Wunsch, den König selbst zu sprechen, erklärte, er habe keinen Befehl, uns zu rufen, aber auch keinen, uns zurückzuhalten, rüsteten wir zum Aufbruch und begaben uns anderen Tages auf den Marsch. Es lag keine Möglichkeit vor, zu Wagen weiter vorzudringen, so ließen wir den Wagen und alles, was drauf und dran war, unter der Obhut des alten Grenzbeamten Unsamela und zogen von Umsisi, einigen

Trägern und unseren Leuten begleitet den Komatefluß abwärts. Eine herrliche aber wildzerklüftete Gebirgslandschaft war es, durch welche der Fluß sich wand, er durchbricht das mächtige Makondschwagebirge, welches Swasiland von Süd nach Nord durchzieht. Die Felsenfesten dieses Gebirges machen das Volk unbesiegbar, die zahlreichen Felsenhöhlen bieten Weibern und Kindern, oft auch Herden von Rindern sichere Zufluchtsstätten. Am zweiten Tage der Reise erlegte ich ein Nilpferd von zwölf Fuß Länge; bei diesem fetten Braten mußten wir rasten und eine Nacht kampieren, denn in Gesellschaft von so vielen guten Freunden, die von nah und fern herbeieilten, um an dem Mahle teilzunehmen, sich einmal so recht übersatt an Fleisch essen zu können, war auch für unsere Begleiter eine zu große Ergötzlichkeit. Die Gebirge, welche wir am dritten Tage erklimmen mußten, waren entsetzlich steil und hoch, und müde genug waren wir, als man uns endlich am vierten Tage Hocho, die augenblickliche Residenz des Königs, zeigte. Wir durften indessen die Stadt ohne specielle Erlaubnis nicht betreten; man hielt uns bei den letzten Dörfern auf, bis endlich die ersehnte Botschaft kam, daß wir erwartet würden. Vor der Stadt begegnete uns ein mit Federn und Perlengehängen reich ausgeputzter Herold, der führte uns in die isibaya, den großen, von hohem Stangenwerk umzäunten Hof, der als Viehhürde, Exerzier- und Versammlungsplatz dient. Dieser Platz war rund und sein Durchmesser mochte etwa 500 Schritt betragen. Draußen vor der Pallisadenwand schlossen sich Komplexe von Hütten für Abteilungen der Soldaten an, zwischen ihnen waren hie und da „Schilderhäuser" errichtet, die ihre ursprüngliche Bedeutung hatten, sie waren hier noch der Aufbewahrungsort für die Schilde. Wird Alarm gegeben, so sammelt sich die zuständige Abteilung beim Schilderhaus, weil jeder seinen Schild haben muß, ehe er daran denken darf, dem Feind entgegenzutreten. Ganz draußen zog sich eine Doppelreihe von Hütten und Höfen der verheirateten Leute um das Ganze. Bald sammelte sich das Volk, ein amerikanischer Schaukelstuhl wurde für den König zurecht gestellt, bei dessen Ankunft von allen Seiten der donnernde Gruß: „bayeti" d. i. „Majestät!" ertönte. Umswasi schien ein Mann von etwa 35 Jahren zu sein, er war wohlbeleibt, rein gewaschen, mit teuren Affenfellen bekleidet, sonst aber ohne Schmuck und Zier. Merkwürdig war für uns die Wahrnehmung, daß sein Gesicht eher einen gutmütigen als einen grausamen Ausdruck hatte, und doch war dies ein Mann, vor dessen Grausamkeit und Mordlust seine Unterthanen und die Völker nah und fern erbebten. Schon als Knabe, so erzählten die Leute, habe er an seinen Gespielen seinen grausamen Mut gekühlt. Er ließ sie manchmal Hornissen mit bloßen Händen fangen, wenn einer der Gestochenen dabei vor Schmerz zuckte und aufschrie, ließ er ihn von den andern lebendig begraben. Einem Knaben, den er haßte, reichte er ein Stück Fleisch auf des Speeres Spitze, als der es mit dem Munde nahm, stieß er ihm den Speer in den Schlund. Dafür habe sein Vater ihn gescholten, sagte das Volk, allein sein Großvater habe solche Thaten auch schon als Knabe verübt.

Uns grüßte der König mit dem holländisch-südafrikanischen Wort: „Morro Baas,“*) er sah aber ziemlich verächtlich auf uns herab, und es geschah gewiß mit Überlegung, daß gerade jetzt Diener große Schüsseln voll Fleisch für seine Hunde herbeischleppten, welche gierig darüber herfielen. Er schaute mit Wohlgefallen zu, indem er sich in seinem Schaukelstuhle wiegte. Gewiß wollte er uns dadurch von Anfang an zeigen, daß Missionare und das, was sie zu sagen haben, für ihn ohne jedes Interesse wären. Daß wir Männer ohne Namen, junge, unbekannte Leute waren, mag auch zu diesem Empfange beigetragen haben, auch wohl der ärmliche Aufzug, in dem wir vor ihm standen. Wir trugen nur ganz gewöhnliche Reisekleider, wie sie auch Buren trugen, und Saul hatte schon vorher bedauert, daß wir uns zu der Vorstellung nicht schwarze Anzüge mitgebracht hatten, „denn,“ sagte er, „die Schwarzen schließen ebenso wie die weißen Leute von der Kleidung auf den Rang des Mannes.“

Unseren Gewehren schenkte der König mehr Aufmerksamkeit als unseren Worten. Daß wir ihm sagten, wir seien gesandt, ihm das Wort des lebendigen Gottes zu bringen, bewog ihn zu der Frage, ob denn ein König uns gesandt habe, bald aber schnitt er alle Erörterungen damit ab, daß er erklärte, Missionar Allison habe ebenso geredet wie wir, und doch habe er durch ihn viele Leute verloren. Menschlich klug war es von uns nicht gehandelt, daß wir dies Thema nicht fallen ließen, das zeigte uns das Murren seiner Induna (Räte), als wir fragten, wie sich das zugetragen habe, aber der König erklärte die Sache in seiner Weise. „Allison predigte“, so erzählte er, „daß es Sünde ist, einen Menschen zu töten, da suchten die abatakati (d. i. Hexenmeister, Gesamtbezeichnung für schlechte Menschen) Zuflucht bei ihm, alle Taugenichtse liefen hin, denn sie glaubten dort sicher zu sein, endlich ist mein eigener Bruder zu ihm geflohen, und ich habe den ganzen Haufen töten müssen. Bei weiterer Erörterung über die Gebote Gottes rief er aus: „Das Gebot ‚Du sollst nicht töten‘ taugt nicht für mich und mein Volk! Ich muß töten können, wen ich töten will, womit soll ich strafen, wenn ein Bote seine Botschaft nicht schnell ausrichtet, was sollen meine Soldaten essen, wenn sie keine Kriegszüge unternehmen?“ Unsere Erörterungen, daß man Gottes Gebote halten müsse, und daß die christlichen Völker groß und mächtig geworden seien, indem sie die Gebote befolgten, schnitt er ab mit dem Worte: „Wir Swasi haben es immer so gehalten“ und gab endlich seinen Endbescheid dahin ab, daß wir die Knaben im Lesen und Schreiben, andere Leute auch in anderen Künsten der Weißen unterrichten sollten, daß aber die alten Leute bleiben sollten, wie sie wären.

Nie werde ich den Jubel vergessen, in den der Haufe der alten schmeichlerischen Räte auf dieses Wort des Königs hin ausbrach. Einer machte sich krumm, zog die Haut in Falten zusammen und ahmte mit dem Schauspielertalent, welches den Afrikanern eigen ist, die Gebärden eines alten Mannes nach, er humpelte am Stock einher und rief: „Wie würde das aussehen, wenn alte Leute der Lehre

*) „Morro“ soll „guten Morgen“ heißen.

Jehovas nachliefen?" Wir wurden entlassen. Ein reinliches Haus wurde uns angewiesen, eine junge Kuh gab man uns als Schlachttier, Bier und Milch wurde herbeigetragen, und unser Führer Umsisi schien befriedigt über den Ausgang der Sache.

Unsere Herzen freilich waren mit sorgenvollen Gedanken erfüllt. Wir standen vor einer schweren Entscheidung. Nach Menschengedanken konnte unter diesem Volke das Evangelium seine Kraft nicht entfalten, so lange hier die Macht und damit der Einfluß des tyrannischen Königs ungebrochen herrschte. Ich kann nicht sagen, daß es uns erschien, als ob das Volk selbst noch nicht vorbereitet genug sei, das Wort Gottes zu hören. Die Krieger freilich sahen wild genug aus, und auch die Weiber schwatzten und lachten meist miteinander, wenn sie uns erblickten, so daß wir von ihnen nicht gerade gute Eindrücke empfingen, aber von den gesetzten verheirateten Männern hatten viele einen um so besseren Eindruck auf uns gemacht. Wir waren von ihnen überall mit Höflichkeit, oft mit ausgesuchter Höflichkeit und vielem Anstand behandelt worden. Umsisi hatte auf unsere Schritte und Tritte auf den schwierigen Felsenwegen des Makondschwagebirges achtgegeben, wie ein europäischer Gebirgsführer es etwa bei Damen thut; manchmal schien auch ein tieferes Verlangen der umdüsterten Heidenherzen sich kund zu thun. Vielleicht war es das in allen Heiden vorhandene, unbewußte, verborgene Sehnen nach Gotteserkenntnis, nach Licht, Wahrheit und Frieden, oder es war durch Allisons Predigten und durch die Wirksamkeit seiner eingebornen Helfer aus den Baßuto schon bei manchen dieser Leute ein klareres Verständnis für unser Thun und unsere Botschaft vorhanden. Solche Wahrnehmungen weckten in uns das Verlangen, das Licht des Wortes Gottes hineinleuchten zu lassen in die Finsternis, die dieses Volk umnachtet hielt, aber das Gebrüll und das taktmäßige Stampfen der Kriegerhaufen, die ihre von erstaunlicher Übung, Gelenkigkeit und Kraft zeugenden Exerzitien*) machten, welches fast unausgesetzt zu uns herüber tönte, mahnte uns immer wieder aufs neue, daß nach menschlichem Ermessen das Feld hier noch nicht einmal für die Aussaat bereitet sei. Dennoch kamen wir bald nach ernster Prüfung aller Umstände zu der Gewißheit, daß es unsere Pflicht sei zu bleiben, wenn der König bei der freilich mit Einschränkung erteilten Erlaubnis, die er dazu gegeben hatte, beharren würde.

Der nächste Tag sollte volle Klarheit bringen. Schon am Abend vorher hatte Umswasi von uns verlangt, wir sollten für ihn unter den Lydenburger Bauern Sklavenkinder verkaufen. Wir waren uns dessen bewußt, daß wir alle dergleichen Ansinnen klar und deutlich gerade jetzt und damit für immer abweisen mußten; denn wir wußten, daß der Eingeborene, wenn man ihm den Finger durch eine halbe Zusage reicht, sicher bald daran Ursache nimmt, den ganzen Arm zu fassen. Am zweiten Tage wollte der König sehen, ob es uns mit unserer Weigerung, ihm Gewehre zu verschaffen, wirklich Ernst sei.

*) Manchmal sprangen Krieger mit Schild und Speer gerüstet über einzeln dastehende Rinder.

Missionar Grützners Gewehr war doppelläufig, blank poliert und noch wenig gebraucht, das hatte seine Habsucht erweckt. Wir mußten damit in seiner Gegenwart etliche Vögel schießen; er wolle die Federn haben, sagte er. Aber bald kamen und gingen Boten mit immer neuen Anträgen, der König wolle es kaufen, dann, er wolle es umtauschen. Als wir endlich klar und bestimmt sagten, daß wir den Buren das Versprechen gegeben hätten, ihm kein Gewehr und auch nicht Pulver und Blei zu verkaufen, war es mit der Geduld der heidnischen Majestät zu Ende! Was wir redeten, hieß es, sei unverständlich. Der König stehe freundlich zu den Buren, wie auch zu den Engländern in Natal, in seinem Lande aber gelte sein Wille; wohnten wir hier, so hätten wir nur nach seinem Willen und seinem Gesetz uns zu richten. Vergeblich waren unsere Bitten, daß er uns noch einmal Audienz geben möchte, vergeblich, daß wir unsern Saul mit einem Büschel Perlen absandten, ihn zu besänftigen; mit den Perlen kehrte der Bote zurück, der König habe finsteren Blickes in sich gekehrt dagesessen, er wolle das Geschenk nicht; hätte er die Decken, unser Geschenk, noch nicht an sein Volk ausgeteilt, so würde er sie zurückgeben, und wenn wir die Kuh, die er uns geschenkt habe, noch nicht geschlachtet hätten, so würde er diese Gabe von uns zurückfordern, auch Milch sollte uns nicht mehr gebracht werden. „Ihr seid die Leute, die meinen Bruder getötet haben, denn Missionar Allison hat meinen Bruder getötet." Vorher hatte er sogar einmal sagen lassen: „Ihr dürft meine Stadt nicht verlassen, ehe ich das Gewehr in Händen habe." Wir sahen, daß wir die Stadt verlassen mußten, wollten aber die Nacht noch in dem uns zugewiesenen Hause zubringen. Umsisi ermutigte uns dazu durch das Wort: „Bleibt, Missionare, ihr werdet ungestört schlafen!" Ein anderer finster blickender, unheimlicher Geselle aber sagte: „Ihr allein habt das Unheil angerichtet." Unsere Stimmung war ernst an dem Abend. Ich schrieb in das Tagebuch die Worte: „Wir stehen unter dem wüsten Haufen allein mit unserem Gott. Dort ist der Allmächtige der Swasi mit bitterem Zorn gegen uns im Herzen. Nun, unsere Wege sind in das Buch dessen geschrieben, der mächtiger ist als er", und Freund Grützner, der ruhiger war als ich, meinte: „Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war!"

Wir schliefen unbehelligt und verließen unbehelligt am andern Morgen die Stadt. Nach zweitägigem angestrengtem Marsch durch das Gebirge waren wir wieder bei unserem Wagen. Bald machten wir uns auf die Rückreise. Wir schlugen einen anderen Weg ein und erfuhren wieder, wie schwer es ist, in solch zerklüftetem Terrain sich mit dem Wagen durchzufinden. Oft waren wir todmatt, wenn wir hatten zum Spaten greifen und dem Wagen den Durchgang durch einen Fluß oder Bach bahnen müssen. An einem Gebirgsabhang konnten die Ochsen, deren Füße wund geworden waren, den Wagen nicht hinaufbringen. Alle Mühe war vergeblich, wir mußten uns dazu bequemen, die schwersten Stücke unserer Fracht den Berg hinaufzutragen, und hatten dabei den Schmerz, es zu erleben, daß unsere unzuverlässigen Wagenleute das mit ansahen und uns diese Arbeit allein thun ließen. Und diese niederträchtige Unverschämtheit, welche ihrer Art

nach die schlimmste ist, die ich von Schwarzen während meines ganzen Aufenthalts in Südafrika erfahren habe, mußten wir geduldig ertragen, denn wir waren in menschenleerer Einöde mit den beiden trotzigen, uns an Körperkraft überlegenen Gesellen allein. Hätten wir Zwang gebrauchen wollen, so hätten wir zu den Gewehren greifen müssen; davor scheuten wir uns mit Recht, denn dies hätte wahrscheinlich zu Mord und Totschlag geführt, und ich habe auch in meinem späteren Amtsleben niemals eine gute Folge davon gesehen, wenn ein Missionar Eingeborenen gegenüber zur Waffe greift, es sei denn, um sein oder der Seinigen Leben im Stande der äußersten Notwehr zu verteidigen. Wir nahmen auch dies als Kreuz, welches der Herr uns auflegte, willig hin, übten uns dadurch in Demut und Geduld und ließen die Leute das, was sie gethan hatten, auch dann nicht entgelten, als wir bei den Bauerplätzen anlangten, wo gewiß jeder Bauer es sich als gute That angerechnet haben würde, die beiden Leute nachdrücklich dafür zu bestrafen. Denn damals spielte der Hintersambock (die furchtbare kurze Peitsche aus Nilpferdhaut, mit welcher die Hinterochsen regiert werden) noch eine große Rolle in Transvaal. Die Schwarzen, selbst mancher Häuptling, wußten davon zu sagen, daß man das „opentrekken", d. h. Niederwerfen auf den Boden, oder das „vastmaken", d. h. das Anbinden an das Hinterrad des Wagens, dem dann das Gehauenwerden folgte, zeitlebens nicht vergessen könnte. Unsere Leute schieden von uns mit Dank für alle ihnen bewiesene Güte, und wir hatten das Bewußtsein, ihnen nicht nur mit dem Worte, sondern mit der That gepredigt zu haben.

Am 16. Mai trafen wir wieder bei unseren Freunden in Lydenburg ein.

So war unser Versuch, den Swasi das Evangelium zu bringen, gescheitert, aber in Beziehung zu diesem Volke sind wir im Laufe der Zeit noch oft getreten. Raubzüge um Raubzüge unternahmen seine tapferen Regimenter in jeder neuen Winterzeit.*) In den nächstfolgenden Jahren kämpften sie mit dem nördlichen Sulureich, welches am unteren Limpopo von Manikoße oder Schoschongane gegründet war. Sie unterstützten nach dem Tode dieses Fürsten dessen Sohn Meaoeve gegen Umsila, welcher damals Zuflucht bei den Bauern in Soutpansberg suchen mußte. Allein trotzdem die Swasi in diesen Kämpfen siegreich waren, konnten sie sich ihrer Siege doch nicht freuen. Tausende ihrer Krieger sollen dem Fieber in dem ungesunden Tiefland erlegen sein, und von dem Vieh, welches erbeutet war, erlag das meiste den Stichen der Tsetsefliege, welche damals in dem ent-

*) Die afrikanischen Völker unternehmen Kriegszüge in die Ferne niemals im Sommer. Im Frühjahr und Sommer wollen sie ungestört bei ihrer Feldarbeit sein; außerdem ist der Sommer überall im tropischen Afrika sehr regenreich. Der Regen hindert beim Marsch, man findet Flüsse und Bäche angeschwollen, die ledernen Schilde werden weich, die Bekleidung verdirbt, und der Regen macht das beständige Lagern im Freien beschwerlich und gesundheitsgefährlich, man findet auch im Frühjahr und Hochsommer noch kein reifes Korn auf den Äckern des feindlichen Landes, dagegen laden im Spätherbst und beim Anfang des Winters die voll Korn stehenden Ländereien zum Raube und das trockene Wetter dann zum Marschieren ein.

völkerten Gebiete, welches nördlich vom Swasilande liegt, sich noch überreichlich fand. Einige Zeit danach erstürmten sie die Felsenfeste des Baßuto-Häuptlings Masefer, dann überfielen sie im Jahre 1864 die bekannten Häuptlinge Mapoch und Maleo, endlich unternahmen sie im Winter 1869 einen großen Zug, der sie bis zu den Batsoetla führte, während ein Haufe in Sekukunis Land einfiel. Hier aber wurden die wilden Regimenter zum erstenmal gründlich geschlagen, und auch die vom Norden zurückkehrenden Scharen erlitten am Lepelle (Olifantsfluß) eine Niederlage. Ein Jahrzehnt später haben die Swasi diese Niederlage blutig gerächt, indem sie in Gemeinschaft mit den englischen Truppen dem Reiche Sekukunis ein Ende machten.

Mit den weißen Leuten aber, mit Engländern und Bauern, haben die Swasi im Gehorsam gegen das Wort Rapusas bisher Frieden gehalten. Selbst aufs äußerste gereizt, ließen sie sich nie dazu hinreißen, dies geheiligte Wort zu übertreten. Man erzählt, daß ein englischer Händler einst Streit anfing mit Umswasi, und daß er in Trunkenheit und Wut eine Kugel in den Baumstamm schoß, an welchem der König saß. Die jungen Krieger stürzten mit den Streitkolben auf ihn los, aber Umswasi befreite ihn aus ihren Händen und ließ ihn sicher über die Grenze bringen. Als nach dem im Jahre 1865 erfolgten Tode des Königs Meleni einer seiner Söhne zu den Buren flüchtete, schossen diese einige der ihn verfolgenden Swasisoldaten nieder, trotzdem entstand kein Krieg. Diese Friedfertigkeit gegen die Weißen beweist das Volk bis auf diesen Tag, für das Evangelium aber ist es nicht zugänglicher geworden. Auch Hermannsburger Missionare haben vergeblich an die Thüren des Landes angeklopft. Zwei kleine englische Missionsstationen sind in Transvaal nahe der Swasigrenze angelegt und haben einige Leute gesammelt, das Land selbst aber ist und bleibt dem Evangelium verschlossen. Die Häuptlinge sehen wohl ein, daß die despotisch durchgeführte Militärverfassung vor dem Worte Gottes nicht bestehen kann, und fürchten die Umwälzung, die mit der Einführung des Christentums in dem Verhältnis von Fürst und Volk eintreten muß. Aber es ist Afrikas Zeit und damit auch dieses Volkes Zeit gekommen. Wenn auch die Weißen das Volk noch nicht mit Gewalt unterworfen haben, so hat die Entdeckung von Goldriffen in dem Lande und an seiner Grenze Swasiland dem europäischen Einfluß doch eröffnet,*) so daß

*) Die Goldfelder im Swasilande und an seiner nordöstlichen Grenze sind Anfang der achtziger Jahre entdeckt worden und haben sich überraschend schnell entwickelt, seit man dort Quarzadern entdeckt hat, von denen eine Tonne Gestein Gold im Werte von 80—500 Mark enthält. In den Schluchten am Fuß des Makondschwa ist die Stadt Barberton entstanden, welche einige Tausend weißer Einwohner zählt, in welcher bereits mehrere Kirchen gebaut sind, wo auch Missionare arbeiten. In den Thälern liegen Stampfmühlen zerstreut, die mit ungeheurer Mühe und vielen Kosten errichtet wurden. Nicht fern der Stelle, wo wir bei Capunas Kraal lagerten, liegt der Ort Steinsdorp und sind die Komate-Goldfelder eröffnet. Endlich ist durch Proklamation vom 20. Februar 1895 Swasiland unter das Protektorat, d. h. unter die Herrschaft der Südafrikanischen Republik gestellt worden. Wenn die Heiden

die Stunden der alten Swasi-Herrlichkeit und -Macht gezählt sind, und wir hoffen dürfen, daß auch dieses kräftige Volk die Botschaft von dem Friedensreich des Friedensfürsten bald aus vieler Zeugen Mund vernehmen wird.

Zweites Kapitel.

Die Baßuto Transvaals.

Swasiland war uns verschlossen, wir standen vor der Frage, was wir nun thun und wohin wir uns wenden sollten, denn der Gedanke, nach Natal zurückzukehren, lag uns vollständig fern. Wir hatten die Wahl, in die nach Norden und Nordosten von Lydenburg sich ausdehnenden Tiefländer vorzudringen, oder aber uns in Transvaal niederzulassen. Nordöstlich lag das Sulureich des Schoschongane (Manikoße); der erste Bauernzug, der dorthin vorzudringen suchte, war von diesen Sulu am unteren Limpopo im Jahre 1838 ermordet worden. Bauern, welche später der Hauptstadt dieses Sulureiches einen Besuch gemacht hatten, waren dort selbst in der verhältnismäßig gesunden Winterzeit dem schlimmen Klima erlegen. Es war Gottes Fügung, daß wir den Plan, diese ungesunden Tiefländer zu erkunden, nicht ausführen konnten. Dagegen lud alles dazu ein, unter den Baßuto Transvaals die Missionsarbeit anzufangen. Durch Moffats und Arbousets Berichte wußte man seit langer Zeit etwas von der Kultur, die unter diesen Stämmen herrschte, die Buren erzählten davon, daß überall im Lande Leute zu finden seien, die das Evangelium in der Kapkolonie oder in dem Lande von Moschesch gehört hatten, und Saul hatte uns beim Abschied den Rat, diese Stämme aufzusuchen, mit den Worten gegeben: „Die Baßuto sind für das Wort Gottes zahm genug!“ Wir mußten daran denken, einige Häuptlinge dieses Volkes aufzusuchen. Unsere Ochsen waren zu abgearbeitet, als daß sie nun in den kalten Wintermonaten, in denen in Transvaals höher gelegenen Strichen großer Futtermangel herrscht, uns auf weiteren Reisen hätten dienen können; Pferde waren in diesen Strichen, wo nur wenige Pferde das Klima vertragen und dann als durchseuchte Pferde sehr gesucht sind, unerschwinglich teuer; unser weniges Geld war auf die Neige gegangen, kurz wir hätten unthätig sein müssen, wenn wir nicht bereits das Vertrauen der Buren besessen hätten. Während unseres Aufenthalts in Lydenburg hatten wir ein leer stehendes Haus gemietet, dort hatten wir eine

unverständig und unbändig wie „Rosse und Maultiere“ sind, findet Gott immer Wege, ihnen „Zaum und Gebiß“ ins Maul zu legen, so er anders noch Gedanken des Friedens mit ihnen haben kann.

„Abendschule", einen Abendgottesdienst, bei welchem die Heilswahrheiten katechetisch durchgenommen wurden, eingerichtet, welche die Dienstleute der Dorfbewohner fleißig besuchten, und meine medizinischen und chirurgischen Kenntnisse wurden bald von nah und fern in Anspruch genommen. So war es uns durch Unterstützung von seiten befreundeter Bauern bald möglich, eine Reise zu unternehmen, deren Ziel die Hauptstadt des von Sekoati beherrschten Bapedistammes war. Auf dem Viehplatz von Gert Schumann am Speckboomfluß wurden wir gastlich aufgenommen. Hier lagerten 6 — 700 der schönsten Rinder in einem Dornengehege und ließen sich am Tage die gute Winterweide schmecken. Um die Feuerplätze lagen Köpfe von Büffeln, Schädel von Elefanten und Rinozerossen als Stühle. Daneben standen die Wagen und Zelte der Bauern und die Hütten, welche ihre schwarzen Diener für sich errichtet hatten. An den Ästen der großen Bäume, unter deren Schatten man hauste, hingen Massen von getrocknetem Fleisch und Streifen von Rhinozeroshaut. Hatte man am Morgen Kaffee getrunken, Zwieback und ein tüchtiges Stück Fleisch gegessen, so band jeder das „Bandelier", die Kugeltasche, um und nahm das Gewehr in die Hand; der ganze Jägerhaufe zerstreute sich dann in den Büschen. Bald hallten Schüsse hier und da, und am Abend fand sich alles wieder beim Feuer zusammen, um unter Lachen und Scherzen die erlebten Abenteuer auszutauschen. Der eine zeigte eine zerrissene Jacke, ihm hatten die Dornen übel mitgespielt, als er durch einen verwundeten Büffel auf einen Baum getrieben wurde; andere hatten vor einem Rhinozeros fliehen müssen und zeigten blaue Flecken, die sie beim Fall auf Felsgeröll sich zugezogen hatten. Besonders verstanden es die schwarzen Jäger, durch Gebärden und Laute ihre Erlebnisse anschaulich zu machen. Dabei briet jeder ein Stück Fleisch oder Wildleber oder die Markknochen großer Antilopen, deren Inhalt als Leckerbissen galt, und ließ es sich wohl schmecken, während die reinlich gekleideten Bauernfrauen von Zeit zu Zeit Kaffee für ihre Männer und deren Freunde und Gäste herumreichten. Wir lernten hier in Hermanus Stein, dem Pflegesohn des Alten, einen jungen Bauernjäger kennen, dessen Vertrautheit mit dem Wild äußerst interessant, dessen Bekanntschaft mit den Bapedi für uns höchst wertvoll war. Wir gingen einigemal mit bei seinen Jagdausflügen, und wenn wir dabei auch nicht große Abenteuer erlebten, so machte er uns doch mit den Schlangen, deren gefährlichste Art, beestbyter, imamba, mokopa genannt, hier verhältnismäßig häufig war, ja mit allem, was kreucht und fleucht, mit Gewürm, Antilopen, Büffeln, Rhinozerossen und Elefanten bekannt; auch den Charakter jedes reißenden Tieres, welches in seinem Jagdbezirk zu finden war, kannte er genau. Bald gaben auf solchen Streifereien Bäume, welche von Elefanten zerbrochen worden waren, bald der Staub, den ein Rhinozeros in der Fläche aufwirbeln ließ, Anlaß zu belehrenden und unterhaltenden Gesprächen. Dabei war der Mann gottesfürchtig, hatte einen offenen, geraden, fast kindlichen Sinn und stand freundlich zu den Eingeborenen. Mit ihm zusammen machte ich meine Reise zu Sekoati, während Br. Grützner bei dem alten Schumann bleiben mußte, weil nur zwei

Lydenburg.

Pferde zur Verfügung standen. Wir legten die Reise nach Thaba Moßecho glücklich zurück, ich fand freundliches Entgegenkommen überall, auf der Hauptstadt verhieß man mir, daß ich zu jeder Zeit kommen und eine Station im Lande beziehen könnte. Eine zweite Reise unternahmen wir Ende Juli zu dem kleinen Häuptling Maleo (eigentlich Boleo), welcher bei Bauerplätzen wohnte und unter der Botmäßigkeit der Bauern stand. Die Bauern erkannten bei ihrem Eindringen in Transvaal den Eingeborenen kein Recht auf Grund und Boden zu, sondern ließen sich nieder, wo das Land einladend aussah. Maleo wohnte weiter nach Westen hin, wohl 15 deutsche Meilen von Lydenburg entfernt, Freund van Heyningen aber hatte Gottesdienst unter seinen dort wohnenden Gemeindemitgliedern zu halten; da durften es die Bauern an Pferden nicht fehlen lassen, und da der gefürchtete Kommandant Piet Nel mit seinem Feldkornet uns zu der Stadt Maleos begleitete, war alles bald in Ordnung; es wurde beschlossen, daß wir hier die erste Station anlegen sollten, und auf dem später Gerlachshoop genannten Platze wurde uns ein Stück Grund zugewiesen und durch Grenzsteine bezeichnet, wo wir bauen sollten.

So waren wir durch Gottes Leiten von den Küstenkaffern zu den Baßuto geführt worden und fanden dort ein Arbeitsfeld, so verheißend, so fruchtbar, wie wir es nicht hatten erwarten und erhoffen können. Früher war man gewohnt, unter dem Namen „Baßuto" nur die Stämme zu verstehen, welche der bekannte Moschesch an den Quellflüssen des Oranjeflusses zu einem Reiche vereinigte; nun lernten wir in Transvaal das Gebiet kennen, aus welchem die meisten dieser Stämme nach Süden ausgewandert waren; die bekannten Mantäti sind Batlokoa aus Nord-Transvaal. Man hat deshalb passend jene die Süd-, diese die Nord-Baßuto genannt. Alle diese Völker nennen sich selbst Baßuto, begreifen aber unter diesem Namen auch die in den westlich gelegenen Ebenen sitzenden Bamangoato, Bakoena u. a., welche wir gewohnt sind Betschuanen zu nennen, weil sie sich selbst und dann auch wieder die übrigen Baßutostämme mit diesem Namen bezeichnen. Diese Stämme sind alle untereinander nahe verwandt, obwohl sich ziemlich ebenso viele Dialekte als Stämme unterscheiden lassen. Am meisten unterscheidet sich durch Sprache und Sitte von den übrigen der Stamm der Bawenda oder Baramapulana in Nordtransvaal. Auch mit den eigentlichen Kaffern, Xoßa, Sulu und Swasi, sind die Baßuto nahe verwandt, wie die Verwandtschaft ausweist, welche die Wurzeln der meisten Wörter ihrer Sprachen miteinander haben, welche ja ohnehin im Bau die größte Gleichartigkeit zeigen. Die südafrikanischen Kolonisten nennen deshalb die Leute beider Volksgruppen „Kaffern"; die Küstenkaffern geben sie auch wohl den Namen „Kahlkaffern", weil sie oft nackend gehen. In den Sitten freilich und in der Lebensweise scheiden sich beide Gruppen deutlich genug, doch finden Übergänge statt. Die in Transvaal wohnenden kleinen Stämme von Suluabkunft, „Matebele" genannt, haben viele Eigentümlichkeiten der Baßuto angenommen, und wieder lassen sich bei den östlichen Baßuto manche

Besonderheiten in Sprache und Sitte nur auf den Einfluß der östlichen Kaffern zurückführen.*)

Im Körperbau findet sich auch bei den Baßuto ein ebenmäßiger Wuchs; aber wie in Bezug auf die Farbe der Haut die einzelnen Leute unter ihnen voneinander recht verschieden sind, so ist es auch in Bezug auf Körpergestalt und Größe. Man sieht hochaufgewachsene kräftige Gestalten, sonst aber auch ziemlich viel schwächlich aussehende Leute. Unsere Christen waren der Meinung, daß bei ihrem Volke unzüchtiges Wesen bereits in höherem Maße in der Kinderwelt Eingang gefunden habe als bei den Sulu, und schoben auch wohl die Schwächlichkeit vieler Männer auf die Entbehrungen, denen ihr Volk in der Zeit, da die Sulu es überwältigt hatten, ausgesetzt war, wie sie die durchschnittlich größere Kraft der Sulu und Swasi auf deren Reichtum und die dadurch ermöglichte bessere Nahrung (Fleischnahrung) zurückführten. Schwerer ist zu erklären, woher es kommt, daß die Sulu und die Leute der ihnen verwandten Stämme eine gleichmäßigere, schön dunkelbraune Farbe aufzuweisen haben, als die Baßuto, unter denen viele schwärzlich, andere fast hellgelb sind. Die Gesichtsbildung ist bei den einzelnen Leuten verschieden. Jüngere Leute sind oft hübsch zu nennen, besonders fällt auch bei Mädchen oft die schöne Gestalt der fein gebildeten Ohren und der kleinen Hände und Füße auf.**) Die alten Leute zeigen meist einen abschreckenden Gesichtsausdruck. Daß es das Heidentum ist, das Leben im Fleisch, der Unfriede und die Tücke der Herzen, welches dem Angesicht vieler afrikanischen Eingeborenen den häßlichen Ausdruck giebt, sieht man recht augenscheinlich daran, daß unsere Christen sich durch den Gesichtsausdruck bald auffällig von ihren Volksgenossen unterschieden, so daß wir sehr bald auch fremde Christen aus anderen Gemeinden an diesem christlichen Aussehen erkennen konnten, wenn sie uns sonst auch ganz unbekannt waren und sich in der äußeren Tracht von ihren Volksgenossen noch nicht unterschieden. Der kalte, nichtssagende Ausdruck des Gesichts, der scheue, lauernde, unstäte Blick war verschwunden. Als ich in den ersten Jahren meines Dienstes Gelegenheit hatte, eine der bereits vor dreißig Jahren gegründeten Pariser Stationen bei den Südbaßuto zu besuchen, erstaunte ich, als ich unter den Besuchern des Gotteshauses schöne alte Männer und würdig aussehende alte Frauen sah; es waren Leute, die als Christen alt geworden waren.***)

---

*) So ist die Partizipialendung im Sewenda aho, im Sepedi ago, wie im Sulu ayo, während sie sonst bei allen Betschuanen und Baßuto aŋ (ang) und eŋ (eng) lautet.

**) Wenn ein neugeborenes Kind begrüßt wird, sehen die Leute auch bei den Kindern von Weißen zunächst nach den Ohren; sind die klein und zart, so ertönt lautes Lob. Die abstehenden großen Ohren mancher Europäer gelten bei den Afrikanern als unaussprechlich häßlich.

***) Es ist um dieser bemerkenswerten Thatsache willen sehr zu bedauern, wenn ethnographische Werke (wie es in Ratzels Völkerkunde der Fall ist) Bilder von Eingeborenen Afrikas bringen, ohne daß bemerkt ist, ob es Darstellungen von Heiden

Abgesehen davon, daß diese Leute ihren Körper mit rötlicher Pomade salben, verunzieren sie ihn auf keinerlei Weise. An den Backenknochen in der Nähe der Schläfen haben die meisten Erwachsenen Narben von Schröpfwunden, da das Schröpfen bei allen möglichen Krankheiten sehr beliebt ist.*) Nur der Kopf und die Haartour ist auch bei den Baßuto, wie bei so vielen anderen afrikanischen Völkern der Ort, dem besondere Sorgfalt zugewendet wird.**) Die Baßuto Transvaals rasieren mit selbstverfertigtem Rasiermesser die Haare von beiden Seiten des Kopfes und aus dem Nacken hinweg, salben die in Form einer Schuhsohle oben auf dem Kopfe stehen gebliebenen Haare mit schwarzer Pomade und streuen dann gepulverten, blitzenden Eisenglimmer ein. Auch die Matebelen des Landes folgen ihnen in dieser Sitte, nur daß die stehen gebliebene Haartour eine runde Form hat.

Die Lederkleidung der Leute war einfach und zweckmäßig; die Männer trugen eine aus feinem, gut gegerbtem Fell gefertigte Lendenbedeckung, die Weiber eine Lederschürze und eine Art ledernen Fracks. Der Oberkörper war meist unverhüllt, doch sah man manchmal sehr niedlich zubereitete Antilopen- oder (bei Vornehmen) Panther-Felle mit vielem Anstand etwa wie bei uns „Umhänge" tragen. Die Mädchen trugen und tragen Schürzen aus Schnüren, größere Knaben die Tracht der Männer, die kleineren Kinder gehen nackend. Die gegerbte Kuh- oder Ochsen-Haut, welche früher als Mantel oder Schlafdecke gebraucht wurde, hatte schon bei unserer Ankunft vielfach wollenen oder baumwollenen Decken europäischen Fabrikats weichen müssen. Länger werden sich die schönen Pelzmäntel halten, welche wohlhabende Männer zu tragen pflegen. Die Leute bereiten dazu das Pelzwerk mit größter Ausdauer, bis es wunderbar weich geworden ist, setzen oft mit Kunstgeschmack die Stücke zusammen und nähen mit unermüdlichem Fleiß die einzelnen Teile aneinander. Oft ist die Innenseite (Lederseite)

---

oder Christen sind. Wenn Heidentum und Christentum unter einem Volke noch miteinander ringen, wird es stets von hohem Interesse sein, heidnische und christliche Volkstypen zur Vergleichung nebeneinander stellen zu können.

*) Die Afrikaner schröpfen, indem sie eine Stelle des Körpers mit einem Messer ritzen und dann mittels eines Horns das Blut aussaugen. Die Zauberärzte betrügen ihre Patienten oft, indem sie Käfer oder andere Dinge heimlich in das Horn thun oder auch in den Mund nehmen, dann mit dem Blut ausspeien und vorgeben, damit die Ursache der Krankheit aus dem Leibe gezogen zu haben. Die Schröpfnarben, die sich besonders häufig an der bezeichneten Stelle im Gesicht finden, sind oft mißverständlicherweise für Tättowierung gehalten und als solche beschrieben worden.

**) Der wollige üppige Haarwuchs scheint die Afrikaner förmlich zu reizen, ihrer Neigung zu grotteskem, fantastischem Schmuck Ausdruck zu geben. Die jungen Sulu zwingen ihre Perücke, alle möglichen auffallenden Formen anzunehmen, die älteren Männer tragen auf dem künstlich gezogenen Haarwuchs den bekannten Harzring als Zeichen ihrer Würde. Vornehme Weiber im Swasilande gaben den Haaren eine Form, die der des Chignons nicht unähnlich war. Man braucht nur die Abbildungen eines guten ethnographischen Werkes über afrikanische Völker zu durchmustern, so wird man sehen, wie der Sinn des Afrikaners geradezu unerschöpflich ist im Auffinden neuer Formen, in welche er den Haarwuchs zwingt. Bei europäisierten Leuten, welche das Haar einfach tragen, stellt sich dann oft eine Vorliebe für besonders auffallende europäische Hutformen (z. B. die Cylinderhüte, Tschakos u. dgl.) ein.

des Mantels mit regelmäßig und kunstfertig eingeschnittenen Figuren arabeskenartig verziert und mit Lederstücken anderer Farbe besetzt, so daß solch ein Pelzkaroß aus Schakal-, Wildkatzen-, Klippdachs- oder Tiger-Fellen ein sprechendes Zeichen vom Fleiß und Kunstsinn des Volkes ist und von Europäern je nach Art und Größe mit 60 bis 120 Mark gern bezahlt wird.*)

Perlengehänge und Ringe, aus Eisen- und Kupferdraht gefertigt, sind als Schmuck beliebt. Uralte Perlen, der Tradition nach aus Gruben und Gräbern herrührend, werden teuer wie Gold bezahlt. Sie bilden die unwiderstehlichsten Geschenke, für welche Häuptlinge alles zu thun bereit sind; ihre Farbe ist meist gelb und schwarz. Perlen neueren Fabrikats werden von Frauen und Männern auch getragen, nachdem sie zu Gehängen verarbeitet sind. Mode waren und sind blaue, gelbe, weiße, schwarze und rosarote Perlen, während blutrote gar nicht getragen wurden. Die Ringe, welche oft zu Hunderten an den Armen und Beinen getragen werden, sind von eingeborenen Schmieden verfertigt. Die aus Eisendraht gefertigten Schmucksachen gelten als teurer als die von Messing- oder Kupferdraht, vermutlich, weil sie schwerer herzustellen sind.

Es gehören diese Stämme zu den Völkern Afrikas, welche die Grenze bereits überschritten haben, innerhalb der man von Naturvölkern reden darf. Völker, welche auf dieser höheren Kulturstufe stehen, sind überall im schwarzen Erdteil zu finden. Die Baßuto sind durchaus seßhaft. Wenn auch Baßuto-Städte, die mehr als 3—5000 Einwohner zählen**), in Transvaal nicht häufig sind, so finden sich doch überall Dörfer, die einige hundert Einwohner haben. Die Furcht vor Angriffen der Sulu, Swasi und Buren bewog die Leute, um Berge herum oder am Fuße von Gebirgen zu bauen. So lag Maleos Stadt um einen spitzen Felsenkegel, die Sekoatis um den Berg Moßecho. Oben auf dem letztgenannten Berge lagen die Wohnhäuser des Königs, seiner Weiber und einiger seiner Söhne. Alle Zugänge waren durch Mauern, die aus zusammengesetztem Felsgestein bestanden, und Stangenwerk verschanzt, durch welche ein schmaler gewundener Pfad nach oben führte. Maleos Volk hatte die Spitze seines Berges auch mit aufgemauerten Schanzwerken umgeben. Die Städte bestehen aus verschiedenen Komplexen von Gehöften, deren jeder einer Sippe gehört. Die Gehöfte umgeben stets einen Platz, den Kchoro, der als Versammlungsort dient, in dem auch Hürden für Vieh, Schafe und Ziegen sich finden. Dieser Kchoro ist von Stangenwerk umgeben. Der Zugang zu ihm wird nachts oder beim Angriff mit Stangen versetzt. Thore zimmerten die Leute nicht. Auf

*) Im Jahre 1868 verfertigten die Leute in Botschabelo solche Decke aus sechs Pantherfellen, mit Fischotter umrändert, und sandten sie Sr. Majestät dem Könige von Preußen zum Geschenk, welcher sie auch huldvoll annahm. Die Decke liegt auch jetzt noch als Teppich im Kaiserlichen Palais zu Berlin.

**) Die Stadt am Thaba'nchu im Freistaat zählt etwa 15000 Einwohner, die des Khame (oder Khama) im Bamangoatolande über 20000.

dem Kchoro ist an der Feuerstätte der Ort, wo sich der Häuptling niederläßt, wenn er mit seinen Räten zu thun hat, wenn er Gericht halten oder mit Fremden verkehren will.*)

Vom Kchoro aus betritt man die inneren Höfe, welche von zierlichen Rohr- oder Reisig-Wänden eingefaßt sind und einen Estrich aus geschlagenem, geglättetem Lehm haben. Man ist angenehm überrascht, in diesen Höfen meist musterhafte Ordnung und Reinlichkeit zu finden. Hier sind sozusagen die Wohnräume der Leute; die Häuser, welche in den Höfen stehen, dienen mehr als Schlafstuben und zur Aufbewahrung von Waffen, Kleidung und Gerät. Die Häuser sind in Transvaal stets ordentlich, oft niedlich gebaut; eine runde Lehmmauer**) trägt ein Dach, dessen Gestell aus sauber behauenen Stangen besteht und mit Stroh oder Sorghumstengeln eingedeckt ist. Im Hause kann man stehen und ist von keinem Pfeiler oder keiner Stütze behindert, das Dach trägt sich selbst. Wände und Hausflur sind geglättet, erstere oft regelmäßig und geschickt mit Strichen bemalt. Das Haus hat kein Fenster; es schützt vor Sonne, Regen und Kälte der Nacht vollkommen. Um die Temperatur gleichmäßig im Hause zu erhalten, mag es ganz zweckmäßig sein, daß die Thüre niedrig, nur etwa 2 oder $2^1/_2$ Fuß hoch ist. Sie wird meist durch einen Schieber verschlossen, auch wohl durch ein Brett, welches in Lederangeln geht. Diese Thürbretter machten den Leuten viele Arbeit, denn sie wurden dadurch hergestellt, daß ein Baumstamm mit dem Beil bearbeitet wurde, bis er ein Brett geworden war. Wochenlang arbeitete ein Mann an einem Thürbrett. Eine besondere Lagerstätte fand sich im Hause nicht; abends breitete man Matten aus, legte ein Stück Holz oder ein zusammengerolltes Fell unter den Kopf und hüllte sich in die Decke. Am Morgen entfernte die Hausfrau das alles, rollte die Matten zusammen und stellte sie an die Wand.

Ein Volk, welches seßhaft ist und sogar in volkreichen Ortschaften zusammen wohnt, kann nicht ohne Ackerbau bestehen, und wir finden in der That bei unseren Baßuto einen Ackerbau, der dem Lande und den Bedürfnissen der Eingeborenen so angepaßt ist, daß man nur immer wieder den Wunsch aussprechen muß, die Leute möchten in keiner Weise dazu gedrängt werden, voreilig von ihren darauf bezüglichen alten Gewohnheiten abzugehen. Ackergerät ist die

---

*) Kchoro heißt Thor, aber auch Markt. Die Männer, welche sich hier zusammenfinden, sitzen „Kchorong„ (Kchorong ist Lokativform von Kchoro) also im Thor oder unter dem Thor. Man findet hier dieselbe Sitte und Ausdrucksweise wie bei den alten Hebräern. Vgl. 5 Mose c. 17, 8. c. 22, 15. Sprüchwörter 24, 7.

**) In Ostafrika finden sich diese Häuser in Abessinien und von da bis nach dem Süden bei vielen Völkern. Merkwürdig ist es, daß in Ostafrika das runde Haus vorherrscht, in Westafrika das viereckige. Auch die Völker der Bantugruppe bauen dort, z. B. am Kamerun, viereckig. Von Osten her kommend findet der Reisende bei den Manyuema, westlich vom Tanganjikasee, die ersten viereckigen Häuser und eine ihnen entsprechende Ordnung des Dorfes entlang einer Straße. Man ist versucht anzunehmen, daß die Westafrikaner durch europäische Einflüsse bewogen worden sind, den viereckigen Bau vorzuziehen, während arabische Zelte das Vorbild zu den geschilderten runden Häusern gegeben haben könnten.

Hacke, welche die Schmiede der Eingeborenen geschickt herstellen. Wenn gebracht wird, helfen die Leute einander. Die Familie, welche die Hilfe der Nachbaren in Anspruch nimmt, läßt einige große Töpfe Bier kochen oder schlachtet ein Schaf, eine Ziege, auch wohl ein Rind. Um an der Labung, die der Arbeit folgt, teilzuhaben, läuft alles mit den Hacken herbei und bricht ein ordentliches Stück Rasenland um. Stehen Bäume auf dem urbar zu machenden Lande, so werden sie abgehauen und verbrannt, die Asche thut dann auch als Dungmittel Dienste. Man sucht selbstverständlich immer das beste Land, schwarzen, humusreichen Torf, oder den roten, ockerhaltigen, fetten Lehm zuerst aus; später, wenn das Land knapp wird, bearbeitet man auch oft mageres Land, welches nicht lohnt und dessen Anbau wieder aufgegeben wird. Denn die Leute wollten Dung, d. h. Viehdung, früher nicht verwenden, um solche Ländereien aufzubessern. Sie sagten, daß sie des Unkrauts nicht Herr*) werden könnten, wenn sie düngen wollten. Das alles hat sich da geändert, wo die Eingeborenen jetzt Wagen und Pflüge besitzen.

Wenn das Land gebracht ist, braucht es für die Früchte, welche die Eingeborenen säen, nicht in jedem Jahre wieder aufs neue umgebrochen werden; es wird nach gefallenem Regen gesät und dann, nachdem das Getreide die nötige Höhe erreicht hat, mit der Hacke das Unkraut entfernt. Diese Art das Land zu bearbeiten genügt vollkommen für Mais, Kafferkorn u. s. w. Die Männer helfen den Weibern gelegentlich bei der Feldarbeit; man kann sagen, sie ist vieler Lust und Freude, und die Felder werden gehütet wie ein Schatz. Jahr für Jahr werden sie vergrößert, so lange noch Land vorhanden ist und die Kräfte ausreichen. Der dem Getreide auf dem Acker zugefügte Schaden wird durch Buße gesühnt, Felddiebstahl wird schwer bestraft; in Zeiten der Not ist es nicht selten, daß der Eigentümer des Feldes einen Korndieb tötet, denn das Volksrecht erkennt ihm die Macht zu, dies zu thun. Der Frauen ganze Lust ist Garten und Feld, und man irrt, wenn man glaubt, sie empfänden es als eine Last, daß die Arbeit in den Gärten zunächst ihnen obliegt. Die vornehmsten Frauen machen sich dort zu schaffen, und die ältesten Mütterchen humpeln und wackeln noch tagtäglich hinaus, um ihre Augen am Korn zu weiden und hie und da Unkraut auszujäten. Einer Frau, die wegen Alters oder wegen Krankheit den Garten nicht mehr besuchen kann, ist das Leben eine Last. Einst kam eine alte Christin und bat mich, ich sollte ihr die beiden kleinen Zehen exartikulieren, die hinderten sie, aufs Feld zu gehen. Sie ruhte nicht, bis die Operation gemacht war, und wurde dann förmlich verjüngt, als sie erst wieder ihren lieben Garten selbst besuchen konnte. Man kann in Transvaal in der Nähe größerer Ortschaften die schönsten, ausgedehntesten Ackerländereien sehen: Mais, Kafferkorn, Bohnen, Erdnüsse, Erbsen, Kürbisse, Wassermelonen, selbst eine Art Gewürz gedeihen da in Fülle und üppiger

*) Es ist richtig, daß der Dung, wie er in Afrika zu haben ist, unendlich viel Unkrautsamen in das Ackerland bringt; denn da das Vieh während des ganzen Jahres auf die Weide geht, frißt es auch allen Grassamen u. s. w. mit hinein.

Pracht, und von dem Unkraut haben die fleißigen Hände meist jede Spur entfernt. Hecken, welche die Felder umgeben, Hütten, in welche die Arbeiter sich bei Unwetter oder zur Nachtzeit zurückziehen, Gerüste, auf denen Wächter sitzen, um die Scharen diebischer Vögel zu verscheuchen, das alles zeugt davon, daß den Eingeborenen der Landbau ans Herz gewachsen ist. Europäische Erfahrungen werden kaum etwas thun können, diesen Landbau zu verbessern. Wenn die Einführung des Pfluges z. B. den Gebrauch der Hacken verdrängen sollte, würde er entschieden hier den Ackerbau schädigen. Wenn ein Eingeborener sich den Pflug anschafft, so geht es ihm oft, wie es einem deutschen kleinen Besitzer gehen würde, der sich einbildete, er müsse nun, wie die großen Besitzer, mit landwirtschaftlichen Maschinen arbeiten. Gegen den periodischen Regenmangel, welcher den Ackerbau in Afrika am meisten beeinträchtigt, vermag ja europäische Klugheit auch kein Mittel anzugeben. Aufbewahrt wird das Korn bei manchen Stämmen in großen geflochtenen Körben, welche manchmal 2 Wispel Getreide halten, bei anderen in Behältern unter der Erde im Viehpferch, da es hier geschützter vor dem Kornwurm ist.

Außer dem Ackerbau wird die Viehzucht von den Baßuto mit Eifer betrieben. Sie sorgen für Groß- und Kleinvieh mit Sorgfalt und Verstand. Die Besorgung des Viehes liegt allein den Männern ob. Kein Mädchen und keine Frau hat damit etwas zu thun. Die kleinen Knaben hüten das Kleinvieh, die größeren das Rindvieh. Auch das Melken ist alleinige Arbeit der Männer. Da der Viehstand das Vermögen der Familie ausmacht, ist man darauf bedacht, dieses Kapital nach Möglichkeit zu verbergen. Man „versteckt" Vieh, wie der Ausdruck lautet, indem man ein Stück diesem, ein anderes jenem Verwandten oder Freunde übergiebt, so daß man endlich hier und da kleine Reserveherden besitzt, von denen die Leute nichts wissen; man erreicht dadurch, daß man nicht als reicher Mann verschrieen und bei Strafzahlungen oder bei Zahlungen für Land und König nicht allzusehr belastet wird.

Auch die Kunstfertigkeit der Baßuto ist keine geringe. Eigentliche Handwerker fehlen freilich, abgesehen von Schmieden und Erzschmelzern. Eisen und Kupfer wird meist im Bawenda- und im Barokalande geschmolzen. Ersteres wird zu Hacken, Waffen und Schmucksachen verarbeitet, letzteres nur zu Schmucksachen.*) Neuerdings findet man überall Büchsenmacher, von denen manche noch Pfuscher sind, andere dagegen es zu großer Geschicklichkeit gebracht haben. Im übrigen ist jeder sein eigener Handwerker. Die Arbeit ist zwischen den Geschlechtern geteilt. Den Frauen liegt die Hauptarbeit auf dem Felde ob; sie sind Töpferinnen und müssen deshalb auch alle Lehmarbeit an den Häusern und Höfen verrichten; sie verfertigen die Schlafmatten; sie müssen Holz holen und Wasser herbeischaffen, müssen mahlen, kochen und brauen. Die Männer thun alle Holzarbeit an Hürde und Haus, haben letzteres

*) Das Wort Maseka, welches diese Stämme für Ringe gebrauchen, findet sich auch im Hebräischen und Altägyptischen und deutet vielleicht darauf hin, daß die Kunst Erze zu schmelzen und die Schmiedekunst von Norden her zu den Baßuto gelangt ist.

Der Ackerbau der Baßuto.

auch zu decken; sie bereiten die Fellbekleidung; die Näharbeit mittelst Pfriemen und Sehnengarn liegt ihnen ob; ebenso müssen sie alle Holzgefäße fürs Haus herstellen und alle Korbflechterei verrichten. Geschicktere arbeiten in einem oder dem anderen Fache auch für andere, so daß sich also Anfänge von Handwerkswesen finden. Die Schmiede bilden sogar eine Zunft, welche im Besitz von den Kunstgeheimnissen ist, die vielfach mit heidnischem Aberglauben vermengt sind.

Die Ehe ist unter diesen Völkern eine rechtlich bestehende und durch Gesetze geschützte Institution. Hier wie überall unter afrikanischen Völkern zahlt der Bräutigam den Eltern der Braut eine „Morgengabe", wie es in der Schrift heißt, einen Kaufpreis, wie solche sagen, die die Sache verurteilen. Haben die Eltern die Tochter lieb und gönnen ihr den Mann ihrer Wahl, so macht sich die Sache auch nach unseren Begriffen; wenn aber Habsucht oder andere Rücksichten die Eltern veranlassen, die Tochter als Kind oder später gegen ihren Willen zu verkuppeln, so treten die Folgen dieser Sitte oft in ihrer ganzen Abscheulichkeit hervor. Ist das Mädchen unwillig, den Mann zu nehmen, dem es verbunden ist, weil er das Vieh bezahlt hat, (vielleicht ist es ein alter abschreckend häßlicher Heide, der bereits mehrere Frauen besitzt) so versuchen es die Eltern mit Drohungen, endlich mit Schlägen oder Martern. Sie sind dem Bräutigam verpflichtet und verschuldet; andere Leute reizen sie zur Strenge an, weil sie den Einfluß fürchten, den ein Fall des Gehenlassens auf die Anschauungen ihrer eigenen Töchter üben könnte; so kommt es, daß man auch unter den gutmütigen Baßuto in solchem Falle kein Erbarmen kennt. Hat das Mädchen einen andern lieb, etwa einen jungen Mann, so denkt es an Flucht mit diesem, wenn nur irgendwo sich eine Freistatt ihnen aufthut. Allein bei Völkern, die in Freundschaft miteinander leben, gilt gegenseitige Auslieferung solcher Flüchtlinge als internationale Pflicht; bis zu den Feinden aber ist es meist zu weit; manchmal haben Missionsstationen Zuflucht geboten. Missionar Posselt pflegte den nacheilenden Eltern das Mädchen in solchem Falle abzukaufen, d. h. nach Kaffersitte es zu „heiraten", und Botschabelo ist manchem Mädchen aus Sekukunisland oder Mapochsland eine Zufluchtsstätte geworden, obwohl es kein Leichtes war, dem Drohen und Trotzen der nacheilenden Heiden Widerstand zu leisten, welche oft entschlossen schienen, ihren Besitz um keinen Preis fahren zu lassen. Man sieht, auch die Baßuto wissen, was Liebe ist; denn solche Flüchtlinge setzen ihr Leben aufs Spiel. Manche Mädchen, die keinen Ausweg kennen, geben sich aus Verzweiflung lieber selbst den Tod, als daß sie den Mann heirateten, den sie nicht leiden mögen. Meist greifen sie zum Strick und hängen sich in irgend welcher Waldkluft auf; auch kommt es vor, daß junge Männer um solcher Liebesaffäre willen den Tod suchen.

Der Schwiegersohn bleibt mit der Frau einige Monate nach der Hochzeit bei den Schwiegereltern wohnen; dann löst er sie aus, indem er einige Stücke Vieh bezahlt. Für gutes Betragen der Frau haften *deren Eltern*; sie haben ja Vieh für sie erhalten, und schwerere Ver*gehen der Frau werden von* den Häuptlingen an deren Eltern gestraft.

Wenn der Mann die Frau ohne Grund entläßt, verliert er das Recht auf das für sie bezahlte Vieh und auf die Kinder der Frau. Verläßt ihn die Frau, so muß der Schwiegervater das Vieh zurückzahlen, und die Frau verliert die Kinder, welche der Mann erhält.

Polygamie ist Sitte unter dem Volk. Manchmal sieht die erste Frau es gern, wenn der Mann eine zweite Frau nimmt; denn die erste Frau ist die vornehmste, wenn nicht die zweite oder dritte von besonders vornehmer Abkunft ist. Es bedarf aber nur eines Anstoßes, und es wird dem weiblichen Teil des Volkes klar, daß die Monogamie besser ist als Polygamie. Wenigstens gaben unsere Christen als Grund für die Thatsache, daß die Weiber ihres Volkes dem Christentum meist wohl wollten, die Abneigung derselben gegen die heidnische Ehesitte an. Die Frauen eines Mannes vertragen sich, weil jede von ihnen getrennte Wirtschaft führt. Jede hat einen eigenen Hof, ein eigenes Haus, auch eigenen Garten und infolgedessen eigene Kornvorräte. Der Mann haust zeitweilig in der einen Wirtschaft, dann wieder in einer anderen. Jede Frau aber ist verpflichtet, ihm täglich Speise zu bereiten und dorthin zu bringen, wo er residiert. Die Stellung der Frau ist keine sklavenartige, ihre Pflichten sind durch die Volkssitte festgesetzt, diese muß sie erfüllen, genießt aber sonst viele Freiheit, und selbst ihr Kornvorrat darf vom Manne ohne ihren Willen nicht angetastet werden. Zänkische und herrschsüchtige Frauen giebt es überall, und auch unter den Baßuto gerät mancher Mann schneller oder allmählicher unter den Pantoffel seiner Frau oder Frauen. Im allgemeinen nehmen die Frauen keine verachtete Stellung ein, man kann sogar sagen, daß ihre Stellung die der Gleichberechtigung mit den Männern ist, denn Vergehen an Weibern werden ebenso gestraft, wie solche, welche an Männern begangen worden sind.

Ihre Kinder lieben die Leute zärtlich. Das kleine Kind wird von der Mutter gehätschelt, rasiert, mit roter Pomade eingerieben, mit Liebe und Lust im Tragetuch überall mit hingeschleppt, so daß man sieht, es ist der Mutter größter Schatz. Später, wenn die Kleinen laufen können, spielen sie — oft herdenweis — auf dem Anger vor dem Dorfe. Auch Vater und Großvater sind oft zärtlich gegen die Kinder. Da kommt ein alter Mann vom Felde, nimmt das Enkelchen, herzt es und küßt es, das Kind sucht, ob der Großvater ihm etwas mitgebracht habe, — eine Scene häuslichen Glückes, die an deutsches Familienleben erinnert.

Später hüten die Knaben Ziegen, Schafe und Rindvieh, die Töchter aber gehen der Mutter zur Hand. Sie helfen Korn mahlen, Wasser und Holz holen, kochen und gehen mit aufs Land. Es ist selten, daß die Kinder geschlagen werden. Nur wenn die Ziegen des Nachbars Korn abgefressen haben und ihr Eigentümer, der Vater des Hirten, Strafe zahlen soll, erlaubt er wohl dem Geschädigten, den betreffenden Jungen zu schlagen. Eine dicke Gerte darf indessen dabei nicht gebraucht werden, und wenn ernsthaft geschlagen wird, rufen die nächststehenden Männer gewiß sogleich: „Töte den Knaben nicht!“ Grausam aber werden die Kinder in der Koma behandelt, welche man mit *Recht Heidenschule* nennen kann.

Koma ist der Inbegriff der Proceduren, denen Knaben wie Mädchen sich unterwerfen müssen, um in die Reihe der Männer und der Frauen aufgenommen zu werden. Von diesen Dingen darf kein Uneingeweihter je etwas erfahren. „U bolela Koma“ „Du verrätst die Komagebräuche“, ist eine Art Fluch oder Schimpfwort, welches schwer wiegt. Freiwillig schließen sich die Kinder dem Zuge an, der sie in irgend welche Waldkluft führt. Toben und wüstes Singen, echter rechter Heidenlärm, tönt aus dieser Kluft fast ohne Unterbrechung bei Tag und Nacht. Monatelang dauert das wüste Wesen, und im Jahre darauf folgt noch ein Nachspiel. Wesentlich ist unter dem Wust von Hokus-Pokus, der dort getrieben wird, die an den Kindern vollzogene Beschneidung, und dann bei Knaben der Versuch, sie im Ertragen jedes Schmerzes zu üben. „Monna cha'lle“ „Ein Mann weint oder klagt nicht“, das wird ihnen durch fortwährende Hiebe eingeprägt. Die Männer eilen von den anliegenden Dörfern Tag für Tag hinaus und kühlen ihr Mütchen an den Kindern.*) Die Knaben, welche die Koma zusammen durchgemacht haben, bilden eine Gemeinschaft, welcher ein Name beigelegt wird; sie sehen sich als Altersgenossen an, sind auch dem Häuptlingssohn, der mit ihnen die Weihen empfing, besonders verbunden.**) Über das Feuer hält man sie, Martern aller Art werden ersonnen, weinen und klagen darf dabei niemand. Figuren, welche unter wunderlichen Namen gezeigt werden, erinnern daran, daß früher Einweihung in götzendienerisches Wissen dabei stattgefunden hat. Daran erinnert auch, daß in Nord-Transvaal die Mädchen bei der Koma um eine aus Lehm gebildete Schlange tanzen. Die Mädchen werden von Frauen unterrichtet. Sie müssen Feuer anblasen, in der Kälte des frühestens Morgens baden, eine mit Dornen gespickte Lehmfigur als Kind auf dem Rücken im Tragetuch wiegen, und erhalten dabei allerhand Lehren. Unter anderem wird den Mädchen gesagt: „Ein Weib darf nicht lügen, lüget nie!“

Trotz der unmenschlichen Behandlung entläuft ein Kind der Koma fast niemals; geschieht es je, so wird es ohne Erbarmen getötet, und es wird den Eltern gesagt: „Die Koma hat euer Kind gefressen.“

Die Komagebräuche sind ein starkes Bollwerk gegen die Ausbreitung des Christentums, sie können vor dem Evangelium nicht bestehen und müssen abgeschafft werden; da aber ein Unbeschnittener

*) Daß die Heiden bei der Koma auch bessere pädagogische Zwecke fast unbewußt im Auge haben, zeigt die Rede: „Wir treiben den Kindern dabei die Frechheit aus.“ Unser Evangelist Zebedeus wurde vom Häuptling Mmutle gefragt, ob denn nicht die Kinder der Christen in Botschabelo, die unbeschnitten blieben, ihre Eltern schlügen. Missionar Winter fragte einst christliche Baßuto, welches die Hauptlehren seien, welche den Knaben bei der Beschneidung eingeprägt würden, und er erhielt die Antwort: „Unter Rutenhieben wird ihnen gesagt: „Gehorche deinem Häuptling, gehorche deinem Vater, höre nicht auf deine Mutter!“ Und ein Sohn Sekoatis erzählte diesem Missionar: Bei der Koma werde den Häuptlingssöhnen unter Hieben eingeprägt: „Spiele nicht mit Leuten, nimm dich der Armen und Verlassenen an, sei nicht geizig, gieb gern, sei nicht parteiisch, wenn du zu Gericht sitzest.“

**) Wahrscheinlich ist das, was von der unter Stämmen der Westküste bestehenden „Geheimbündelei“ berichtet wird, nichts anderes als Komafeier und Komagebrauch.

dem Volke ein Greuel ist,*) so kommt mit jeder neuen Koma für den Christen und ihre Kinder eine Zeit schwersten Kampfes.

Das tägliche Leben der Leute verläuft geregelt, geregelt durch häusliche Arbeiten und die Geschäfte des Ackerbaues und der Viehzucht. Früh am Morgen stehen die Frauen auf und schöpfen Wasser in den schönen, kugelförmigen Wassertöpfen, dann zünden sie Feuer an, mahlen die nötige Quantität Kafferkorn, aus welcher bald der „Moroto", d. i. ein steifer Brei, für die Familie bereitet wird. Die Männer sitzen derweile im Kchoro um das Feuer, wenn nicht Jagd oder andere Geschäfte sie in die Ferne rufen. Die Frau ißt mit den Kindern, der Mann und seine Gäste essen allein. Aufgetragen wird der Brei in einer Holzschüssel, welche auf das sauberste weiß gescheuert ist. Die Frauen bedienen sich zum Scheuern dieser Schüsseln des Bimssteines. Gegessen wird mit den Fingern, aber man wäscht die Hände vor und nach dem Essen. Als am Hofe Sekukunis ein von einem Swasihäuptling abgesandter Bote mit ungewaschenen Händen Brei aus der Schüssel nahm, schalt der König laut über solche Unreinlichkeit. Man wäscht sich, indem ein Freund oder Diener langsam Wasser über die Hände gießt (Vergleiche 2 Könige c. 3, 11). Zu dem Brei ißt man etwas Milch, oder Gemüse, oder am liebsten Fleisch. Schlachten ist Arbeit der Männer; mit dem Fleisch gehen diese nach unseren Begriffen unreinlich um, da der Inhalt der Eingeweide nicht als Schmutz gilt, im Gegenteil wird der Inhalt eines Rindermagens oft als Gemüse gekocht. Auch wird das Fleisch alles gefallenen Viehes gegessen. Sonst sind die Baßuto in Bezug auf Nahrung sehr wählerisch. Kinder essen alles, aber die Erwachsenen essen kein Fleisch von reißenden Tieren, kein Fleisch vom Schwein, keine Vögel, keine Eier, auch nicht die Fische, die in so großer Menge sich in den Flüssen ihres Landes finden.**)

Die geistige Begabung der dunkelfarbigen Afrikaner hat man bisher unterschätzt. Europäer sind im allgemeinen zu sehr geneigt, mangelnde Kultur als Beweis für Mangel an Fähigkeiten anzusehen. Die Kultur der europäischen Völker hat sich aber nur durch Berührung mit den älteren Kulturvölkern Asiens und durch gegenseitigen Austausch gemachter Erfahrungen, dann besonders durch den Einfluß des Christentums entwickelt. Die Afrikaner waren von der Kulturentwickelung der Welt bisher abgeschlossen, und es fehlte bei dem Wogen des afrikanischen Völkermeeres, bei den hier stets sich folgenden Völkerwanderungen (die letzte große Völkerwanderung des 16. Jahrhunderts hat ihre Wellen bis in unsere Zeit geschlagen) die Stetigkeit der Entwickelung. Wir beurteilen die geistigen Gaben vieler afrika-

*) Wenn ein junger Mensch ein Kind zeugt, der noch nicht die Koma durchmachte, oder ein Mädchen, welches in eben demselben Fall ist, ein Kind gebiert, so müssen die beteiligten Personen unerbittlich sterben wie auch das Kind.

**) Auch Sulu, Swasi und alle anderen eigentlichen Kafferstämme rühren Schweine und Fische nicht an, obwohl die Flüsse ihres Landes äußerst fischreich sind. Wunderbar nimmt sich solchen Thatsachen gegenüber die Behauptung aus, „daß die Eingeborenen Afrikas überall da, wo Wasser ist, eifrige Fischesser sind." Vgl. Rohlfs: Quid novi ex Africa, S. 257.

nischen Stämme, unter ihnen auch der Baßuto, günstig. Richtige Erkenntnis der Wirklichkeit, sachgemäßes Handeln findet sich bei ihnen in nicht geringem Maße, das Gedächtnis ist meist überraschend gut. Dialektik und Redegabe ist oft auffallend entwickelt, Beobachtungsgabe und das darauf begründete Nachahmungstalent ist scharf. Höhere geistige, philosophische Veranlagung ist freilich nur bei einzelnen wahrzunehmen; aber jedenfalls haben alle Missionare die Erfahrung gemacht, daß es leicht ist Baßutokinder zu unterrichten. Im mittleren Mädchen- und Knabenalter ist allerdings ein Stillstand der geistigen Entwickelung zu bemerken, welcher bei den Kindern der Europäer fehlt; ob aber das geistige Leben der Europäer in den heißen Ländern auf die Dauer, in Generationen, die hier geboren werden, sich ebenso wie in Europa entwickeln wird, erscheint zum mindesten sehr zweifelhaft. Die Phantasie ist bei diesen Völkern wenig entwickelt. Ihre Sagen, ihre Tradition über die Geschichte ihrer Stämme zeigen etwas Dürftiges. Fabeln und Märchen haben sie in ziemlicher Anzahl; es ist besonders die Tierfabel entwickelt, welche so recht eigentlich den Afrikanern anzugehören scheint; allein es fehlt den Sagen und Fabeln der ideale Zug; weniger fehlt ihnen der Witz, welcher als Mutterwitz und Alltagsweisheit auch in den Sprichwörtern hervortritt. Ihre religiösen Anschauungen sind dunkel und verblaßt. Sie reden von Gott, von einem höchsten Wesen, Modimo. Gott ist die lebenspendende und todsendende Macht, die „Vorsehung" könnte man sagen; als Heiden wissen sie aber von Gottes Liebe und Erbarmen nichts, wissen deshalb auch nicht, daß der Mensch Gott Gegenliebe schuldet.*) Dienst wird dem Modimo nicht erwiesen, wohl aber den Badimo, den Geistern der Verstorbenen. Spiritismus könnte man die Religion dieser, wie wohl aller dunkelfarbigen Afrikaner nennen. Auf den Gräbern der Häuptlinge werden überall von Zeit zu Zeit Opfer gebracht. Bei den Bapedi war das Grab Tulares, des Großvaters von Sekoati, der Ort dieses Dienstes. Bei den Batlokoa im Norden von Transvaal findet alljährlich eine Ahnenfeier statt, bei welcher den Ahnen Trankopfer dargebracht werden. Versteckte Zauberer lassen die Töne wunderlicher Pfeifen erklingen, welche das Volk für Geisterstimmen hält, und einen ganzen Tag lang besingt und beklagt man die verstorbenen Väter. In den Büschen und Klüften, besonders auf gewissen Bergen denkt man sich diese Geister wohnend.**) Berge dieser Art dürfen oft nicht betreten werden; überall gilt das Gebot,

*) Als Schöpfer tritt nicht Gott auf, sondern ein Halbgott (bei den Sulu Ukulunkulu genannt), dessen Name verschieden angegeben wird. Dieser Halbgott, dem Prometheus der Griechen zu vergleichen, tritt als Mittelsperson zwischen Gott und den ersten Menschen auf, an ihn knüpfen die Sagen über den Urzustand der Menschen an.

**) Hin und wieder finden sich im Lande Berge, welche Modimolle heißen; sie sind stets heilige Berge. Klar ist es nicht, ob der Name mit Modimo zusammenhängt oder nicht. Der in der Mitte des Transvallandes liegende Berg Modimolle war nach Überlieferung des Volkes ein Opferberg, um den sich vor Jahrzehnten das Volk von nah und fern scharte, um Opferfeste schauerlichen Charakters zu begehen. Kriegsgefangene waren zu den Opfern bestimmt; die Zauberer schnitten ihnen Glieder von den zuckenden Leibern, und endlich warf man sie vom Berge in den Abgrund. Am Fuße dieses Berges, der von den Weißen Kranzkopf genannt wird, liegt jetzt die blühende Berliner Station „Waterberg".

daß das Buschwerk und Gras, welches solche Berge bedeckt, nicht angezündet werden darf. Den Ahnen werden auch Menschenopfer gebracht. Als Sekoati gestorben war, wurde ein Mann von den Felsen des Berges Moßecho herabgestürzt; auch einen Minister, der kurze Zeit vor dem Tode des Königs getötet worden war, bezeichnete das Volk als solches Opfer; der König müsse ein mosamelo, ein „Kopfkissen" in der jenseitigen Welt haben, um ruhen zu können.*) Geister können als Gespenster zurückkommen und Menschen erschrecken; „seriti" „Schattending" heißen solche Erscheinungen. Damit der Tote nicht wiederkomme und spuke, schneidet man ihm die Sehnen entwei und bindet ihn mit Riemen zusammen.**) Das religiöse Denken ist überwuchert durch den Gebrauch von Zaubermitteln im gewöhnlichen Leben. Die Zauberer (dingaka) spielen bei den Baßuto eine große Rolle. Sie müssen Regen herbeizaubern und im Kriege das Heer unüberwindlich machen, indem sie es mit Zauberwasser besprengen. Die Zauberrute (Thupa), welche dem Heer als Palladium vorangetragen wird, birgt das Geheimnis des Erfolges. Zauberer machen das Dorf fest, seien sein Thor und machen das Land fruchtbar. Das neugeborene Kind wird stark gemacht durch den Familienzauberer; nach Sterbefällen werden die Angehörigen des Verstorbenen gereinigt, und bei allen Unglücksfällen und Krankheiten wissen die ngaka Rat. Ihre ärztliche Erfahrung ist nicht groß; wenn die Abkochungen von Wurzeln oder Kräutern, die sie durch die Erfahrung als heilsam gegen manche Krankheiten kennen, nicht mehr helfen wollen, so müssen Zaubermittel, Amulette, mit ihrer Hilfe eintreten, welche die Zauberwürfel in unerschöpflicher Anzahl zu nennen wissen. Diese Würfel sind dem Baßutozauberer unentbehrlich. Sie bestehen aus einer Anzahl von Knochen (elf) aus den Fesselgelenken vieler Tiere (Pavian, Antilope, Schaf, Ziege und Erdschwein) und vier Knochen aus dem Knie eines Ochsen, einer Kuh und einer männlichen und weiblichen Kudu-Antilope. Zwei Loosstäbe (ursprünglich wahrscheinlich Pfeilspitzen) gehören dazu, welche „Weiber" heißen, nebst zwei Würfeln, welche das männliche Prinzip vertreten. Diese Würfel geben über alles Auskunft, was man zu wissen wünscht, und werden in Krieg und Frieden unaufhörlich, besonders von den Häuptlingen befragt. Die Kunst, den Wurf zu deuten, soll schwer zu erlernen sein, da jeder Knochen u. s. w. seinen besonderen Wert hat, und die Zusammenstellung bei jedem Wurf eine andere ist. Man kann sich oft nur aus der Abhängigkeit von diesem Orakel es erklären, wenn Häuptlinge plötzlich ihre Ansichten oder ihr Verhalten ohne

*) Überall finden wir solche Totenopfer unter den afrikanischen Stämmen. Manchmal werden Sklaven oder Weiber mit einem Fürsten lebendig begraben. Der Reisende Wißmann berichtet von einem Stamm im Kongobecken, welcher Hunderte von Sklaven kauft, nur zu dem Zweck, den Gestorbenen solche Opfer schlachten zu können.

**) Alle Neger und Bantu glauben an ein Fortleben des Menschen nach dem Tode. Trotzdem ist die Thatsache, auf die manchmal hingewiesen wird, richtig, daß diese Leute die Frage, ob ein Verstorbener noch „lebe", oft mit einem direkten „nein" beantworten. Die Afrikaner wenden das Wort „leben" niemals auf den Zustand nach dem Tode an. Nach ihrer Sprache „lebt" man nur auf Erden. Der Tote ist in der Unterwelt, aber er „lebt" nicht. Auch im A. T. ist das Wort leben niemals auf den Zustand nach dem Tode, auf den Aufenthalt im Scheol angewendet.

sonst erkennbaren Grund ändern, oder wenn in Kriegszeiten etwas unternommen wird, was aussichtslos zu sein scheint, oder wenn man gute Gelegenheit dem Feinde zu schaden unbenutzt vorüber gehen läßt. Bei der Frage, ob ein Häuptling einen Missionar aufnehmen oder abweisen, ob er einem Reisenden den Durchmarsch durch sein Land erlauben oder ihn umkehren lassen soll, spielen diese Würfel eine große Rolle. Die Häuptlinge glauben meist fest an diese Orakel, und leider giebt es auch weiße Christen, welche sich nicht scheuen, den schwarzen Zauberer zu rufen und die Würfel in gegebenen Fällen zu befragen.

Außer diesem Orakel giebt es noch ein anderes. Aus den Eingeweiden eines Opfertieres, welches erstickt wird, sucht der Zauberer die Art der Krankheit festzustellen, an welcher ein Patient leidet. „Sedimo“ „Gottesspruch“ heißt dieser Gebrauch. Das Fleisch des Tieres wird von den Beteiligten fröhlich aufgezehrt.

Der Aberglaube des Volkes umdüstert seinen Sinn und sein Gemütsleben. Vor Zauberei fürchtet sich jeder, und wenn ein Mensch gestorben ist oder ein Unglück das Volk trifft, fürchtet sich wieder ein jeder als Ursache des Leides, als Hexenmeister, bezeichnet zu werden. Denn daß eine Zunft von Hexenleuten, weiblichen und männlichen, existiert, glaubt jeder Moßuto. Diese Baloi kennen einander, nehmen Neulinge von Zeit zu Zeit unter sich auf, kennen viele geheime Künste, suchen aber auf jede Weise den Menschen zu schaden. Sie laufen des Nachts nackend umher; schlagen sie die Hände zusammen, so sprüht Feuer. Sie verhexen das Vieh, tragen Schlafende in das Feld hinaus und treiben Mutwillen mit ihnen; sie vergiften das Wasser, behexen die Gärten, so daß Leute bei der Arbeit umfallen und sterben (Hitzschlag), graben Leichen aus, um Gifte aus ihren Überresten zu bereiten, und thun alles, was sonst ein Mensch von Schändlichkeiten ersinnen kann. Auf Grund ihres Aberglaubens sind die Leute Knechte durch Todesfurcht ihr ganzes Leben lang. Kinder, die irgendwo mißgeformt sind, müssen getötet werden, ebenso Zwillinge und solche, welche die Oberzähne zuerst erhalten. Alle Regungen der Liebe, alles Mitleiden, alle Gutmütigkeit schweigt, wenn der Aberglaube ins Spiel kommt. Eine Frau, die ich taufte, hatte vor dem Häuptling und den Zauberern ihr eigenes Kind mit ihren Füßen zertreten müssen, weil es unter Umständen geboren sei, die dem Volk Verderben brächten. Feinde werden bei lebendigem Leibe zerstückelt oder ihnen im Leben die Haut abgezogen, weil es gilt Mittel herzustellen, die unüberwindlich machen. Wer für einen Moloi erklärt ist, wird erbarmungslos getötet, und doch empört sich das innerste Herz bei manchem der Teilnehmer über solche Greuel und läßt ihn sich sehnen nach der Freiheit, welche der Christenglaube giebt. Auch jenes erwähnte arme Weib fand erst den verlorenen Frieden im Glauben an den wieder, welcher gesagt hat: „Ich will euch Ruhe geben für eure Seelen.“ Das Volk hängt nicht so fest an all diesem Aberglauben, als es dem oberflächlichen Beobachter erscheint. Desto fester halten die Häuptlinge an ihm. Ihnen erscheint es unmöglich, das Volk zu beherrschen, wenn diesen Teufelsdingen ein Ende bereitet wird. Die Unterwürfigkeit der Afrikaner, in welcher sie von Seiten

ihrer Häuptlinge alles hinnehmen und diesen knechtisch gehorchen, erklärt sich nur aus ihrem Aberglauben.

Man muß sich wundern, daß ein Heidenvolk, welches unter so niederdrückenden Einflüssen seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden lebt, viele Züge in seinem Charakter sich bewahrt hat, welche an seinen Gliedern noch Gottes Ebenbild erkennen lassen. Gerade die Baßuto besitzen ein starkes Teil der Gutmütigkeit, welche den Afrikanern eigen ist. Sie sind nicht heimtückisch und grausam gegen solche, die ihnen kein Leid gethan haben; harmlose Reisende sind wohl nie von ihnen ermordet worden, und die Missionare haben sich bald ihr Vertrauen und ihre Liebe erwerben können. „Moruti cha a bolaoe" ein Missionar wird nicht getötet, ist Volksgrundsatz, ja Gesetz, geworden. Ein gewisses Rechtsgefühl ist ihnen nicht abzusprechen. Wo nicht die Häuptlinge das Recht kränken, will man es geübt sehen; Häuptlinge stehen freilich außer und über dem gemeinen Recht. Die Männer und größeren Knaben sind schamhaft, zeigen sich niemals entblößt. Das Volk gehört auch nicht zu den feigen Völkern*) Afrikas.

Von Keuschheit freilich wußten diese Heiden nichts, nur an der Frau und dem, der sich mit einer Ehefrau vergeht, wird Ehebruch gestraft. Unter der Jugend herrscht erschreckliche Unsittlichkeit.

Sonst tritt die Selbstsucht in allen Gestalten hier wie unter den meisten Heiden in nacktester Häßlichkeit zu Tage. Sie wird entwickelt durch die Despotie der Häuptlinge, mit welcher der einzelne sich abzufinden hat, so gut er kann. Schmeichelei und Heuchelei wird dadurch groß gezogen. Die Selbstsucht tritt bei den Baßuto nicht nur als Eitelkeit und Ehrgeiz, sondern auch bei dem, welcher anderen dient, als Faulheit und bei dem, welcher für sich selbst arbeitet, als Habsucht, als Knauserei und Geiz auf. Die Selbstsucht hat die Leute gelehrt in ihrem eigenen Lande möglichste Sicherheit für Leben und Eigentum herzustellen. Es wird jeder Diebstahl am Eigentum des Volksgenossen bestraft, streng bestraft, ebenso ein Schlag oder eine Verletzung, die einer dem anderen beibringt; es gilt in dieser Hinsicht das Gesetz: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Will der Schuldige diesem Gesetz nicht verfallen, so muß er schwere Buße zahlen. Allein das alles ist nicht Ausfluß eines Gemeinsamkeitsinnes, welcher den Afrikanern mehr als den Indogermanen zu fehlen scheint, weshalb eigentliche Staatswesen in größerem Umfang sich unter ihnen kaum je und dann doch nur immer unter der Form des Machtbereichs eines Despoten bilden konnten. Der Widerspruch, daß Leute eines Volkes — man kann dies auch unter den Baßuto oft beobachten — im Verkehr unter einander den Diebstahl meiden, dabei aber Fremde, z. B. weiße Reisende und Händler, in unverschämtester Weise bestehlen, erklärt sich eben dadurch, daß man solche Fremde als außerhalb des Schutzes stehend ansieht, den das Volksrecht jedem

*) Die Waffen der Baßuto waren bei den meisten Stämmen Speere, Streitäxte, Streitkolben und Schild. Bogen und Pfeile sind stets bei schwächer und furchtsamer veranlagten Völkern in Gebrauch.

Gliede des eigenen Volkes zuerkennt.*) Dem erklärten Feinde gegenüber weiß der Heide erst recht von keiner Pflicht. Gegen ihn und gegen Fremdlinge ist er unbarmherzig und grausam, während er im Verkehr mit Gliedern seines Volkes oft recht freundlich und gütig erscheint. Das christliche Gebot: „Liebet eure Feinde" ist dem Heiden unbegreiflich, bis die Erkenntnis der geoffenbarten und erfahrenen Gottesliebe aus ihm einen neuen Menschen macht.

Ein Umstand, welcher dem Volksleben ein gemütliches Gepräge verleiht, ist der, daß es keinen Stand von Herren und Knechten unter diesem Volke gibt. Vornehme sind die Häuptlinge, welche die Häupter vornehmer Familien sind. Die Verfassung ist also die patriarchalische. Sonst giebt es einige wenige Leute, welche sich als Knechte oder Diener diesen Häuptlingen angeschlossen haben, meist sind das Fremdlinge. Die Bürger des Landes sind alle freie Bauern, und da die Stämme ein Privatrecht auf Grund und Boden nicht anerkennen, kann ein Stand von reichen Herren nicht aufkommen, der ärmere Leute bedrückt, und kein Besitz entstehen, der andere vom Besitzen ausschließt. Wertvolle unbewegliche Habe giebt es überhaupt nicht. Grund und Boden, Wald und Weide ist Kollektiv-Eigentum des Volkes, auf dessen Nießbrauch und Nutzung jeder gleichen Rechtsanspruch hat. Die Häuptlinge entscheiden, wenn die Ansprüche der einzelnen in Gegensatz zu einander treten. Reich macht der Besitz von Vieh und der dadurch ermöglichte Besitz von Weibern; den zu erlangen ist auch dem Armen möglich, wenn er fleißig ist und Glück hat.

Die ältere Geschichte unserer Stämme ist in Dunkel gehüllt. Wahrscheinlich ist es, daß die jetzt von ihnen bewohnten Gebiete (Betschuanenland, Transvaal, Süd-Baßutoland noch vor wenigen Jahrhunderten von Buschleuten und Hottentotten bewohnt gewesen sind. Vor etwa 300 Jahren scheinen die Vorfahren der Baßuto, wahrscheinlich in kleinen Haufen, hier eingewandert zu sein; sie waren wohl durch die damals in ganz Afrika entstandene Völkerbewegung nach Süden gedrängt worden. In Transvaal saßen in jener Zeit bereits etliche Matebelenhaufen; die Baßuto, welche in deren Gebiet sich niederließen, gerieten unter ihre Oberhoheit. Später wurde das Reich der Bapedi mächtig. Wo sie wohnen, findet sich auf den alten portugiesischen und holländischen Karten schon vor 200 Jahren die Landschaft Biri eingetragen, deren Namen wohl mit dem unseres Stammes in Verbindung steht. Der Bapedifürst Tulare beherrschte ein großes Reich, und sein Sohn Malekutu kam auf seinen Kriegszügen bis an den Vaalfluß. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wurden die Baßutostämme aber samt und sonders von dem mächtigen Eroberer Moselekatse nicht nur unterworfen, sondern fast ausgerottet. Die alten Leute, welche sich nicht in unzugängliche Einöden retteten, wurden schonungslos hingemordet, die Kinder und jungen Leute dem Suluvolke einverleibt. Menschenfresserbanden bildeten sich in den Wüsten und

*) Der bekannte Bapedifürst Sekukuni, welcher Diebstahl im eigenen Lande streng *bestrafte, schickte einst* einen seiner Leute, der als Dieb bekannt war, nach den Diamantfeldern *in der Kapkolonie mit dem* Auftrage, für ihn, den König, dort möglichst viele *Diamanten zusammenzustehlen.*

Gebirgen und trugen zu dem vollkommenen Ruin unserer Stämme bei. „Magotlana“ „kleine Mäuse“ nannten sich die Flüchtlinge, die hier und da ihr Leben fristeten, indem sie von Wild, Baumfrüchten und Wurzeln lebten. Die Sulu des Tschaka aber trieben Moselekatse westwärts, und im Jahre 1837 machten die ausgewanderten Buren durch die Schlacht bei Mosiga am Marikofluß seiner Herrschaft ein Ende, so daß er weiter nördlich sein berühmtes Matebelenreich gründen konnte. Noch heute zeugen zahlreiche Eisen- und Kupferminen, die seit jener Zeit nicht mehr bearbeitet worden sind, Ruinen von Schmelzöfen und von unzähligen Dörfern davon, daß die Kultur der Baßuto, welche die Sulu vernichteten, eine nicht geringe gewesen ist. Mit Freuden begrüßten die Reste der Stämme, welche sich bald wieder sammelten, die Einwanderung der aus der Kapkolonie ausgewanderten Buren, welche ihnen wie ihre Retter erschienen. Bald aber mußten sie die Macht der Feuergewehre, die sie in den Händen der Fremdlinge sahen, selber fühlen. Vielfach wurden sie zu Diensten bei den Weißen gezwungen, und es dauerte nicht lange, bis sie die Wege nach der Kapkolonie kennen lernten und diese Wege zu Wanderzügen benutzten, auf denen sie bei den Süd-Baßuto Gewehre kauften oder in der Kolonie sich erarbeiteten. Hunderte und Tausende der jungen Leute aus unseren Stämmen haben in den fünfziger und sechziger Jahren solche Arbeitsreise zu den entfernt wohnenden Weißen unternommen und hatten erst bei den Buren und dann auf diesen Reisen, auf den Dörfern im Süden des Oranjeflusses und auf den Missionsstationen im Nord-Baßutolande Bekanntschaft mit Christen gemacht und Gottes Wort gehört. Durch alle diese Führungen hatte Gott diese Stämme zur Aufnahme des Evangeliums vorbereitet und manche Herzen zur Sehnsucht nach Licht und Wahrheit erweckt, so daß wir jungen Missionare, als wir vor der Aufgabe standen, diesen Baßuto das Evangelium zu bringen, ein Ackerland vor uns hatten, welches für Pflug und Saat bereitet, ja welches an einzelnen Stellen bereits reif zur Ernte war.

Drittes Kapitel.

Die Anfänge der Berliner Mission unter den Baßuto Transvaals.

Gott hatte uns so geführt, daß wir es für unsere Pflicht ansahen, innerhalb der Grenzen der Republik bei den Baßuto eine Station anzulegen. Freilich sahen wir ein, daß das ungeklärte Verhältnis, in welchem viele innerhalb der sogenannten Grenzen Transvaals lebenden Kafferstämme zu der Oberhoheit der Republik standen, noch unendlich viel Anlaß zu Streit und Krieg geben würde, und konnten es uns nicht verhehlen, daß die Mission oft genug unter diesen Zuständen werde leiden müssen. In Berlin hätte man es deshalb lieber gesehen, *wenn wir gleich weiter* nördlich oder westlich vom Bauernlande unsere

Arbeit begonnen hätten, allein da war Fieberland. Untersuchungsreisen nach Norden hin hätten uns in das Gebiet von Soutpansberg geführt, dessen Jäger den Ruf hatten, daß sie äußerst gewaltthätig gegen die Eingeborenen und deshalb feindlich gegen die Missionare seien. Der Landdrost von Lydenburg wollte uns nicht Erlaubnis geben, den Olifantsfluß*) zu überschreiten, aus Furcht, mit diesen gefürchteten nördlichst wohnenden Buren unserthalben in Streit verwickelt zu werden. Dagegen schien für einen Anfang bei Maleo innerhalb des Distrikts Lydenburg alles zu sprechen. Der kleine Stamm war gesittet, er war der Bauernregierung unterthan, in seiner Nähe wohnten Bauern, die unser Kommen gern sahen, und der Boden war dort schon vorbereitet für die Aufnahme des Evangeliums. Manche dieser Baßuto hatten während ihrer Dienstzeit in frommen Bauerhäusern ernstere Eindrücke empfangen, andere waren in der Kapkolonie zum Merken auf das Evangelium angeregt, dann war auch ein von Wesleyanern in jener Kolonie getaufter Moßuto, Namens David**), auf seinen Evangelisationsreisen bis hierher gekommen, dessen Predigt und Unterricht nicht ohne Frucht geblieben war, weil christlicher Wandel, Demut und wahrer Eifer für die Sache des Reiches Gottes sein Wirken unterstützte. Dazu war die Gegend, in welcher Maleo wohnte, noch ziemlich fieberfrei. Gott führte uns so, daß wir die erste Station an dem rechten Ort anlegten, ein Umstand, der bei Besetzung eines neuen Gebietes von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Das Volk Maleos nannte sich ba-Kopa nach einem früheren Häuptlinge Kopa. Ich habe in Afrika keine Stadt gesehen, die reinlicher gewesen wäre als die Stadt dieser Leute. Die Felder, welche sich stundenweit ins Land hineinerstreckten, waren meist in musterhafter Ordnung, und weit und breit schätzte man die Leute dieses kleinen Stammes als gute Arbeiter. Am 14. August (1860) zogen wir durch die abgeernteten Ackerländereien dem schwarzgegipfelten Berge zu, um den herum die Stadt gebaut war, die unser Arbeitsfeld werden sollte. Zwei Leute hatte Maleo nach Lydenburg geschickt, die uns über den Weg helfen sollten; allein die guten und gutmütigen Menschen konnten die große Ochsenpeitsche kaum besser regieren als wir selbst. Müde und matt schlichen die Ochsen mit dem Wagen dahin, einer war uns unterwegs schon liegen geblieben, müde und matt zogen wir beiden Missionare hinter dem Wagen her; denn mein lieber Kollege hatte auf der Reise den Arm gebrochen und fand es besser zu laufen, als in dem auf dem unebenen Terrain unaufhörlich schwankenden Wagen den Arm neuen Gefahren auszusetzen. Ein Glück war es noch gewesen, daß ich Gips zum Verbande mit auf die Reise genommen hatte. Ich

*) Olifantsfluß heißt im Sesuto „Lepelle“, im Setebele aber „Lepalule“, Die oft so verschieden lautenden Namen von Völkern, Flüssen und Bergen in Afrika stammen meist aus dem Munde von Leuten, die verschiedenen Völkerschaften angehören.

**) Dieser David hat später am Magaliesberge gewirkt, wo er die Leute aus den Heiden sammelte, welche nachher den Grundstock der Hermannsburger Gemeinde Bethanien bildeten. In späteren Jahren war er wesleyanischer Nationalhelfer in Potschefstroom, auch hier war seine Arbeit nicht ohne Frucht, selbst die Weißen ehrten ihn um seiner Demut und seines Eifers willen. Er starb in dieser seiner Arbeit im Jahre 1874.

selbst aber war vom afrikanischen Fieber befallen, nachdem wir in einer furchtbaren Gewitternacht uns durch angeschwollene Rinnsale und Bäche von dem in einem Sumpfe umgestürzt liegenden Wagen nach einem Bauernhause hatten zurecht suchen müssen. Die gutmütige Frau des Kommandanten Nel, auf dessen Platz wir den letzten Abend verbracht hatten, war voller Mitleid gewesen, daß wir in solchem Zustande unter die „zwarte natie“ gehen wollten. Wir sehnten uns aber von Herzen danach, endlich einen Ort als unser Heim ansehen zu dürfen, und zogen in elendester äußerer Verfassung weiter. Mein in Fieberglut brennender Kopf konnte das Fahren auch nicht ertragen. So dankten wir Gott, als wir endlich in der Stadt ankamen, wo der alte Häuptling uns freundlich empfing und uns mehr Leute zur Begleitung gab, die den Auftrag hatten, unserem Wagen durch die Büsche und eine häßliche Regenschlucht den Weg nach Rietkloof*) zu bahnen, wo wir wohnen sollten. Hier angekommen, banden die Leute die Ochsen an den Wagen, halfen uns noch das Zelt aufschlagen und Feuer anmachen, dann eilten sie nach ihrer Stadt zurück. Wir waren allein, und die Stimmen der Schakale mahnten uns daran, daß es in den Büschen ringsum noch wilde Tiere gab; indessen befahlen wir uns und unser Werk unserem Gott und tröfteten uns damit, daß der Spruch: „Aus der Enge in die Weite, aus der Tiefe in die Höh' führt der Heiland seine Leute, daß man seine Wunder seh'“ auch an uns aufs neue sich bewahrheiten werde. Wie ermunterten uns zum Glauben und der Geduld der Heiligen und erinnerten uns an den lieben Vers des Brüder-Gesangbuches: „Hebe an, hebe an, Zion heb' am Elend an, an dem Elend, an dem Staube, so ist deine Sach' gethan, habe gar nichts, aber glaube, daß der Herr, der treue Seelenmann, helfen kann!“

Und es fehlte uns an Hülfe nicht! Zunächst dauerte meine Krankheit nur einige Tage, das Fieber wich dem Gebrauche des Chinin. Weiter fanden sich Männer des Volkes bald in ziemlicher Zahl ein, welche willens waren, für zehn Mark monatlichen Lohns uns bei den ersten Arbeiten zu helfen, und dann lernten wir bald in dem eine gute Stunde entfernt wohnenden Bauer Hendrik Grobler einen wirklich gottesfürchtigen Mann kennen, der uns ebenso wie seine Frau und Söhne gern mit Rat und That beistand. Die Bauerfrau buk uns für Geld und gute Worte Brot und wusch unsere Wäsche. Mit der Arbeit ging es bald frisch voran. Um an die so notwendigen sprachlichen Arbeiten kommen zu können, mußten wir erst für Dach und Fach sorgen. Die Leute, welche wir gemietet hatten, waren geschickt und willig. Zunächst galt es eine Wasserleitung wieder in Stand zu setzen, welche ein Bauer hier vor Jahren angelegt hatte, die aber verfallen, von Gras überwuchert und durch Regenfluten zerrissen war.

*) Die Station ist später Gerlachshoop genannt worden, nach dem seligen General von Gerlach, welcher lange Jahre hindurch Mitglied des Komitees unserer Gesellschaft war. Als in Berlin darüber beraten wurde, wohin wir uns wenden sollten, riet er zur Niederlassung im Distrikt Lydenburg. Er blieb auch bei seiner Meinung, als man ihm sagte, daß die Buren uns schwerlich annehmen würden. Sein Hoffen aber sollte in Erfüllung gehen.

Während die Arbeiter an dieser 1500 Schritt langen Leitung gruben, die in vierzehn Tagen wieder Wasser über unsern Platz rieseln ließ, mußten die jungen Leute auf des Häuptlings Befehl aus Dornenzweigen eine Hürde für unser Vieh herrichten, und ich ging daran, ein kleines Pfahlhaus zu bauen. Man baut beim ersten Angriff eines Platzes in Südafrika meist solche „Pfahlhäuser" oder auch kleine Häuser, deren Wände aus Rasenstücken zusammengesetzt sind. Ein Pfahlhaus hält sich oft lange, vorausgesetzt, daß die Pfähle ein Holz haben, welches nicht faul und nicht von den bösen Termiten-Ameisen an- und schließlich aufgefressen wird. Man sorgt für vier tüchtige Eckpfosten, gräbt diese und etliche andere, die den Seiten Halt geben, fest und sicher in die Erde, nagelt Querstangen daran, bindet an diese eine Wand von aufrecht stehendem Schilfrohr und bewirft von innen und außen die Wände mit Lehm. Nach Möglichkeit werden diese wie auch der Lehmflur geglättet, und oben darauf kommt auf leichtem Stangengerüst ein Dach von dicht gedecktem Grase. Am 1. September schon bezogen wir unser Hüttlein, welches acht Schritt lang und vier Schritt breit war. Die Söhne unseres freundlichen Nachbarn waren mir beim Bau mit Rat und That zur Hand gegangen. Endlich konnten wir es einrichten. Im Hintergrunde stand das Bett, an den Wänden hatten wir Kisten aufgestellt, die im Notfall als Bänke und Tische dienten; selbst ein Bücherrück fehlte nicht, und auch ein Tisch war da, den ich in Lydenburg hatte anfertigen lassen. Zwei einfache amerikanische Holzstühle vervollständigten den Hausrat, und an den Wänden hingen einige Bilder lieber Freunde und Verwandten. Wenn das kleine Fenster auch nur mit Leinewand überspannt und der Eingang von keiner Bretterthür verschlossen war, so hatten wir doch ein Heim gefunden, unter dessen Schutz wir an die schwere Arbeit gehen konnten, die Sprache unseres Volkes zu erlernen. Auch andere Leute heimelte das Häuslein an. Ein englischer Händler, der uns besuchte, meinte sogar, wir hätten es „europäisch" eingerichtet. Während wir an diesem ersten Obdach zimmerten, war unten am Flüßchen eine Ziegelei entstanden. Man findet an den meisten Orten in Südafrika Lehm, der zu Ziegeln taugt, so war es auch hier. Mit der schweren und schmutzigen Arbeit des Ziegelstreichens brauchten wir uns nicht abzumühen, nur die Steinformen mußten wir herstellen. Einige Männer unseres Volkes hatten die dazu nötige Kenntnis auf ihren Arbeitsreisen sich angeeignet, und andere, weniger geübte Arbeiter wurden von ihnen unterwiesen. Selbst die Steinöfen setzten diese geschickten Leute und brannten die Ziegel ganz kunstgerecht, so daß wir nach einigen Wochen an den Bau eines größeren Hauses gehen konnten. Kalk verwendet man in Afrika selten zum Mauern. Da er schwer zu beschaffen ist, wird er meist nur zum Abputz der Häuser gebraucht. In offenem Feldofen wurden einige Fuhren Kalksteine gebrannt, welche wir fünf Stunden weit herholen mußten. Mit diesem Kalk wurden einige Lagen des Fundaments gemauert; denn wir waren der Hoffnung, daß wir dadurch den Termiten wehren könnten, sich durch die Mauern Wege nach dem begehrten Holzwerk und der Strohbedachung zu bahnen. Unser Nachbar wohnte in einem kleinen Häus-

lein, während daneben die Ruine eines geräumigen, von diesen bösen Feinden aller Kultur zerstörten Wohnhauses davon zeugte, daß der Kolonist in Afrika mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Mühe, welche wir uns gaben, dem Unheil vorzubeugen, wurde auch nicht belohnt. Nach etwa einem Jahre konnte man in dem Strohdach des gut gebauten Hauses zu stiller Nachtzeit deutlich das knisternde Geräusch hören, welches die Millionen von fleißigen Zerstörern dadurch verursachten, daß sie mit ihren scharfen Zangen Stücklein Grases abbissen, um es durch die Thonröhren ähnlichen, kunstvoll hergestellten Gänge in ihren Bau zu tragen. Ein Glück war es, daß wir die an den Mauern liegenden Enden der Balken durch Aloesaft für sie unschmackhaft und unangreifbar gemacht hatten, und daß das Sparrwerk aus Holz hergestellt war, welches von ihnen verschmäht wird. Es ist nicht zu schätzen, welche Unmengen von teurem Holzwerk und mit Fleiß hergestellten Grasbedachungen Jahr für Jahr in Afrika von diesen Tierlein vernichtet werden. Eine Thürzarge versagt ihren Dienst und wird löcherich. Die Ameisen haben von der Mauer aus das Holz an- und aufgefressen, nur den äußersten Spahn, der mit dem Firnis des Ölfarbenanstrichs getränkt ist, haben sie stehen lassen. Wehe dem Unvorsichtigen, welcher eine Kiste voll Bücher oder voll Kleider auf den Lehmflur des Hauses stellt und seine Schätze vielleicht wohl verwahrt glaubt, weil sie gut verschlossen ist. Öffnet er sie nach Monaten, so ist vielleicht alles zerfressen und mit Gängen durchzogen, welche aus feuchtem Lehm hergestellt sind, so daß er nichts von seinem Vorrat mehr gebrauchen kann. Selbst Kleider, die an der Wand hängen, und Bücher auf dem Bücherrück, welche die Wand berühren, werden nicht verschont. Aus einigen Löchlein der Mauer tauchen die Feinde auf und machen sich unvermerkt an ihr Zerstörungswerk. Bei einem meiner Freunde hatten sie im Innern des Harmoniums sich eingenistet und hatten einen das Instrument zerstörenden Bau darin eingerichtet. Im Baumgarten und im Walde machen sie sich an Bäume, die irgendwelchen Schaden am Stamm haben, hüllen diesen in Lehm und fällen ihn.

Man kann sich an vielen Orten auch durch angestrengteste Abwehr nicht vor diesen Zerstörern bewahren. Kann man das Haus auf felsigem Untergrund errichten, so ist man freilich ziemlich sicher. An anderen Orten kann man sich schützen, indem man einen schmalen, tiefen Graben um das Haus zieht, der dann freilich wieder andere Nachteile mit sich bringt; Regenwasser steht darin, und Schlangen suchen dort ihre Schlupfwinkel. Im Hause selbst schützt ein Cementboden. Cementbewurf oder Kalkbewurf der Wände würde auch Angriffe von diesen aus verhindern. Allein Cement und Kalk ist teuer und nicht überall zu haben, aber überall kann man Säcke, Kisten und Kasten auf tüchtige Feldsteine setzen, da sind sie sicher. Auch hilft es, wenn man in die Löcher, aus denen die Tierlein kommen, Petroleum gießt, oder andere Flüssigkeiten, die ihnen zuwider sind. In einer unserer Stuben wollten die Ameisen nicht weichen, sie wollten einen Lehmbau in der Stube herstellen. An jedem Morgen mußten Eimer voll feuchter Erde, welche die fleißigen Arbeiter über Nacht zutage

gefördert hatten, aus dem Hause getragen werden. Hier wichen sie der Anwendung von Feuer. Feurige Kohlen wurden täglich, nachdem die Aufräumungsarbeit beendet war, an dem Ort auf den Mündungen der Röhren, die in die Baue führten, ausgebreitet, und die instinktive Furcht, welche alles Lebendige vor der zerstörenden Macht des Feuers hat, that auch hier ihre Wirkung, der Feind war bald überwunden.

Mancher geplagte Farmer hat die Mühe nicht gescheut, den Gängen und Röhren der Termiten nachzugraben, bis er den Hauptbau fand und die Königin töten konnte. Das hilft für eine Zeit, später finden gewöhnlich die Insassen anderer Baue den Weg ins Haus. Günstig ist es, wenn man ein laufendes Wässerlein in die Baue leiten kann; das durchfeuchtet das Erdreich weit und breit und bereitet dadurch Unbequemlichkeit; allein die Ameisen sterben, und solche, die neu einwandern, können immer wieder in dieser Weise vertilgt werden.

Bei unserem Neubau war es schon ein günstiger Umstand, daß uns gebrannte Steine zur Verfügung standen. Luftsteine werden von den Ameisen noch mehr angegriffen. Ich wurde Maurer. Ein kranker Bauer, welcher in seinem Wagen und Zelt sich bei uns aufhielt, um sich von mir ärztlich behandeln zu lassen, war mein Lehrmeister, und einige unserer Arbeiter lernten mauern; so wurde mir die ungewohnte Arbeit nicht allzuschwer. Nach einigen Wochen standen die Mauern fertig da, und bald waren auch die Sparren des Daches aufgerichtet, welches ein gemieteter Bauer kunstgerecht mit Deckgras*) belegte. Diese Arbeiten aller Art hielten uns monatelang in Bewegung, und es wollte uns oft gar nicht gefallen, daß wir erst auf den weiten, lange andauernden Reisen und nun um dieser äußeren Beschäftigung willen nicht dazu kommen konnten, einen ernsten, geregelten Anfang mit dem Erlernen der Sprache zu machen; wir seufzten und klagten oft darüber einander unser Leid. Es sind ja meist Nebenarbeiten, welche mit dem eigentlichen Berufe eines Missionars nichts zu thun haben. Kommt ein Missionar so in diese Händel „der Nahrung" oder des äußeren Lebens hinein, daß er nicht mehr herausfindet, daß er sich darin wohl fühlt, so daß seine eigentliche Arbeit, Studium der Sprache, Vertiefung in Gottes Wort, Vorbereitung zu Unterrichtsstunden und Predigten, geistlicher Verkehr mit Heiden, Katechumenen und Christen nur noch nebenher geht, während Land und Vieh, Haus und Hof, Verbesserungen von Wohnungen und Gärten sein eigentliches Interesse und seine beste Zeit in Anspruch nehmen, so ist er auf dem Wege für seinen Beruf untauglich zu werden, und der Austritt aus dem Dienst und Eintritt in die Stellung eines weltlichen Geschäftsmannes ist dann gewöhnlich nur das folgerichtige Ende seiner amtlichen Laufbahn.**)

*) Das Gras giebt in Afrika in manchen Strichen, wenn es reift, Halme von 3—4 Fuß Länge. Dieses Gras wird geschnitten und gebunden und ist zum Decken von Häusern tauglicher als Stroh.

**) Man sieht aus dem Angeführten, daß es sehr unweise ist, wenn eine Gesellschaft den Missionaren zu wenig Gehalt giebt und sie anweist, sich durch Ackerbau, Handwerk und Handel etwas dazu zu verdienen. Die Veräußerlichung ist für jeden Missionar eine große Gefahr; tritt sie in solchem Falle ein, so hat die Gesellschaft

Dennoch sind solche äußeren Arbeiten ein Teil der Missionsarbeit, weil sie dem Missionar nicht erspart werden können, wenigstens nicht solchen Missionaren, deren Aufgabe es ist, neue Stationen anzulegen in neuzubesetzenden Gebieten. Der Missionar lebt sich durch solche Arbeit im Lande ein, verwächst gleichsam mit seiner Station und lernt von vornherein eine Anzahl von Eingeborenen, die ihm als Arbeiter zur Hand gehen, durch den täglichen Umgang genauer kennen, lernt ihre Anschauungen, ihre Sitten, ihren Charakter nach Seiten hin verstehen, welche ihm sonst verschlossen bleiben würden. Ein anderer wichtiger Umstand, der bei dieser Frage in Betracht kommt, ist die Pflicht, mit den Missionsgeldern möglichst sparsam zu wirtschaften. Wenn der Missionar an den Grenzen der Kolonieen oder innerhalb der Kolonieen auch Handwerker mieten kann, so fordern solche einen so hohen Lohn, daß deren Benutzung bei der Anlegung von Stationen nicht gerechtfertigt erscheint. Erst später, wenn die Verhältnisse es ratsam erscheinen lassen, größere Bauten aufzuführen, wird die gelegentliche Einstellung solcher Arbeiter oft notwendig und vorteilhaft sein. Der Gedanke lag nahe, und man hat ihn oft ausgeführt, den Missionaren, welche Anfangsarbeiten zu bewältigen haben, fromme Handwerker, Laienbrüder, als Gehülfen mit in das Heidenland zu geben; allein diese Praxis, durch welche man dem Vorbild der Brüdergemeine folgen wollte, was man aber doch nur halb und halb thun konnte, hat sich nach unserer Erfahrung als wenig nützlich, vielfache Übelstände mit sich führend gezeigt. Wenn bei einer Stationsanlegung einige junge, christlich angeregte Handwerker aus Deutschland helfen und dann in die Heimat zurückkehren können, dann ist die Sache recht angenehm für alle Beteiligten; allein wenn Leute zu diesem Dienste ausgesendet werden und in demselben draußen verharren sollen, so ist es besser, von ihrer Hilfe abzusehen. Diese „Handwerkerbrüder" werden in Deutschland vor und bei ihrer Aussendung von ihren Verwandten und von Missionsfreunden als „Missionare" angesehen und Missionare genannt. Kommen sie nach den Heidenländern, so sehen sie aber bald, daß sie keine Missionare sind und keine sein können. Eigentlichen Missionsdienst konnten sie in Transvaal nicht einmal dadurch treiben, daß sie durch Privatgespräche auf Heiden oder Heidenchristen eingewirkt hätten, weil sie niemals auch nur einen Satz der Baßutosprache richtig sprechen, ja überhaupt sprechen lernten. Die Baßutosprache ist schwer, schon um des in ihr zum Ausdruck kommenden Lautsystems willen; daneben ist die Grammatik eine vollständig andere als die der indogermanischen Sprachen und für den nicht zu begreifen, der für grammatische Begriffe überhaupt noch kein Verständnis gewonnen hat. Es fehlt den Brüdern also die Freude, etwas für die eigentliche Verbreitung und Verkündigung des Evangeliums thun zu können. Sie arbeiten und müssen auch weiter bei der äußeren Arbeit bleiben, wenn der Missionar schon in seiner Studierstube sitzt,

durch ihre Anordnung mitgewirkt, daß der Missionar zu seinem Berufe untauglich geworden ist. Tüchtige Missionare zu gewinnen und sie in Tüchtigkeit und Freudigkeit zu erhalten, sollte *aber jede Missionsgesellschaft als erste Pflicht ansehen, der gegenüber Ersparnis und Verringerung* der Kosten nicht in Betracht kommen dürfen.

mit den Leuten als Geistlicher verkehrt und predigt. Wie manchmal habe ich aus dem Munde solcher Brüder das Wort hören müssen: „Ich habe mir alles ganz anders gedacht.“ Die Schwarzen sahen bald den Unterschied, und die Heiden waren geneigt, den Handwerkern die Stellung von Bediensteten der Missionare zuzuweisen. Wenn dies hervortrat, wurden die Leute bitter, bitter auch gegen die Missionare. Lange dauerte es nicht, so wurden sie auch bitter, manchmal roh und gewaltthätig gegen die Eingeborenen; denn das Nichtkennen der Sprache gab zu Mißverständnissen Anlaß, und dem, der Tag für Tag nur bei der Arbeit mit den Schwarzen verkehrt, reißt leicht die Geduld, weil immer wieder Fälle von Nachlässigkeit, Unzuverlässigkeit und Faulheit vorkommen. Der Missionar aber soll und muß bei Streitigkeiten schlichtend und richtend eintreten und macht es dabei meist beiden Teilen nicht recht, da die Rechtsanschauungen beider Teile ganz verschieden sind. Es kommen aber noch andere Momente hinzu, welche es als untauglich erscheinen lassen, solche Leute anzustellen. Der Handwerker heiratet, ja muß bald heiraten, damit er bei seiner schweren Arbeit und Stellung gute Pflege hat und sich in seinem Hause wohl fühlt. Damit tritt die Notwendigkeit ein, daß auch er Wohnung, Küche und Garten haben muß, und noch einmal entstehen Mühe und Kosten durch die Einrichtung von Haus und Hof. Endlich ist auf dieser Station die Arbeit gethan; weil aber der Handwerker da ist, macht er sich Arbeit, auch wenn sie nicht absolut notwendig ist; in den entfernten Strichen, wo noch Stationen angelegt werden, ist er nicht und kann nicht dort sein; das Reisen kostet viel, und für ihn und seine Familie ist da kein Obdach. So haben die Missionare keine Erleichterung, die Mission hat keine Förderung und die Gesellschaft keine Ersparnis von Kosten durch Anstellung solcher Leute; denn ihre Aussendung und Unterhaltung kostet viel, ebensoviel als die eines Missionars, und mit jeder neuen Familie, durch welche der Bestand der Arbeiter draußen vermehrt wird, wächst die Verpflichtung der Gesellschaft, vorkommenden Falls für den Unterhalt von Witwe und Waisen zu sorgen. In Transvaal haben die Kosten, welche Handwerker der Mission verursachten, in sehr ungünstigem Verhältnis zu dem Wert der von ihnen geleisteten Arbeit gestanden.*)

Bei der Anlegung einer Station im echten, rechten Heidenlande, wo es geraten ist, nicht gleich anfangs zu viele und zu große Häuser zu bauen, weil ja häufig der Fortbestand des Werkes nicht genug gesichert erscheint, wird also alle Arbeit am besten von den Missionaren selbst verrichtet. Sind diese unverheiratet, jung und frisch, dabei praktisch veranlagt, so wird ihnen die Mühe, der sie sich dabei unterziehen müssen, auch nicht zu schwer fallen. Sie werden gut thun, sich durch etwa in der Nähe wohnende Kolonisten oder durch verständige Eingeborene möglichst über die Art und Weise unterrichten

*) Anders verhält es sich mit der Verwendung von Handwerkern auf älteren fest begründeten Stationen, sogenannten „Instituten“, wo Handwerker und Kaufleute im Dienst der Mission unter Umständen recht nützlich sein können, z. B. durch Erziehung der Eingeborenen zu Handwerkern. Darüber später bei Besprechung der Gründung von Botschabelo.

zu lassen, nach welcher man die vorhandenen Mittel anwendet, und werden Nutzen davon haben, daß sie durch die dabei notwendigen kleinen Reisen in die Umgegend und den täglichen Verkehr mit ihren Arbeitern sich gleich gründlich mit Land und Leuten vertraut machen können. Dreißig Stationen, von denen manche wieder verlassen werden mußten und zerstört wurden, sind auf diese Weise im Laufe der Jahre von den Berliner Missionaren in Transvaal angelegt worden. Auch in den heißen Gegenden mit tropischem Klima haben die Brüder von der Arbeit im Freien, selbst wenn sie in den Sommermonaten geschehen mußte, üble Folgen nicht gespürt.*) Nur dadurch, daß die Missionare die zur ersten Einrichtung der Stationen notwendigen Arbeiten selbst verrichteten, ist es uns möglich gewesen, als Pauschquote zur Deckung der Anlegungskosten die geringe Summe von £ 100 festzusetzen, abgesehen von den Kosten für Wagen und Ochsen (£ 100 - 200), welche den Missionaren schon zu der Reise nach dem neuen Platz gestellt werden mußten.

Mir machte die Arbeit Freude, besonders auch die Ausflüge in das Buschfeld, die mit Mimosenwäldern bestandenen Ebenen am Olifantsfluß, wo Holz gefällt und Kalksteine gebrochen wurden. Hier gab es Wild und wilde Tiere in Menge. Giraffen gingen in Haufen und Löwen nach Aussage der Leute desgleichen. Wild wurde bei solchen Ausflügen häufig geschossen, von den wilden Tieren aber sahen wir nichts, denn bei Tage bleiben sie in ihren Schlupfwinkeln, nur des Nachts erfüllten sie die Büsche mit ihrem Gebrüll, und ein Haufe Hyänen machte an einem dunkeln Abend den Wagen einen Besuch mit solcher Dreistigkeit, daß wir die ledergeflochtenen Trecktaue aus ihrem Bereich ziehen und unter den Wagen bergen mußten, weil, wie meine Begleiter sagten, sie sich an diesen vergriffen haben würden. In unserem kleinen Häuslein schliefen wir allein, und die Befürchtung, welche der alte Nel bei einem Besuche äußerte, daß die Löwen uns nachts aus dem Häuschen ohne Thür holen würden, traf nicht ein. Hyänen störten uns manchmal im Schlaf, sie schleppten Felle umher, die vor dem Hause lagen, nahmen ein Stück Ziehtau mit, ja eine wollte in einer Nacht durch die Matten ins Haus, so daß wir Licht anzünden mußten, und ich mich mit dem Gewehr auf Wache stellte. Eine wunderbare Bewahrung erfuhren wir in einer anderen Nacht, als ein tropisches Unwetter mit Hagel, Blitzen, Donner, Wolkenbruch und Sturmwind über unser Thal hereinbrach, daß es schien, als ob die Berge bebten, und man denken konnte, der Untergang der Welt sei gekommen. Der Lehmfirst war im Nu vom Hause gewaschen, und Wasser strömte hindurch; die Matten, welche wir durch unser Zelt verstärkt vor das Thürloch genagelt hatten, wurden von dem Orkan

*) Nach unserer Erfahrung hat die Einwirkung der Sonne auf den Körper mit dem Erkranken am Fieber nichts zu thun. Dies beruht auf der Einwirkung des Fiebergiftes, welches die Sonne aus dem von den Sommerregen durchtränkten Boden ausbrütet. Diätfehler und Erkältungen der Haut scheinen die Widerstandskraft des gesunden Organismus gegen dieses Gift zu mindern, ja oft zu brechen. Auch Sonnenstich kommt in Afrika selten vor, wenn man nur Kopf und Nacken genügend vor den *Sonnenstrahlen schützt.*

losgerissen, so daß wir jeden Augenblick fürchten mußten, daß unsere Hütte fortgeschwemmt oder vom Sturm umgeworfen werden würde. Das Zelt ergreifend, wehrten wir mit ihm und unsern Leibern dem Sturm den Zugang durch die Thür und schrieen zu Gott um Hilfe. Es wurde stiller und endlich wich die Gefahr. Am andern Morgen sahen wir, daß ein Brett vor dem Thürloch stand, als ob es sorglich dort hingestellt worden sei, uns Schutz zu bieten. Gott hatte den Sturmwind zu seinem schützenden Engel gemacht, welcher vom Neubau her das zwanzig Fuß lange Brett durch die Luft herüber und gerade an den rechten Ort getragen hatte. Unser Flüßchen hatte seinen Lauf verändert, Wild lag in den Bergen vom Hagel erschlagen, aber uns war durch Gottes Güte kein Leid widerfahren.

Doch fehlte uns nicht das Kreuz. Mein lieber Amtsbruder Grützner, der die Zeit nicht erwarten konnte, wo er wieder beide Arme zum Zugreifen und Arbeiten haben würde, brach seinen Arm noch einmal. Er trug ihn noch in der Binde hängend, glitt aus, that auf unebenem Boden einen schlimmen Fall, und das Unglück war geschehen. Schwieriger und gefährlicher als der erste Bruch war dieser zweite, er war schräg und der Hauptnerv des Armes war verletzt. Mit Hülfe eines Nachbarn, der gerufen bereitwillig kam, richtete ich den Arm nochmals ein; er ist auch ohne Gefahr geheilt, aber jahrelang ist er lahm geblieben.

Diese Trübsal drückte uns schwer, und wir müssen durch sie und den Druck der großen Aufgabe, die auf uns lastete, wohl damals schwermütig, wenigstens sehr ernst geworden sein, denn ich entsinne mich, daß wir bei einem Abendspaziergang darüber sprachen, ob wir später, wenn Gott uns wieder fröhlichere Tage bescheren würde, wohl wieder würden lachen lernen. Wir hatten das Lachen verlernt und vergessen in jener Zeit.

Trotzdem griffen wir auch unsere eigentliche Arbeit an, soweit dies möglich war. Wir erfragten Wörter und Redensarten und schrieben sie auf. Bald sahen wir, daß unter den Leuten, welche sich bei uns vermietet hatten, einige waren*), welche mehr dabei suchten als ihrer Arbeit Lohn. Fast immer benutzen suchende Seelen, wo sie vorhanden sind, wenn eine Missionsstation angelegt wird, diese Gelegenheit, sich den Missionaren zu nähern, ohne des Häuptlings oder anderer Feinde Zorn gleich anfänglich herauszufordern.

Von diesen Leuten besuchten wir einige, welche wir bereits genauer kannten, an den Sonntagen und fanden bei ihnen Büchlein, welche sie aus dem Lande des Moschesch mitgebracht oder von ihren Herren, den Buren, erhalten hatten, letztere in holländischer Sprache. Holländisch, welches mancher ganz auffallend gut sprach, war auch die Sprache, in welcher wir mit diesen Baßuto verkehrten. Bei den

*) Unter ihnen waren Sekoto (Andries), Maeli oder Milis (Johannes), Mochedi und Budibe, welche noch heute treue Glieder der aus den Bakopa gesammelten, in Botschabelo wohnenden Gemeinde sind. Mporeng (Jakob) und Mochluku (Plaatje), die uns von Lydenburg geholt hatten und nun weiter bei uns arbeiteten, fielen, *nachdem sie getauft worden waren*, bei Erstürmung der Stadt Maleos durch die Swasi *am 10. Mai 1864.*

Versammlungen, die wir Sonntags in den reinlichen, kühlen Häusern hielten, ließen wir das, was wir sagten, den Anwesenden verdolmetschen und fanden bei mehreren Männern bereiteten, empfänglichen Boden. Als wir im Dezember den Platz verlassen mußten, um neue Vorräte in Natal zu holen, um dort ordiniert zu werden und die uns zu Hülfe gesendeten Missionare zu erwarten, konnten wir mit Lob und Dank auf Gottes Führung und gnädige Durchhülfe zurückschauen, denn wir ließen hinter uns eine begründete Station und ein Ackerfeld, welches sich hoffnungsvoll anließ; selbst der alte Maleo schien uns geneigt, denn er schenkte jedem von uns, als wir uns verabschiedeten, ein Büffelfell. Unter unseren Schülern waren auch einige seiner eigenen Söhne.

Im Mai 1861 kehrte Missionar Grützner mit den beiden jungen Brüdern, den Missionaren Endemann und Nachtigal, nach Gerlachshoop zurück. Ersterer blieb hier, während Letztgenannter mit mir nach Sekoatis Lande zog. In kurzen Zügen sei der weitere Verlauf der Arbeit unter Maleos Volk hier vorgeführt. Es wurde bald möglich, Predigten auf dem Kchoro, dem Marktplatz, zu halten; freilich blieben Störungen dabei nicht aus. Bald zeigte es sich, daß der alte Maleo dem Worte Gottes feindlich gesinnt war. Da, wo er mit seinen Räten saß, wurde gepredigt; er mußte hören, aber der Erfolg war, daß er immer verbitterter gegen das Evangelium wurde. Wenn solche Heidenhäuptlinge von Gerechtigkeit, Keuschheit und dem zukünftigen Gericht (Apostelgesch. c. 24, 25) hören müssen, dann bleiben die Worte oft wie Stacheln im Herzen sitzen. Manchmal brummte der Alte während der Predigt oder widersprach laut. Wie Kleinigkeiten oft das Verhältnis zu solchen launischen Menschen stören können, sahen die Missionare bei folgender Gelegenheit. Es war ihnen Vieh an der Lungenseuche gefallen. Die Eingeborenen essen Fleisch auch von Tieren, die an dieser Krankheit gestorben sind, mit größtem Behagen. Als Maleo das Fleisch holen lassen wollte, fanden sie die Leute der Missionare beschäftigt, das Vieh zu vergraben; dies thun zu lassen, hielten die Brüder für ihre Pflicht, damit die Krankheit sich nicht weiter verbreite. Sie achteten aus Pflichtgefühl nicht auf Bitten und Trotzen und gaben kein Fleisch heraus. Weil aber Maleo solche Behandlung von gefallenem Vieh bisher auch bei Weißen des Landes nicht wahrgenommen hatte, hielt er dieses Thun für bloßen Eigensinn, ersonnen nur, um ihn zu ärgern, weil man ihm das Fleisch nicht gönne, und nahm sich vor, möglichst Vergeltung zu üben. Trotzdem wuchs das Reich Gottes zusehends. Der Erstling des Volkes war Andries Sekoto. Am 20. Juli 1862 konnte bereits mit einer kleinen Gemeinde das Abendmahl gefeiert werden, und auch die Dienstmagd des Nachbar Grobler, Sarone, wurde getauft. Da brachen Stürme aus, welche den Gläubigen ernstliche Verfolgung, dem Werke schwere Gefahr und der Herrschaft des alten Maleo den Untergang brachten.

Die Baßuto Transvaals waren unter dem Regimente der Buren, welche sie vor zwanzig Jahren vom Joche der Sulu befreit hatten, erstarkt. Man hatte, als das Land von den Weißen occupiert

nicht daran gedacht, daß diese unterwürfigen, anscheinend feigen Leute sich einmal gegen die ihnen aufgedrungene Fremdherrschaft würden erheben können; sie waren durch einen Artikel des Landrechts (grondwet), welcher erklärt, daß kein Farbiger innerhalb der Grenzen der Republik Land besitzen dürfe, sozusagen mit einem Federstrich depossediert worden. Die Lydenburger Bauern hatten im Jahre 1848 einen Vertrag mit Umswasi abgeschlossen, nach welchem ihnen nicht nur das unbewohnte Land, sondern auch die Striche, welche die Baßuto von Sekoati und Maleo, sowie die Matebelen Mapochs bewohnten, zugesprochen wurden. Die Swasi hatten kein Recht, diese Striche zu verkaufen, sie hatten einige Raubzüge hierher unternommen, allein die Baßuto hatten ihre Selbständigkeit sich bewahrt. Als die Buren aber von den Baßuto sprachen, sagte Umswasi: „Das sind Hunde, die haben kein Land." Er soll sich auch erboten haben, sie zu vertreiben. Letzteres wäre ihm freilich nicht gelungen, allein die Buren hatten das von ihm gezeichnete Dokument in der Tasche (siehe Anhang II) und behandelten die Baßuto als ihre Unterthanen und Hörige ohne Land. Buren wohnten zeitweilig in Sekoatis Land, wohnten dicht bei Mapochs Stadt und wohnten auch Maleo aus, so daß er nach dem Berge zog oder floh, wo wir ihn fanden. Um Ordnung zu schaffen, kaufte die Regierung der Republik Lydenburg einige Plätze von Buren, die sie beschlagnahmt hatten, zurück und gab sie an Mapoch und Maleo unter der Bedingung, daß sie nun Abgabe zahlen sollten; 2,50 Mark (2 sh. 6 d.) sollte das Kopfgeld für jeden Mann sein. Doch war dies nicht die einzige Last, welche die Leute zu tragen hatten. Jeder Erwachsene hatte seinen „Baas", dem war er zugewiesen. Wenn dieser ihn zur Arbeit rief, war er verpflichtet, zu kommen und auf dem Platz des Bauern zu arbeiten, ob der Lohn zahlte oder nicht. Diese Art gezwungenen Dienstes haßten die Baßuto bald, sie nannten das „cho bereka boroko", um Schlaf oder Frieden dienen. Selbstverständlich dauerte es nicht lange, so waren die Eingeborenen der Sache müde. Wenn der Bauer sie rief, kamen sie nicht, suchte er sie in ihrem Dorf und Höfen, so waren sie nicht zu finden. Freilich gab es Ausnahmen; manche Bauern, welche gute Leute zugewiesen erhielten und diesen angemessenen Lohn zahlten, hatten über Unwilligkeit nicht zu klagen; unter denen aber, welche infolge ihres gewaltthätigen Charakters keine Arbeiter mehr hatten, fanden sich solche, welche die Feldkornette oder Kommandanten zwangen, Gewaltmittel zur Abhülfe des von ihnen schwer empfundenen Übelstandes zu schaffen. Da ritten denn Aufgebote nach den Dörfern oder Städten der Baßuto, trieben Vieh fort als Buße für nicht geleistete Arbeit oder nahmen den Häuptling ins Verhör, ließen ihn auch wohl die Reitsambocke (die Reitpeitschen aus Rhinoceroshaut) fühlen. Auch Maleo war einmal von solchem Exekutionskommando übel mitgenommen worden. Der Ingrimm der Eingeborenen über die neue Knechtschaft wuchs; denn der Afrikaner ist freiheitsliebend und hat klare Ansichten über das, was er für Recht und Unrecht hält. Die Baßuto Transvaals erkannten, daß nur der Besitz von Feuerwaffen sie widerstandsfähig gegen die Weißen machen konnte. Einige wenige Gewehre erlangten

sie durch Kauf von weißen Händlern oder Buren, Hunderte aber, ja Tausende erwarben sie sich bald auf ihren Arbeitszügen nach der Kapkolonie. In der Kapkolonie, wo Eingeborene Feuergewehre erwerben durften, kauften sie alte Gewehre, Tower-Musketen genannt, die 1—200 Jahre alt sein mochten; es waren Steingewehre, aber sie schossen doch und thaten als Verteidigungswaffe von den Felsenburgen herab auch ihre Wirkung. Gerade im Anfang der sechziger Jahre fingen unsere Stämme an, Versuche zu machen, in ein anderes Verhältnis zu den Weißen zu kommen. Im Lydenburger Distrikt war Mapoch der renitenteste Häuptling. Er wohnte mit seinen Matebelen an einem schluchtenreichen, mit Gebüsch und Felstrümmern bedeckten Bergabhange, in dessen Innern gewaltige Höhlen waren. Die Stadt war durch Steinmauern noch zum Überfluß so verschanzt, daß das Ganze uneinnehmbar war, wenn die Verteidiger Feuerwaffen besaßen. Mapochs Volk fing an, die Bauern zurückzudrängen, und zwar durch Befolgung eines Planes, welcher auch in anderen Gegenden von Eingeborenen den Bauern gegenüber mit sichtbarem Erfolg angewendet worden ist. Man schüchterte die einzeln wohnenden Farmer durch Unverschämtheit und kleine Gewaltthätigkeiten ein, bis sie ihre Frauen und Kinder nicht länger den drohenden Gefahren ausgesetzt sehen wollten, lieber die Farmen aufgaben und nach einer ruhigeren Gegend zogen. Dabei war dieser Matebelenhaufe, unter dem Menschenopfer damals und auch später noch ungescheut im Schwange gingen, eine diebische, raubluſtige Rotte. Den Bauern wurde von ihrem Vieh gestohlen, und friedliche, anderen Stämmen angehörende Wanderer wurden in Mapochs Gebiet überfallen und beraubt. Diesen Häuptling erkannte Maleo als seinen Oberhäuptling an, weil er stärker an Volk war. So konnte es nicht ausbleiben, daß er mit in den Krieg verwickelt wurde, der im Jahre 1863 zwischen den Buren und Mapoch ausbrach; war er doch selbst den ersteren feindlich genug gesinnt.

Es ist eine Erfahrung, die wir im südafrikanischen Missionsleben wieder und wieder gemacht haben, daß mit dem Erstarken des nationalen Bewußtseins, daß mit dem Bestreben, die an die weißen Christen verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, daß mit jedem Kriege gegen christliche Mächte auch das Heidentum der Eingeborenen neu belebt wird. Die nationale Tradition ist eine heidnische, die nationalen Gesänge zu Ehren der Fürsten, die Kriegslieder, der Kriegsschmuck, die Kriegstänze, die im Kriege entfesselte Wildheit, alles das ist heidnisch. Echt heidnisch sind auch die Weihungen der Waffen, die Opfer und Zeremonien beim Auszug und der Heimkehr der Kämpfer. Auch die Christen unter Maleos Volk hatten bald die Feuerprobe zu bestehen, welche für Christengemeinden, die unter Heiden wohnen, jedesmal eintritt, wenn solche Zeiten nationaler Reaktion gegen die Weißen kommen.

Maleo wollte die Waffen weihen, und ein Zauberer sollte die Leute unüberwindlich machen. Wir evangelischen Missionare können mit solchem Zauberwesen nicht paktieren, uns gilt das Wort Pauli: „Ich will nicht, daß ihr in der Teufel Gemeinschaft sein sollt, ihr *könnt nicht zugleich trinken* des Herren Kelch und der Teufel Kelch.“

Die Gläubigen hatten ihren Seelsorger von der Sache benachrichtigt, und Missionar Grützner ging unerschrocken den geradesten Weg, er ging hin auf die Stadt, kräftigte die, welche bereit waren, fern zu bleiben, ermutigte die Wankenden, ja holte unter Mahnen, Bitten und Thränen einige Katechumenen aus dem wüsten, tollen, tobenden und springenden Heidenhaufen heraus. Während draußen der Heidenlärm tobte, sammelte er sein Häuflein in einer Hütte und betete mit ihnen um endlichen Sieg des Lichtes über die Macht der Finsternis.

Jetzt war offenbare Feindschaft da. Als der Missionar auf dem halben Wege zur Stadt das Fundament zu einem Kirchlein ausheben ließ, da wurden die Gräben auf Maleos Befehl wieder zugeworfen. Der Alte fürchtete, es möchten die Bauern bei einem Angriff auf die Stadt das Kirchlein als Deckung für sich und ihre Kanonen benutzen. Er baute auch einen Viehkraal an einem Sonntage, das sei des Gottes Tag, den die Missionare predigten, der wolle nicht, daß an diesem Tage gearbeitet würde. Er diene diesem Gotte nicht, sondern dem Teufel, drum wolle er die Viehhürde am Sonntag bauen, weil er des Teufels Schutz für sein Vieh begehre wider seine Feinde.

Die Christen, welche bei dem gotteslästerlichen Werk nicht helfen wollten, schlug er mit eigener Hand unter Schelten und Toben blutig.

Als aber die Kriegsgerüchte zunahmen, ließ er einen Zauberer von ferne her kommen, der sollte das Thor, den Kchoro, feien und festigen, so daß es uneinnehmbar sei. Der Zauberer wollte ein Menschenopfer bringen, der Kopf des Opfers sollte unter den Pfählen des Thores vergraben werden. Eines Morgens stand das Thor fertig da; wer das Opfer gewesen war, wußte niemand zu sagen, man hatte wohl einem armen Wanderer aufgelauert und ihn getötet.

Missionar Grützner ließ es an ernstem, mutigem Zeugnis wider diese Teufeleien nicht fehlen; forderte doch das Wort, welches dem alten Häuptling geläufig geworden war: „Modimo ki man? Modimo kinna.“ „Wer ist Gott? Ich bin Gott!“ zu offenem Bekenntnis „ohne Hörner und Zähne“ heraus. So sagte der Missionar zu ihm an dem Tage, da er die Christen schlug: „Maleo, vor deinen Leuten sage ich dir, daß der Tag kommen wird, an dem du Gott schauen wirst. Gott wird dich noch ganz anders schlagen, als du deine Leute heute geschlagen hast! Ich werde dich einst an den heutigen Tag erinnern, daß ich es dir gesagt habe!“ Und als ich einst zu Besuch gekommen war, und wir vor dem Alten saßen, trieb mich, da er wieder jene Lästerworte redete, ein unwiderstehlicher Drang, ihm die Worte zuzurufen: „Maleo, Gott lebt und läßt sein nicht spotten; mit dem Blute deines Volkes wird Gott auf diesen Bergen das Wort schreiben: „Ich bin der Herr!“

Und das Gericht war näher, als wir damals glaubten. Mapoch wurde in Krieg verwickelt mit Sekukunis Volk, das gab den Bauern Mut, seinen Übergriffen mit Ernst entgegenzutreten. Von seinem Vieh, welches auf Bauernplätzen ohne Erlaubnis der Eigentümer weidete, wurden sechszehn Stück gepfändet, auf seine Drohungen verließen die Bauern ihre einsamen Wohnplätze, zogen ins Lager. und der Krieg begann. Maleo unterstützte heimlich seinen Oberhäu

und weil sie ihn auch als Feind ansahen, gaben die Befehlshaber der Bauern den Missionaren Befehl, Gerlachshoop zu verlassen. Ein bewaffneter Bauernhaufe holte sie und geleitete sie in das Lager. Hier hielt Bruder Grützner Gottesdienste und wurde freundlich behandelt; bald zog er nach Lydenburg, denn das Leben in einem afrikanischen Kriegslager ist äußerst unbequem, und die Unmöglichkeit regelmäßiger Arbeiten macht Leuten, die an nützliche Beschäftigung gewöhnt sind, solches Leben bald unerträglich. Von Lydenburg zog er nach der von uns damals in Sekukunis Land besetzten Station Khalatlolu.

Die Bauern hatten inzwischen den vorläufig aussichtslosen Kampf gegen die Felsenfeste des Mapoch aufgegeben, sie waren aber durch Zuzug von Pretoria her verstärkt worden, und ihre von fern her gekommenen Kameraden wollten nicht ohne Erfolg nach Hause gehen; sie beschlossen, Maleo anzugreifen, dessen Stellung als Verbündeter Mapochs nicht hatte verborgen bleiben können. Vergebens riet der alte Nel, rieten mit ihm viele der Lydenburger Bürger von einem Angriff auf ihn ab. Sie wußten, daß Maleos Volk lieber Frieden haben wollte als Krieg, und wußten auch, daß nicht wenige dieses Volkes treffliche Schützen waren. Es wurde trotzdem der Angriff beschlossen, er endete aber in einem Mißerfolg, der fast eine Niederlage genannt werden kann. Maleos Leute hatten sich hinter Mauern und auf den Felskuppen, die ihre Stadt umgaben, gedeckt postiert. Mit der Artillerie der Bauern war es übel bestellt. Sie führten zwei alte eiserne Schiffskanonen mit sich, für die sie die Kugeln selbst hergestellt hatten. Feldsteine hatte man mit Blei umgossen, aber ohne den Kugeln volle Rundung geben zu können. Die kleinere der beiden Kanonen machte bei jedem Schuß einen Sprung in die Luft und schlug dann nach hinten über, die Bedienungsmannschaft gefährdend. Die aus diesen Geschützen abgegebenen Schüsse verfehlten oftmals selbst die Felsenhügel. Ein Schuß, so erzählten die Eingeborenen, traf einen vollen Kornkorb, ohne ihn zu durchbohren, sie schädigten keinen der Verteidiger, sondern lieferten ihnen Vorrat von schätzbarem Blei. Aber auch die Fertigkeit und Sicherheit im Schießen und Treffen, welche sonst die Bauern Transvaals zu so furchtbar gefährlichen Feinden macht, konnte ihnen hier keinen Vorteil bringen, denn kein Feind ließ sich blicken. Als ein Haufe der Bauern auf die Stadt avancierte, von welcher ein Teil eingeäschert wurde, da einige Europäer Häuser anzündeten, wurden durch die aus den sicheren Verstecken abgegebenen Schüsse der Baßuto nicht weniger als sechs Weiße getötet. Das war ein schlimmer Ausgang. Die von anderen Distrikten gekommenen Bauern zogen nach Hause, den Lydenburgern es überlassend, zuzusehen, wie sie sich aus der üblen Lage helfen würden.

In Khalatlolu war nicht für uns alle Arbeit. Mit den im Jahre 1863 angekommenen neuen Brüdern waren wir dort zur Weihnachtszeit des genannten Jahres sechs Missionare und drei Handwerker. Da Missionar Grützner glaubte, daß bei der veränderten Sachlage eine Rückkehr nach Gerlachshoop möglich sei, ritten wir (am 11. Januar [illegible] die fünfzehn deutschen Meilen hinüber. So sicher waren wir [illegible]reundlichen Empfanges von seiten der Bakopa, daß wir, als

uns bei den ersten Gärten derselben ein Unwetter traf, in einer Gartenhütte Schutz suchten, unbekümmert, daß die Leute denken mußten, die weithin kenntlichen Pferde, die ja draußen vor der Hütte im Freien standen, seien Pferde ihrer Feinde, der Bauern. Das Unwetter hörte auf, wir steckten die Köpfe ins Freie nnd krochen munter durch die niedere Thür. Da — standen dreißig oder fünfzig Schritt von uns drei bewaffnete Leute, die Gewehre schußbereit in den Händen. Gott hatte ihnen gewehrt zu schießen, als wir aus der Hütte krochen, nun schrieen wir ihnen zu: „Schießt nicht, wir sind Missionare!“ Da sprangen sie mit Freudenruf heran und geleiteten uns zu ihrem Häuptling. Der war stolz und hoffärtig durch seinen Sieg. „Ich allein und Moschesch (eigentlich Moschoeschoe) haben die Bauern geschlagen“, so pflegte er zu sagen, aber gegen die Christen war er anderen Sinnes geworden. Er hatte geglaubt, die Christen würden nicht gegen die Bauern fechten, sie hatten aber solchen Glauben durch tapferes Verhalten vor dem Feinde zu Schanden gemacht. Der Alte war freundlich gegen uns und gab uns reichlich Speise. Auf der Station war alles in bester Ordnung, während die Häuser der Bauern ringsum in Feuer aufgegangen und die Plätze verwüstet waren. Die Christen hatten Garten, Haus und Hof behütet und hatten es an gemeinsamen Gottesdiensten, an Lesen, Lernen und christlichem Wandel nicht fehlen lassen.

Am Ende des Monats war Missionar Grützner, dem der junge Bruder Moschütz als Hülfe beigegeben war, wieder auf Gerlachshoop eingezogen, und die Missionsarbeit nahm einen neuen, hoffnungsvollen Anfang. Der alte Häuptling ließ die Christen gewähren, wenn er auch für seine Person der blinde, trotzige Heide blieb.

Die Bauern schienen des Krieges müde zu sein, aber im geheimen ruhten sie nicht. Wollten sie ihre schönen Farmen wieder bewohnen, so mußte etwas geschehen. Sie wandten sich um Unterstützung bittend an ihren alten Freund Umswasi. Während die Baßuto lachenden Mundes ihrer Feinde spotteten, und die Matebelen Mapochs sich verschworen, die Weißen eines Tages über den Vaalfluß zurückzutreiben, erstieg ein mächtiges Heer die Randgebirge, welche das Swasiland umsäumen, und bald tönte die Mukchoschi, der laute Kriegsruf, durch die Felder, welche Maleos Stadt umgaben. „Maponu a e tla!“ „die Swasi kommen!“ rief einer dem andern zu und eilte, so schnell er konnte, nach Hause.

„Wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand.“ Auch den Maleo hatte das Glück siegessicher gemacht. „Ihr seid mit den Bauern fertig geworden, was werdet ihr die Swasi fürchten?“ so rief er seinen Leuten zu, ja er weigerte sich, Munition auszuteilen, das sei diesem Feinde gegenüber nicht nötig! Wenn die Bakopa den Swasi gegenüber dieselbe Taktik befolgt hätten, durch welche sie den Angriff der Bauern abschlugen, so hätten sie vielleicht auch die Swasi abgeschlagen. Allein statt sich in die Felsenkuppen, die verschanzt waren, zurückzuziehen und diese allein zu verteidigen, ließ man Weiber *und Kinder* dort Zuflucht suchen, ohne ihnen Krieger zum Schutze *mitzugeben. Die vielleicht 400* Mann zählende Schar Maleos glaubte

Berg Maleos.

die tausend oder mehr Soldaten des besten, stärksten Swasiregiments, des inyati, des „Büffels", vom Eindringen in die weithin ausgedehnte Stadt abhalten zu können. Sie kämpften mit dem Feinde an der Hecke, welche die äußerste Schutzwehr der Stadt bildete, um ihn vom Eindringen in die weitläufig gebaute Stadt abzuhalten. Mit wildem Mute stürmten die Krieger der Swasi, aber in ihre dichte Schlachtreihe fielen die Schüsse der Bakopa und töteten viele. Der Feind zog sich anscheinend zurück, aber er teilte sich, und während die eine Hälfte den ungestümen Angriff erneuerte, zog die andere an der Hecke entlang, bis eine unbewehrte Stelle den Einbruch gelingen ließ. Von hier stürmten die Feinde über die unverteidigten Schanzmauern und befanden sich unter den Hunderten von schutzlosen Weibern und Kindern, die hier Zuflucht gesucht hatten. Das Blut floß in Strömen, übereinander stürzten die Ermordeten, und tausendstimmiges Wehgeheul übertönte das wilde Jauchzen der Sieger. Unten brach der andere Haufe durch die Hecke, als die Verteidiger sich wandten, um den bedrängten Weibern, Kindern und Alten zu helfen. Manchen verließ Mut und Kraft, als er sah, daß die Hauptfeste genommen war, und die Weiber und Kinder gemordet wurden; mancher tapfere Mann setzte sich nieder, um schnell von dem Speer der Feinde ereilt zu werden, da nun doch alles verloren sei. Einige Hundert flohen zu rechter Zeit. Maleo und seine Alten starben, nach Kräften sich der Feinde erwehrend. Die Stadt brannte bald an allen Ecken lichterloh.

Hunderte von Weibern und Kindern trieben die Sieger hinweg nach dem Swasilande. Über dem Berge kreisten die Aasgeier, und als ich, zum Besuch der Brüder gekommen, später den Berg erstieg, konnte mein Fuß nicht Raum zu treten finden, so lagen da zum Teil noch mit Fleisch bedeckte Gerippe bei einander und übereinander.

Den Missionaren war kein Leid geschehen. Der Anführer der Swasi war Capuna, unser alter Bekannter. Er besuchte Missionar Grützner und war übermütig und hochfahrend, aber die Anwesenheit von sieben Bauern hielt ihn in Schranken. Wenn diese auch danach fragten, ob es wahr sei, was eine der gefangenen Frauen ausgesagt hatte, daß Maleo sein Geld, sein Pulver und andere Schätze dem Missionar zur Aufbewahrung gegeben habe, so betrugen sie sich doch anständig, denn sie achteten Missionar Grützner hoch und glaubten seiner Versicherung, daß er nichts in seinem Besitz habe, was dem gefallenen Häuptling gehöre.

Dem lieben Bruder stand in jenen schweren Tagen nicht nur sein tapferes Weib, sondern auch der junge Missionar Moschütz, sein Gehülfe, treulich zur Seite. Voller Mitgefühl mit dem Schicksal der Gefangenen besuchte dieser das Swasilager. Man kann es verstehen, wenn er berichtet, daß er mit den armen gefangenen Weibern zusammen weinen mußte; boten doch die Hunderte von geraubten Kindern, die von den Müttern getrennt in einem Haufen stumm und regungslos bei einander saßen, von denen viele auch verwundet waren, einen Anblick, der einen Stein hätte erbarmen mögen. Von den *Swasi* waren etwa zweihundert der besten Krieger gefallen, hunderte

waren verwundet, auch für diese verwundeten Feinde that der Bruder in barmherziger Liebe, was in seinen Kräften stand.

Von den Gefangenen sind manche auf dem Marsche, manche später aus dem Swasilande geflohen und so zu dem Überrest ihres Volkes zurückgekehrt. In Deutschland brachte die Liebe der Missionsfreunde einige Tausend Mark zusammen, um Kinder loszukaufen. Manches Kind wurde matt auf dem langen Wege ins Feindesland und wurde dann ohne Erbarmen niedergeschlagen; die, welche dort ankamen, sind später meist von Bauern als Dienstkinder angekauft und dann von ihren Verwandten oder von uns, aus jenen uns zur Verfügung gestellten Mitteln, losgekauft worden. Vergeblich war unsere Mühe, solche aus dem Swasiland herauszuholen. Nachdem jüngere Missionare vergeblich versucht hatten, zu diesem Zweck in das Swasiland einzudringen, reiste ich selbst mit einer Gesandtschaft unserer Bakopa im Jahre 1872 nach Lotiti, der alten Hauptstadt des Landes, wo die hochbejahrte Mutter des verstorbenen Umsuasi die Herrschaft führte. Aber obwohl man mich als Haupt der damals aufblühenden, weit und breit bekannten Station Botschabelo dort mit hohen Ehren aufnahm, erreichte ich dennoch nichts. Es waren schon zu viele Jahre ins Land gegangen, Capuna war von Umswasi getötet, die Kinder, welche dort noch lebten, hatten Herren, und nur durch Gewehre, Pulver und Blei hätte man einige freikaufen können; diese Dinge konnten und durften wir nicht anbieten. Der Rest der Bakopa, ein Häuflein von etwa 500 Seelen, zog von dem blutgetränkten Berge auf das Geheiß der Bauern, denen sich die am Leben gebliebenen Söhne Maleos unterwarfen, nach Gerlachshoop und baute sich nahe bei Missionar Grützners Hause an. Durch welche Umstände das Völklein auch von dort vertrieben wurde und nach Botschabelo übersiedelte, wird später berichtet werden.

Viertes Kapitel.

Reisen und Besetzung des neuen Gebietes unter den Bapedi.

Im Dezember des Jahres 1860, dessen wechselvolle Erlebnisse ich bereits geschildert habe, verließen wir die neu gegründete Station und kehrten nach Natal zurück. Wir hatten vergeblich gehofft, Briefe und Gelder aus Europa zu erhalten. Wie wir später erfuhren, war von allen Briefen und Berichten, welche wir nach Haus gesandt hatten, nichts in Berlin angekommen; so hatte man dort nicht gewußt, wohin man Sendungen adressieren sollte. Geld und neue Vorräte mußten wir aber haben, und deshalb stellten wir Haus und Hof mit allem, was drin und darauf war, unter die Obhut einiger Baßuto, benachrichtigten Maleo davon, sagten ihm Lebewohl und zogen mit dem *Ochsenwagen über* das damals gänzlich unbewohnte Hochfeld

der Grenze Natals zu. Die Reise verlief angenehm, und die Aussicht, das nahe Weihnachtsfest wieder inmitten lieber Freunde mit einer christlichen Gemeinde feiern zu können, machte uns die langen Strecken des einförmigen Weges kurz. Man muß bei einer Ochsenwagenreise, auf welcher man, wenn der Wagen beladen ist, nur vier, wenn er unbeladen ist, nur etwa fünf deutsche Meilen täglich zurücklegt, möglichst wenig, am besten gar nicht daran denken, daß man einem gegebenen Ziele zustrebt, sondern man muß wohlgemut in den Tag hineinleben und hineinfahren und sich sagen, daß man so und so viele Wochen nun auf dem Wagen zu leben hat, dann ist am Ende das Ziel doch da und ist schließlich unerwartet da. In jenen Jahren boten auch die ungeheuren Herden Wildes, Herden von Gnus, Zebras, Bleßbock- und Springbock-Antilopen dem Reisenden Gelegenheit zur Jagd; jedenfalls boten sie immer wieder ein interessantes, erfreuendes Schauspiel.

Unsere Reise drohte aber durch die angeschwollenen Flüsse ernstlich unterbrochen zu werden; denn selbst in Natal waren damals noch keine Brücken zu finden, abgesehen von einer einzigen Kettenbrücke, welche über den kleinen Bergstrom bei Maritzburg führte, von Weißen und Schwarzen wie ein Wunder angestaunt, bis sie eines Tages unter der Last einer Herde von fetten afrikanischen Bauerochsen zusammenbrach. Wir wählten den Weg über Harrysmith, weil auf ihm weniger Flüsse zu passieren sind; allein der Wilgefluß, der bei diesem Ort aus dem Drakengebirge tritt, war so ungewöhnlich hoch angeschwollen, daß die dort wohnenden Leute uns sagten, wir würden monatelang warten können, ehe er uns den Durchgang gestatte, denn immer neue Regengüsse erhielten seine Fluten in ihrer Tiefe. Unterhalb der Furt liegt eine kleine Insel, von dieser und dem auf ihr stehenden Gebüsch war nichts zu sehen. Ich hatte ein Pferd im Dorfe gekauft, und da ich also ein Mittel hatte, die Reise auch ohne Wagen fortzusetzen, wollte ich durch den Fluß schwimmen und meinen Gefährten allein beim Wagen zurücklassen. Dem aber wollte die Aussicht, Weihnachten allein im Wagen, auf dem Ufer eines angeschwollenen Stromes, inmitten der vom Regen durchtränkten Berge und Hügel ohne menschliche Wohnungen, ja ohne Bäume und Sträucher, zu verbringen, durchaus nicht lockend erscheinen. Er erinnerte an die gute Kameradschaft, die wir bisher gehalten hatten, faßte mich beim Ehrenpunkt und behauptete, ich dürfe ihn nicht verlassen, ich müßte bleiben oder aber ihm durch den angeschwollenen Strom helfen. Da war guter Rat teuer. Missionar Grützner konnte etwas schwimmen, aber sein lahmer Arm hätte ihm nicht weit durch die tosenden Wasser geholfen. So kamen wir auf den Gedanken, die vielen langen Ochsenriemen, welche wir mit uns führten, an einander zu binden und zum Übergang zu benutzen. Ich sollte mit dem einen Ende des hergestellten Ledertaues durch den Strom schwimmen und dann den Freund hindurchziehen, bei welcher Prozedur er nach Möglichkeit sich über Wasser halten wollte. Als ich aber mit den Riemen das jenseitige Ufer fast *erreicht hatte*, erwiesen sie sich als zu kurz, und ich mußte zurück. *Anderen Tages luden wir* den Wagen ab und benutzten das drei-

zöllige Unterbrett des Wagenkastens, welches man bei dem afrikanischen Ochsenwagen herausnehmen kann, als Floß, mit dessen Hülfe nicht nur der Halbinvalide den Fluß glücklich passierte, sondern welches auch unsere Sachen über die tosenden Wasser trug. Das Pferd wurde von den Leuten dann gezwungen, uns nachzuschwimmen, und wir konnten die Reise fortsetzen, indem wir beide abwechselnd das eine Pferd benutzten, bis wir von einem Schotten, der am Fuße des Gebirges in einer elenden Hütte einen Branntweinschank etabliert hatte, gegen Entgelt ein zweites Pferd geborgt erhielten.

In jenen Zeiten wurden die Reisen oft durch unfreiwilligen Aufenthalt an Flüssen unterbrochen. Mancher Bauer, auch mancher Missionar, der dann, des Wartens müde, den Durchgang versuchte, ehe das Wasser hinreichend gefallen war, oder in einen angeschwollenen Fluß hineinfuhr, ohne zuvor die Tiefe der Flut untersucht zu haben, hat schweren Schaden gelitten. Oft genug kam und kommt noch der Fall vor, daß der Strom Wagen und Ochsen erfaßt. Können des Schwimmens kundige Leute die Ochsen noch zur rechten Zeit vom Ziehtau losschneiden, so retten sie sich, denn ein Ochs ist Meister im Schwimmen, oft genug aber ertrinken ganze oder halbe Spanne, die zu einem Knäuel verwickelt sich nicht mehr helfen können. Abgetriebene Wagen kommen meist nur in Bruchstücken wieder zum Vorschein. Waren Frauen und Kinder oder des Schwimmens unkundige Männer in dem Gefährt, so ist häufig auch Verlust an Menschenleben zu beklagen.*)

Es ist in Bezug auf das Hantieren mit Wagen in angeschwollenen afrikanischen Flüssen die höchste Vorsicht geboten, bei deren Anwendung man Unfälle dieser Art vermeiden kann. Mir selbst ist niemals Schlimmes in Flüssen widerfahren, obwohl ich oft in der Lage gewesen bin, sie in ähnlicher Weise, wie oben erzählt ist, zu passieren. Bei einer amtlichen Reise nach den damals eben entdeckten Diamantfeldern glückte es mir, den Wagen zweimal dadurch durch einen angeschwollenen Fluß zu bringen, daß ich an jedes Rad ein leeres Faß band und ihn so schwimmen ließ.

Weihnachten verlebten wir wieder auf Emmaus, der Station, von der wir ausgezogen waren. Die lieben Zunckels hatten uns mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Ein deutsches Weihnachtsfest, mit Christmette und Feiertagen, mit Lichterbaum und Pfefferkuchen, mit Sang und Klang und fröhlichen Kindergesichtern ist auf dem aller Poesie entbehrenden afrikanischen Boden noch erquicklicher als daheim; uns aber that nach dem unruhigen Leben des letzten Jahres die Erfrischung und Sammlung, welche wir hier fanden, ernstlich not.

Vom Konsistorium der Provinz Brandenburg war unsere Ordination bewilligt worden, und Bruder Posselt ordinierte uns gemäß der ihm zugesandten Vollmacht im Januar (1861) auf der Station

*) Auf solche Weise kam die Schwägerin unseres Missionar Posselt in Natal in Klein-Tugela in große Gefahr, während zwei ihrer Kinder ertranken. Missionar *Liefeld verlor bei solchem Unfall* seine drei Töchter im Britisch-Kafferland.

Stendal, wo damals Missionar Güldenpfennig stand. Damit war eine Schwierigkeit für unser selbständiges Wirken auf dem neuen Gebiet beseitigt, welche wir oft genug als eine drückende Last empfunden hatten; auch war von Berlin die Verordnung eingetroffen, daß wir in Transvaal nunmehr einen selbständigen Konferenzkreis bilden sollten.

Obwohl man in dieser freundlichen Weise für uns gesorgt hatte, schien doch vergessen worden zu sein, daß wir auch Geld nötig haben würden. In Lydenburg hatten wir tausend Mark Schulden hinterlassen, trotzdem war in Natal niemand bevollmächtigt, uns mehr als unsere Gehälter auszuzahlen. Nach dem damals bestehenden Modus war Missionar Wuras auf Bethanien im Freistaat der einzige Geldagent für die ganze Ausdehnung des Berliner Missionsgebietes in Südafrika, von dem allein also war Hülfe zu erwarten. Bethanien aber lag 80 deutsche Meilen (500 Kilometer) von dem nördlichen Teile Natals entfernt. Briefe dorthin abgehen zu lassen, hätte bei dem damaligen Zustande der Posten wenig geholfen, denn der Verkehr war nicht nur langsam, sondern auch unsicher, so glaubte ich am besten zu thun, wenn ich hinritte, um mit Bruder Wuras die Sache persönlich zu erledigen. Ich machte mich wohlgemut mit einem Pferde auf die Reise, ohne Gewehr, Revolver oder Waffen, ja ohne Überzieher. Ein Regenmantel und etwas Wäsche, soviel als in kleine Satteltaschen ging, war meine ganze Ausstattung, auch hatte ich nur wenig Geld im Beutel, denn ich vertraute auf die Gastlichkeit der Farmer. Die halbe Reise machte ein Bauer mit mir, dann ritt ich allein weiter. Des Tages brannte uns die Sonne und des Nachts froren wir, oft hungerten wir uns durch den Tag, weil kein Bauerplatz erschien, wo wir einsprechen konnten. Der Wilgefluß mußte wieder durchschwommen werden, allein die Reise verlief äußerst glücklich, ich legte sie in zehn Reisetagen zurück. Auch mein Pferd hatte ausgehalten, da ich manchmal Gelegenheit fand, andere Pferde streckenweis zu benutzen und ihm bei einem französischen Missionar einige Tage Ruhe gönnen konnte. Als ich in Bethanien ankam, war ich so frisch und munter, als ob ich einen Spazierritt gemacht hätte. Ich erledigte meine Geschäfte, ergötzte mich an der Gemeinschaft mit den lieben Freunden, kaufte dort, da ich im Lande der Pferdezucht war, eine Anzahl Pferde (zum Preise von 100 bis 300 Mark das Stück) und machte mich dann fröhlich auf den Rückweg. Bei dieser Rückreise begleitete mich einer der Bethanischen Handwerkerbrüder, welcher von Natal seine erwartete Braut abholen wollte; wir hatten auch einen hottentottischen Pferdejungen engagiert und bildeten so eine ganz stattliche Kavalkade. Alles ging auch diesmal gut von statten, nur kamen wir im Drakengebirge in Not, weil ich einen Richtweg einschlug, der durch gänzlich unbewohnte Gegenden führte. Von dem letzten Bauer des Freistaats bis zum ersten Weißen in Natal waren über 15 deutsche Meilen Weges, auf welcher Strecke weder Haus noch Hütte, weder Weißer noch Kaffer anzutreffen war. Wir trauten *auf die Tüchtigkeit* unserer Pferde, deren jedem Reiter zwei zur Verfügung *standen, und ritten* frühzeitig, ohne gegessen zu haben, von

jenem Bauer fort. Alles ging gut, bis uns am Nachmittage ein Unwetter ereilte, wie es im Drakengebirge häufig mit einer anderwärts unerhörten Schwere und furchtbarem Ungestüm eintritt. Wir wurden durchnäßt, mußten unter die Pferde kriechen, um vor dem Hagel Schutz zu suchen, und konnten dann, als das Wetter sich verzogen hatte, in dem aufgeweichten Erdreich nicht mehr schnell genug vorwärts kommen. So traf uns die Nacht oben auf den kalten Bergen, ohne Obdach, ohne Nahrung, ja ohne Feuer. Wir krochen zwischen Felsen, um vor dem Regen einigermaßen Schutz zu haben, und ließen die Pferde, nachdem sie gespannt, d. h. nachdem ihre Vorderfüße mit Riemen zusammengebunden waren, in dem üppigen Grase weiden. Freilich wußten wir, daß es hier noch Löwen gab, die wahrscheinlich ebenso ausgehungert waren, als wir selbst, aber wir konnten weder uns noch unsere Pferde schützen, und ich dankte Gott recht herzlich, als nach der schlaflos verbrachten Nacht meine Begleiter noch reisefähig waren und die Pferde im grauen Morgennebel wieder zum Vorschein kamen. Der Nebel wurde dichter, und wir kamen dadurch beim Abstieg vom Gebirge in andere Gefahr. Plötzlich sah ich mich dicht vor einem Abgrunde, mein Pferd stand auf einer schräg ablaufenden Felsenplatte, und als ich es erschrocken umlenkte, stürzte es. Es raffte sich auf, glitt aber wieder aus. Bei solchen Gelegenheiten ist es am besten, wenn der Reiter ruhig bleibt, sonst verwirrt er das erschrockene Tier noch mehr. Mein Pferd fürchtete den Abgrund gewiß ebenso wie ich und suchte sich zu retten, so gut es vermochte; Unruhe von meiner Seite hätte uns vielleicht in die schwindelnde Tiefe stürzen lassen. So kam es nach einigen Augenblicken wieder auf feste Füße. Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach und kein Missionar in den Abgrund fällt, hatte wieder einmal seinen Engel die Hand zwischen mich und des Todes Rachen halten lassen. Selten habe ich den Anblick eines Hauses mit solcher Freude begrüßt, als den der Hütte, welche uns am Nachmittage dieses Tages gastlich aufnahm, nachdem wir neben den Mühsalen der Reise noch vierzig Stunden lang hatten hungern müssen. Der hier wohnende Engländer war ein Händler untersten Ranges, aber er war menschenfreundlich genug, uns Obdach und Speise und einen Platz an seinem Kamin zu geben, in dem ein gewaltiges Feuer loderte, so daß unsere erstarrten und ermüdeten Glieder bald wieder Leben gewannen und wir am anderen Tage endlich die Reise fortsetzen konnten. Wir kamen auch glücklich in Emmaus an, obwohl noch zwei angeschwollene Zuflüsse der Tugela uns beim Passieren recht viele Not machten.

In Emmaus hatten wir wieder Gelegenheit, uns innerlich und äußerlich zu restaurieren. Beides ist notwendig nach solcher Reise, wenn man nicht nach und nach auf den Standpunkt afrikanischer Buren herabsinken will. Die Karawane vom Hafen, welche zwei Missionare für Transvaal und zwei Bräute für die Gehülfen aus dem Freistaat brachte, langte auch an, so daß bei unseren lieben Zunckels ein ganzes Missionskorps einquartiert war. Es wurden Hochzeiten gefeiert, und wir verlebten fröhliche Tage miteinander, bis einer nach dem anderen seinen Ochsenwagen packte und von dannen

zog. Auch die Wagen, welche nach Transvaal abgingen, zogen ihre Straße; ich ließ sie allein ziehen, denn die Notwendigkeit, die Verbindung zwischen uns und dem Kassierer, dem Bruder Wuras in Bethanien, herzustellen, zwang mich noch einmal, erst zu dem letztgenannten zu reisen und dann vom Freistaat aus die Verbindung mit Gerlachshoop selbst aufzusuchen und herzustellen. Ich machte die Reise wieder zu Pferd. Von Emmaus aus wollte ich gleich westlich über das hohe Drakengebirge und dann durch das Baßutoland Moscheschs. Hätte mich Gott aber nicht gleich am ersten Tage wunderbar behütet, so wäre mein Reisen auf Erden zu schnellem, unerwartetem Abschluß gekommen. Ich ritt an dem Tage eine ungewöhnlich starke und hohe Stute, welche lange nicht unter dem Sattel gewesen war; über den Sattel hatte ich lederne Satteltaschen gehängt, welche nur durch einen Bauchgurt, nicht, wie es notwendig ist, an Ringen des Sattels befestigt waren, so konnten diese Taschen dem wilden Tiere unter den Bauch gleiten, und dies Unglück sollte wirklich geschehen. Ich ritt Schritt in felsigem Terrain, auf engem Kafferfußwege. Ganz nachlässig saß ich im Sattel, als ich plötzlich in die Luft flog und mir die Sinne vergingen. Wieder zu mir gekommen, fand ich mich auf dem Boden liegend; an meinem rechten Bein hing ein Steigbügel, und ich fühlte Schmerz in der linken Schulter, auf welche ich gefallen war. Das Eisen, in welchem der Steigbügelriemen am Sattel befestigt ist, war im entscheidenden Augenblick wie durch ein Wunder gebrochen, denn es war an der Bruchstelle ohne jeden alten Riß. Das Pferd tobte in wütendem Galopp zwischen den Felsen umher, durch beständiges Ausschlagen versuchend, jenen Sattelsack, der ihm unter dem Bauche hing, abzuschütteln. Glücklicherweise hatte ich einen Diener bei mir, der mich einige Tage weit begleitete; ohne seine Hülfe hätte ich das Pferd nicht fangen und mich nicht wieder in den Sattel heben können, denn mein Arm war für einige Tage vollständig unbrauchbar. So konnte ich mit Dank gegen Gott die beschwerliche Reise fortsetzen. In der ersten Nacht schliefen wir in einer Suluhütte auf einem Kraal, der nahe der Stelle lag, wo die Wasser des Tugelaflusses einen 1700 Fuß hohen Fall bildend vom Drakengebirge herabstürzen. Ich hatte, wie es manchmal auf diesen Reisen mein Leiden war, furchtbare Zahnschmerzen; dazu schmerzte die Schulter, und ich stöhnte deshalb so schwer, daß die Suluweiber erklärten, ich würde sterben; dies geschah aber nicht, sondern wir ritten am folgenden Morgen weiter. Am zweiten Abend wurden wir von englischen Holzschlägern beherbergt, die in einem Stücklein Urwald zusammen mit schwarzen Knechten und Buschmannsweibern hausten. Das Gebirge erkletterten wir auf einem Pfade, auf dem es selbst zu gefährlich war, die Pferde zu führen, denn wir mußten fürchten, daß, wenn sie stürzten, sie uns mit in den schwindelnden Abgrund schleudern würden, an dem der Weg sich hinzog. Wir banden ihnen deshalb die Zügel an den Mähnen fest und trieben sie vor uns in dem nur von Buschleuten und Kaffern benutzten Steige hinan. In der dritten Nacht, *nach einem Ritt* durch menschenleere Gebirgswildnis, schliefen wir in *einer richtigen Räuberhöhle* im eigentlichen Sinne des Wortes. Unter

Emmaus.

überhängenden Felsen hauste ein Haufe wilden schwarzen Gesindels, der zu den Dieben und Mördern gehörte, welche damals die Grenze zwischen dem Freistaat und den Baßuto unaufhörlich beunruhigten, wodurch es ja auch bald zu neuen Kriegen zwischen diesen und den Buren kam. Beim Feuer erzählten sie ihre letzten Heldenthaten, und ich mußte die vollendete Meisterschaft bewundern, mit welcher dabei ein junger Mann die Gebärden von Leuten nachahmte, die bei Gelegenheit des letzten Raubzuges, von Kugeln erreicht, ins Gras gesunken waren. Gegen mich waren die Leute freundlich, und ich hatte auch keinen Augenblick die Besorgnis, daß sie mir ein Leid zufügen könnten, denn der mich begleitende Sulu aus Natal war ihnen ein Zeuge, daß ich wirklich ein Missionar sei, daß ich mich nicht etwa für einen solchen ausgäbe, um sicher reisen zu können. Die Missionare hatten schon damals sich das Zutrauen und die Liebe der Eingeborenen überall erworben, so daß ich als Missionar auch hier vollkommen sicher war. Meiner Mahnung, doch dem Evangelium, welches ihnen nicht unbekannt geblieben war, Gehör zu schenken, setzten die wilden Gesellen das Wort entgegen, von den bereits getauften Baßuto seien wieder eine ganze Anzahl ins Heidentum zurückgefallen, mit einem Glauben aber, der seine Bekenner nicht einmal festzuhalten vermöge, könne es nicht viel auf sich haben. In der nächsten Nacht schlief ich bei anderen Heiden, die so unfreundlich waren, mich in einem feuchten, alten Hause einzuquartieren, durch dessen dünne Wände der Wind pfiff. Eine Tagereise weiter beherbergte mich ein alter irischer Händler, dessen Hauptartikel Branntwein war; endlich erreichte ich französische Missionsstationen und mit ihnen Stätten christlichen Lebens. Es war ein wunderbarer Kontrast, als ich nach sieben solchen Reisetagen in der Familie des Missionars Daumas in Mekuatleng nicht nur treffliche Verpflegung, sondern feinen europäischen Ton, gebildetste und selbst beste musikalische Unterhaltung fand. An solchen Kontrasten ist das Leben in Südafrika, besonders das Leben des Missionars, reich, der mit hochgestellten und gebildeten Europäern, mit Buren und mit Eingeborenen verkehren muß, welcher heute in der Stadt, wo europäischer Luxus herrscht, sich aufhält und morgen vielleicht in der dunklen, von Rauch geschwärzten und mit Rauch erfüllten Kafferhütte schläft. Auf der Station des Missionars Daumas trat noch ein anderer Kontrast vor meine Augen und zwar in erschütternder Weise. Es ist bekannt, daß vor Jahrzehnten im Baßutolande Menschenfresserbanden existierten, welche in unzugänglichen Orten des Gebirges hausten, einsame Wanderer wegfingen oder kleine Dörfer überfielen und die Opfer in ihre Schlupfwinkel schleppten, um sie dort zu verzehren. Hatten sie Leute gefangen, so nannten sie solche nicht mehr Menschen, sondern „Wild", die Kinder aber „Kälber". Auch hier bei Mekuatleng hatte solche greuliche Bande einst gehaust. Bruder Daumas führte mich auf das Gebirge hinter seiner Station, dort arbeiteten wir uns durch Gebüsch und fanden mit Hülfe unserer Führer eine Höhle, welche einst der Aufenthaltsort von Menschenfressern gewesen war. Die Wände waren schwarz geräuchert, Aschenhaufen lagen da, mit der Asche vermengt Scherben von Töpfen und

dazu Menschenknochen und Knöchlein in großer Menge. Auch Knochen von ganz zarten Kindern fanden sich und solche, an denen Spuren bewiesen, daß die Kannibalen auch das Mark der Knochen liebten; Knochen der Finger (Phalangen) fand ich, die deutlich Spuren des Messers zeigten, mittelst dessen versucht worden war, die Markhöhle zu öffnen. Übrigens haben einzelne Familien im Baßutolande die Menschenfresserei auch noch in verhältnismäßig später Zeit geübt. Im Anfang der fünfziger Jahre fand in der Nähe der Station, von welcher ich erzähle, ein Gefecht zwischen Grikwas und Baßutos statt. Ein junger Missionar begab sich an den Ort, wo es stattgefunden hatte, um nachzuforschen, ob er Verwundeten Hülfe bringen könne. Entsetzt kam er zurück und erzählte, daß von den Leichen wohlbeleibter Menschen Teile abgeschnitten gewesen seien, und eine Feuerstätte hatte ihm keinen Zweifel darüber gelassen, was da geschehen war, denn abgenagte menschliche Teile lagen um diese herum. Wenn heute der Stamm der Südbaßuto zu den südafrikanischen Stämmen zählt, welche am weitesten in der Kultur vorgeschritten sind, so sollte man nie die Vergangenheit vergessen und es anerkennen, daß die französischen Missionare durch ihre Arbeit das Wesentlichste zu solcher Umwandlung beigetragen haben. Der Kontrast von sonst und jetzt trat mir an jenem Tage in lebhaftester Weise vor die Augen, als ich mit dem würdigen Bruder Daumas von der Höhe jenes Berges, in welcher wir die Menschenfresserhöhle besucht hatten, hinabschaute auf die liebliche Missionsstation mit schöner, geräumiger Kirche mit freundlicher Missionarswohnung und einem Christendorfe von 600 Seelen, bei denen das Alte vergangen und durch die Kraft des Evangeliums alles neu geworden war. In Bethanien erledigte ich meine Geschäfte und machte mich dann auf die Rückreise nach Gerlachshoop. Einhundert deutsche Meilen lag dies entfernt, allein ich war nun bereits so an den Sattel gewöhnt, daß es mir nicht als etwas Besonderes erschien, auch diese Reise, die mich endlich wieder auf mein Arbeitsfeld zurückführen sollte, zu Pferde zurückzulegen. Über Winburg, Potschefstroom und Pretoria führte mich mein Ritt. An jedem Ort gewann ich einen Agenten für unsere Brief- und Geldsendungen und konnte nun hoffen, daß Bruder Wuras in der Lage sein werde, uns Gehälter und bewilligte Gelder regelmäßig zuzusenden. Auch einen anderen Gewinn brachte die Reise, ich fand unsere bereits als verloren aufgegebene Korrespondenz in Potschefstroom bei dem Postmeister aufgestapelt. Transvaal hatte damals noch keine Postmarken; das von uns in Lydenburg bezahlte Porto schien aber nicht bis hierher gelangt zu sein. Ich zahlte noch einmal Porto, und die Briefe kamen nachträglich glücklich in Europa an.

Auf dieser Reise lernte ich einen Menschen kennen, welcher als Repräsentant einer gewissen Klasse von Farbigen gelten kann, die der Mission in Südafrika schon unendlich viel Not, noch mehr aber bösen Leumund gebracht hat. Als ich mich in Natal auf der Station Stendal aufhielt, meldete sich eines Abends ein fremder Sulu bei meinem Freunde Nauhaus, dem Vorsteher des genannten Platzes, an. Er war ziemlich gut gekleidet und sprach so gut holländisch, daß man sah, er

war unter den Buren aufgewachsen. Es gab und giebt noch viele Sulu in Natal und Transvaal, welche Ende der dreißiger Jahre von den Buren als Kinder in den Kriegen mit Dingan erbeutet und dann als Haus- oder Viehknechte aufgezogen worden sind. Diese Leute verließen, als sie erwachsen waren, meist ihre Herren; zu den Heiden wollten sie nicht gehen; denn sie waren ihrem Volke und seinen harten Sitten entfremdet; so zogen sie nach den Dörfern der Natalkolonie oder aber nach Missionsstationen, wo manche von ihnen gute Christen — echte Heiden waren sie ja nie gewesen — und ordentliche, seßhafte schwarze Bauern wurden. Andere hielten sich nur eine Zeitlang bei Missionaren auf, vielleicht nur, bis sie die Taufe erlangt hatten, wechselten dann öfter ihre Wohnplätze und ihre Herren und wurden mit der Zeit richtige Vagabunden, gelegentlich auch Betrüger und Diebe. Zu der letzteren Art gehörte der Mann, welcher sich dort in Stendal niederlassen wollte. Er gab an, daß er David heiße und von einem Hermannsburger Missionar getauft sei. Sein Gesicht sah wenig vertrauenerweckend aus, ebenso sprach gegen ihn, daß er seine Station und seinen Missionar verlassen hatte; allein es wurde ihm gestattet, vorläufig zu bleiben. Gleich am ersten Abend hielt er eine Gebetstunde mit den Suluknaben, die Bruder Nauhaus in Hof und Haus beschäftigte. Die Art und Weise, wie er sich dabei anstellte, vermehrte nur den ungünstigen Eindruck, den er machte. Ich reiste ab und fand zu meinem Erstaunen den Menschen im Baßutolande bei Missionar Daumas wieder. Weshalb er Stendal verlassen hatte, konnte er nicht angeben. Daß er ein Taugenichts war, schien unzweifelhaft; dennoch mietete ich ihn für die Reise; er sollte mir als Pferdeknecht dienen, der das Packpferd führte; denn es war vergebliche Mühe, einen ordentlichen Menschen für diesen Dienst zu suchen. Ich wollte nach Transvaal, hatte dort meine Wohnung; wie sollte jemand von dorther in jenen Zeiten wieder zurück zu den Seinen kommen? David aber war bereit und machte während der ersten Reisetage seine Sache gut; auch auf den Bauerplätzen wußte er sich geschickt und höflich zu benehmen. Als wir aber nach der Stadt Winburg kamen, wurde er kleinlaut, und als ich dem Grund seiner Furcht, sich in dem Orte zu zeigen, nachforschte, kam er endlich mit dem Geständnis heraus, daß hier ein Engländer wohne, den er auf einer Reise nach dem Norden Transvaals begleitet habe, dem er aber dort fortgelaufen sei. Ich sagte ihm, daß ich mit seiner Vergangenheit nichts zu schaffen habe, daß er aber für die Pferde sorgen müsse; er that dies, indem er sie möglichst entfernt von dem Dorfe auf der Weide hütete. Am Abend, als es dunkel geworden war, sahen wir Licht in dem Wollschuppen des deutschen Kaufmannes, dessen Gast ich war. Wir gingen hin, — da thronte mein David auf zusammengestellten Wollballen und hielt den farbigen Dienstleuten des Dorfes, die er mit wunderbarem Geschick in aller Stille zusammengetrommelt hatte, eine geistliche Ansprache. Ein Missionar war nicht am Orte, und da mein Gastfreund die Leute gewähren ließ, schwieg auch ich *und ließ ihn machen*. Auf der weiteren Reise hatte er bald diese, *bald jene Frage über biblische* Wahrheiten oder Geschichten zu thun,

die davon zeugten, daß er gut unterrichtet war. In der Nähe von Potschefstroom angekommen, welches von Winburg etwa 35 deutsche Meilen entfernt liegt, erzählte er, daß er hier eine Frau habe; die Frau könne bleiben, wo sie wolle; aber sein Kind sei hier bei einem weißen Herrn; das wolle er wieder zu sich nehmen, und da es damals nicht leicht war, in Transvaal solches Kind von einem weißen Herrn loszumachen, bat er mich, ich solle ihm behülflich sein, daß er seinen Zweck erreiche. Selbstverständlich hatte ich keine Lust, der Sache nachzugehen. Unser Verhältnis löste sich obenein plötzlich; denn als David zehn Mark von mir erhielt, Futter für die Pferde zu kaufen, kam er nicht wieder; er hatte Branntwein gekauft und trieb sich sinnlos betrunken umher, bis er aufgegriffen wurde. Da es mir widerstand, einen Menschen, der den Namen hatte, mein Diener zu sein, öffentlich aushauen zu lassen, begnügte ich mich damit, ihn fortzujagen, und ritt allein meine Straße weiter. So leichtfertige, unzuverlässige Leute giebt es in der Welt überall; diese südafrikanische Art farbiger Vagabunden unterscheidet sich aber dadurch von ihresgleichen in anderen Ländern, daß sie womöglich aus der Gottseligkeit ein betrügerisches Gewerbe macht. In Südafrika wird ein gottesfürchtiger Mann geehrt. Wenn solch ein Taugenichts dadurch, daß er sich ein Jahr lang auf einer Missionsstation aufhält, sich dort den christlichen Gesetzen fügt und fleißig lernt, endlich die Taufe erschwindelt, so ist er in den Stand gesetzt, unter den christlichen Farbigen des Landes zu verkehren und ihre Freundlichkeit und Gutmütigkeit zeitweilig auszubeuten. An Reisende, welche Begleiter suchen, machen solche Leute sich meist gern heran und versprechen, mit in weite Fernen zu ziehen, weil sie ja doch den Ausweg haben fortzulaufen, sobald ihnen der neue Herr und das Reiseziel nicht mehr gefällt. Unendlich viel Schande bringen sie über das Christentum der Farbigen. Ob David noch lebt, weiß ich nicht; allein ich erschrecke, wenn ich bedenke, welch schlechten Namen dieser eine Mensch den christlichen Schwarzen durch sein Vagabundenleben weit und breit im Lande gemacht haben muß.

Am 6. Juni langte ich in Gerlachshoop glücklich an, wo ich die Brüder Grützner, Endemann und Nachtigal schon an der Arbeit fand. Seit dem Ende des Monats Januar hatte ich 340 deutsche Meilen zu Pferde zurückgelegt; ich hatte bei diesen Reisen neun verschiedene Pferde gebraucht. Um Pferde nicht zu überanstrengen und dadurch unbrauchbar zu machen, hatte ich stets, wenn ich an einem Pferde Zeichen des Müdewerdens bemerkte, es bei Eingeborenen oder Buren gegen ein frisches umgetauscht; manchmal hatte ich Geld zugeben müssen; manchmal hatte ich Geld dazu erhalten; manchmal hatte ich Pferde gekauft und, wenn sie nach meiner Meinung Dienst genug gethan hatten, sie wieder verkauft. Da ich fast immer unentgeltlich beherbergt worden war, auch unterwegs höchst selten in der Lage mich befunden hatte, Futter für die Tiere zu kaufen — es war Sommer, und sie mußten sich mit dem guten Grase begnügen, welches sie überall reichlich fanden — so waren die Kosten dieser Reise unbeträchtlich gewesen. Desto höher war der Nutzen zu veranschlagen, der durch Herstellung einer Verbindung mit Bethanien geschaffen war, und der

Nutzen, der mir selbst daraus erwuchs, daß ich Land und Leute in weitem Umkreise hatte kennen lernen, besonders auch daraus, daß ich mit der französischen Baßutomission bekannt geworden war.

Jetzt waren wir vier Missionare in Gerlachshoop, das war zu viel, — zu viel für unser kleines Pfahlhaus, in welchem wir alle zusammen wohnten, zu viel auch für unseren beschränkten Wirkungskreis. So schien mir die Zeit gekommen, eine neue Station anzulegen. Der Fortschritt nach Norden war im Sinne unseres Missionskomitees in Berlin und entsprach auch meinem Wunsch und Sehnen. Dort wohnten die Bapedi Sekoatis, bei denen ich bereits gewesen war. Wir hatten inzwischen gehört, daß da ein Mann, der niemals sein Land verlassen habe, bereits Gottesdienst halte. Der Häuptling hatte bei meinem Besuch seine vorläufige Erlaubnis gegeben, da war nur noch die Zustimmung unserer Baubehörden notwendig, um uns den Plan, dort eine Station anzulegen, ins Werk setzen zu lassen. Der Volksrat der Republik hatte ja das schlimme Gesetz gegeben, daß Missionare nur zu solchen Stämmen ziehen dürften, deren Häuptlinge in Pretoria um sie gebeten hätten. Dies Gesetz war rechtskräftig geworden.*) Es war in Pretoria damals ein holländischer Jurist Staatssekretär, der hatte diese schlaue Klausel in die erwähnten Bestimmungen hineingebracht; die Buren wären auf sie nicht verfallen. Wie sie lautete, schien diese Bestimmung das Vorwärtsschreiten der Mission unmöglich machen zu sollen; denn ein heidnischer Häuptling, der dem Druck der Bitten weicht, die ein angekommener Missionar, vereint mit den Lernbegierigen der eigenen Unterthanen, an ihn richtet, wird noch weit entfernt davon sein, um einen Missionar zu bitten. Am wenigsten wären die Baßutohäuptlinge geneigt gewesen, in Pretoria um Missionare anzuhalten, denn sie waren mit den Buren bereits arg verfeindet und hätten, auch wenn sie nach Missionaren verlangten, doch solche nicht in Pretoria gesucht. Das alles war uns schon damals klar, und wir blickten mit Sorge in die Zukunft, denn die Republik sah auch die thatsächlich freien Stämme weit und breit umher als ihre Unterthanen an, und außerdem mußten wir überall, um zu diesen Stämmen zu gelangen, das Territorium der Republik passieren, mußten uns also ihren Gesetzen fügen. Es war aber in jenen Zeiten in Bezug auf die Gesetzgebung und die Ausführung der Gesetze in diesem Lande das alte, gute Sprichwort anwendbar: „Es wird nicht so heiß gegessen, als gekocht.“ Wir fuhren nach Lydenburg und verhandelten dort mit dem Landdrosten, unserem Freunde, Herrn Potgieter, und erlangten dessen „vorläufige“ Erlaubnis, bei Sekoati eine Station anzulegen. Bei dieser „vorläufigen“ Erlaubnis hat es dann sein Bewenden gehabt, und niemand hat uns gefragt, ob sie vom „Ausführenden Rat“ bestätigt worden sei. Auch später haben wir öfter, wenn wir Stationen anlegen wollten, in derselben Weise die „vorläufige“ Erlaubnis des nächstwohnenden einflußreichsten Beamten nachgesucht, und niemand hat dann später uns Schwierigkeiten gemacht. Ich entsinne mich nur eines Falles, in dem jene erwähnte Bestimmung

*) *Siehe Anhang I.*

uns von dem Staatssekretär vorgehalten wurde, so daß man uns auf Grund derselben die Erlaubnis zur Anlegung einer Station verweigerte. Doch auch in diesem Falle, es handelte sich um die Anlegung einer Station bei Sauls Volk, erreichten wir bald die Erfüllung unseres Wunsches.

Mit der „vorläufigen" Erlaubnis des Herrn Landdrosten in der Tasche besuchten wir noch einmal Sekoati. Auf dem Wege kehrten wir wieder bei unseren Bekannten, den Jägern am Speckboomflusse, ein, wo Freund Hermanus sich aufrichtig freute, uns wiederzusehen. Sekoati war zufrieden, daß wir kommen wollten, er ließ uns auf der Westseite des Lolu, da es dort gesunder war, und da wir von dort aus leichter die Verbindung mit Gerlachshoop unterhalten konnten, eine Stelle anweisen, wo ein Bauer früher gewohnt hatte. Dort fand sich etwas Acker- und Gartenland am Fuß des Gebirges, von dem ein Bach herabströmte, so daß es auch an Wasser zum Berieseln nicht fehlte. So wählten wir diesen Platz, auf welchem wir bald die Station Kchalatlolu gründeten.

Fünftes Kapitel.

Der Eingang in das Bapediland.

Das Bapediland, von welchem das Volk, zu dem wir nun zogen, seinen Namen hat, bildet das nordöstliche Viertel der heutigen Transvaal-Republik. Das Land selbst heißt bei den Baßuto „Bopedi"; auf den ältesten Karten Südafrikas, die wir besitzen, ist es als „Königreich Biri" angegeben, es ist also im 16. oder 17. Jahrhundert den Portugiesen, welche die Ostküste besuchten, bekannt gewesen.*) Das Land liegt an und auf den Ausläufern des Drakengebirges, an denen Ebenen sich hinziehen, welche 1—2000 Fuß über dem Meere liegen; die Gebirge erheben sich etwa 3—4000 Fuß über diese Flächen. Den Grundstock der Berge bildet Granit. Das Land, wo Sekoati herrschte, ist von einem steilen, zerklüfteten Bergkamm durchzogen, welcher das Lolu-**) Gebirge heißt. Während der Fuß dieser Berge von kleinen Felsenhügeln umsäumt ist, welche aus übereinander gestürzten Felstrümmern gebildet zu sein scheinen, erheben sich auf seiner mittleren Höhe mächtige Felsenberge, welche bald wie Mauern sich hinziehen, bald einzelne Felsburgen bilden. Die wildesten, unwegsamsten Klüfte

*) Interessant wäre es, wenn man feststellen könnte, ob den Portugiesen dieser Name von ihren Vorgängern an der Ostküste, den Arabern, überliefert worden ist. Sollten die Araber dies Land so genannt haben, so hätte man hier wieder einmal einen Anklang an „Ophir", welchem man um so eher Bedeutung beilegen könnte, als immer mehr Anzeichen dafür aufgefunden werden, daß das Ophir der Alten in diesen Gegenden zu *suchen ist.*

**) *Eigentlich „Loolu".*

durchbrechen die Berge oder teilen sie in nebeneinander laufende Felsenzüge. Überall findet man in diesen Bergen Höhlen, kleine und große, die seit uralten Zeiten den Bewohnern als willkommene Schlupfwinkel und Festungen gedient haben. An Baumwuchs fehlt es nicht ganz, besonders ist der Ostabhang des Gebirges stellenweise mit ganz hübschem Walde bedeckt.*) Nur an einzelnen Stellen finden sich zwischen den Felsenbergen Gebirgswiesen, fast überall zeigt sich Berg und Schlucht in ununterbrochener Folge. An Wasser sind die Berge nicht eben reich, und wenn auch hie und da Bächlein herabfließen, drohen sie doch in den unten liegenden heißen Ebenen schnell zu versiegen. Diese Ebenen zeigen aber große Flächen fruchtbaren Bodens.

Das Land hat das Ansehen, als ob es vor Zeiten ein wahres Paradies für Elefanten, Rhinocerosse, Büffel und anderes großes ostafrikanisches Wild gewesen sein müsse. Jedenfalls hat es eine Zeit gegeben, in welcher hier nicht schwarze Ackerbauer lebten, sondern in der auch hier, wie anscheinend überall in Südafrika, der Buschmann der alleinige Repräsentant des Menschengeschlechts war. Daß Buschleute hier gelebt haben, beweisen die sogenannten Buschmannszeichnungen, die sich hie und da an den Felsenwänden finden, unter deren Schutz die kleinen gelben Wichte einst hausten. Wann die dunkelfarbigen Baßuto das Wild und die Buschleute hier verdrängt haben, ist unbekannt. Unsere Bapedi**) waren nach ihrer eigenen Tradition vor vielleicht dreihundert Jahren hier eingewandert. Towejane hieß ihr Anführer, unter dem sie von Westen her über den Lolu zogen. Sie fanden bereits andere Baßuto in diesem Lande, die unterwarfen sie und bildeten nun ein Häuptlingsgeschlecht, dem sich bald andere kleine Stämme im Osten und Westen unterordneten, so daß im Anfang des Jahrhunderts unter Tulare sich hier ein afrikanisches Reich gebildet hatte, welches weit und breit gefürchtet war. Aber schon unter den Söhnen des genannten Herrschers zerfiel dies Reich. Tulare starb im Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, während einer Sonnenfinsternis erstickte er an einem Halsgeschwür. Wie so oft bei afrikanischen Herrschern der Fall ist, so hat man auch Tulares Worte als ein Orakel heilig gehalten und aufbewahrt. „Kinder", sagte er, „nach meinem Tode werden schwarze Ameisen kommen, wenn ihr die besiegt, wird das Reich stark bleiben. Überwindet ihr die nicht, so werden weiße Ameisen kommen, mit denen werdet ihr zusammen wohnen." Im Blick auf einen seiner Söhne sagte der Sterbende: „Den Makcher tötet nicht! Wenn ihr den tötet, wird Unglück über euch kommen, und Rhinocerosse und Elefanten werden hier hausen,

*) D. Wangemann, der im Februar 1885 unsere Stationen in Transvaal besuchte, giebt in seinem Buche: „Ein zweites Reisejahr in Südafrika" folgende lebendige Schilderung des Lolugebirges: „Ich möchte sagen, ich hätte nie etwas Ähnliches von Gebirgsbildung gesehen, als diese grotesken, kühnen Felsen, diese duftenden Bachbüsche, diese zerklüfteten Stein- und Erdbildungen im Vordergrunde, diese steilen, malerischen Abhänge, unter deren Laubdach tief unten die Gebirgsbäche rauschten, diesen üppigen Pflanzenwuchs, der den Vordergrund zu immer neuen, überraschenden Gruppen gestaltet, darüber hin sich einer auf den anderen aufbauend die Bergzüge des Lolu, alle *in steilen Felsbildungen gipfelnd*, bis zu den obersten Felskränzen hin."

**) *Über die Geschichte der Bapedi* siehe Berliner Missionsberichte 1862, Seite 325.

wo jetzt die Königsstadt steht." Der König starb, Makcher wurde getötet, füllte im Todeskampfe die Hände mit Staub und fluchte dem Lande; bald darauf brachen die Suluhorden des Moselekatse ein, in denen das Volk die angekündigten schwarzen Ameisen sah. Die Söhne Tulares starben oder fielen alle in der Schlacht. Sekoati, der jüngste der Brüder, floh mit seinem Sohne Sekukuni und irrte in fremden, entlegenen Gegenden im Innern umher. Das Bapediland war zur Einöde geworden, welche dann und wann plündernde Suluhaufen durchstreiften, nur einzelne Häuflein von Baßuto retteten sich in Höhlen oder auf unzugängliche Felsenhöhen, von wilden Früchten und Wurzeln ein jämmerliches Leben fristend. Manche scharten sich, wie es im Süd-Baßutolande geschehen war, zu Menschenfresserbanden zusammen, welche auf Raub ausgingen und von dem Fleische der Gefangenen lebten. Manchen der Erbeuteten schenkten sie das Leben und nahmen sie in ihre Gemeinschaft auf, besonders Weiber oder Mädchen, welche sie zu Frauen nahmen, aber später bei dem geringsten Fehltritt ihrer tierischen Begierde opferten. Schreckliche Dinge sind uns von der unmenschlichen Grausamkeit und Wildheit dieser Kannibalen erzählt worden, zum Teil von solchen, welche in jenen Jahren unter ihnen lebten und somit selbst dem Kannibalismus verfallen waren. Übereinstimmend wurde erzählt, daß manchen Schlachtopfern Fleisch vom lebendigen Leibe geschnitten worden sei, um an ihnen ein Exempel zu statuieren. Als Sekoati zurückkehrte, zog er bald gegen die Menschenfresserbanden zu Felde, er schlug sie, rottete sie aus und fügte die jüngeren Leute wieder seinem Stamme ein. „Lekchema", „Menschenfresser" ist aber unter diesen Baßuto ein Schreck- und Schimpfwort geblieben, durch welches man den Zustand äußerster Roheit kennzeichnet, und denen, die unter den Menschenfressern einst gelebt hatten, hätte man eine unerhörte Beleidigung zugefügt, wenn man sie öffentlich an ihre Vergangenheit erinnert hätte. Ins Ohr sagten es sich die Leute einander oder uns: „Der und der ist auch ein Lekchema gewesen." Auch die wilden Tiere nehmen in einem Lande überhand, aus welchem Ruhe und Frieden gewichen ist. Dadurch, daß sie nur Flüchtlinge sehen, werden sie mutig, und durch das Fressen von Leichen gewöhnen sie sich, Menschen als Beute anzusehen. Die Löwen, die Panther, selbst die feigen Hyänen, so erzählen die Leute, überfielen in jener Zeit Schlafende und Wanderer und vollendeten den Ruin des Volkes. Diese Periode äußersten Elendes, während welcher die Bapedi aufgehört hatten, als Volk zu existieren, mag ungefähr zehn Jahre lang gedauert haben. Die Regimenter des eigentlichen alten Sulureiches trieben den Emporkömmling Moselekatse nach dem Westen Transvaals, wo er von den Buren in der Schlacht bei Mosiga 1837 besiegt und weiter nach Norden getrieben wurde.

Als im Jahre 1835 der erste Burentreck unter Rensenburg und Louis Trichard am Lepelle abwärts zog, saß Sekoati schon wieder als Häuptling auf der Bergfeste Piring. Die Eingeborenen sagen, der Anblick jener ersten Weißen habe sie nicht wenig erschreckt; man nannte sie Badimo, Götter, Dämonen, und hatte vor ihren Feuergewehren und Pferden eine unüberwindliche Angst. Jene Weißen

aber waren freundlich gegen sie und machten Sekoati Geschenke an Wollschafen, welche hier noch nicht gesehen worden waren; dann zogen sie in die ungesunden Niederungen am Limpopo, wo sie mit Ausnahme einzelner Überlebender, die von Delagoabay zu Schiff nach Natal zurückkehrten, dem Speer der Sulu oder dem Gift des Fiebers erlagen.

Zehn Jahre später, während welcher Zeit das Volk erstarkte, kamen neue Bauernzüge in das Land. Ohne Willen, ihnen feindlich entgegenzutreten, ja ohne Macht, dies thun zu können, duldeten die Bapedi, daß die Fremdlinge in ihrem Lande Wohnplätze anlegten, bis das Fieber diese zwang, höher gelegene Landstriche aufzusuchen. Als die Sulu im Jahre 1851 den Felsenberg Sekoatis angriffen, wurden sie zurückgeschlagen. Ebenso erging es einem Bauernhaufen, welcher den Berg ein Jahr später angriff, denn die Bapedi waren bereits in den Besitz von etwa hundert Gewehren gelangt, welche sie auch zu gebrauchen wußten. Sie verloren aber ungeheure Herden Rindviehes in diesen Kriegen, so daß der Stamm, zumal sehr bald auch die Lungenseuche den Rest des Viehes stark antastete, ziemlich arm an Vieh geworden war, als wir uns bei ihm niederließen.

Zu diesem Volke führte mich nun Gottes Hand. Seit Jahren war es mein inbrünstiges Flehen gewesen, daß der Herr mich vor eigenen Wegen behüten, dagegen mich nach seinem Willen leiten wolle. Wenn irgend einem Christen, so ist dem Missionar solche spezielle Führung und Leitung Gottes unentbehrlich, wenn das Missionswerk Gottes Werk bleiben und nicht zum Menschenwerk erniedrigt werden soll. Zur Glaubensstärkung für alle Missionare hat St. Paulus bei seinen Missionsreisen Gottes wunderbares Leiten oft gespürt. Zu Antiochien hatte der heilige Geist gesprochen: „Sondert mir aus Barnabas und Saulus zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe“ (Apostelgesch. 13, 2), und auf der zweiten Reise geschah es, da sie durch Phrygien und Galatien zogen, daß ihnen von dem heiligen Geiste gewehret wurde zu reden das Wort in Asien, und als sie an Mysien kamen, versuchten sie durch Bithynien zu reisen, und der Geist ließ es ihnen nicht zu (Apostelgesch. 16, 6. 7). Aber ein Mann aus Macedonien erschien ihm des Nachts im Gesicht, der stand, bat ihn und sprach: „Komm hernieder in Macedonien und hilf uns.“ Als er dieses Gesicht gesehen, trachtete er zu reisen nach Macedonien, gewiß, daß ihn der Herr dahin berufen hätte. So wie Paulus nach Macedonien hatte der Herr uns in das Bapediland geführt, nachdem sich die Thüren nach Osten und Norden hin verschlossen erwiesen hatten, und wie der Apostel in Griechenland Seelen fand, deren Herzen sich der Gnade willig öffneten, so fanden sich im Bapedilande solche, die sich bereits seit Jahren nach dem Licht des Evangeliums gesehnt hatten.

Kaum waren wir in Kchalatlolu angekommen, als wir uns wieder nach der Hauptstadt aufmachten. Wir gingen zu Fuß, denn Pferde hatten wir nicht. Südafrika ist ein Land der Gegensätze. Während *der größte Teil* der Kapkolonie und des Freistaats so gesund für *Pferde ist, wie etwa das* südliche Rußland oder das Steppenland

Südamerikas, sterben in fast allen Gegenden Transvaals alle Pferde, die man dort einführt, an einer Seuche durch Giftthau, der sich auf dem Grünfutter im Freien erzeugt.*) Von hundert Pferden, welche an dieser Seuche erkranken, genesen kaum drei oder fünf. Die durchseuchten Pferde, „gesalzene Pferde" von den Buren genannt, sind für die Folgezeit meist vor neuen Anfällen gesichert; obwohl sie träger als andere sind, werden sie sehr gesucht und mit äußerst hohen Preisen bezahlt. Während man ein ungesalzenes Pferd damals in Transvaal oft gar nicht oder nur mit 100—200 Mark bezahlen wollte, galt ein gutes, gesalzenes Reitpferd 1000—1500 Mark. Für uns war ein solcher Preis zu hoch. Wir hatten es bis dahin zu dem Besitz eines gesalzenen Pferdes noch nicht gebracht und mußten im Bapedilande in der ersten Zeit zu Fuß gehen, das aber war keine leichte Aufgabe. In den Ebenen am Fuß des Lolu wird es im Sommer ganz furchtbar heiß, besonders an der nördlichen und östlichen Seite des Gebirges. Meilenweit mußten wir durch die brennende afrikanische Fläche marschieren, ohne daß auch nur eine Spur von Schatten uns vor der glühenden Sonne behütet hätte, und mußten dann über das Gebirge klettern, auf Wegen, welche eigentlich nur für die leichten und leichtfüßigen Eingeborenen da waren. Das Gebirge besteht aus Felsgestein über Felsgestein gehäuft, selten, daß auch nur einige hundert Schritte Raum mit Erdreich bedeckt sind. Über die Felsen und an den Felsen führen die Wege steil hinauf, oben war am Paß Mochlake eine Wiese von einer Viertelstunde Länge zu passieren, über welcher die Felsenmauern sich aufs neue emportürmten. Als wir einst in späteren Jahren diesen Weg zusammen mit dem Kommandanten Nel, den wir zu Sekukuni begleiteten, zurücklegten, meinte der alte Mann, indem er kopfschüttelnd die Felsenburgen ansah, dies Land habe der Herr speziell für die Schwarzen gemacht, sonst würden die Weißen an ihnen noch mehr Unrecht verüben, als es so geschehe. Der östliche Abhang des Gebirges ist bedeutend höher als der westliche, von Westen her konnte man den Paß in einer, von Osten her nur in zwei Stunden ersteigen. Über dieses Gebirge mußten wir hinüber und hatten im ganzen elf Stunden unter afrikanischer Sonne zu laufen, zu klettern und zu steigen, wenn wir von Kchalatlolu nach der Hauptstadt wollten. In der Stadt selbst wurden wir freundlich wie früher empfangen, das entschädigte uns für die gehabte Mühe, aber wahrhaft erquickend war es für uns, als wir hier vier Leute fanden und kennen lernten, welche sich mitten in der Finsternis nach dem Licht des Evangeliums gesehnt hatten, ja welche stark genug gewesen waren, den Herrn vor ihren heidnischen Landsleuten und deren Häuptlingen furchtlos zu bekennen. Ihr Bitten und Flehen, daß

*) Es ist wohl dieselbe Seuche, welche in den Thälern Abessiniens und überall im tropischen Ostafrika die Pferde hinrafft. Wahrscheinlich hat diese Seuche es bewirkt, daß die Verbreitung des Pferdes sich auf Nordafrika beschränkt hat und die Neger und Kaffern dies Tier jahrhundertelang nicht kannten. Man kann gewiß behaupten, daß, wenn das Pferd sich zugleich mit dem Rinde, dem Schaf und der Ziege überall in Afrika *verbreitet* hätte, die kulturelle Entwicklung der dunkelfarbigen *Afrikaner eine ganz andere* geworden wäre, als es so der Fall gewesen ist.

Gott ihnen Missionare senden wolle, hatte uns in dieses Land, zu diesem Volke geführt; denn wer sucht, der findet, wer bittet, der empfängt, und wer anklopft, dem wird aufgethan.

Martinus Sebuschane, der hervorragendste unter diesen vier Leuten, wurde Anfang der dreißiger Jahre geboren. Sein Vater gehörte der geachteten Familie Ba-Mochanedi an, er starb frühzeitig, und der Knabe wurde von seinem Oheim Manamane erzogen. Dieser letztgenannte Mann stand unter seinen Volksgenossen in dem üblen Ruf ein Moloi, d. h. ein Zauberer, zu sein, der darauf ausgeht, anderen Leuten durch seine finstere Kunst Schaden zu thun. Man beschuldigte ihn der Giftmischerei und schrieb ihm den Tod des Vaters von Sebuschane zu. Als noch einige seiner Anverwandten plötzlich starben und auch sein Pflegling erkrankte, ließ ihn Sekoati den Tod des Moloi sterben, er ließ ihn mit Knitteln erschlagen. Diesen Tod seines Oheims zog der Knabe sich so sehr zu Herzen, daß er nahe daran war, sich zu ersäufen. Trotzdem warf die Schwester des Getöteten auf ihn einen solchen Haß, daß er sich an diesem Orte nicht mehr wohl fühlte. Aus Furcht vor dieser Frau, welche auch im Rufe der Giftmischerei stand, zog Sebuschane mit seinen jüngeren Brüdern nach der Hauptstadt, lebte aber auch dort in beständiger Furcht, es möchte seiner Feindin gelingen, ihre Drohungen, ihn aus der Welt zu schaffen, wahr zu machen. Diese Todesfurcht, die ihn wie ein Gespenst verfolgte, öffnete das Herz des jungen, gemütvollen Mannes ernsteren Eindrücken. Als einst ein Mann, der im Freistaat und bei Moschesch Predigten der Missionare besucht hatte, ihm von dem Worte Gottes etwas sagte und ihm mitteilte, daß des Menschen Leib, nach jenem Wort, nur das Haus für den Menschen sei, welches er beim Tode verlasse, konnte er solche Rede nicht wieder vergessen, und als sein Schwager Makchoropanye, der auch die Kolonieen besucht hatte, ihm erzählte, daß die Weißen von einem guten Gott redeten, welcher die Menschen selig machen wolle, und von einem bösen Gotte, dem Satan, welcher das Verderben der Menschen wolle, machte das tiefen Eindruck auf ihn. „Zu dem guten Gott führt ein schmaler Weg, zu dem bösen Gott ein breiter, der führt zu dem ewigen Feuer, bei dem der Satan sitzt, in welchem er die Gepeinigten mit einer eisernen Gabel umrührt, während er sich an ihren Qualen weidet," so erzählte der Mann.*) „Diese Erzählungen erschreckten mich," sagt Martinus in den Aufzeichnungen, die er später über sein Leben machte, „denn ich fand keinen Frieden, ich fürchtete jene Giftmischerin." Ein Engländer kam damals zu den Bapedi und unterrichtete einige Männer in der Kunst Pulver zu machen. Der Mann arbeitete nicht am Sonntage, sondern sagte seinen Schülern: „Der Sonntag ist Gottes Tag, arbeitet nicht an diesem Tage, bis Missionare

*) Sebuschane berichtet, daß sein Schwager hinzugefügt hätte, der Diener Satans sei die Katze, die säße da, wo sich die Wege scheiden, und zeige den Menschen den falschen Weg, der ins Verderben führt. Wahrscheinlich setzte der Heide dies seinem Bericht über die Lehre des Christentums mutwilligerweise hinzu, um die Wahrheit *zu verdunkeln und den suchenden* Mann irre zu führen. Das Hineinziehen der Katze *wird erklärlich, wenn man bedenkt,* daß fast alle Fabeln dieser Afrikaner Tierfabeln sind.

kommen und euch mehr davon sagen." Frieden aber fand der arme Sebuschane nicht, die Furcht vor den Zaubermitteln seiner Feindin trieb ihn dazu, die Kunst des Wahrsagens mittels dikchachare, der Zauberwürfel, zu erlernen. Er brachte es so weit darin, daß er die Söhne Sekoatis seine Weisheit lehren mußte, welche ihm seine Mühe mit einem Elefantenzahn und Perlen bezahlten. Es ließ ihm keine Ruhe, er wollte selbst nach der Kapkolonie, allein Sekoati ließ ihn aufhalten, er dürfe ihn nicht verlassen, denn er schätze seinen Rat.

In jener Zeit kehrte ein Gewehrmacher, Namens Padische, zu seinem Volk in das Bapediland zurück, bei dem ging Sebuschane in die Lehre. Dieser Schmied war ein Heide und wollte ein Heide sein und ein Heide bleiben, allein er hatte manche biblische Geschichte behalten, die er auf seinen Reisen in Kirchen und Schulen gehört hatte. Zu Sebuschane hatte sich ein blinder Mann, Katedi mit Namen, gesellt, welcher mit ihm zusammen die Geheimnisse der Würfelkunst erlernt und geübt hatte, beide ließen sich jetzt von jenem Padische in der biblischen Geschichte unterrichten. Manche Geschichten hätte dieser, so sagten sie später, unrichtig und mit Zusätzen vermengt erzählt, manche hätte er getreu wiedergegeben. So erzählte er die Geschichte Josefs und seiner Brüder, eine echt afrikanische Geschichte, richtig, und sie machte auf die beiden suchenden Leute großen Eindruck. Katedi nannte sich von Stund an Josef; „denn", sagte er, „wenn Missionare kommen und mich taufen, will ich bei der Taufe diesen Namen mir beilegen lassen."

Da verbreitete sich plötzlich die Neuigkeit, daß ein Missionar gekommen sei; es war das damals, als ich in Begleitung des Jägers Hermanus zum erstenmal das Bapediland besuchte. Sekoati ließ die Angesehenen seiner Hauptstadt zur Beratung rufen. Auf dem Wege zum Ratsplatz kam Nkacheleng, auch ein gereifter Mann, zu dem Sebuschane mit der Bitte, er solle doch seinen ganzen Einfluß dafür geltend machen, daß man den Missionar nicht wieder ziehen ließe; das zu thun, hatte Sebuschane sich schon vorgenommen. Es ist schon erzählt, daß die Entscheidung der Versammlung dahin lautete, ich solle bleiben, obwohl einzelne Stimmen sich dagegen aussprachen. Leider war ich ja nur rekognoscieren gekommen, ich mußte nach Lydenburg zurück, und die gewichtige Stimme der Lydenburger Bauernführer bewog uns, die erste Station nicht bei Sekoati, sondern bei Maleo anzulegen. Unsere Erfahrung hat uns gelehrt, daß solche vorläufige Erkundigungen, ob ein eingeborener Häuptling geneigt sei, Missionare bei sich aufzunehmen, womöglich zu vermeiden sind. Fragt ein Missionar, ob man ihn oder andere seiner Kollegen hier oder da aufnehmen will, so macht es stets einen ungünstigen Eindruck, wenn dann wieder Weiterungen entstehen. Am besten ist es, wenn solche Fragen in bestimmter Weise erst dann gestellt werden, wenn auf günstigen Entscheid hin die Errichtung einer Station augenblicklich ins Werk gesetzt werden kann. Auch in unserem Fall waren der König und seine Räte nicht wenig verwundert, uns nach Gerlachshoop ziehen zu sehen. Sebuschane selbst aber wollte uns folgen, als er hörte, daß *wir schon wieder* zurück nach Natal gereist seien.

Gott aber half in seiner Barmherzigkeit, daß der glimmende Funken des Verlangens nach seinem Wort bei unseren Freunden neue Nahrung erhielt. Es kamen plötzlich sieben Leute aus dem Kolonialgebiet zurück, welche alle mehr oder weniger im Christentume unterrichtet waren. Für ihrer fünf wurde die Gewalt des Heidentums, da sie sich zu ihren Familien zurückbegaben und so einzeln inmitten heidnischer Umgebung leben mußten, bald zu stark; zwei andere aber bekannten Christum durch Wort und Wandel mit einer Treue und Entschiedenheit, welche uns umsomehr erstaunen läßt, als sie beide erst verhältnismäßig kurze Zeit im Worte Gottes unterrichtet waren. Diese beiden, Mafadi und Mantladi, waren auf ihrer Wanderschaft bis nach der 150 deutsche Meilen von ihrer Heimat entfernten südlichen Küste des Kaplandes gekommen. Hier hörte Mafadi in der Stadt Uitenhage erst von seinen Landsleuten, dann in der Kirche Gottes Wort. Drei Träume, die er hatte, sind bezeichnend für das, was von der christlichen Lehre eines südafrikanischen Heiden Herz am ehesten packt. Einmal träumte er, der Tag des Feuers, der Tag des Endgerichts sei da, ein andermal, er sehe, wie ein Papier gen Himmel fliege und höre eine Stimme: „So sollst du gen Himmel ziehen, wenn du stirbst." Das drittemal sah er im Traum den Himmel offen und schaute im Geist des Himmels Herlichkeit. Er ging nach dem nahen Port-Elisabeth, wo damals der eifrige wesleyanische Missionar Edwards wirkte, der früher an der Westgrenze Transvaals gearbeitet hatte. Hier wurde er Katechumen, lernte schnell und eifrig, und zwar mit bestem Erfolge, denn er war ein sehr begabter Mann, und wurde bald getauft.

Sein Freund Mantladi kam durch ein Unglück auf ernstere Gedanken. Die Baßuto sind sparsam, ja geizig. Arbeiter aus ihnen hüten sorgsam, was sie sich erwerben, und nehmen das Ersparte mit nach Haus. Da war es ein harter Schlag, als dem blutarmen Mantladi eines Tages seine ganze, sauer erworbene Barschaft gestohlen wurde. Der verzweifelte Mann wollte sich das Leben nehmen; er hängte sich auf, wurde aber noch rechtzeitig losgeschnitten und kam wieder zu sich. In dieser Zeit seiner Schwermut hatte auch er Träume, die ihn bewogen, an seiner Seele Heil zu denken; aber den entscheidenden Eindruck empfing er am Sterbebette eines gläubigen Landsmannes, der in Frieden, ja mit großer Freudigkeit zu einer Stunde starb, die er vorher angezeigt hatte. Der suchende Mann ging in den Taufunterricht, und als er einst im Traume den Befehl hörte, zurückzukehren in sein Land, machte er sich im festen Glauben, daß der Herr ihn dorthin rufe, auf und kehrte mit Mafadi nach dem Bapedilande zurück.

Daß diese Leute den festen Willen hatten, dem Herrn auch unter den Heiden zu dienen und ihn zu bekennen, zeigte sich in dem Ernst, mit welchem sie auf dem ganzen langen Rückwege den Sonntag hielten. Sie schnitten Tag für Tag einen Kerb in ihre Wanderstäbe, am Sonntag machten sie einen größeren Kerb und waren so in der Lage, *den Tag des Herrn* nicht zu vergessen. Unterwegs träumte Mantladi, *daß der Herr ihm die* Weisung gebe, nach seiner Rückkehr in das

Thaba Moßecho, Stadt Sekoatis.

Land der Heiden kein Bier zu trinken, und auch diese Entsagung war dem Manne nicht zu groß, er hat bis an seinen Tod kein Kafferbier getrunken.

Diese beiden Leute waren Ursache zu einer mächtigen Bewegung unter ihrem Volk. „Sie predigten von Gott und dem Herrn Jesu," erzählt Sebuschane*), „sie sagten: Thut Buße, wenn ihr nicht Buße thut, wird Gott Feuerregen auf euch fallen lassen, wie auf Sodom und Gomorrha. Sie predigten auch davon, daß der Herr Jesus in die Welt gekommen ist, um den Menschen Gottes Wort zu verkünden, und daß er für sie am Kreuze starb; auch von seinem Kommen zum Gerichte redeten sie und sagten: Er wird die Schafe von den Böcken scheiden, aber die Schafe wird er zu seiner Rechten stellen, die Böcke zu seiner Linken. Es glaubten aber viele Leute diesen Worten, denn Mantladi sagte ihnen: „Wenn ihr nicht glaubt, wird Gott euch strafen, er wird euch mit dem Stocke schlagen." Er redete gewaltig. Zuerst redete er auf seinem Dorfe Ga-Moloko. Als ich davon hörte, besprach ich mich mit Josef, mit dem zusammen Gott mich schon überwunden hatte, und ging mit drei Freunden zu ihm, von denen aber einer ein Heuchler war."

„Wir kamen früh dort an, als Mantladi noch schlief; er stand aber schnell auf und ging, um Mafadi zu rufen. Der kam, und ich hörte ihren Worten zu und lernte von ihnen alle Buchstaben, lernte auch ein Gebet; ich fragte auch, was ich sonst thun müßte. Ich sagte ihm: Auch wir wollen lernen, wir warten aber auf einen Missionar; denn ich habe andere Leute sagen hören: Wenn jemand Gottes Wort lernt, muß er Gott suchen, damit er ihn sehe; wenn er ihn gesehen, sagt er es dem Missionar, und der tauft ihn; wenn aber kein Missionar vorhanden ist, wird solcher Mensch verrückt. Mantladi sagte mir, daß das Lügen seien. Ich glaubte seinen Worten, denn er machte mein Herz still. Von da an hatte ich auch Macht, Leute in Gottes Wort zu unterweisen. Ich redete von Jesus Christus, von seinem Kommen, ich sagte, er wird von Sonnenaufgang kommen, und jeder Mensch auf Erden wird ihn schauen. Auch Josef, obwohl er blind war, redete dieselben Worte. Von Moßechos Männern glaubten viele, die Weiber aber waren noch mehr bereit zu glauben. Gott der Herr aber gab uns überschwenglich große Zuversicht."

Die Bewegung, welche durch das vereinte Zeugnis dieser vier erweckten gläubigen Leute entstand, war keine geringe. Es ist eine Wahrnehmung, die wir immer wieder in Afrika machen, daß das Beispiel eines Landsmannes ganz anders auf den Eingeborenen wirkt, als das Beispiel eines Europäers. Am meisten ist unter den Baßuto bei ihrem starken Familienbewußtsein der Einfluß eines Gliedes der Familie, besonders eines angesehenen Gliedes auf die Seinen von großer Wirkung. Sebuschane wurde bei Sekoati verklagt, er mache das Volk der Hauptstadt von ihm abwendig und ziehe es zu sich. An einem Sonntage schickte der König einen Abgesandten, der mußte dem Gottesdienst beiwohnen, den Sebuschane hielt, und erklärte, der

*) *Einer Aufzeichnung des Martinus Sebuschane entnommen.*

König wolle solche Versammlungen nicht, denn die Feinde würden einmal während des Gottesdienstes zum Thor und durch die Hinterthüren eindringen. Sebuschane ging zu dem Alten und versicherte ihn seiner Treue, aber die Menge der Hofschranzen schrie und schimpfte ihn, er sei ein Herumtreiber, die Geschichten der Weißen seien nur für Herumtreiber da. Indessen vertrat er seine Sache unerschrocken. „Ich bin dein Kalb, König," sagte er, „meinen Vater habe ich nicht gekannt, du aber bist mir ein Vater gewesen, ich bin dein Auge und dein Ohr. Ich habe für dich gehört und gesehen, wie du mir befohlen hast. Du hast mich gesandt, Dinge dieser Welt zu suchen, dabei habe ich Gott gefunden. Gott hat geboten, daß dies Wort überall verkündet wird. Der Lauf dieses Wortes wird von keinem Menschen gehindert werden, denn Gott hat die Missionare ausgesendet in die ganze Welt, allen Menschen Teil zu geben an Jesus Christus, dem Sohne Gottes." Da antwortete Sekoati dem mutigen Manne: „Siehe, seit langer Zeit träume ich und sehe Missionare im Traum. Mögen sie kommen, ich werde an ihnen handeln, wie ich an den Bauern gehandelt habe."

Dieses Wort hat der König gehalten, er nahm uns auf und gab dem Worte Gottes Raum in seinem Lande. Wir hatten ihn bei all unseren Besuchen zwar selbst nie gesehen und hatten ihm die selige Botschaft von Gottes-Gnade nie verkünden können. Er war krank und verließ die oberste Felsenburg nicht mehr. Unten in der Stadt vertrat ein alter Minister, Mukir, seine Stelle. Zu ihm führte man alle Weißen, führte man auch uns, ihn zeigte man allen als den König. Wir hatten aus verschiedenen Anzeichen ahnen wollen, daß dies nicht der König sei. Später, als wir die Wahrheit erfuhren, sagte uns das Volk, der alte König habe uns nicht vollkommen getraut, weil wir mit den Lydenburger Bauern so gut befreundet waren. Er fürchte die Lydenburger Bauern. Wenn wir von Westen, von Pretoria her, gekommen wären, hätte er uns gleich vor sich beschieden. Doch er hatte uns freundlich an- und aufgenommen und hatte uns einen passenden Ort zur Station angewiesen. Es war der Weg gebahnt, die Thür offen, das Ackerland war bereitet, denn jene vier erweckten Leute hatten treulich mit dem Pfunde gewuchert, welches sie empfangen hatten. Sie hatten es an dem Ruf: „Thut Buße"! nicht fehlen lassen, und das Reich Gottes war nahe herbeigekommen.

Sechstes Kapitel.

Der Anfang unserer Missionsthätigkeit im Bapedilande.

Von unserer Reise nach der Hauptstadt, wo wir so Erfreuliches und Ermutigendes erfahren hatten, zurückgekehrt, säumten wir nicht, sondern zogen am 2. September mit dem Wagen auf dem Platze ein, wo die Station gegründet werden sollte, welche den Namen Kchalatlolu

erhielt, denn so nannten die Leute nach Aussage des Sebuschane diesen Teil des Gebirges. Die Stelle, wo wir zu bauen beschlossen, lag hart am Fuß der felsigen Berge, wo das Flüßchen Sebeloane aus dunkler Kluft in die dürre, sonnige Ebene trat. Auf unsere Bitte hin, die wir ihm durch einen Boten kundgethan hatten, war der Büffeljäger Hermanus gekommen; er sollte sein Urteil abgeben als landeskundiger Mann über die Stelle, an welcher die Wasserleitung ausgehoben werden konnte. Der alte Freund billigte, was wir geplant hatten; es war auch die Spur einer Wasserleitung vorhanden, welche von Bauern hier vor Jahren angelegt worden war, als sie zuerst in diese Gegenden eindrangen. Auch hier zeigte sich wieder, daß der afrikanische Bauer in diesen Stücken dem Europäer der beste Lehrmeister ist; wir konnten nichts Besseres thun, als die alte Leitung wiederherstellen. Ich mußte noch einmal nach Lydenburg, um mich zu vergewissern, daß die Bauernbehörden uns keine Schwierigkeiten bereiten würden. Hin- und Rückreise legte ich über den Wohnplatz des Hermanus, welcher am Waterfallsfluß, sieben oder acht deutsche Meilen von Kchalatlolu entfernt, wohnte, glücklich zurück. Das Haus unseres afrikanischen Freundes war mein Absteigequartier bei dieser und allen ferneren Reisen nach dem Dorfe. In fruchtbarer Schlucht lag seine Farm neben den Farmen seiner Schwiegereltern und seiner Schwäger. Inmitten einer afrikanischen Gebirgswildnis fanden sich hier europäisch aussehende Häuser mit Stroh-(Gras-)Dächern, den norddeutschen Bauernhäusern ähnlich, wohlbestellte Äcker und üppige Fruchtgärten, in welchen Pfirsiche, Aprikosen, Apfelsinen, Zuckerrohr und selbst etwas Kaffee gedieh. Manchmal brachen Herden diebischer Paviane ein und raubten von diesen Leckerbissen, was sie fortschleppen konnten, oder es durchbrach Wild, auch wohl ein plumpes Rhinoceros, die Dornenumhegung der Ländereien und that sich gütlich an der grünenden Saat. Da aber die hier wohnenden Leute ohne Ausnahme tüchtige Jäger waren, behaupteten sie ihre Posten, und da sie mit Sekoatis Volk auf gutem Fuße standen, lebten sie sicher in ihrer Abgeschlossenheit von der Welt. Wir hatten an diesen uns zunächst wohnenden Weißen Freunde gewonnen, von denen wir Weizen und manches andere, was wir brauchten, beziehen konnten. Von Lydenburg nach Kchalatlolu zurückgekehrt, fand ich das Bapediland mit Furcht und Schrecken erfüllt. Die Swasi hatten den benachbarten Stamm der Mapulana angegriffen, deshalb war alles in die Bergfesten geflohen; ebenso schnell kehrte aber die Ruhe wieder ein, als die Nachricht kam, daß der gefürchtete Feind wieder abgezogen sei.

Nachdem die Wasserleitung hergestellt war, gingen wir abermals an die Arbeit, ein Pfahlhäuschen zu erbauen. Bald war es vollendet, ähnlich dem, welches in Gerlachshoop stand, acht Schritte lang, vier Schritte breit. Wie jenes hatte es ein mit Leinwand überspanntes Fenster und eine offene Thür, vor welche während der Nacht Matten gehängt wurden. Arbeiter, angelockt von den baumwollenen Decken, die wir als Lohn anboten, fanden sich in genügender Anzahl; für *eine Decke, welche* den Wert von zwölf Mark repräsentierte, arbeiteten *die Leute sechs Wochen, für* eine Hacke, deren sie sich beim Feldbau

bedienten (Wert fünf Mark), zwei bis drei Wochen. Außerdem fanden sich bei augenblicklichem Bedürfnis nach mehr Hülfe ältere Knaben und Mädchen stets in großer Anzahl, welche bereit waren, einen oder einige Tage für Perlen oder Messingdraht zu dienen. Recht geübte Arbeiter, wie wir sie bei Maleo fanden, fehlten hier. Wir mußten der Schwachheit der Leute Rechnung tragen, welche uns selbständig kaum irgend welche Dienste leisten konnten, und waren froh, wenigstens Handlanger zu haben. Wenn wir mit ihnen arbeiteten, erwiesen sie sich willig und brauchbar. Waren auch manche der Leute bereits auf der großen Arbeitsreise nach der Kapkolonie gewesen, so hatten sie doch häufig auch dort nur Dienste als Schaf- oder Rinderhirten gethan, hatten sich also mechanische Fertigkeiten nicht angeeignet. Aber auch hier machten wir die Erfahrung, daß unter denen, die sich zunächst dem Missionar im Heidenlande, sei es auch nur als Arbeiter, nahen, meist solche sind, welche dem Worte Gottes näher treten wollen; denn auch in Kchalatlolu wurden bald einige dieser Leute in die Zahl der Katechumenen aufgenommen.

Ein Mann fand sich zu unserer Freude, welcher nicht nur bei den Arbeiten mehr leistete als die andern, sondern auch fließend kapholländisch sprach, freilich das Holländisch, welches man auch am Kap Hottentotten-Holländisch nennt; sein Name war Andries Moloi. Er war nicht unterrichtet, war auch die neun Jahre lang, die er in der Kolonie zugebracht hatte, nach seiner eigenen Aussage ein Ausbund von Liederlichkeit, ein Branntweinsäufer, gewesen, allein er hatte nach seiner Rückkehr in eine ordentliche Familie hineingeheiratet und war von dem guten Willen beseelt, uns zu dienen. Er wurde Dolmetscher und Aufseher über die Arbeiter und ist später auch getauft worden. Unter der Zahl derer, welche uns bei den ersten mühevollen Arbeiten treulich halfen, und zwar halfen ohne Lohn zu beanspruchen, waren auch Sebuschane und Mantladi, welche mit ihrem blinden Freunde Katedi uns sofort nach Kchalatlolu gefolgt waren. Der liebe Blinde hatte mit Freuden das hohe Gebirge überstiegen, um endlich mit seinen Freunden Katechumenenunterricht empfangen zu können; denn diese drei Leute hatten den brennenden Wunsch getauft zu werden. Öfters sprachen sie davon, daß die Heiden sie doch vielleicht um ihres unerschrockenen Bekenntnisses willen töten könnten, und wie sie für diesen Fall doch nicht den Trost, den nur der Empfang des Sakramentes geben kann, entbehren möchten. Fleißig und still thaten sie uns während des Tages kleine Dienste oder buchstabierten und lasen miteinander, am Abend aber mußten wir, trotzdem uns oft nach der Arbeit in der heißen Sonne Ruhe wohl zu gönnen gewesen wäre, unterrichten und saßen dann am lodernden Feuer oder, als das Häuschen fertig war, bei dem Fettlicht auf Kisten und Klötzen, den ersten Katechumenenunterricht erteilend. Freilich war der Unterricht sehr dürftig, denn wir mußten durch eines ungeübten Dolmetschers Mund mit unseren Schülern verkehren, aber ihr Eifer erleichterte alles, und da sie schon selbst Erfahrungen im inneren Leben gemacht hatten, so konnten sie auch hier und da dem Dolmetscher zu Hülfe kommen. Am 22. September konnte ich auch den ersten Sonntagsgottesdienst

in unserem kaum vollendeten kleinen Häuschen halten. Ich war allein, denn Missionar Nachtigal war dem Rufe eines kranken Häuptlings nach der anderen Seite des Gebirges gefolgt, auch die drei Katechumenen waren zeitweilig nach Hause gegangen. Ich lag krank auf meinem Lager, denn ich litt wieder einmal tagelang an meinem alten Übel, dem allerschlimmsten Zahnschmerz. Da sah ich plötzlich einige Männer vor mir stehen, deren Sprecher mich bat, an diesem Tage, als dem Tage des Herrn, ihnen doch Gottesdienst zu halten. Ich that, so gut ich es in meiner Schwachheit vermochte, was meines Amtes war, und fühlte dabei meine Schmerzen kaum, so sehr erquickte es mein Herz, daß außer jenen drei noch andere anfingen, nach dem Wort des Heils zu fragen. Der Mann, welcher mich damals zu dem Gottesdienste ermutigte, hieß Podumo, er war von stillem, sanftmütigem Sinn, auch unter den Heiden als ein guter Mann bekannt und beliebt, geachtet, weil er beim letzten Einbruch der Sulu einige Feinde erschossen hatte. Er wurde später getauft und lebt noch heute als ein Gehülfe des Missionars in Lydenburg, es ist der bekannte Jonas Podumo.

Mitten in diese hoffnungsvolle und ruhige Entwickelung unserer Anfangsarbeit fiel wie ein Donnerschlag, der Sturm und Ungewitter verkündigt, der plötzliche Tod des alten Königs Sekoati.

Wir hatten uns am Abend jenes gesegneten Sonntags alle wieder in Kchalatlolu zusammengefunden, auch der getaufte Jan Mafadi war mit seinen Freunden gekommen; eben wollten wir zu einer Abendandacht uns versammeln, als plötzlich von dem benachbarten großen Baßutodorfe laute Totenklage herüberschallte; wie eine Welle pflanzte sich die Klage fort von Dorf zu Dorf, und bald hörte man die Nachricht von des Königs Tod.

Der Tod eines Heidenkönigs in Afrika stellt jedesmal die Sicherheit des Landes nach außen, die auf seiner Macht, die der Unterthanen im eigenen Lande, die auf seiner Autorität beruht, in Frage. Meist kommt es nach dem Tode des Königs zu Streitigkeiten unter seinen Söhnen; oftmals entstehen dann Bürgerkriege, in deren Folge die lauernden Nachbarn ermutigt werden, alte Feindschaft wieder aufleben zu lassen. Aber selbst wenn größere Unruhen nicht in Aussicht stehen, so hat das Volk Ursache, den Tod eines alten Fürsten zu beweinen und dem kommenden Herrscher mit Furcht entgegenzusehen. Es ist nämlich eine Erfahrung, die man allgemein unter den Afrikanern macht, daß die alten Häuptlinge, welche sich die wilden Hörner abgelaufen haben, weise und besonnen sind und auch gerecht regieren, soweit solch Heide das vermag. „Niemals", so sagte mir einst der berühmte Sir Theophilus Shepstone, der Minister für Sachen der Eingeborenen in der Natalkolonie, „haben uns alte Häuptlinge Schwierigkeiten bereitet." Wie aber Rehabeam, der Sohn Salomos, den Rat der Ältesten, die vor seinem Vater Salomo standen, verachtete, es mit den Jungen hielt, die mit ihm aufgewachsen waren, und im Übermut zu dem Volke sprach: „Mein kleiner Finger soll dicker sein als meines Vaters Lende" (*1 Könige* 12, 1—4), so thun die jungen Könige in *Afrika noch heute. Unsere* Bapedi hatten überdem noch triftigen Grund

zur Besorgnis. Sekukuni, der Thronfolger, war wegen seines trotzigen, hochmütigen Sinnes nie beliebt gewesen, selbst sein Vater hatte ihn einmal einen Dorn in seinem Fleische genannt und seine Ratsleute gebeten, ihn von diesem Dorne zu befreien. Sekoati liebte seinen zweiten Sohn Mampuru und hätte dem die Herrschaft gern übergeben, allein Sekukuni bot dem Alten Trotz. Er hatte sich seine eigene Stadt gebaut und geflüchtete Swasi unter seinen Schutz genommen, die stützten mit seinem sonstigen Anhang seine Macht. Wir hatten ihn einmal in der Hauptstadt gesehen und hatten den Eindruck bekommen, daß wir uns zu ihm nichts Gutes würden zu versehen haben.

Unsere lieben Schüler bewegte sofort bei der Nachricht von des Königs Tod noch eine Sorge ganz besonderer Art, die Sorge nämlich, inwieweit sie als gläubige, suchende Leute sich an der Totenklage und der Trauerfeier ihres Volkes beteiligen durften. Sie fürchteten, den Glauben zu verleugnen, wenn sie Gebräuche mitmachten, denen ihr Herz bereits entfremdet war. Freilich mußten sie gestehen, daß jeder, welcher den Trauerbezeugungen sich entzöge, in Gefahr komme, getötet zu werden: „Das ist der Mann, der den König umgebracht hat," würden die Heiden sagen, wenn einer nicht trauern wollte. Wir erfuhren, daß wahrscheinlich alles Volk die Köpfe kahl rasieren würde. Da dieser Brauch auch von ihnen selbst als einfache Leidesbezeugung bezeichnet wurde, rieten wir ihnen, sich um dessentwillen keiner Gefahr auszusetzen und nicht die Heiden ohne Not zu erbittern. Der Ernst aber, mit welchem diese Leute bereit waren, furchtlos ihren Glauben durch die That zu bekennen, und ihre Scheu, sich mit heidnischem Wesen zu beflecken, machte auf uns tiefen Eindruck. Solchen Bekennermut unter schweren Leiden zu beweisen, ist ja später dieser ganzen Erstlingsgemeinde Teil gewesen.

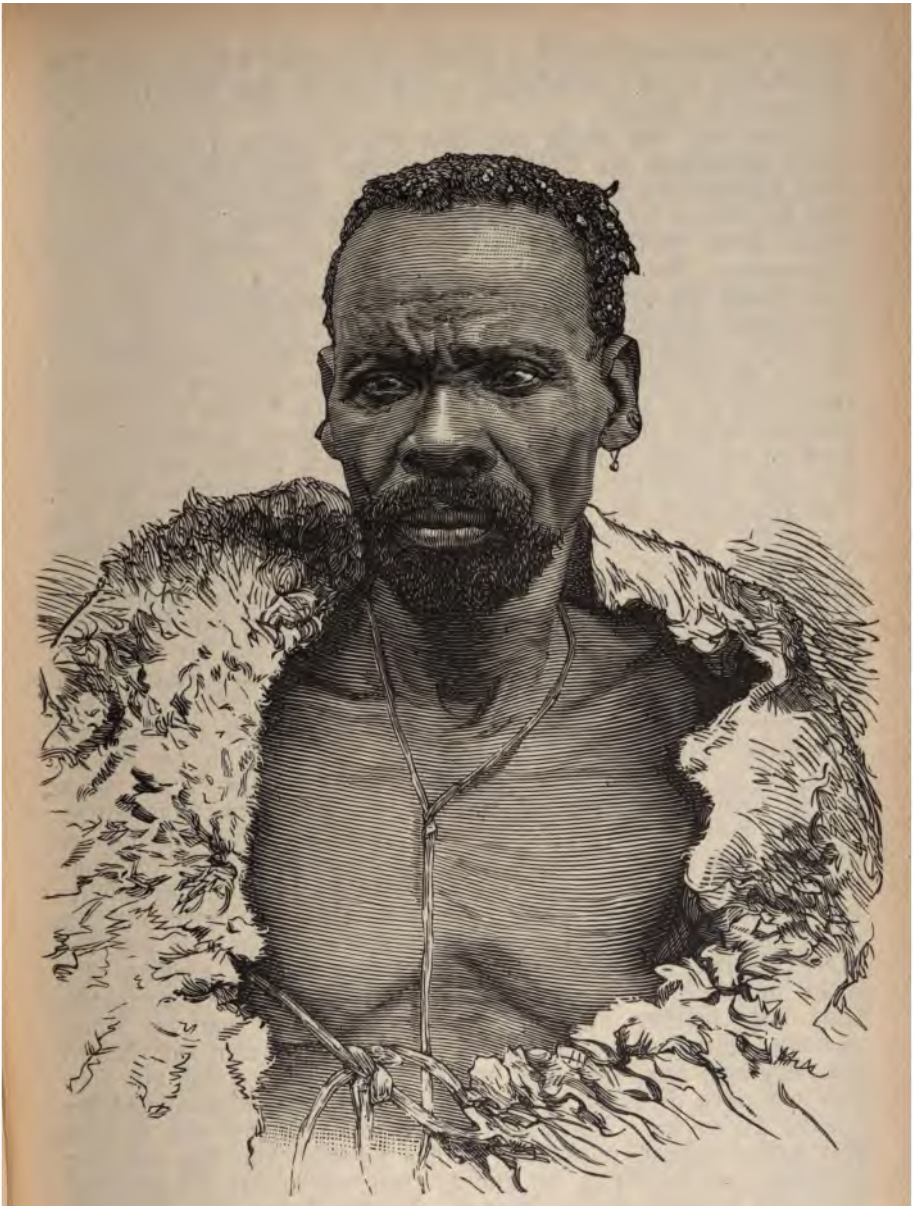
Sekoati war gestorben, auch bei seinem Tode haben Totenopfer nicht gefehlt. Einen seiner Minister hatte der König, als er seine letzte Krankheit spürte, töten lassen; auch soll ein geringerer Mann, ein Diener, nach seinem Tode von den Felsen des Berges Moßecho hinabgestürzt worden sein. Nach heidnischem Glauben hatte er so ein „Kopfkissen" in der jenseitigen Welt. Der Leichnam wurde in das frisch abgezogene Fell eines schwarzen Ochsen gehüllt und oben auf der Königsburg im Viehkraal begraben. Das Haus, in dem er gestorben war, wurde als heilige Stätte gepflegt und geschont. Zwanzig Jahre später, nachdem die Hauptstadt verlegt und von den vereinten Engländern und Swasi zerstört worden war, fand ich es noch wohlerhalten.

Die Häuptlinge der Städte und Dörfer zogen nacheinander der Hauptstadt zu. Manche machten den Weg mit schwerem Herzen, denn der neue König hatte bereits einige Leute, die er haßte, meuchlings töten lassen. Als die Häuptlinge versammelt waren, und Sekukuni in ihrer Mitte stand, wurden die Rinderherden des verstorbenen Königs herbeigetrieben. Herde auf Herde kam an, bis die Ebene vor Moßecho bedeckt, der Berg von Staub verhüllt und die Luft mit dem Brüllen der Rinder erfüllt war. „Der König ist gestorben, dort steht sein Vieh, wer sich für stark hält, eile und nehme davon Besitz!"

rief Sekukuni den Versammelten zu, die ihn mit lautem Zuruf als den stärksten priesen und als König grüßten und ehrten. Dann wurden die Ochsen des Verstorbenen dem abgeschiedenen Herrn als Opfer geschlachtet und ihr Fleisch mit gutem Appetit verzehrt, während die Häuptlinge Ochsen aus ihrem Viehstande dem neuen Könige als Huldigungsgeschenk darbrachten; dann kehrten sie heim, froh darüber, daß sie mit heiler Haut davongekommen waren. Als neuen Namen legte sich der König beim Antritt seiner Regierung den Namen „Maschilachatischa" bei, das heißt „Zermahler-Zertreter". Er hatte also von vornherein den Willen, in gewaltthätiger Weise seine Herrschaft zu sichern.

Zu uns schickte Sekukuni Leute, welche zu den Bauern in Lydenburg, und andere, welche zu Moschesch gehen sollten, um dort den Tod Sekoatis zu melden. Ich mußte die Briefe abfassen, welche die Nachricht enthielten, daß Sekoati altersschwach geworden und an Krankheit gestorben sei, und daß Sekukuni König sei an seiner Statt. Den Bauern in Lydenburg schickte er einen Elefantenzahn. In der Antwort, die der Kriegsrat von Lydenburg dem König sandte, heißt es, daß der Elefantenzahn als Friedenszeichen (als bewys van vrede) angenommen sei, daß man Sekukuni als König der Bapedi anerkenne, aber von ihm fordere, er solle Dienstvolk der Bauern, welches fortlaufe und Zuflucht in seinem Lande suche, ausliefern, er solle Dieberei verhindern und Vieh der Bauern zurücksenden, welches verirrt sich auf Viehplätzen der Bapedi einfände. An mich schrieb der Kriegsrat, ebenso wie an Sekukuni in freundlichem Sinn*), und da Sekukuni den Brief der Bauern sich gern von uns vorlesen und auslegen lassen wollte und uns deshalb bitten ließ, ihn zu besuchen, so machten wir uns (am 16. Oktober) wieder auf nach der Hauptstadt. Wiederum hatten wir die ganze Höhe des Gebirges zu überwinden und kamen deshalb am Abend recht erschöpft an unserem Ziele an. Diesmal wurden wir den steilen Felsenweg hinauf zur Moschate, dem Königsviertel, geführt. Oben bei der ersten Schanzmauer stand Sekukuni, er war mit einem langen stattlichen schwarzen Rock bekleidet (Beinkleider mochte er nicht leiden, auch nicht bei seinen Leuten), hatte die Hand aufs Herz gelegt und suchte sein wenig einnehmendes Gesicht zu einem freundlichen Lächeln zu zwingen. „Hier in meinem Herzen ist euer Platz, ihr Lehrer" sagte er. Dann wurden wir zu dem Hause unseres „Botschafters" der Mamaricha hieß, geführt, und kaum hatten wir abgelegt, als der König in eigener Person wieder erschien, um zu

*) In späteren Jahren, als die Engländer in dem zwischen Sekukuni und den Bauern ausgebrochenen Kriege vermitteln wollten, ist viel darüber gestritten worden, ob Sekukuni damals als unabhängiger Häuptling von den Bauern anerkannt oder als Vasall behandelt worden sei. Oben erwähnte Forderungen und der Umstand, daß man „Friedensbeweise" annahm, zeigt, daß man der Bapedi Unabhängigkeit anerkannte. In dem Schreiben, welches man an mich richtete, heißt es: „En verzoeken Ued. om zoover Uw invloed of raad hierin iets kan doen, Sekukuni en zyn volk optewekken en aantemoedigen om de vrede te bewaren en onze bestaande vrede door goede overeenkomst beter te bevestigen." Gezeichnet war der Brief *im Namen des Krygsraad's* durch J. v. Dyk, Commandant-General u. H. T. Bührmann, *Secretaris.*



Sekukuni.

sehen, wie wir uns in unserer Herberge eingerichtet hätten; dann kam ein tüchtiges Stück Ochsenfleisch, so daß wir mit dem Empfange sehr zufrieden sein mußten.

Oben auf dem Berge war keine Ebene, nur zwei größere Höfe waren vorhanden, von Palliſaden eingefaßt. Vorn war der Aufſtieg durch Steinmauern und Palliſaden verwehrt. Rings um die erwähnten Höfe her waren die Häuſer des Königs, ſeiner Weiber, ſeiner Mutter, einiger ſeiner Brüder und der Diener an und zwiſchen die Felſen hineingebaut. Bei vielen der Häuſer war der Lapa, der innere Hof, kaum einige Schritte lang und breit. Sehr geſchickt hatte man aber jeden Raum benutzt, Vertiefungen mit Erde ausgefüllt, hatte Felſen mit Lehm umklebt und dadurch Wände und Mauern hergeſtellt. Um zu dem zweiten Hofe unſeres Wirtes, in welchem das uns zugewieſene Haus ſtand, zu gelangen, mußten wir jedesmal über einen halbkugeligen Felſen von vier Fuß Höhe hinwegklettern. Sekukunis Haus ſtand in der Nähe von Felſenhöhlen, in welchen Sekoati ſeine Schätze zu bergen pflegte, die aber auch in Kriegszeiten Zuflucht bieten konnten. Das Haus ſelbſt war für ein Baßutohaus ſehr groß, ſo hoch, daß man unter der Veranda, die es umgab, rings herumgehen konnte. Es war auch tadellos gearbeitet, alles Holzwerk ſchön behauen, der Flur im Hauſe und um das Haus blank poliert; dabei herrſchte die größte Reinlichkeit in den Höfen, und die Rohrwände waren hoch und ſauber gearbeitet. In dieſen inneren Höfen hielt ſich der König gewöhnlich auf, hier ſaß er mit einigen ſeiner Frauen oder ſeiner Brüder beim Biertopf. Wenn er nicht ſchlief, durften ſeine Räte auch hier ſeine Meinung einholen; ohne zu erſcheinen, ſprachen ſie durch eine Rohrwand. Nur früh am Morgen kam der König in den Kchoro, ſetzte ſich zu ſeinen Brüdern und Dienern an das Feuer und aß in dieſem Kreiſe ſein Frühſtück, welches aus geröſteten Rinderrippen beſtand. Hier wurden die Geſchäfte des Tages beſprochen, hier konnten auch wir den König treffen, mußten uns aber dann unter die dichtgedrängt um das Feuer ſitzenden Höflinge einreihen. Dabei mußten wir hinhocken wie dieſe, oder mit einem Klotz oder Stein als Sitz uns begnügen und uns zugleich der Gefahr ausſetzen, von dem Ungeziefer, welches in den Fellkleidern der Eingeborenen niemals fehlt, etwas aufzuleſen. Der Vorteil, den man bei einer Morgenaudienz hatte, war indeſſen nicht gering, denn jedenfalls war der König nüchtern. Wenn er am Abend, da es kühler geworden war, wieder zum Vorſchein kam, war dies anders. Dann ſetzte er ſich mit Vorliebe auf einen Felsblock, der im zweiten Hofe, am Aufgang nach den inneren Höfen lag. Die Größe des Blockes erlaubte ihm zu ſitzen oder halb zu liegen, je nachdem es ihm beliebte. Vor ihm auf einer Felsplatte ſaß die Menge der Hofſchranzen und wartete auf den Topf Bier, den er dann häufig ſpendete. Dorthin kamen auch Bittſteller oder klagende Parteien. Die Schmeicheleien, ehrenden Rufe, reſpektvollen Grüße wollten hier kein Ende nehmen. Niemals trug er europäiſche Kleider, auch niemals einen Hut, nur bei der erſten Begrüßung und einmal, als er zu Felde zog, habe ich ihn in jenem

schwarzen Rocke gesehen. Selten hüllte er sich in eine schwarzwollene*) Decke, meist trug er einen Mantel von Schakalfellen**), sonst war er mit dem Lendenschurz seines Volkes bekleidet, ließ sich die Seiten des Kopfes rasieren und sich auch gern mit der bekannten Rötelpomade in mäßiger Weise salben. Sein Gesichtsausdruck ist mir immer abschreckend vorgekommen. Die Mienen zeigten Wollust, Leidenschaft, List, Furchtsamkeit, Mißtrauen und Grausamkeit an. Er war mit einigen Zauberern der am abschreckendsten ausgeprägte Typus des Baßutoheiden.

Im Umgange mit dem König befolgten wir genau die vorgeschriebene Hofetikette. Von Missionaren erfordert es nicht nur die Klugheit, sondern auch die Achtung, welche sie dem Volke, unter dem sie arbeiten, schuldig sind, daß sie sich mit den Sitten des Volkes bekannt machen und sich ihnen in den Fällen, die der christliche Takt zu bestimmen hat, fügen. Hätten wir ohne weiteres in die inneren Höfe gehen wollen, wo der König sich aufhielt, ohne uns zu melden und um Audienz zu bitten, so hätte man uns fortgewiesen und hätte uns für ungeschliffene Menschen angesehen. Wenn wir ankamen, zeigten wir ihm unser Erscheinen durch unseren Geschäftsträger an, dann trafen wir ihn an den erwähnten Stellen, oder suchten ihn privatim zu sprechen. Saß er beim Feuer, so wurde die Etikette nicht genau beobachtet, da redeten wir mit ihm von Mund zu Mund, ebenso bei Zusammenkünften, an denen es später nicht fehlte, wo wir mit ihm ganz allein waren. Zu anderen Zeiten wurde die Sitte beobachtet, nach welcher zwei Herren nicht direkt miteinander verkehren. Wir sagten unsere Worte unserem Geschäftsträger, der einem Minister und dieser dem König. Die Antwort kam auf demselben Wege zurück, doch verkehrten wir mit Sekukuni selten in dieser langweilig zeremoniellen Weise. Geschenke gaben wir ihm selten, ab und zu erhielt er eine Decke oder auch wohl einen Gegenstand, nach dem er sich erkundigt hatte. Betteln war seine Art nicht. Die Sitte erheischte, daß Geschenke dem König nicht vor dem Volk oder vor seinen Dienern überreicht wurden. Heimlich mußten sie zu seinem Vertrauten gesendet werden. Das Volk sollte nicht wissen, wieviel Einkünfte der König hatte, nicht wissen, woher seine Schätze stammten. Wenn aber der König uns etwas verehrt hatte, so hielt unser Begleiter das Wertstück so, daß jedermann sehen sollte und konnte, welche Ehre uns widerfahren war.

In Bezug auf die Bewirtung knauserte der König nicht. Mit dem gewöhnlichen Brei (dem Brot unseres Volkes) aus Kafferkorn wurden wir durch die Frau und die Mutter unseres Geschäftsträgers versorgt. Fleisch erhielten wir von den Ochsen, die häufig geschlachtet wurden, oder man gab uns eine Ziege als Schlachtbock. Die Etikette erforderte es, daß die Keule des Tieres dem König zurückgegeben wurde, der dafür jedesmal in formeller Weise danken ließ. Wir ließen

*) Bei den Bapedi war dem gemeinen Volke das Tragen von schwarzen Decken verboten. Sie wurden wie Decken aus Pantherfellen für den Gebrauch der Vornehmen bestimmt.

**) *In diesen zeigt ihn* unser Bild.

schlachten, braten und kochen. Bei den Eingeborenen gilt es für anständiger, dem Gast ein lebendes Schlachttier zu geben, als ihn nur mit Fleisch zu versorgen. Kaffee brachten wir meist mit und lebten tagelang in solcher Weise recht gut und zufrieden.

Wir waren freundlich empfangen worden; zu erklären ist dies leicht. Sekukuni wußte, daß er unpopulär war, daß in seinem eigenen Volke eine Partei unter seinem Bruder Mampuru bereit stand, sich wider ihn zu erheben; unter diesen Umständen mußte es ihm die Klugheit gebieten, uns auf seiner Seite zu haben; es mußte ihm wertvoll sein, wenn er sich durch unsere Hülfe mit den Buren verständigen konnte, welche in jenen Zeiten von den Baßuto noch gefürchtet wurden. Auch Mampuru machte sich an uns heran und verkehrte mit uns in freundlicher Weise, dabei versichernd, daß er Gottes Wort liebe und bete. Da Sekukuni mit der Antwort der Buren höchst zufrieden war, zeigte er sich in jeder Hinsicht gefällig und zuvorkommend. Wir benutzten eine stille Nachmittagsstunde, um von dieser Stimmung für unsere Arbeit Vorteil zu ziehen und die Versicherung, daß er das Christentum dulden würde, von ihm zu erlangen. Wir sagten ihm, daß ein Mann seines Volkes, der sich taufen ließe, in manchen Stücken von seinen übrigen Unterthanen sich unterscheiden werde; er möge das nicht übel aufnehmen, wenn die Christen eine oder die andere Sitte nicht mehr mitmachten; sie würden trotzdem seine treuen Unterthanen bleiben. Er erwiderte, daß er sich freuen werde, wenn manche ganz auslernten und die Lehre der Weißen sich vollkommen aneigneten. „Ich selbst will den Sonntag halten," fügte er hinzu; „aber mit einer Frau kann ich mich nicht begnügen. Seht da, das sind Sekoatis Kinder," er wies auf die Scharen der Kinder im Hofe, „ich habe ebensoviel."

Wir blieben zwei Nächte und kehrten dann nach Kchalatlolu zurück, froh und dankbar für den Empfang und Erfolg, den Gott uns geschenkt hatte. Unsere Freude über die Freundlichkeit Sekukunis wurde freilich durch unsere lieben Katechumenen gedämpft. Mit ernstem Schweigen hörten sie unseren freudigen Bericht an und antworteten: „Ihr kennt die Heiden noch nicht." Sie hatten Recht, wir kannten die heidnischen Fürsten noch nicht. Es ist uns unendlich schwer geworden, uns davon überzeugen zu lassen, daß solch afrikanischer Häuptling oder König die Wahrheit nicht kennt und nicht kennen will, daß es zu seinen fürstlichen Vorrechten gehört lügen zu dürfen, und daß auf sein Versprechen absolut kein Verlaß ist. Während wir erst geneigt waren, unsere lieben Schüler des Schwarzsehens zu zeihen, lernten wir doch mit der Zeit, da immer neue Enttäuschungen uns zu teil wurden, das Wort Sebuschanes verstehen: „Was solch Häuptling sagt oder was ein Rind brüllt, muß für euch gleichen Wert haben." Aus den Worten kann man bei afrikanischen Häuptlingen niemals einen Schluß ziehen auf das, was sie thun werden; nur dann, wenn man ihre Gedanken verstehen lernt und berechnen kann, was sie als für sich vorteilhaft ansehen, hat man einen Anhalt, um auf ihr wahrscheinliches Handeln zu schließen. Ihren Vorteil haben sie allein im *Auge und wissen ihn mit* großer Sicherheit zu erkennen.

Frohen Mutes waren wir von der Hauptstadt nach Kchalatlolu zurückgekehrt. Die Heiden, besonders die Häuptlinge, sahen uns jetzt mit andern Augen an; es stand ja nun fest, daß wir Männer von Einfluß waren; wir hatten beim König etwas zu bedeuten. Den Eindruck, welchen unser Empfang gemacht hatte, konnten wir bereits auf dem Rückwege sehen; denn die kleinen Dorfschulzen beeilten sich überall, uns etwas Speise aufzutischen, und wenn es nur ein paar Stangen Zuckerrohr zum Aussaugen waren. Mit neuer Freudigkeit machten wir uns an den weiteren Aufbau der Station. Wir mußten ein besseres Obdach haben; das Pfahlhaus war nur eine Hütte; deshalb gingen wir sogleich an den Bau eines größeren Hauses. Andries Moloi, der Dolmetscher, verstand das Ziegelformen; allein der Lehm des Platzes erwies sich als ziemlich unbrauchbar zur Herstellung von Ziegeln. Dazu fingen eben die Frühjahrsregen an und verdarben oft in einer Nacht, was an einem oder während mehrerer Arbeitstage hergestellt war. Endlich hatten wir etwa 13000 Stück Luftsteine beisammen und gingen an das Aufmauern eines Häuschens. Holz lieferte das Gebirge; wir kauften Stück für Stück, wie es zu Sparren nötig war, einzeln von Eingeborenen, die es herbeitrugen. Zu den Rahmen der Fenster nahmen wir starke Kistenbretter; aus solchen Brettern wurde eine Doppelthür (Ober- und Unterthür) gezimmert; dann wurde das Dach gedeckt. Mir ist in Afrika die Arbeit des Dachdeckens am schwersten geworden, während mir Holzarbeiten manchmal Vergnügen machten, und auch das Mauern mit Ziegeln mir Interesse abgewann. Ich lernte in Kchalatlolu bald einen Eingeborenen zu dieser Arbeit an und hatte so einen Helfer. Es ist mir aber trotzdem hier wie später in Ga-Ratao*) recht sauer geworden, der heißen Sonne auf dem Dache ausgesetzt, in unbequemer Lage mühselig mit dem trockenen Grase hantieren zu müssen. Das Häuslein erhielt seinen Lehmflur, und die Wände wurden innen und außen geweißt. Es hatte drei Stuben. Die mittlere war Wirtschaftsstube und Eßstube, und zur rechten und linken Hand waren zwei kleinere Zimmer, je eins für einen von uns berechnet. Alle drei Fensterlein waren mit Leinewand bespannt; in der mittleren Stube blieb die Oberthür aber fast immer offen, so daß hier Licht durch diese Öffnung einfiel. Die Thüren, welche zu den Seitenstübchen führten, waren nur durch Vorhänge geschlossen. Von Möbeln war wenig zu sehen. In der Vorderstube standen einige Stationskisten**), in welchen sich Vorräte befanden; eine diente als Eßtisch. Stühle hatten wir in dieser Stube keine, außer niedrigen, mit Lederriemen überzogenen Feldstühlen. Hier stand das Geschirr; Berliner Blechgeschirr war es; wir aßen in diesen ersten

*) Das G in Ga ist ein Gutturallaut, welcher manchmal mit ch geschrieben ist, Lepsius giebt ihn durch χ wieder.

**) Diese Kisten haben ihren Namen daher, weil in ihnen halbjährlich regelmäßige Sendungen von Berlin aus nach jeder Station erfolgen. Sie sind aus starken Kieferbrettern gerade so groß gearbeitet, daß sie, quer gestellt, die Breite des Ochsenwagens ausfüllen. Die Kisten haben für Missionare bei der Anlegung von Stationen großen Wert; sie dienen als Sitze u. s. w., und ihre Bretter werden bei Bauten häufig verwendet.

Jahren stets von Blechtellern und Blechschüsseln. Vervollständigt war die Einrichtung durch eiserne dreibeinige Töpfe englischen Fabrikats, wie man sie in Südafrika bei allen Ochsenwagen, bei Bauernhäusern und Kafferhütten gebraucht; aber auch die Industrie der Eingeborenen hatte uns Hausgeräte liefern müssen. Die Bapedi haben es in Töpferei ziemlich weit gebracht, und die von ihnen verfertigten kugelförmigen, oft hübsch verzierten Wassertöpfe dienten uns nicht nur als Wasser-, sondern auch als Honigbehälter und Milchgefäße. Das Wasser bleibt in diesen porösen Töpfen überaus kühl.

In den Nebenstuben hatte jeder von uns sein eigenes Reich. Jeder besaß einen kleinen Studiertisch, einen Stuhl, ein Büchergestell und ein Bett. Letzteres bestand aus einer Berliner Roßhaarmatratze, welche auf einer Katel, dem bekannten, mit Riemen überspannten, auf vier Füßen stehenden Rahmen, lag. Als Decke diente irgend welche wollene Decke; im Winter konnte man auch zwei vertragen. Eine Kiste und der Reisekoffer vervollständigten diese Einrichtung.

Während der ersten Monate unseres Aufenthaltes in Kchalatlolu hatte unsere Wirtschaft gar nicht in Gang kommen wollen. Wir litten damals wirklich Not, weil uns kräftigere Nahrung fehlte. Weizen hatten wir mitgebracht; auf der eisernen amerikanischen Handmühle konnten wir ihn mahlen lassen; es wurde auch Brot gebacken, welches eßbar war; nur mit dem Zubrot stand es schlecht; denn wir hatten kein Vieh, also nicht einmal Milch; Honig brachten uns die Leute in Überfluß zum Verkauf; allein da wir schon in Gerlachshoop wochenlang fast nur von Kaffee, Honig und Brot gelebt hatten, waren wir dieser Speise bereits überdrüssig geworden. Ein Labsal war es uns, als wir von Jägern eine tüchtige Quantität Nilpferdspeck kaufen konnten, und als die Eingeborenen sahen, daß wir dafür bezahlten, brachten sie auch Straußeneier, welche dann wieder lange Zeit unsere Hauptnahrung bildeten. Sie sind nicht so schmackhaft als Hühnereier, aber doch genießbar. In dem dichtbevölkerten Lande um die Station her gab es kein Wild, und wenn ich auch später einige wenige Male mit dem Wagen ging, um durch die Jagd unseren Bedarf an Fleisch zu decken, so war einesteils die Zeit zu kostbar, als daß ich dies öfter hätte thun können, andererseits brachte ich doch nur getrocknetes Fleisch (Biltong) von solchem Ausfluge heim; frisches hätte sich nicht gehalten. Später kauften wir für Decken von unseren Baßuto Ziegen; allein anfangs war es nicht möglich, diese Schlachttiere von ihnen zu erhandeln. Ein lebendes Tier war den Leuten ein zu teurer, werter Besitz, als daß sie sich gleich in den Gedanken hätten finden können, sich dessen zu entäußern. Für Pulver und Blei hätten wir alles haben können; allein unser Gewissen verbot uns, das den Bauern gegebene Versprechen, weder Pulver noch Blei den Eingeborenen zu verkaufen, auch in der geringsten Weise zu übertreten. Anfänglich war es auch schwierig, den Bedarf an Kafferkorn und Mais einzuhandeln, den wir zur Beköstigung unserer Arbeiter täglich nötig hatten, deren oft zehn oder mehrere waren. Es kostete einen bedenklichen Aufwand an Zeit und Geduld, den sich frühmorgens mit Kornfrüchten einfindenden Weibern ihre Ware abzuhandeln. Hier wie im

Swasilande liebten es die Händlerinnen, möglichst kleine Quantitäten anzubieten, weil sie glaubten, bei dem wiederholten Handel bessere Geschäfte zu machen, als wenn sie das Korn scheffelweise an uns verkauft hätten. Perlen waren damals die kleine Münze im Lande; mit diesen hatten wir uns versehen und kauften wir. Später erst konnten wir für eiserne Feldhacken, Decken u. s. w. größere Mengen Korn einkaufen. Einen unserer Leute mit diesem Handel zu betrauen, ging nicht an; denn keiner wollte sich dem Zorn seiner Landsleute aussetzen, der sich sicher auf ihn gehäuft hätte, wenn er nicht allen Forderungen gerecht geworden wäre. Nicht selten sind Dolmetscher von Missionaren, Kolonisten und Kaufleuten dem Haß ihrer Volksgenossen zum Opfer gefallen, weil ihnen zur Last gelegt wurde, daß sie die Weißen zu Ungunsten ihres Volkes beeinflußt hätten; man bürdete ihnen die Schuld für jedes Thun ihrer Herren auf, welches dem Volke nicht gefiel. Solche Leute sind nur sicher, wenn sie als Fremdlinge mit den Weißen kommen und gehen; dann sieht es jeder als ganz natürlich an, daß sie das Interesse ihrer Herren allein vertreten.

Als Leibdiener und Koch mieteten wir für eine junge Kuh einen Jüngling auf die Zeit eines Jahres, welcher bald Brot backen lernte und später auch Fleischgerichte uns nach Wunsch briet und schmorte. Früh brachte er den Kaffee, den wir anfänglich aus Mangel an Milch schwarz tranken, und mittags stellte er den rußigen Topf mit gebratenem Ziegenfleisch oder mit gebratenen Hühnern oder mit Fleisch und Reis neben unsere Kiste, auf welcher die Blechteller standen; dann räumte er ab und wusch ab, nachdem wir gegessen hatten; abends tranken wir Thee und aßen dazu Brot. Der Koch verrichtete seine Arbeiten und übte seine Künste unter freiem Himmel, eine Küche hatten wir nicht. Er hatte es leicht und blieb nach Ablauf des ersten Arbeitsjahres noch ein zweites Jahr in unserem Dienst. Livree hatten wir unserem Diener nicht angeschafft, er trug nicht einmal ein Hemd, sondern ging in der Tracht seines Volkes auch in unserem Hause aus und ein. Wenn man mit lauter Leuten, die keine Bedeckung des Oberkörpers tragen, Tag für Tag verkehrt, so gewöhnt man sich an deren Anblick so sehr, daß er nichts Fremdartiges behält. Machen doch die Leute dunkelbrauner Färbung auf den Europäer den Eindruck, als ob sie nicht nackend, sondern mit dunkelfarbigem Tricot bekleidet wären.

Wilde Tiere, welche uns bei der Anlegung dieser Station beschwerlicher fielen als bei der von Gerlachshoop, zeigten, daß das Feuergewehr hier noch nicht in den Händen aller Eingeborenen war. Die Löwen hatten sich allerdings mit dem Wild aus den bewohnten Gegenden verscheuchen lassen, nur in der Erinnerung des Volkes lebten sie noch als Feinde des so hoch geschätzten und geliebten Rindviehs. Ihnen gegenüber hatten die Bapedi die unter den Baßuto und Kaffern allgemein geübte Praxis befolgt, sie nicht zu beachten, so lange sie sich nicht am Viehstand vergriffen. Wenn aber ein Löwe ein Rind gefangen hatte, wurde er als Volksfeind angesehn. Die Mokchoschi *(Kriegsgeschrei) tönte* von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg und viel

die waffentragende Mannschaft zusammen. Man spürte unter dem Kommando eines jüngeren Häuptlings dem Tiere nach. Fand man es, so wurde es angegriffen. Der Löwe hat die Eigentümlichkeit, daß er sich nicht recht zu helfen weiß, sobald er sich von einem feindlichen Haufen völlig eingeschlossen sieht. Bauern und Eingeborene in Südafrika wissen das mit Vorteil zu benutzen. Die Bapedi umringten das Tier, welches unthätig blieb, weil es nicht wußte, wohin es sich wenden sollte; denn es scheint, als ob der mutige Löwe in solchem Falle nicht angreift, weil der Angriff auf einen Teil der Bedränger wie Flucht vor einem andern Teil derselben aussieht. Wenn der günstige Augenblick gekommen war, fielen von allen Seiten die Wurfspeere auf das königliche Tier, worauf ein allgemeiner Sturmangriff mit Schild und Speer folgte. Auch unsere Leute hatten in dieser Weise früher die Löwen bekriegt und besiegt. Der Gebrauch der Gewehre setzte tüchtige Schützen bald in den Stand, es zu zweien oder dreien mit dem Löwen aufzunehmen. Während Löwen uns nicht belästigten, thaten uns indessen die Panther, welche im Lolu hausten, bald Schaden. Kaum hatten wir eine Ziegenherde, so brachen sie von Zeit zu Zeit ein und trugen ein Böcklein fort. Dies kam wieder und immer wieder vor, ohne daß sich etwas anderes dagegen thun ließ, als daß wir die Hürde nach Möglichkeit durch Pfahlwerk und Dornengehege verwahrten. Als später auch der Missionskolonist, Tischlermeister Sachtleben aus Quedlinburg, zeitweilig sich in Kchalatlolu aufhielt, geschah es einmal, daß dieser gute Mann, welcher sich wenig in afrikanisches Leben hineinfinden konnte, während er im Wagen auf seinem Lager nachts der Ruhe pflegte, durch den Lärm, den Hunde und Ziegen machten, unsanft aufgeschreckt wurde. Er zündete eine Laterne an und begab sich nach der Ziegenhürde, wo er zu seinem nicht geringen Erstaunen einen Panther beleuchtete, der ein Böcklein ergriffen hatte und dann in mächtigem Satze bei ihm vorüber in das Gebirge sprang. Es half nichts, daß die junge Mannschaft der umliegenden Dörfer bereitwillig mit vereinten Kräften den Räubern nachspürte. Die Felsenwildnis bot unzählige, undurchdringliche Schlupfwinkel und Höhlen, so daß uns nur noch übrig blieb, das Mittel anzuwenden, welches die ultima ratio der Bauern den wilden Tieren gegenüber ist, das schlimme Gift Strychnin nämlich, welches damals jeder Händler in Transvaal zu diesem Zweck mit sich führte. Wilde Tiere kehren stets zu der Stelle zurück, an welcher sie Reste des verzehrten Raubes zurückgelassen haben. Diese Reste werden durch etliche Dosen Strychnin hinreichend vergiftet. Kommt das Raubtier und nimmt sie fort, so verendet es sicher; selbst wenn man seinen Kadaver nicht findet, kann man gewiß sein, daß es in irgend einer Höhle dem schrecklichen Gifte erlegen ist. Freilich bringt man durch unvorsichtige Anwendung dieses Mittels nicht selten wertvolle Hunde in Gefahr oder gar um das Leben. Dieses Mittels mußten wir uns auch bedienen, besonders gegen die große gefleckte Hyäne, den Tigerwolf der Kapkolonisten. Diese feigen, raubsüchtigen und starken Tiere waren sehr übermütig, da sie nächtliche Wanderungen ungestört bis vor die *Dörfer unternehmen konnten*; denn die Eingeborenen hatten hier noch

keine großen Hunde europäischer Abart. Die kleinen feigen „Kafferhunde", den Schakalen ähnlich, mit spitzen, aufrechtstehenden Ohren, waren ihnen nicht nur nicht gefährlich, sondern waren für sie ein beliebter Beuteartikel. Sie vergriffen sich sogar an einem meiner Hunde, obwohl diese einer größeren und besseren Rasse angehörten. Ich hörte in einer Nacht Lärm auf dem Hofe, den Hyänen verursachten; deutlich konnte ich wahrnehmen, wie trockene Felle umhergezerrt wurden, und wie die Hunde mit den feindlichen Tieren kämpften. Da ich wieder von meinem alten Leiden, starkem Zahnweh, heimgesucht war, hatte ich keine Lust aufzustehen und mich der kühlen Nachtluft auszusetzen. Ich hörte einen der Hunde ängstlich heulen, dann schlief ich wieder ein. Am Morgen zeigte es sich, daß dieser Hund ein Opfer der wilden Tiere geworden war, er war ergriffen, eine Strecke fortgeschleppt und dann fast ganz aufgefressen worden. Vor Menschen sind die Hyänen feige. Als ich mir einmal im Dunkel draußen zu schaffen machte, sah ich eines dieser in der Finsternis weißlich erscheinenden Tiere plötzlich dicht neben mir, ich ergriff ein Stück Holz, warf und traf es auch wohl, worauf es das Weite suchte. Einem unserer Ochsen war eines Morgens der ganze Schwanz vollständig abgebissen. Um diesen Beunruhigungen ein Ende zu machen, mußten wir zum Gift greifen, und es gelang uns, einige der gierigen nächtlichen Räuber dadurch zu töten, zum großen Erstaunen der älteren Eingeborenen. Der Ruhm unserer Kunst, wilde Tiere aus der Welt zu schaffen, wurde auch vor Sekukuni ausposaunt, und es erschien ein Bote des Königs, welcher uns dessen lebhaften Wunsch mitteilte, auch etwas von der scharfen Medizin zu besitzen, er wolle auch Hyänen damit töten. Da wir den Charakter Sekukunis kannten, konnten wir Gewissens halber seinem Ansinnen nicht willfahren. Gerade damals ging die Rede, daß er gern einen oder einige seiner Brüder aus der Welt geschafft hätte.

Eine andere Plage, schlimmer als die der wilden Tiere, bildeten die kleineren Feinde: Schlangen, Skorpione, Spinnen und Buschläuse. In Sekukunis Land und noch mehr in den angrenzenden, unbewohnten Strichen gab es Riesenschlangen, aber auch alle Arten von Giftschlangen in großer Zahl. Hier findet sich neben den öfter genannten südafrikanischen Schlangenarten, der Puffotter, der Spuckschlange u. a., auch die böse, an der Küste von Natal mit Recht so sehr gefürchtete imamba, welche die Baßuto Mokopa, die Bauern Viehtöter (Beestbyter) nennen. Vor dieser Schlange hatte uns Freund Hermanus oft gewarnt, ein Oheim von ihm war ihrem Biß erlegen. Man hatte ihn tot neben einem Strauche gefunden, eine kleine Wunde oberhalb des Schuhes und das geschwollene Bein zeigten die Ursache seines Todes an. Diese Schlange greift den Menschen an, wenn sie vor ihm erschrickt, und da sie acht Fuß und länger wird, so ist sie äußerst schnell in ihren Bewegungen. Sie schlingt sich gern auf Bäume und beißt von dort herabhängend das unten passierende Rindvieh. Oft hätten drei Stück Rindvieh, von dieser Schlange gebissen, hintereinander tot am Wege gelegen, erzählten die Bauern. Ich schoß einmal solche Schlange, welche von dem Getöse des rollenden Wagens aufgeschreckt sich in einen Dornbaum geflüchtet hatte. S[illegible] tot in

dem Baume hängen, so daß ich sie mit Muße genau betrachten konnte. Der Leib war in der Mitte fast so stark wie ein Mannsarm, verjüngte sich aber nach dem Kopfe hin, und dieser selbst war kaum zwei Daumen breit, obwohl die Länge des Tieres etwa zehn Fuß betrug. Die Spuckschlange spritzt ihrem Feinde giftigen Speichel in die Augen. Als ich einer solchen Schlange, deren Natur ich noch nicht kannte, einst gegenüberstand, sah ich sie den Hals aufblasen, und plötzlich entfuhr ihrem Maul ein Strahl von Tropfen, der, wie aus einer Spritze kommend, auf die Entfernung von drei Schritt meinen Augen galt. Die Tropfen hingen klar und deutlich an meiner Brille, der ich es zu verdanken hatte, daß ich nicht eine sehr gefährliche Augenentzündung davontrug. Der Biß der fürchterlichen Mokopa hat in kürzester Zeit den Tod zur Folge, welcher wohl durch kein Mittel abzuwenden ist. Die Zauberer und Ärzte der Eingeborenen nehmen Kopf, Leber und Galle der Schlange, brennen das zu einem schwarzen Pulver und glauben, daß dieses Mittel, rechtzeitig eingegeben, den Gebissenen gesunden lasse. Auch Missionare haben das Mittel versucht und glauben guten Erfolg von der Anwendung gesehen zu haben. Ich selbst habe viele Kranke behandelt, welche von weniger gefährlichen Schlangen gebissen waren, und habe keinen meiner Patienten sterben sehen, obwohl ich nur das gewöhnliche Mittel (Salmiakgeist) innerlich und äußerlich anwendete. Man darf aber bei Behandlung der von Schlangen Gebissenen nicht vergessen, daß es viele Arten dieser Reptilien giebt, deren Biß gefährliche Zufälle, ja tagelanges Ringen mit dem Tode hervorruft, aber doch nicht absolut tödlich ist. Es scheint sogar, daß in Bezug auf die Gefährlichkeit des Bisses die Jahreszeit in Betracht kommt. Auch der Umstand, ob die Schlange sehr zornig war, und ob sie ihre Giftquelle vorher durch andere Bisse erschöpfte oder nicht, scheint die Wirkung des Bisses zu beeinflussen.

Vor den Schlangen kann der Mensch sich durch die nötige Vorsicht meist schützen, obwohl das Gefühl der Unsicherheit und Gefahr, welches in diesen Ländern den überfällt, der im Dunkeln oder in Gras und Busch zu thun hat, immerhin sehr unangenehm ist. Noch schlimmer sind die kleineren Giftträger, Skorpione, Hundertfüße (Scolopendra) und Spinnen, welche in Sekukunis Land, wie in allen heißen Gegenden Afrikas, häufig waren. Von Skorpionen fanden sich mehrere Arten, auch die sechs Zoll lange große Art fehlte nicht. Die Hundertfüße und einige Spinnen fürchteten die Leute sehr. Taranteln gab es, von denen behauptet wurde, daß sie Schlafenden den Wollkopf abscheeren, um die Haarballen in ihre Nester zu schleppen. In Bezug auf die Behauptung, daß der Biß mancher Spinnen tödlich oder fast tödlich sei, konnte ich nicht zu rechter Klarheit kommen. Manchmal behandelte ich Leute, die schwer litten, nachdem sie im Dunkeln von einem „kleinen Dinge" gebissen waren; was es gewesen sei, wußten sie mit Bestimmtheit nicht anzugeben.

Eine andere schlimme Plage für Tiere und Menschen sind in diesen Gegenden die Buschläuse. Diese Tiere gehören zu der Gattung der auch in Europa bekannten Zecken oder Holzböcke (Ixodea), sie halten sich im Grase und auf Büschen auf, hängen sich Tieren und

Menschen an und saugen deren Blut, wodurch sie an hundertmal dicker werden. Reißt man sie ab, so bleibt der Kopf in der Haut und verursacht Geschwürbildung und Eiterung. Während eine gewöhnliche Art dieser Tiere sich überall in Südafrika findet, gibt es in den heißeren Gegenden nicht nur verschiedene Arten, deren manche giftig zu sein scheinen, sondern sie finden sich auch in solcher Masse, daß sie Haustieren gefährlich, ja tödlich werden. Wo weichere Stellen der Haut es ermöglichen, setzen sie sich in Klumpen fest. Die Ohren des Rindviehs sind angefüllt damit, wenn nicht der Mensch den Tieren zu Hülfe kommt, sie von ihren Peinigern befreit oder durch Bestreichen mit Theer und Tabakswasser sie vor ihnen schützt. Der Mensch selbst hat ja mehr Mittel, sich solcher Plagegeister zu erwehren. Ist man gebissen, so hält man am besten eine kleine glühende Kohle an den Parasiten, wodurch er berstet und die Zangen seines Kopfes loslassen. Am schlimmsten ist die kleinste Art. Bei der Anlegung von Kchalatlolu mußten wir häufig in dem hohen, trockenen Wintergrase umhergehen, bald litten wir an Brennen der Haut, und es bildeten sich hie und da kleine, arg juckende Geschwüre. Es waren ganz kleine Buschläuse, welche man nur mit Mühe durch das bloße Auge erkennen konnte. Man kratzte sie unwillkürlich ab, wenn sie gebissen hatten; die winzigen Köpfe blieben zurück und verursachten Eiterung. Nur das Wechseln der Bekleidung oder sorgfältiges Ablesen derselben, nachdem wir in das Gras oder in die Büsche gegangen waren, steuerten dem Übel.

Siebentes Kapitel.

Fortgang der Missionsarbeit in Kchalatlolu.

In unmittelbarer Nähe der Missionsstation lagen nur kleine Dörfer der Baßuto, solche, welche 50 bis 300 Einwohner zählten; auch im Gebirge fanden sich nur solche kleinere Dörfer zerstreut, denn es fehlten hier größere Flächen, die sich zum Anbau eigneten. Gewöhnlich hatte eine Höhle als willkommener Schlupfwinkel in gefährlichen Zeiten einige Familien bewogen, sich in deren Nähe anzusiedeln. Weiter unten am Flüßchen Sebeloane und bei Magnetshoogte*) wohnten aber Tausende von Eingeborenen, welche, durch die Fruchtbarkeit der dortigen Ebenen angelockt, größere Ortschaften angelegt hatten. Hier lagen fünf Dörfer oder Städte, deren größte, Mpanama, etwa dreitausend Einwohner zählte. Jedes Dorf hatte seinen Häuptling, und seine Bevölkerung bildete einen eigenen kleinen Stamm.

*) „Magnetshoogte" ist der Name eines Bergpasses, diesem von den Bauern gegeben, weil sich dort viel Magneteisenerz findet. Selbst der schwarze Sand im Wege hat soviel *Anziehungskraft* bewahrt, daß er sich an die Eisenbänder der Räder heftet, *wenn man mit Wagen das* Gebirge passiert.

Viele der hier wohnenden Leute waren aus der Gegend von Pretoria herübergezogen, um dem Joche der Bauern zu entgehen. Wie man das bei Leuten, die in solcher Zahl beisammen wohnen, voraussetzen kann, waren diese Baßuto ordentliche, fleißige Ackerbauer, deren wohlbestellte Ländereien sich stundenweit in die Ebene hineinzogen, und wenn das Wetter dem Kornwuchs günstig war, durch ihre grüne Pracht Auge und Herz erfreuten. Die Herrscherfamilie war in dieser Gegend durch eine Tante Sekukunis, eine Tochter Tulares, Namens Lekcholane, repräsentiert, deren Stadt am Fuße eines heiligen, spitzen Berges lag. Die alte Frau war schwerfällig beleibt und dabei von der Gicht gelähmt, wußte aber ihre Autorität dem Volke und ihrem Neffen gegenüber aufrecht zu erhalten. Ihr Sohn hatte eine Schwester des Königs (Dipale mit Namen) zur Frau genommen, welche ein liebenswürdiges, vornehmes Wesen hatte und auch von dem Reiche Gottes nicht ferne war. Im ganzen mochte die Zahl der Baßuto, welche im Umkreise von 2—3 Stunden um Kchalatlolu wohnten, etwa fünfzehntausend betragen.

Eine wenig willkommene Beigabe zu diesen Nachbarn bildete eine Horde von Swasi, welche aus ihrem Lande vertrieben waren und hier Zuflucht gesucht hatten. Somcuba, der Onkel des Königs Umswasi, welcher der eigentliche Urheber der Vertreibung von Missionar Allison gewesen war, hatte später selbst vor seinem Mündel fliehen müssen. Er hatte sich zu den Lydenburger Bauern geflüchtet, war aber doch eines Tages in die Hände der ihm unablässig nachstellenden Kriegsscharen seines Gegners gefallen. Sein Sohn Umsutu suchte bei Sekoati Zuflucht; der hatte ihm im Gebirge bei Kchalatlolu Wohnplätze angewiesen. Sein großes Dorf lag gerade vor der Missionsstation. Von hier aus beunruhigte er fortwährend den Teil seiner früheren Unterthanen, welcher den Hochverrat begangen hatte, unter den Bauern wohnen zu bleiben. Auf nächtlichen Streifzügen mordete er unter ihnen und raubte ihr Vieh, welches nach Swasirecht ihm verfallen war. Dadurch drohte das Verhältnis der Bapedi zu den Bauern, welche ihre Hörigen beschützten, ein unfreundliches zu werden. Endlich machte Sekukuni solchem Treiben durch ernstes Verbot ein Ende. Sonst liebte der König die Swasi, welche er im Kriege als eine Art Leibwache in seiner Nähe hatte, und Umsutu erfreute sich großer Freiheit; über seine Swasi herrschte er souverän und konnte ungestraft einen Mann als Hexenmeister verurteilen und mit seinen Weibern töten lassen, augenscheinlich nur deshalb, weil er Begehr trug, dessen schöne Viehherde zu konfiszieren.

Von diesen Swasi hat sich im Laufe der Jahre kein einziger dem Evangelium so weit zugewendet, daß er Verlangen nach der heiligen Taufe ausgesprochen hätte. Kaum daß dann und wann einer der Leute zum Anhören der Predigt kam. Der Despotismus hielt sie zu fest in seinen Banden.

Mit den umwohnenden Baßuto traten wir bald in lebhaften Verkehr, soweit dies ohne Kenntnis ihrer Sprache möglich war. Viele wurden uns bekannt, wenn sie als Arbeiter längere oder kürzere Zeit *in unseren Diensten standen*, andere dadurch, daß sie bei uns Korn

oder andere Waren, die wir zum Leben nötig hatten, zu Markte brachten. Durch Sekukuni wurden wir beauftragt, alle Auslandspässe für Leute seines Volkes auszufertigen. Die Bauern litten es nicht, daß Eingeborene ohne Paß in ihrem Lande umherschweiften. Für den Verkehr unter ihnen sollten die Feldkornetts und der Landdrost Pässe ausgeben, vor diesen aber sollten sich die Unterthanen freier Häuptlinge durch einen vom Häuptling ausgestellten Paß legitimieren. Von den Leuten des Königs konnte niemand hinreichend schreiben, so wurde uns ein für allemal von ihm die Autorität beigelegt, seinen Unterthanen Legitimationen auszufertigen. Fast täglich kamen mehrere mit der Bitte um einen „Paß" oder ein „Pampier", und sahen es als eine Wohlthat und eine Freundlichkeit von unserer Seite an, daß sie solches auf der Station erhalten konnten. Besonders aber war unser guter Wille, Kranken und Leidenden ärztlich zu dienen, vielen ein Anlaß uns aufzusuchen. Fast täglich fanden sich morgens Frauen mit bekümmerten Gesichtern ein, den kranken Liebling hatten sie im Tragetuch auf dem Rücken oder auf dem Schoß, vor sich stellten sie ein Körbchen Korn, mit welchem sie um eine Medizin „baten". Wir hatten bereits in Gerlachshoop gesehen, daß es richtiger war, wenn wir die Leute für Arznei eine Gegengabe bringen ließen. Wie überall in der Welt wird auch in Afrika das, was der Mensch ganz umsonst haben kann, wenig geachtet. Läßt man ein Geringes für die Arznei bezahlen, so bleibt die Nachfrage auch auf die Fälle beschränkt, welche der Hülfe wirklich bedürfen, während sonst leicht um des Spaßes willen, Langeweile halber, Medizin erbettelt wird. Unsere medizinischen Studien kamen uns nun zu statten, und da wir gute Lehrbücher besaßen und Praxis bekamen, erweiterten sich unsere Kenntnisse täglich. Medizinen hatten wir in Vorrat, konnten auch durch neuen Ankauf in Lydenburg, wo ein aus Holland gekommener Apotheker neben Kaffee, Zucker, Kattun und Eisenwaren auch Arzneien feilhielt, sie ergänzen. Die Kinder litten im Sommer besonders häufig an Brechruhr, die Erwachsenen viel an Folgen von Erkältung; auch Lungenentzündungen, Gehirnentzündungen, Ruhren und Sommerfieber kamen häufig vor. Augenentzündungen fanden sich bei alt und jung gleich häufig, auch die afrikanische granulöse (ägyptische) Augenentzündung fehlte nicht. Alle Augenentzündungen nahmen leicht einen bösartigen Charakter dadurch an, daß die Kranken, weil sie draußen das Sonnenlicht nicht vertragen konnten, in den Hütten blieben und hier am Feuer hockten, dessen Rauch die kranken Augen entsetzlich reizen mußte.

Auch unsere chirurgischen Instrumente wurden bald in Thätigkeit gesetzt. Zunächst wagten wir uns an eigentliche Operationen nicht heran. Wir schlugen vielleicht einem Mann, der es durchaus wünschte, eine Ader, oder schröpften einen angesehenen Kranken zu seiner Erleichterung und noch größeren Befriedigung, weil diese bei den Afrikanern so beliebte Prozedur in neuester, unbegreiflicher, europäischer Weise an ihm vollzogen wurde. Ganz besonders nützlich erwiesen sich aber unsere Zahninstrumente. Wenn auch die Eingeborenen wohl infolge davon, daß sie fast niemals heiße Speisen und Getränke genießen, meist gesunde Zähne haben, so fanden sich doch viele vor,

Viele der hier wohnenden Leute waren aus der Gegend von Pretoria herübergezogen, um dem Joche der Bauern zu entgehen. Wie man das bei Leuten, die in solcher Zahl beisammen wohnen, voraussetzen kann, waren diese Baßuto ordentliche, fleißige Ackerbauer, deren wohlbestellte Ländereien sich stundenweit in die Ebene hineinzogen, und wenn das Wetter dem Kornwuchs günstig war, durch ihre grüne Pracht Auge und Herz erfreuten. Die Herrscherfamilie war in dieser Gegend durch eine Tante Sekukunis, eine Tochter Tulares, Namens Lekcholane, repräsentiert, deren Stadt am Fuße eines heiligen, spitzen Berges lag. Die alte Frau war schwerfällig beleibt und dabei von der Gicht gelähmt, wußte aber ihre Autorität dem Volke und ihrem Neffen gegenüber aufrecht zu erhalten. Ihr Sohn hatte eine Schwester des Königs (Dipale mit Namen) zur Frau genommen, welche ein liebenswürdiges, vornehmes Wesen hatte und auch von dem Reiche Gottes nicht ferne war. Im ganzen mochte die Zahl der Baßuto, welche im Umkreise von 2—3 Stunden um Kchalatlolu wohnten, etwa fünfzehntausend betragen.

Eine wenig willkommene Beigabe zu diesen Nachbarn bildete eine Horde von Swasi, welche aus ihrem Lande vertrieben waren und hier Zuflucht gesucht hatten. Somcuba, der Onkel des Königs Umswasi, welcher der eigentliche Urheber der Vertreibung von Missionar Allison gewesen war, hatte später selbst vor seinem Mündel fliehen müssen. Er hatte sich zu den Lydenburger Bauern geflüchtet, war aber doch eines Tages in die Hände der ihm unablässig nachstellenden Kriegsscharen seines Gegners gefallen. Sein Sohn Umsutu suchte bei Sekoati Zuflucht; der hatte ihm im Gebirge bei Kchalatlolu Wohnplätze angewiesen. Sein großes Dorf lag gerade vor der Missionsstation. Von hier aus beunruhigte er fortwährend den Teil seiner früheren Unterthanen, welcher den Hochverrat begangen hatte, unter den Bauern wohnen zu bleiben. Auf nächtlichen Streifzügen mordete er unter ihnen und raubte ihr Vieh, welches nach Swasirecht ihm verfallen war. Dadurch drohte das Verhältnis der Bapedi zu den Bauern, welche ihre Hörigen beschützten, ein unfreundliches zu werden. Endlich machte Sekukuni solchem Treiben durch ernstes Verbot ein Ende. Sonst liebte der König die Swasi, welche er im Kriege als eine Art Leibwache in seiner Nähe hatte, und Umsutu erfreute sich großer Freiheit; über seine Swasi herrschte er souverän und konnte ungestraft einen Mann als Hexenmeister verurteilen und mit seinen Weibern töten lassen, augenscheinlich nur deshalb, weil er Begehr trug, dessen schöne Viehherde zu konfiszieren.

Von diesen Swasi hat sich im Laufe der Jahre kein einziger dem Evangelium so weit zugewendet, daß er Verlangen nach der heiligen Taufe ausgesprochen hätte. Kaum daß dann und wann einer der Leute zum Anhören der Predigt kam. Der Despotismus hielt sie zu fest in seinen Banden.

Mit den umwohnenden Baßuto traten wir bald in lebhaften Verkehr, soweit dies ohne Kenntnis ihrer Sprache möglich war. Viele *wurden uns bekannt*, wenn sie als Arbeiter längere oder kürzere Zeit *in unseren Diensten* standen, andere dadurch, daß sie bei uns Korn

oder andere Waren, die wir zum Leben nötig hatten, zu Markte brachten. Durch Sekukuni wurden wir beauftragt, alle Auslandspässe für Leute seines Volkes auszufertigen. Die Bauern litten es nicht, daß Eingeborene ohne Paß in ihrem Lande umherschweiften. Für den Verkehr unter ihnen sollten die Feldkornetts und der Landdrost Pässe ausgeben, vor diesen aber sollten sich die Unterthanen freier Häuptlinge durch einen vom Häuptling ausgestellten Paß legitimieren. Von den Leuten des Königs konnte niemand hinreichend schreiben, so wurde uns ein für allemal von ihm die Autorität beigelegt, seinen Unterthanen Legitimationen auszufertigen. Fast täglich kamen mehrere mit der Bitte um einen „Paß" oder ein „Pampier", und sahen es als eine Wohlthat und eine Freundlichkeit von unserer Seite an, daß sie solches auf der Station erhalten konnten. Besonders aber war unser guter Wille, Kranken und Leidenden ärztlich zu dienen, vielen ein Anlaß uns aufzusuchen. Fast täglich fanden sich morgens Frauen mit bekümmerten Gesichtern ein, den kranken Liebling hatten sie im Tragetuch auf dem Rücken oder auf dem Schoß, vor sich stellten sie ein Körbchen Korn, mit welchem sie um eine Medizin „baten". Wir hatten bereits in Gerlachshoop gesehen, daß es richtiger war, wenn wir die Leute für Arznei eine Gegengabe bringen ließen. Wie überall in der Welt wird auch in Afrika das, was der Mensch ganz umsonst haben kann, wenig geachtet. Läßt man ein Geringes für die Arznei bezahlen, so bleibt die Nachfrage auch auf die Fälle beschränkt, welche der Hülfe wirklich bedürfen, während sonst leicht um des Spaßes willen, Langeweile halber, Medizin erbettelt wird. Unsere medizinischen Studien kamen uns nun zu statten, und da wir gute Lehrbücher besaßen und Praxis bekamen, erweiterten sich unsere Kenntnisse täglich. Medizinen hatten wir in Vorrat, konnten auch durch neuen Ankauf in Lydenburg, wo ein aus Holland gekommener Apotheker neben Kaffee, Zucker, Kattun und Eisenwaren auch Arzneien feilhielt, sie ergänzen. Die Kinder litten im Sommer besonders häufig an Brechruhr, die Erwachsenen viel an Folgen von Erkältung; auch Lungenentzündungen, Gehirnentzündungen, Ruhren und Sommerfieber kamen häufig vor. Augenentzündungen fanden sich bei alt und jung gleich häufig, auch die afrikanische granulöse (ägyptische) Augenentzündung fehlte nicht. Alle Augenentzündungen nahmen leicht einen bösartigen Charakter dadurch an, daß die Kranken, weil sie draußen das Sonnenlicht nicht vertragen konnten, in den Hütten blieben und hier am Feuer hockten, dessen Rauch die kranken Augen entsetzlich reizen mußte.

Auch unsere chirurgischen Instrumente wurden bald in Thätigkeit gesetzt. Zunächst wagten wir uns an eigentliche Operationen nicht heran. Wir schlugen vielleicht einem Mann, der es durchaus wünschte, eine Ader, oder schröpften einen angesehenen Kranken zu seiner Erleichterung und noch größeren Befriedigung, weil diese bei den Afrikanern so beliebte Prozedur in neuester, unbegreiflicher, europäischer Weise an ihm vollzogen wurde. Ganz besonders nützlich [illegible] sich aber unsere Zahninstrumente. Wenn auch die Eingeborenen [illegible] infolge davon, daß sie fast niemals heiße Speisen und [illegible] nießen, meist gesunde Zähne haben, so fanden sich [illegible]

denen die allgemein menſchliche Plage des Zahnwehs nur zu ſehr bekannt war. Die Landeschirurgen Afrikas haben aber ein brauchbares Inſtrument zum Zahnziehen nicht erfunden; ſie löſen das Zahnfleiſch und arbeiten dann mit einem als Hebel benutzten kleineren Speereiſen ſo lange zwiſchen dem erkrankten Zahn und dem Zahnrand herum, bis der erſtere nachgibt; die dazu notwendige Prozedur dauert ſtundenlang, und manchmal gelingt es dem „Doktor" erſt am zweiten Tage, die ſchmerzhafte Arbeit zu vollenden. Da erregte es bei den zahnkranken Leuten gerechten Jubel, als bekannt wurde, daß unſere Kunſt den Zahn ſchnell und faſt ſchmerzlos herausbefördere. Faſt täglich ſtellten ſich mehrere Patienten ein; wir bedienten ſie ſchnell und ſicher, denn wir hatten bereits eine große Gewandtheit im Gebrauch unſerer Inſtrumente erlangt, unter denen der altbewährte Schlüſſel die größte Rolle ſpielte. Von der Hauptſtadt her wurde die Bitte ausgeſprochen, daß wir bei dem nächſten Beſuch doch dieſe herrlichen Werkzeuge mitbringen möchten, und als wir dieſen Wunſch gern erfüllten, kamen die Leidenden der Stadt in ſolchen Mengen herbei, daß wir uns bei der Entfernung der kranken Zähne ablöſen mußten. Miſſionar Nachtigal zog vier Zähne, dann ich vier andere unter lebhaften Dankesbezeugungen der Geheilten, die um ſo ehrlicher gemeint waren, als wir die Arbeit verrichteten, ohne irgend welchen Lohn zu beanſpruchen. Wie viele Zähne wir an dem Tage zogen, weiß ich nicht, aber damals und ſpäter hat uns dieſe willig geübte Fertigkeit viele Freunde erworben. Die Eingeborenen haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis für Perſonen. Wenn ich ſpäter durch das Land reiſte und meiner Gewohnheit gemäß mit Wanderern ein Geſpräch durch die Frage, ob ſie mich kennten, einleitete, zeigte mancher in den Mund und ſagte: „Wie ſollte ich dich nicht kennen? Ein Zahn tötete mich, ich ſuchte dich auf, und du haſt mich von meinem Schmerz befreit." Als ich, nachdem Sekukuni uns vertrieben hatte, nach vierzehn Jahren, während derer ich ſein Land nicht hatte betreten dürfen, auf einer Reiſe in der Gegend von Kchalatlolu an einige Heidenweiber die obige Frage richtete, ſchauten ſie mich ſcharf an und wieſen dann unter freudigem Lachen die Stellen, wo Zahnlücken zeigten, daß auch ſie unter unſeren Patienten geweſen waren.

Auch andere Operationen verſuchten wir und lernten ſie glücklich zu Ende führen. Eines Tages entſchloſſen wir uns, einem Mann, der es durchaus wünſchte, ein ziemlich großes Lipom (Fettgeſchwulſt) am Kopfe zu entfernen. Wir machten den Hautſchnitt, nachdem wir Chloroform angewendet hatten, konnten aber dann nicht recht weiter, der Mann erwachte, die ziemlich heftige Blutung ſtillten wir durch Auflegen einer Kompreſſe, die mit einem blutſtillenden Mittel befeuchtet war, und ließen den Patienten hinausgehen, damit er Luft ſchöpfe. Wir ſahen uns verdutzt an, waren unſchlüſſig und meinten, es ſei vielleicht beſſer, wenn die Geſchichte wieder verheile, als wenn wir ſie durch unſere Ungeſchicklichkeit noch mehr verdürben. Aber unſerem lieben, guten Mantladi, der zugegen war, ſchien die Sache *doch bedenklich zu ſein.* „Mynheer," ſagte er, „ihr mögt ſehr große *Ärzte ſein und alles ganz* richtig gemacht haben, aber ich bin in der

Kapkolonie im Krankenhause gewesen, da habe ich gesehen, daß die dortigen Ärzte solche Geschwulst nicht nur aufschneiden und Medizin auf die Wunde legen, sondern sie schneiden das Kranke heraus und heilen dann die Wunde wieder zu." Das half. Wir nahmen den Kranken noch einmal vor, und nun glückte es, die Wunde wurde zugenäht und regelrecht verbunden, und wir waren ein Stücklein weiter gekommen in unserer Kunst.

Einmal brachte ein armes Heidenweib ihre Tochter, deren Leib von Bauchwasser furchtbar geschwollen war. Man sah, die Mutter liebte das kranke Kind zärtlich. Da augenblicklich nichts anderes zu thun war, ließen wir die alte Frau hinausgehen, zapften regelrecht und ließen die Mutter, welche draußen gesehen hatte, wie die Flüssigkeit, die ihre Tochter tötete, eimerweise fortgegossen wurde, hereinkommen, als das Mädchen sich erholt hatte. Nie werde ich die Freude des Weibes vergessen, welches vor uns einen Freudentanz aufführte, weil es glaubte, daß nun alle Krankheit vorüber sei. „Mein Vater, mein Vater," jauchzte die Frau, „du hast mein Kind mir wiedergegeben!" Wir sahen diesem Freudenausbruch mit traurigem Herzen zu, denn wir wußten ja, daß nun erst eigentlich die Kur anfangen mußte. Wie wir fürchteten, war sie erfolglos, die Krankheit kam wieder, und das Mädchen starb.

Wir hatten auch, als bald genug wieder Kriege ausbrachen, öfter Gelegenheit, Verwundeten Hülfe zu leisten. Die gesunde Natur der Leute und die gesunde Luft ließ Wunden allerschwerster Art meist merkwürdig günstig heilen. Oft war allerdings die Wunde mit Würmern gefüllt, wenn man uns rief, was leicht erklärlich war, da die Eingeborenen zwar Wunden möglichst rein halten und sie deshalb fleißig waschen, ihnen aber die Kunst fehlte, sie ordentlich zu verbinden. Wir hatten damals, als es noch kein Karbol gab, meist Chlorkalk unter unseren Vorräten, mit dessen Hülfe uns die Beseitigung der schlimmen Würmer sicher und bald gelang.

Diese ärztliche Praxis, wie auch die anderen erwähnten Umstände brachten immer neue Heiden auf die Missionsstation, und mit manchen knüpfte sich, wie von selbst, ein freundschaftliches Verhältnis an. Da es bekannt war, daß Sekukuni gern mit uns verkehrte, durften es sich auch die kleineren Häuptlinge erlauben uns aufzusuchen, und sahen eine Unterredung mit uns als eine Ehre an. Wir ermutigten sie und alle, die zu uns kamen, durch freundliches Entgegenkommen und höfliches, liebreiches Wesen. Die Leute sollten es sehen und begriffen es bald, daß wir uns anders zu ihnen stellen wollten, als Bauern und Händler. Solche, welche Häuptlingsrang hatten, ließen wir in das Haus treten und gaben ihnen einen Stuhl; sie erhielten eine Tasse Kaffee, die sie sehr gern annahmen, besonders, wenn wir mit dem Zucker nicht sparten. Waren sie von fernher gekommen, so wurde ihnen auch wohl ein Stück Fleisch am Feuer geröstet. Dabei entspann sich ungezwungen freundschaftliche Unterhaltung, und wir hatten Gelegenheit, in freundlicher Weise von dem Evangelium zu zeugen und die landläufigen Einwürfe zu widerlegen. Der Troß der Leute, welche Medizin, Pässe u. s. w. haben wollten, wurde meist draußen

abgefertigt. Hier lagen am Berge Felsen genug, welche mit Büschen vereint ganz trauliche Plätzchen bildeten, wo wir auch gern mit solchen unserer Schüler oder Schülerinnen saßen, welche unter vier Augen mit uns sprechen wollten. Manchmal setzten wir uns auch am frühen Morgen zu Leuten, die bei uns übernachtet hatten, ans Feuer und verkehrten hier mit ihnen nach ihres Volkes Weise. Solch freundlicher Verkehr der Missionare mit dem heidnischen Volk, dem sie das Evangelium bringen, ist unerläßlich für beide Teile, wenn sie Zutrauen zu einander gewinnen sollen. Die Missionare, welche im täglichen Verkehr dem Volke fremd bleiben und nur nach Gewohnheit anderer weißer Herren das Nötigste mit den Leuten sprechen, lernen weder die Anschauungen, noch die Sitten, noch die Sprache des Volkes recht kennen und verstehen und werden auch dem Volke selbst nicht bekannt. Das Wort und die Predigt eines unbekannten, fremden Mannes aber wird bei Heiden selten Eindruck machen. Uns wurde dieser freundliche Verkehr mit dem Volke leicht, denn wir hatten die Baßuto lieb und gewannen sie täglich lieber. Trotz der vielen kleinen Unarten, die heidnische Afrikaner in den Augen der Europäer an sich haben, sind den dunkelfarbigen Leuten Afrikas doch auch so viele gute Seiten nachzurühmen, daß man sie wirklich liebgewinnen kann, wenn man ein Auge und Herz für diese guten Seiten hat. Unsere Leute waren gutmütig, zu Fröhlichkeit und Scherz aufgelegt, sie behandelten uns mit ausgezeichneter Höflichkeit und waren uns gefällig, wo wir es erwarten konnten, wie hätten wir sie da nicht lieb haben sollen, da wir doch gelobt hatten, um Christi willen selbst den verkommensten, vertiertesten Heiden in Liebe nachzugehen! Liebe beruht auf Gegenseitigkeit, so erwarb uns unsere Liebe auch des Volkes Liebe in hohem Maße. Wir waren „gütige" Menschen, und da für unsere Baßuto „Güte" der Inbegriff alles Guten ist, was ein Mensch überhaupt haben kann, so waren wir weit und breit gern genannt und gekannt. Nicht, daß wir in unverständiger Weise mit vollen Händen nach rechts und links hin Geschenke ausgestreut hätten, wir waren aber stets hülfsbereit, knauserten nicht gern, z. B. mit dem Essen der Arbeitsleute, erwiesen Gefälligkeiten, und da man uns Geschenke brachte, etwa einen Topf Bier oder ein Bündel Zuckerrohr, so gaben wir auch manchmal, wo es angebracht war, ein Geschenk. Durch dieses Verhältnis zum Volk war unser Leben ein angenehmes. Der Missionar ist zu bedauern, welcher die Heiden, zu denen sein Beruf ihn führt, nicht lieben kann. Es hat mancher sonst treffliche Mann bald so viel an den eingeborenen Christen, Katechumenen und Heiden auszusetzen und zu tadeln, daß er kaum noch irgend einen davon mit freundlichem Auge ansehen und mit freundlichem Worte begrüßen kann. Ein zornmütiger, gesetzlicher, kleinlicher Charakter paßt nicht zum Missionar unter echt heidnischen Afrikanern. Man sollte bei der Auswahl und Aussenduug von Missionaren streng darauf halten, daß zu richtigen Heiden nur solche Leute gehen, an denen auch ein Heidenauge die Frucht des Geistes sehen kann, die da ist: Liebe, *Freude, Friede, Geduld*, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, *Keuschheit; Leute, die nichts* Herrisches an sich haben, sondern, welche

die Liebe Christi dringt, schön zu fahren mit den Menschen, und die bereit sind, auch den Ärmsten und Elendesten willig zu dienen. Solche Missionare, denen diese Gaben nicht verliehen sind, können wohl in alten Kolonialgebieten, wo sich die Eingeborenen bereits an europäische Gesetzlichkeit und Standesunterschiede gewöhnt haben, einen Wirkungskreis finden, in die eigentlichen Missionsgebiete sollte man sie aber nicht senden.

Wir benutzten die geordneten Verhältnisse, in denen unser Stamm lebte, und die günstige Stimmung gegen uns, und fügten uns mehr und mehr dem Volksverbande ein. Was sich von selbst versteht, wenn ein Missionar sich in Abessinien oder ganz im Innern Afrikas niederläßt, das war hier unter unseren Verhältnissen nicht so ganz selbstverständlich. Wir lebten an den Grenzen eines Kolonialgebietes, lebten in einer Gegend, wo vor einem Jahrzehnt Bauern gewohnt hatten. Wir hätten betonen können, daß wir Weiße waren, und hätten verlangen können, daß man uns als der Gerichtsbarkeit und dem Rechtsschutz der Bauern-Regierung unterstehend ansehe. Dies thaten wir nicht und verbaten es uns, mit anderen Weißen gleichgestellt zu werden. Wir verlangten in Bezug auf Gruß und Stellung von dem Volke so geehrt und behandelt zu werden, wie die angesehenen Männer seines eigenen Stammes. Damit gewannen wir von vornherein das Zutrauen und den guten Willen der Leute. Wenn die alten Weiber eines Dorfes den Kindern bei unserem Erscheinen erklärten: „Das sind keine Weißen, das sind Volksgenossen, das sind unsere Missionare", so war das Eis gebrochen, und man ging zutraulich mit uns um. Man bettelte uns nicht an, wie andere Weiße, und das junge Volk war gegen uns nicht frech, wie gegen diese; die Männer versuchten nicht, auf Reisen für Nachtlager und Speise uns Zahlung abzuverlangen, und stahlen bei uns nicht. In den Jahren, welche ich im Bapedilande verlebte, ist mir, so weit mein Wissen reicht, nur ein zinnernes Gefäß gestohlen worden, welches in einer Nacht draußen vor dem Hause blieb. Da es von Metall war, welches zur Herstellung von Gewehrkugeln taugte, ist es einem Dieb augenscheinlich so wertvoll erschienen, daß er der Gefahr, es zu entwenden, sich unterzog.

Ich will das Gesagte durch einige Beispiele erläutern. Wir hatten es unserer Wasserleitung zu verdanken, daß in unserem Garten der Mais früher als auf den Feldern der Eingeborenen reifte. Die Körner der halbreifen Maiskolben gelten bei Schwarz und Weiß als Leckerbissen in Amerika sowohl, als in Südafrika, man ißt sie vom gekochten oder gerösteten Kolben. Als bei uns die Kolben reiften, wurden wir gewahr, daß zwei der schönsten fehlten. Erkundigungen unter den Knaben ergaben bald, daß ein Ziegenhirt, Mampe mit Namen, sie entwendet hatte. Wenn wir unweise hätten handeln wollen, hätten wir den Jungen durch unsere Dienstleute gelegentlich fangen und ihm eine Tracht Prügel aufzählen lassen. Die wahrscheinliche Folge wäre dann ein Krieg im kleinen gewesen, der von seiten der Ziegenhirten gegen uns eröffnet worden wäre. Sie hätten fortgefahren zu mausen, nur hätten sie es schlauer angefangen. Wir schlugen *aber einen erfolgreicheren* Weg ein und behandelten die Sache.

wie Eingeborene so etwas behandeln. Zu Freund Mametsi, dem Schulzen des Dorfes, aus dem der Junge war, sandten wir Botschaft: „Wir haben uns hier als deine Freunde niedergelassen und sind als Freunde mit dir umgegangen, weshalb beraubt uns dein Volk und behandelt uns als Feinde? Man will, daß wir Hungers sterben, unsere Gärten werden geplündert! Die Sache ist zu groß, als daß sie zwischen uns und dir abgemacht werden könnte, die wird ihren Weg zum Königshofe finden und zu Sekukunis Ohren kommen!"

Mametsi verstand diese Worte sehr wohl und muß energisch mit den Angehörigen des Jungen geredet haben, denn bald nahte ein stattlicher Zug unserem Hause. Voran ging Mametsi, ihm folgten seine Schöffen, dann kam der Vater des Delinquenten, einen stattlichen Schlachtbock am Stricke führend, hinterher ganz zuletzt kam sein betrübtes Söhnlein, dem der dumme Streich wahrscheinlich bereits in ganz wunderbarem Lichte erschien. Der Inhalt der langwierigen Verhandlungen war etwa dieser: Der Häuptling erklärte, daß wir vollkommen recht hätten, sein Volk habe uns schlecht, habe uns wie Feinde behandelt, und niemand könne etwas dagegen einwenden, wenn wir die Sache bei Sekukuni anhängig machten. Nun wüßten wir aber doch, daß die geringste Strafe, die seinem Dorfe dann auferlegt würde, die Zahlung eines Ochsen wäre. Wir aber seien barmherzige, gütige Menschen, und sie hofften deshalb keine Fehlbitte zu thun, wenn sie uns ersuchten, von dem betreffenden Vater die Zahlung einer Sühne in dem vorgeführten Schlachtbock anzunehmen. Darauf erklärten wir, diese Gnade üben zu wollen, nahmen den Bock, ließen ihn uns gut schmecken, und sind von den Ziegenhirten nie wieder belästigt worden.

Hartnäckigeren Charakters als die Baßuto waren die Swasi, welche ihre Ländereien in einer Thalmulde oberhalb der Station im Gebirge angelegt hatten. Unter den Bauern waren sie mit dem Vorteil des Landberieselns bekannt geworden und hatten, ehe wir die Station anlegten, das Wasser des Flüßchens Sebeloane zu ihren Zwecken nach Belieben ausgenutzt. Sekoati aber hatte uns, da wir dort, wo wir bauten, kein anderes Wasser hatten, das Wasser dieses Flüßchens zugesprochen. Weil nun aber niemand die weiter oben verübten Diebstähle an Wasser kontrollieren konnte, so setzten die Leute nach wie vor ihre Wasserleitungen in Thätigkeit. Wenn der Regen ausblieb und unser Gemüsegarten das Wasser am nötigsten hatte, versiegte das Flüßchen plötzlich, wir hatten keinen Tropfen in unserer Leitung und saßen buchstäblich auf dem Trockenen, denn die Leute im Gebirge hatten geglaubt, daß ihre Gärten auch eine Erquickung nötig hätten. Wir klagten bei dem Swasihäuptling Umsutu und, als das nicht half, bei Sekukuni, waren aber erstaunt zu sehen, daß alles Klagen nicht half, obwohl unser Recht, welches unzweifelhaft war, anerkannt wurde. Selbst wiederholte Klagen halfen nichts. Der König nickte, versprach Abhülfe, und doch blieb es beim alten. Wir hatten eine ganz gerechtfertigte Scheu, uns selbst mit den Swasi einzulassen, denn das waren trotzige Gesellen, und thätlichem Angriff hätten sie gewiß *thätlichen Widerstand* entgegengesetzt. Endlich fragten wir unsere

Christen aus dem Volke, was nach ihrer Meinung zu thun sei. Die rieten einstimmig, einen sichtbaren „Mund" vor dem König reden zu lassen, d. h. die Klage noch einmal unter Mitwirkung eines Geschenkes vorzubringen, welches, da es sich um Landbesitz handle, diesmal ein Ochslein sein müsse. Wir schickten einen Boten, mit dem vierbeinigen Mundstück versehen, und hatten mit diesem afrikanisch-diplomatischen Schachzuge glänzenden Erfolg. „Ei, ei, seht doch," sagte Sekukuni, „ich habe die Missionare schon immer für kluge Leute gehalten, aber diese Klugheit hätte ich ihnen nicht zugetraut, sie haben gute Ratgeber gehabt." Wir erreichten unseren Zweck vollkommen. Bewaffnete kamen und zerstörten die Wasserleitungen unserer Nachbaren im Berge. Da die afrikanischen Fürsten geregelte Abgaben nicht erheben, sind sie darauf angewiesen, von den klagenden Parteien Geschenke zu nehmen. Kommen sie in die Lage, Strafgelder zu erheben, so ist das ein gern mitgenommener Extraprofit.

Wir waren also dadurch, daß wir uns ganz unter den Rechtsschutz des Landes stellten, vor unendlich vielen Belästigungen geschützt, über welche sonst Missionare, entweder weil die Rechtsverhältnisse des Volkes, unter dem sie arbeiten, nicht so geordnet sind, oder weil sie nach anderen Prinzipien handeln, oft viel zu klagen haben. Selbstverständlich war es, daß wir nun auch das Recht der Leute uns gegenüber achten mußten. Wir thaten also nichts, was gegen das Rechtsbewußtsein des Volkes stritt. Wir waren glücklicherweise zum Zürnen, Schimpfen und Schlagen überhaupt nicht aufgelegt und haben auch unsere Arbeiter niemals gezüchtigt, weil nach Recht und Sitte des Volkes ein Erwachsener nicht geschlagen werden durfte. Es war fast unerhört, daß jemand geschlagen wurde; geschah es ja, so wurde das als Kriminalfall behandelt, und das Vergehen mußte durch Buße gesühnt werden. Wir entließen lieber einen Arbeiter, mit dem wir unzufrieden waren, und suchten Willigkeit dadurch zu wecken, daß wir Fleißige lobten und gegebenen Falles bevorzugten. Bei Befolgung dieser Praxis sind wir auch in Bezug auf Arbeit und Dienstwilligkeit der Leute gut gefahren und bewahrten uns das Zutrauen und die Zuneigung weiter Kreise unseres Volkes.

Kaum hatten wir unser Häuschen vollendet, als wir mit regem Eifer das Studium der Volkssprache wieder aufnahmen, welches wir in Gerlachshoop angefangen hatten, das aber durch die Anlegung der neuen Station unterbrochen worden war. Je mehr wir in stetem, regem Verkehr mit den Eingeborenen standen, desto lebhafter wurde unser Wunsch, möglichst bald ihnen in ihrer eigenen Mundart das Evangelium verkündigen zu können. Das Sepedi ist ein Dialekt des Seßuto, dem Dialekt, der unter dem Volke von Moschesch gesprochen wird, ziemlich nahe verwandt. In diesem letzteren Dialekt besaßen wir das Neue Testament; allein es fehlte eine Grammatik und ein Lexikon, und die Verschiedenheit beider Dialekte war zu bedeutend, als daß uns jene Übersetzung der neutestamentlichen Bücher ohne solche Hülfsmittel wesentlichen Nutzen hätte gewähren können. Auch die Sulugrammatik, welche ich in den früheren Jahren fleißig durchgearbeitet hatte, gab uns kein Licht über die Einzelheiten des Baues

unserer Sprache, wenn sie uns auch die Grundzüge angab, nach denen dieser Bau konstruiert war. Die erste Arbeit mußte darin bestehen, die Orthographie festzustellen. Wir wollten unser orthographisches System den Vorschriften anpassen, welche Professor Lepsius in seinem Standard-Alphabet*) niedergelegt hat. Es kostete gewaltige Mühe, erst über die Natur der Laute Klarheit zu gewinnen.**) Schnalzlaute kennt das Seßuto nicht, aber es ist reich an gutturalen Lauten, Kehllauten, und hat Schleiflaute und andere Laute, die dem, welcher nur europäische Sprachen kennt, sehr seltsam erscheinen und schwer nachzubilden sind. Dabei unterscheiden die Eingeborenen die Laute so scharf, daß Worte, welche mit einem einfachen p, t oder k anfangen, eine völlig andere Bedeutung haben, als solche, bei denen diese Buchstaben durch einen Hauch verstärkt werden. Auch die Höhe oder Tiefe des Tones, in welchem ein Vokal gesprochen wird, ist zu beachten, sie gibt einem Wort manchmal eine vollständig andere Bedeutung. Wie oft ermüdeten wir unsere Lehrmeister, indem wir sie wieder und immer wieder die fremdartigen Worte und Töne vorsprechen ließen, und uns vergeblich mühten, sie richtig nachzuahmen. Daß unsere Aussprache falsch sei, konnten sie uns sagen, aber sie konnten uns nicht deutlich machen, durch welchen Anschlag der Zunge der rechte Laut hervorgebracht werden müsse, denn das war ihnen selbst unklar. Z. B. sprach ich die Worte, welche mit f anfangen, stets so aus, als ob das f so gebildet werden müsse, wie wir es zu bilden gewohnt sind, d. h. ich näherte die Oberzähne der Unterlippe. Als ich einmal wieder Worte wie fofa oder fela sprach, sagte mir ein aufmerksamer Schüler, daß ich falsch spräche, er sprach die Worte in seiner Weise laut und deutlich, und ich bemerkte, wie er das f dadurch hervorbrachte, daß er die etwas breit gezogenen Lippen einander näherte. So lernte ich einen Fehler kennen und meiden, denn das Seßuto kennt nur dieses f, einen reinen Lippenlaut. Wenn schon die richtige Aussprache uns ganz bekannt scheinender Laute Schwierigkeiten machte, wie viel schwerer war es, die richtige Aussprache ganz fremdartiger zu ergründen und nachzuahmen.

Für solche Laute, deren Natur wir nach unserer Meinung festgestellt hatten, galt es nun, aus dem Lepsiusschen Alphabet dasjenige Zeichen auszuwählen, welches diesem Laute seiner Natur nach zukam. Daß es hierbei an verschiedenen Auffassungen nicht fehlte, daß jeder unter uns seine Meinung zu verteidigen und zur Geltung zu bringen

*) Auf Anregung der Church Miss. Society in London gab Prof. Lepsius im Jahre 1855 dies „Standard-Alphabet“ heraus, welches unter Zugrundelegung des lateinischen Alphabets in systematischer Weise Zeichen für die Laute aller menschlichen Sprachen festsetzt, indem er jenes Alphabet durch Hinzufügung einiger neuer Zeichen (z. B. für die bekannten Schnalzlaute) bereichert und Häkchen, Accente u. s. w. angiebt, durch welche alte Zeichen anderen Wert erhalten. Sein System enthält etwa 90 verschiedene Buchstaben.

**) Dieser Arbeit hat sich besonders Missionar Endemann mit ausdauerndem Fleiß und großem Geschick unterzogen, auf dessen ausgezeichnete Grammatik des Sotho wir solche, welche sich über die Sprache der Baßuto genau unterrichten wollen, besonders aufmerksam machen. Endemann, Grammatik des Sotho, Berlin, Wilhelm *Hertz. 1876.*

suchte, ist selbstverständlich. Aber gerade der Austausch der gemachten Beobachtungen, die gemeinsamen Verhandlungen und Besprechungen über diesen Gegenstand dienten uns zu nicht geringem Ansporn und zur Förderung. Wenn wir nicht vier Missionare gewesen wären, die mit vereinten Kräften an der Aufgabe arbeiteten, diese Sprache zur Schriftsprache zu machen, so wären die Fortschritte bei dieser Arbeit ungleich langsamer gewesen. So aber fand der eine diese Regel, ein anderer jene Ausnahme, und was der einzelne entdeckte, war bald Gemeingut aller.

Mit der Ergründung des Lautsystems ging die Sammlung einfacher Wörter Hand in Hand. Wenn man einen guten Dolmetscher hat, so ist die Anlegung eines Wortverzeichnisses leicht, vorausgesetzt, daß einem das Ohr für die Sprache, welche man behandelt, aufgegangen ist; in Kchalatlolu aber stand uns nur ein Dolmetscher zu Gebote, der niemals mit sprachlichen Arbeiten zu schaffen gehabt hatte. Solch ungeübter Mann kann wohl Sätze wiedergeben, aber nicht einzelne Worte. Wollten wir ein Wort wissen, so mußten wir einen Satz bilden, in dem es vorkam. Nun kannten wir den Bau der Sprache aber noch nicht genug, um solchen Satz so zu bilden, daß das Wort in einfacher, unveränderter Form darin sich zeigte. Wünschten wir das Präsens eines Verbums zu wissen, so bekamen wir vielleicht das Perfektum zu hören und notierten dies, suchten wir den Stamm, so notierten wir ihn vielleicht in der Form, die er durch Umwandlung (Verstärkung) des Anfangskonsonanten erhalten hatte; ebenso hatten viele Hauptwörter, Pronomina und selbst Verbalformen, wenn sie uns der Dolmetscher in Satzverbindungen angab, ihre eigentliche Gestalt durch Assimilation verloren. Deshalb wurde so vieles anfänglich falsch notiert oder unrichtig geschrieben, daß wir später die Manuskripte der zuerst angelegten Wörterbücher, in denen immer wieder Verbesserungen hatten nachgetragen werden müssen, nicht mehr gebrauchen konnten. Da die Sprachen, zu denen das Seßuto gehört, keinen Geschlechtsunterschied kennen und das Hauptwort auch nicht deklinieren, so ist die Formenlehre ziemlich einfach, wenn man vom Verbum absieht; aber das Verbum ist so reich durch Bildung besonderer Species, Moden und Zeitformen, daß einem schwindelt, wenn man flüchtig in die Konjugation hineinblickt.*)

*) Zur Veranschaulichung dieses Reichtums an Verbalformen seien einige Beispiele angeführt. Von χo rata, lieben, bildet man folgende Species: χo ratela, für jemand lieben (relative Form), χo ratiša, lieben machen (Kausativform), χo ratana, einander lieben (reciproke Form), χo rateχa, liebenswürdig sein (neuterpassive Form), χo ratanya, machen, daß man einander liebt (Kausativ der reciproken Form). Moden bildet das Verbum mit Hülfe von Hülfszeitwörtern in großer Mannigfaltigkeit, z. B. durchgehend ein Affirmativum und Negativum. Wie reich an Zeitformen diese Sprachen sind, sei an den verschiedenen futurischen Zeitformen gezeigt. Von dem Verbum χo rata kann man im Aktivum bilden:

1. Einfaches Futurum: ki tla rata, ich werde lieben.
2. Futurisches Imperfekt: ki be ki tla rata.
3. Definitisches Futurum: ki bile ki tla rata.
4. Einfach präsentisches Futurum: ki tla be ki rata.
5. *Imperfekt präsentisches* Futurum: ki tla be ka rata.

Mühsam arbeiteten wir uns Schritt für Schritt in die Sprache hinein. Nach einigen Monaten fingen wir an, Gebote und andere Stücke des Katechismus und einige Gebete niederzuschreiben; erst nach Ablauf eines Jahres etwa wagten wir uns an die Übersetzung von einzelnen einfachen biblischen Geschichten. Langsam lernten wir die Formen auch im Umgange gebrauchen; langsam erweiterte sich der Kreis dessen, was uns fest im Gedächtnis blieb, so daß es uns zum Gebrauch zur Hand war. Nach etwa zwei Jahren konnten wir Einfacheres verstehen und beantworten, und nach Verlauf von $2^1/_2$ bis 3 Jahren konnten wir endlich frei unterrichten und fingen an, frei zu predigen. Um mich zu üben, that ich dies, sobald ich fühlte, daß es einigermaßen gehen würde. Um aber dabei selbst zu lernen, und damit alle Zuhörer auch wirklich verstünden, setzte oder stellte ich einen redegewandten, verständigen Mann neben mich, wenn ich predigte, und ließ ihn mein fehlerhaftes Seßuto in richtiges Seßuto übertragen, und zwar Satz für Satz, so als ob eine fremde Sprache verdolmetscht würde.

Lange Jahre aber hat es gedauert, ehe sich unser Ohr soweit an die Sprache gewöhnt hatte, daß wir auch solche Eingeborene ohne weiteres verstanden, die uns fremd waren oder die sich in den schwierigen zusammengesetzten Wort-Formen ihrer Sprache hören ließen. Geraume Zeit hat es auch gedauert, bis diese Formen uns selbst so geläufig waren, daß sie uns zur rechten Zeit in der rechten Fülle von selbst in den Mund kamen. Wenn die Eingeborenen später auch die Schmeichelei nicht sparten, wir sprächen wie sie, oder wir sprächen besser als manche ihrer eigenen Leute, oder, wenn man draußen vor der Kirche stünde, so müßte man denken, es predige ein Moßuto, so wußten wir doch, daß wir immer noch zu lernen hatten, und fanden immer wieder Eigentümlichkeiten der Sprache oder Ausdrucksweisen, welche uns bisher unbekannt geblieben waren. Für Predigt und Unterricht ist uns die Sprache lieb geworden. Sie besitzt nicht wenig Ausdrücke für abstrakte Begriffe. Der Begriff der Liebe, des Elends, des Rettens, Helfens, Heilens ist wohl jedem Heidenvolk bekannt; auch für Böses, Übel, Schuld, Übertretung und Verbrechen haben wohl alle Heiden Worte. Die Arbeit der Missionare aber muß dahin gehen, den Grundbegriff all dieser Worte genau zu prüfen, um sie abwechselnd am rechten Orte bei der Verkündigung des Evangeliums

---

6. Perfektisches Futurum (Futurum exaktum): ki tla be ki ratile.
7. Emphatisches futurisches Imperfekt: ki be ki be ki tla rata.
8. Definitisches futurisches Imperfekt: ki bile ki be ki tla rata.
9. Erweitertes definitisches Futurum: ki bile ki tla be ki rata.
   Dasselbe, zweite Form: ki bile ki tla be ka rata.
10. Definitisches Futurum exaktum: ki bile ki tla be ki ratile.
11. Imperfektisches Futurum: ki tla be ki be ki rata.
    Zweite Form: ki tla be ka na ka rata.
12. Plusquamperfektisches Futurum: ki tla be ki be ki ratile.
13. Futurisch imperfektisches Futurum: ki tla be ki be ki tla rata.

Außerdem finden sich im häufigen Gebrauch die futurischen Formen: ko rata (zusammengezogen aus ki ea χo rata) ich will (in Zukunft) lieben und ki so rata *(aus ki sa ea χo rata) ich will* (in Zukunft) noch lieben.

anwenden zu können. Wenn man z. B. für Sünde immer nur den Ausdruck „Böses" gebraucht, wird den Heiden die ernste Bedeutung des Begriffes Sünde niemals klar werden. Sie denken, wenn sie das Wort „Böses" hören, zunächst an Unglück oder leibliches Übel, wie dies jener Missionar im Freistaat erfuhr, dem ein Buschmann klagte, er fühle, er habe Sünde; sie sitze ihm im Kreuz, und wenn es schlimm mit ihr würde, könne er nicht gehen. Versetzt man sich dagegen in die Anschauungen des Volkes, so wird man, wenn man die richtigen Worte anwendet, bald sehen, daß das Herz und die Empfindung des Menschen unter allen Zonen erlösungsbedürftig ist und im tiefsten Grunde Leere und Unfrieden schmerzlich fühlt, die mit einem Leben in Sünden, ohne Gott, unzertrennlich verbunden sind. Von Anfang an tauschten wir auch die auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen miteinander aus. Wir stellten auf unseren Konferenzen fest, welche Worte für heilig, für segnen u. s. w. zu gebrauchen seien und einigten uns über die Übersetzung der wichtigsten Stücke des Katechismus, also der Gebote, des Glaubensbekenntnisses, des Vaterunsers und der wichtigeren liturgischen Stücke. Dadurch erreichten wir, daß die nach dem damaligen Stande unserer Sprachkenntnis besten Ausdrücke gewählt wurden, und daß in bezug auf diese Einklang auf unseren Stationen herrschte. Günstig war es, daß in Gerlachshoop und Kchalatlolu Eingeborene bei diesen Arbeiten helfen konnten, welche die Schrift in der Übersetzung von Moffat oder der französischen Missionare lasen und uns mit regem Eifer behülflich waren, das Wort, welches ihnen ein teures, heiliges, lebendiges Wort geworden war, in ihres Volkes Mundart zu übertragen.

Zu einem fleißigen Studium der Sprache trieb uns die Beobachtung, welche wir täglich machen konnten, daß unser Unvermögen, uns selbständig und eingehend mit den Leuten zu unterhalten, ein großes, schwerwiegendes Hindernis für unsere missionierende Thätigkeit war. Mit den nach dem Worte Gottes fragenden, Unterricht und Belehrung suchenden Leuten ließ sich auch so mit Hülfe des Dolmetschers und unserer langsam wachsenden Sprachfertigkeit verkehren; denn diese waren dankbar für das Geringste, was wir ihnen bieten konnten; aber in bezug auf die Heiden konnte bei uns von einem „Nötigen" einzugehen in das Reich Gottes damals kaum die Rede sein. Ein großes Öldruckbild, den gekreuzigten Christus darstellend, welches mein Kollege besaß, wurde gern angestaunt und machte auf manches Heidenherz wirklichen Eindruck; wir hatten auch Gelegenheit, mit Heiden, wenn sie uns aufsuchten, über ihrer Seele Seligkeit zu sprechen; allein Besuche auf den Dörfern, um andern nahe zu treten, konnten wir in erfolgreicher Weise damals nicht machen. Es sind solche Besuche auch dann oft wenig ermutigend, wenn der Missionar die Sprache seines Volkes schon beherrscht. Bei den täglichen Geschäften, in ihrer alten Umgebung, besonders vor und mit heidnischen Genossen, scheinen die Leute am allerwenigsten empfänglich zu sein. Die Gemeinschaft reizt zu Widerstand und Spott, und wenn ein Einzelner wagen wollte, dem Missionar in ernster Weise Rede und Antwort zu stehen, so würde er bald die Scheltworte: „Betbruder", „Mucker"

u. s. w. hören müssen. Wir waren in der ersten Zeit schon dadurch an solchen eigentlichen Missionsgängen behindert, daß uns ein Dolmetscher fehlte, der zu solcher Thätigkeit befähigt gewesen wäre und zu ihr Freudigkeit gehabt hätte. So mußte unsere direkt missionierende Thätigkeit sich fast ganz auf die sonntäglichen Predigten beschränken.

Zu solchen Predigten kommen Heiden anfänglich, wenn ihnen die Erscheinung des Missionars noch etwas Neues ist, häufig in großen Scharen. Wir hielten erst im Pfahlhause Gottesdienst, dann unter einem mächtigen wilden Feigenbaum, in dessen Schatten einige Hundert Menschen sitzen konnten. Bald sangen wir mit Hülfe der Katechumenen auch einige wenige Lieder aus dem Gesangbuch der Baßuto von Moschech, beteten dann und predigten. Die Leute, welche unsere Predigten besuchten, waren meist still und gemessen in ihrem Betragen, und wir hatten an der hoffnungsvollen Sonntagsarbeit viel Freude, bis durch das Drohen und Wüten Sekukunis der große Haufe sich abschrecken ließ, so daß das Häuflein der Kirchgänger in der Mittelstube unseres Hauses oder in einem schuppenähnlichen Raum, wo wir Schutz vor Sonne und Regen hatten, Platz fand.

Bei den ersten Predigten in einem Heidenlande muß der Missionar einige wenige Gedanken recht klar und bestimmt immer wieder aussprechen und auf die Zuhörer wirken lassen. Methodistische Treiberei und Gefühlserregung wird gar nicht verstanden und muß hohle Früchte zeitigen, wo noch die Grundanschauungen von Gott und göttlichem Walten, von der Verantwortlichkeit des Menschen vor Gott, also von Sünde, Gerechtigkeit und dem Gerichte fehlen. Man kann nicht erwarten, daß der Ruf: „Bekehrt euch, thut Buße!“ irgend etwas in den Herzen wirkt, wenn jede Klarheit über Grund und Ziel (das woher und wohin) der Bekehrung fehlt. Aber das andere Wort des Johannes, welches bei diesem Prediger in der Wüste den Grundton für alle seine Mahnungen bildet: „Das Reich Gottes ist nahe herbei gekommen!“ muß der Missionar seine erste, immer wiederkehrende Botschaft sein lassen. Der Gedanke des Reiches Gottes, des einen Reiches, mit dem einen Gott und König, der Gedanke, daß dieser Gott aller Welt, aller Völker Gott ist, daß sein Reich universell ist, daß alle zu ihm berufen sind, um errettet zu werden vor dem zukünftigen Zorn und eine Gottesfamilie auf Erden und im Himmel zu bilden, also die Ökumenizität des Christententums, des Reiches Gottes, das muß der Inhalt der grundlegenden missionarischen Predigt sein.

Unsere Baßuto hatten auch als Heiden einen Namen für das göttliche Wesen (Modimo), der traf bei unserer Pedigt als bekannter Klang das Ohr. Es schien auch, als ob die Leute gern von dieses Gottes Wesen hörten. Von der Schöpfung und Weltregierung Gottes mußte also geredet werden, und es empfahl sich, die Anfänge der biblischen Geschichte als Texte zu den ersten Predigten zu wählen. So waren diese Predigten eigentlich Geschichtsverkündigung mit Nutzanwendung auf die Hörer und den nötigen Erläuterungen, um diesen das Verständnis zu vermitteln. Ich habe immer wieder, wo ich an *neuen Orten neuen heidnischen* Hörern zu predigen hatte, in dieser

Weise die Predigt des Evangeliums angefangen. Die Sündflut und die Geschichte Sodoms und Gomorrhas, als Beispiele von Gottes Strafgerechtigkeit, machten stets besonderen Eindruck. An den Geschichten der Patriarchenzeit, der Geschichte Mosis und des Volkes Israel unter dessen Führung zeigten wir den Heilsrat Gottes, der sich mitten in der abgefallenen Heidenwelt sein Volk erwählte und erzog, damit sein Wort und sein Gesetz, das Licht der Welt, nicht ganz von der Macht der Finsternis verschlungen werde. Dann redeten wir von den Verheißungen der Propheten und von dem Kommen des Verheißenen, des Sohnes Gottes, und hatten an der Geschichte des Heilandes, seinen Wundern, seinen Lehren, besonders auch an seinen Gleichnissen für lange Zeit reichen Predigtstoff, bis wir von seinem Tode, seinem Auferstehen, seiner Himmelfahrt, seiner Weltregierung und endlich dem Gericht reden konnten. Bei allen diesen ersten Predigten wurde der Inhalt der Heilslehre möglichst einfach, klar und packend dargelegt. Wir wagten selten Polemik gegen die heidnischen Anschauungen und Gebräuche des Volkes, weil zu solcher eine genaue und tiefgehende Kenntnis dieser Seite des Volkslebens notwendig ist, welche uns damals noch vollständig abging.

So lange man durch einen Dolmetscher spricht, ist es schwer, den Anschauungen und der Fassungsgabe der Leute gerecht zu werden; dies wird jedoch anders, sobald man sich der Sprache des Volkes selbst bedienen kann. Unsere Heiden hatten keine Schriftsprache, die der Ausdruck des Geisteslebens früherer Generationen oder einzelner bevorzugter, bedeutender Männer gewesen wäre; wir konnten also nur die tägliche Umgangssprache erlernen, die jedem Gliede des Volkes geläufig war und von jedem in allen ihren Ausdrücken verstanden wurde, und konnten nur diese bei der Verkündigung des Evangeliums gebrauchen. So konnten wir auch nur so weit die christliche Wahrheit zum Ausdruck bringen, als sie sich in den Rahmen dieser Sprache fassen ließ; soweit wir diese aber richtig sprachen, konnten wir sicher sein, daß das von uns Gepredigte verstanden wurde. Vielleicht ist es für die Ausbreitung des Christentums ein günstiger Umstand, wenn ein Heidenvolk erst durch das Eingreifen der Mission eine Schriftsprache erhält. Bei solchem Volke sind die heidnischen Überlieferungen und heidnischen Anschauungen noch nicht stereotypiert, und man kann annehmen, daß die christlichen Ideen, welche nun durch Schrift und Druck in der Sprache des Volkes niedergelegt werden, in der Zukunft um so kräftiger sein Geistesleben beeinflussen werden, als dieses überhaupt erst mit der Annahme des Christentums geboren worden ist.

Nach den von uns in Transvaal gemachten Erfahrungen dauert der Zulauf größerer Heidenscharen zur Predigt, den man manchmal bei Anlegung von Missionsstationen beobachten kann, meist nur kurze Zeit. Solche Leute, welche nur aus Neugier kommen, werden der Sache bald müde und bleiben zu Haus. Manchmal sinkt die Zahl der Hörer im Verlauf weniger Sonntage von einigen Hundert auf ebensoviel Zehner. Solche, welche mit der Menge kommen, bleiben auch mit der *Menge* fort, sie folgen gedankenlos dem Beispiel anderer. *Im günstigen* Falle bleibt aber eine kleine Zahl der Hörer

dem Worte treu, und diese kleine Zahl bildet dann den weiteren Kreis der Katechumenen, welche sich um den Missionar sammeln.

Die Art und Weise, in welcher wir die Katechumenen behandelten, gestaltete sich bei unserer Transvaalmission in jenen Anfangsjahren folgendermaßen.*) Die suchenden Seelen, welche sich nach und nach zusammenfanden, behandelten wir, obwohl sie noch Heiden waren, mit möglichster Liebe und bewiesen ihnen in allen Stücken freundliches Entgegenkommen. Sind solche Leute auch noch Krüppel, Lahme und Blinde, so soll der Missionar sie doch bei sich und in seinem Gottesdienst willkommen heißen, indem er dem nachfolgt, in dessen Dienst er steht, der mit den Zöllnern und den Sündern aß. Faßte einer oder der andere aus diesem Kreise, meist beeinflußt durch Glieder der bereits gesammelten Gemeinde, den Mut, mit seiner Hinneigung zum Evangelium ernst zu machen und damit hervorzutreten, so kam er und bat, in die Zahl der eigentlichen Katechumenen aufgenommen zu werden. Auf das Eintragen ihres Namens in die Katechumenenliste legten die Leute Wert. Es waren solche Neulinge meist noch recht schwach. Ein wirkliches, klares Verlangen nach der heiligen Taufe konnte ja noch gar nicht bei solchen vorhanden sein, welche von dem Wesen und der Bedeutung der Taufe noch nichts wußten, sie wollten aber dem Reiche Gottes näher kommen und suchten Frieden für ihre Seele. Gewiß ist es verkehrt, wenn solche schwachen Leute in methodistischem Sinn als „Erweckte" ausgeschrieen werden; sie sind meist nur eben im Erwachen. Noch schlimmer ist es, wenn man solche Leute zu Gefühlserregungen reizt, welche keine innere Wahrheit haben, und sie dann auf Grund von Gefühlsausbrüchen für „Bekehrte" hält. Sie wollen und sollen sich bekehren, sind aber noch nicht fertige Leute, haben mit ihrer inneren Entwickelung wohl einen Anfang gemacht, aber sind noch schwachen Kindern gleich zu achten. Deshalb verlangten wir von den Katechumenen nichts, was ihre Kräfte noch überstieg. Wir forderten von ihnen Unterlassung grober, heidnischer Sünden, des Fluchens, Schimpfens, Saufens, Tanzens, des Stehlens, der Zauberei und der heidnischen Unzuchtsgreuel, aber nicht etwa das Aufgeben polygamischer Verhältnisse. Manchmal kam einer oder der andere der sich meldenden schüchtern mit dem Bekenntnis heraus, er habe zwei Frauen, wie es denn mit diesem Verhältnis werden solle. Solchen gaben wir den Rat, die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen, er solle kommen und hören, beim Unterricht werde er auch Licht über diese Angelegenheit empfangen. Wenn nun solch ein Mann, nachdem er von der göttlichen Wahrheit mehr und

*) Die Art und Weise unserer katechetischen und liturgischen Thätigkeit hatte ihr besonderes Gepräge. Wir waren unbeeinflußt durch die Praxis unserer älteren Brüder in den Kolonieen, welcher, so trefflich sie im einzelnen gewesen ist, das einheitliche Gepräge fehlte, welche noch mehr oder weniger beeinflußt war durch die Praxis der englischen Missionare, die vor unseren Brüdern die Arbeit in Südafrika begonnen hatten. Wir waren in der Lage, auf Grund des neuerwachten kirchlichen Lebens in Deutschland, auf Grund des Wortes Gottes und des Unterrichtes in der *Liturgik, den wir von dem geistesmächtigen* Missionsinspektor Wallmann empfangen *hatten, auf diesem Gebiet neue* Schritte thun zu können.

mehr erleuchtet und ergriffen war und den Taufunterricht fleißig und längere Zeit hindurch besucht hatte, gefragt wurde, ob er nun die heilige Taufe suche und wie es mit den Weibern werden solle, erhielten wir häufig den Bescheid, daß die Sache geordnet, daß die eine Frau entlassen sei. Dem Unterricht der Katechumenen legten wir von Anfang an die Bedeutung bei, welche er verdient. Seine biblische Begründung findet sich im Wort des Herrn: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe." Wir erteilten den gewöhnlichen Unterricht zweimal in der Woche, häufiger konnte er nicht stattfinden, da einige unserer Schüler eine Stunde oder einige Stunden weit entfernt wohnten. Der Lehrgang war der des lutherischen Katechismus. Erst handelten wir kurz von der Offenbarung Gottes, dann im Anschluß an das erste Gebot vom Wesen Gottes, dann vom Gesetz. Es ist unendlich wichtig, daß den Katechumenen die Gebote recht eingehend erklärt und der Inhalt des göttlichen Sittengesetzes recht eindringlich vorgetragen wird; das Gesetz muß sich an ihnen um so mehr als Zuchtmeister beweisen, als sie bisher zuchtlos wandelten. Erlösungsbedürftigkeit kann nur durch Erkenntnis der Sünde geweckt werden, Erkenntnis der Sünde nur durch das Gesetz. Bei der Erklärung des zweiten Artikels behandelten wir das Leben des Heilandes möglichst eingehend, und mit der Erklärung des dritten Artikels wurde dieser Teil des Unterrichts beendet.

Aus den Katechumenen, welche dem Unterrichte soweit beigewohnt hatten, wurden die eigentlichen Taufbewerber in folgender Weise ausgewählt. Der Missionar erklärte den versammelten Schülern, daß sie den Heilsweg durch die erhaltene Unterweisung kennen gelernt hätten, sie stünden nun vor der Frage, ob sie sich Christo zum Eigentum ergeben und durch Empfang der heiligen Taufe in die Gemeinde Gottes aufgenommen werden wollten. Sie wären bekannt mit den Opfern, die dieser Entschluß von ihnen fordere, und sollten ihn deshalb reiflich erwägen. Die Namen der sich aufs neue meldenden wurden nun den Ältesten oder Helfern vorgelegt, wurden auch der Gemeinde bekannt gemacht, und die so ausgewählte Schar wurde dann etwa acht Wochen lang, wenn die Taufe am Osterfest stattfinden sollte, während der ganzen Passionszeit, in nähere seelsorgerische Pflege und weiteren Unterricht genommen.*) In diesem Unterricht wurde die Lehre vom Gebet auf Grund des heiligen Vaterunsers und die Lehre von der heiligen Taufe behandelt. Jetzt mußten die Katechumenen auch das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntnis und den Taufbefehl auswendig lernen, während sie die Gebote schon früher gelernt hatten. Außer der Aneignung der Stücke verlangten wir, je nach der Fassungsgabe, eine größere oder geringere Kenntnis der hauptsächlichsten biblischen Geschichten. Die Taufe wurde nach Ablauf dieses Unterrichtes erteilt, wenn von seiten der Gemeinde kein Widerspruch gegen die Annahme der Bewerber erfolgte,

*) Diese Taufbewerber im engeren Sinne nannte man in der Kirche der nachapostolischen Zeit *φωτιζόμενοι*. Unsere Praxis ruhte auf der Art, nach der man die Katechumenen während der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche behandelte.

sofern nicht während des Unterrichtes der Missionar selbst einen oder den andern als noch nicht reif zur Taufe hatte zurückstellen müssen.

In Bezug auf die Behandlung der in polygamischer Ehe lebenden Taufbewerber erkannten wir bald, daß nur die ganz strenge Praxis, wonach ein Polygamist nur dann getauft wird, wenn er alle Weiber bis auf eine entläßt, berechtigt sei. In jenen Jahren war auf Anregung des Bischofs Colenso in Natal die Frage, ob diese Praxis berechtigt und durchführbar sei, aufs neue erörtert worden. Auch in Berlin hatte man es als offene Frage hingestellt, ob man die Bande polygamischer Ehen gänzlich lösen müsse, oder ob es nicht ratsam sei, nur das Verlangen zu stellen, daß der Mann mit einem Weibe hinfort ehelich lebe, die anderen Weiber mit ihren Kindern aber nicht entlasse, sondern sie als Dienerinen in seinem Gehöft behalte. In zwei Fällen haben wir das bei unserer Arbeit in Kchalatlolu versucht, der Erfolg aber war ein entschieden ungünstiger. Obwohl es ältere Männer waren, welche hierbei in Betracht kamen, stellte es sich heraus, daß ihrem Vermögen zu viel zugemutet worden war. Der eine dieser Leute fiel langsam in halbes Heidentum zurück, der andere blieb treu, entließ aber bald sein zweites Weib vollständig. Wenn man in Europa die Sache besprach, glaubte man stets, daß das Volksrecht und die Volkssitte, also auch das Recht der betreffenden Frau durch das Entlassen verletzt würde. Wir fanden aber, daß dies nicht der Fall war. Durch die bei afrikanischen Stämmen gültige Form der Eheschließung, dadurch daß der Mann den Eltern der Braut Vieh bezahlt, ist nur das Weib unwiderruflich an den Mann gebunden. Der Mann kann sie, wenn er will, ohne weiteres entlassen, nur daß er keinen Anspruch auf Rückerstattung des gezahlten Viehes oder einen Teil desselben erheben darf. Die Kinder bleiben sein, wenn er auf ihren Besitz besteht. Die Eltern der entlassenen Frau freuen sich, wenn sie ihr Kind zurückkehren sehen; verheiratet sich die Entlassene wieder, so erhalten die Eltern für sie noch einmal Vieh, und da bei der zweiten Heirat naturgemäß die Neigung der Tochter mehr berücksichtigt wird, so ist auch ihr eine solche Veränderung oft nicht unwillkommen. In Bezug auf die Frage, ob der gläubige Mann unter allen Umständen die Frau behalten müsse, welche er zuerst geheiratet hat, kamen wir zu der Überzeugung, daß dies nicht geboten sei. Bei einem Polygamisten ist das Band, welches ihn mit seinem ersten Weibe verbindet, nicht heiliger und deshalb nicht unauflöslicher als das, welches ihn an die zweite oder dritte fesselt. Es ist sogar oft nicht leicht festzustellen, welches Weib das erste genannt werden muß. Der Mann hat für ein Weib die erste Anzahlung geleistet, es ist noch zu jung und bleibt (als seine Braut würden wir sagen) noch bei den Eltern. Dann freit er um ein älteres Mädchen und führt dies zuerst heim, danach jenes, welches nach der Volksanschauung sein erstes Weib ist. Wir fragten den Mann, mit welchem Weibe er als Christ eine gottgefällige Ehe führen zu können hoffe, welches Weib dem Reiche Gottes nahe sei, und gestatteten, daß er dies behielt. In einzelnen Fällen ist es vorgekommen, daß zwei Frauen eines Mannes *gläubig wurden, und* daß dann die eine mit Bewilligung ihres

Mannes einen andern Christen heiratete. Wenn die zweite Frau noch nicht heimgeholt, also noch nicht wirklich geheiratet war, dann ließ die Sache sich noch leichter ordnen. Der Mann mußte den Schnitt ins Fleisch thun, das gezahlte Vieh opfern, den Eltern die Freiheit geben, das Mädchen noch einmal zu verkaufen, und die Angelegenheit war erledigt.

Weiber von solchen Männern, welche in polygamischer Ehe lebten, wurden nicht veranlaßt, auf Lösung ihres Eheverhältnisses zu dringen. Für solche Praxis hatten wir Grund in dem klaren, unzweideutigen Wort des Apostels Paulus 1. Kor. 7, 13. 14. Wir ermahnten die Frau, ihrem Manne allen schuldigen Gehorsam zu erweisen und ihre Stellung, auch wenn es ihr schwer werde, geduldig als ein von Gott auferlegtes Kreuz zu tragen. Sie genügte von ihrer Seite dem göttlichen Gebot; denn sie war *eines* Mannes Weib. Hätten wir versucht, Frauen von Männern ohne deren Willen zu scheiden, so wären wir in den allergrößten, schier unlöslichen Konflikt mit dem heidnischen Volksrecht gekommen. Wie es Missionaren anderer Gesellschaften möglich gewesen ist, diese Angelegenheit in anderer Weise zu behandeln, ist mir unklar. Die französischen Missionare bei den Südbaßuto sollen aber darauf gedrungen haben oder noch dringen, daß solche Frauen ihre Männer verlassen.

Was andere heidnische Sitten angeht, so wurde in unseren Gemeinden Christen nicht erlaubt, bei Verheiratung ihrer Töchter vom Bräutigam Vieh anzunehmen, und wir haben wohlgethan, in diesem Stücke die heidnische Anschauung von der Ehe und die aus ihr folgenden heidnischen Ehesitten bei ihrer Wurzel anzugreifen und mit der Wurzel auszurotten. Wenn die Missionare in bezug auf solche Sitte, die abgeschafft werden *muß*, von vornherein entschieden sind und fest bleiben, wird es in der Folgezeit als selbstverständlich angesehen, daß sie unterbleibt. Wir hatten den Vorteil, daß Missionare, die eine von der unseren abweichende Praxis übten, nicht in der Nähe zu finden waren. So lebten die kleinen Gemeinden sich leicht, weil sie unbeirrt blieben, in feste Ordnungen ein.

Alle anderen Volkssitten, ja das ganze dem Volke eigentümliche Leben in Haus, Hof und Garten ließen wir unangetastet, soweit es nichts specifisch Heidnisches an sich hatte. Wir sagten den Leuten, sie sollten Baßuto bleiben und nicht trachten, den Weißen nachzuahmen. Glücklicherweise war hier der Einfluß der sogenannten europäischen Kultur noch nicht zu spüren, welcher in manchen englischen Kolonieen es dazu bringt, daß die Weiber der eingeborenen Christen nicht mehr das Land behacken wollen und sollen, weil die Engländerinnen es nicht thun, welcher es zuwege bringt, daß man im Tragen von einfachen, aus Perlen geflochtenen Halsbändern etwas Heidnisches sieht, aber das Tragen von Goldschmuck und europäischem Plunder begünstigt. Unsere Christen lebten still in ihren reinlichen Höfen auf ihren Dörfern weiter, kleideten sich in ihre Felltracht wie früher; die Frauen rasierten den Kopf, und wer es wollte, gebrauchte auch wohl die alte rötliche Pomade als Salbe für die Haut. Sie ackerten wie früher *und aßen, wie* sie gewohnt waren zu essen; so unterschieden sie

sich kaum in irgend etwas Äußerem von ihren heidnischen Volksgenossen, und doch hieß es von ihnen mit Recht: „Siehe, es ist alles neu geworden;“ denn je weniger sie äußeres Wesen als Erkennungszeichen für ihr Christentum aufweisen konnten, desto mehr mußten sie danach trachten, sich innerlich abzusondern und zu reinigen von den unfruchtbaren Werken der Finsternis, welche sie vielmehr durch ihren Wandel straften.

Unsere ersten drei Katechumenen tauften wir bald; sie hatten sich mit solchem Ernst von dem Heidentum abgewendet und bezeigten solches Verlangen nach dem Heil, daß wir nach dreimonatlichem Unterricht dem Wasser nicht wehren konnten. Keine Kirche war es, wo die Feier stattfand. Die eine kleine Seitenkammer unseres Häuschens war das Gotteshaus; als Taufgefäß diente ein zinnernes Eßgefäß. Nur dreizehn Personen waren hier versammelt; aber der Herr war nach seiner Verheißung mitten unter uns. Die Leute besaßen noch keine europäischen Kleider; selbst Taufhemden fehlten; der gute Mantladi hatte eine alte Jacke an; das war alles, was an europäische Kultur erinnerte; aber innerlich waren die Täuflinge bereitet zum Empfange des heiligen Sakraments, wie vielleicht nicht häufig Heidenchristen sind. Ich las die liturgischen Stücke in der Sprache des Volkes; wir hatten sie mit Hülfe der Leute übersetzt, so gut es gehen wollte. Sie wurden getauft, und der Herr zog sie an mit Kleidern des Heils und bekleidete sie mit dem Rock der Gerechtigkeit. Nach der heiligen Handlung blieben wir zusammen. Ein Liebesmahl vereinte uns; der Kaffee war schwarz und das Brot, welches wir aßen, etwas verschimmelt; aber der gute Hirte, der hier Schafe zu seiner Herde aus „anderem Stalle“ hinzuthat, führte uns auf grüne Weide und zu frischen Wassern. Sebuschane erhielt den Namen Martinus, der blinde Katedi den Namen Josef und Mantladi den Namen Jakob. Diese drei, mit Jan Mafadi die vier Erstlinge des Bapedivolks, sind ihrem Taufgelübde treu geblieben, sind für ihr Volk ein Salz geworden und haben ihr Licht nicht unter den Scheffel gestellt.

Achtes Kapitel.

Weitere Ausbreitung des Christentums im Bapedilande.

Bei der Taufe unserer Erstlinge waren sieben Katechumenen zugegen gewesen; es meldeten sich aber bald elf andere, so daß wir achtzehn Katechumenen hatten, von denen sechs zwei Weiber besaßen. Die Frauen, um die es sich handelte, waren noch nicht heimgeführt worden; so war die Sache, rechtlich und äußerlich angesehen, leicht zu ordnen. Der Ernst, mit welchem Heiden nach dem Worte Gottes fragten, die bisher niemals ihr Land verlassen hatten, bewog auch *unseren Dolmetscher Andries*, Einkehr zu halten und sich nach Ex-

Lösung von seinem Lasterleben und Vergebung seiner Sünden zu sehnen; auch er trat in den Taufunterricht und ist später wirklich getauft worden. Sein trotziger und leichtfertiger Sinn hat ihm und den Missionaren noch manchmal Not gemacht; er ist aber mit den Seinen dem Evangelium treu geblieben. Am liebsten unter unseren Schülern war uns der sanfte Podumo, der zur ersten Predigt auf der Station ermuntert hatte. Er hatte aber von seinen eigenen Hausgenossen schwer zu leiden. Seine Mutter und seine Frau waren eins im Widerstand gegen das Evangelium. Die alte Heidin war der Meinung, das Christentum sei gut für Arme und Kranke, nicht aber für ihren wohlhabenden Sohn. Der solle Weiber kaufen, so war ihr Begehr, damit das Ackerland erweitert werden könne und sie größere Kornvorräte aufzuspeichern habe. Die alte Frau wagte sogar, den erwachsenen Sohn zu schlagen. Von der Mutter mußte er um Gottes willen solche Behandlung dulden; aber seiner Frau gegenüber, die mit der Mutter nicht nur zusammen auf ihn schimpfte, sondern versuchte, ihm kein Essen zu bereiten und Buchstabierbücher zu verbrennen, rieten wir ihm, Ernst und Strenge zu gebrauchen, da sie als trotzige Heidin diese allein verstand. Vor seinen Dorfgenossen verschafften wir ihm Ruhe. Eines Morgens kam er ganz erschrocken und klagte, es sei das Kind eines Heiden gestorben, und nun beschuldige man ihn, er sei der Moloi, der das Kind durch Gift getötet habe. Da es mit Beschuldigungen dieser Art in heidnischen Ländern nicht leicht zu nehmen ist, so sattelten wir die Pferde und ritten nach dem Ort hinüber. Während vorher durch die Totenklage Rufe zu hören waren, die den guten Podumo als Zauberer verwünschten, verstummte nun das wüste Geschrei, und wir sahen, wie die alten Männer die Köpfe zusammensteckten. Als wir die Frage an sie richteten, ob eine Klage gegen unseren Freund Podumo vorläge, erhielten wir von allen Seiten die Versicherung, daß dies nicht der Fall sei. Man fürchtete unseren Einfluß beim Könige, der damals nicht zu unterschätzen war.

Der Entschiedenheit, der Treue und dem Eifer der Erstgetauften und mancher Katechumenen hatten wir es zu danken, daß die Zahl der Heilsbegierigen sich fortwährend mehrte, denn für die Heiden sind aufrichtig bekehrte, eifrige Christen ihres Volkes stets die wirkungsvollste Predigt. Es war für uns herzerhebend zu sehen, welche Begierde nach Unterricht und Gottesdienst unter unserer kleinen Schar vorhanden war. Da kamen Weiber aus Moßecho den weiten und beschwerlichen Weg über das Gebirge herüber zur Predigt; Speise brachten sie mit sich, und in der lauen Sommernacht waren sie zufrieden, wenn sie auch ohne Obdach bei unserem Häuschen schlafen konnten. An einem Sonnabend brannten auf unserem Gehöft sechs Feuer, um welche Leute saßen und lagerten, die von fern gekommen waren, um den Sonntag auf der Station feiern zu können. Von der Stadt der Schwester Tulares, Lekcholane, kamen zwei angesehene Männer zwei Stunden weit wöchentlich dreimal zur Kirche und zum Taufunterricht. Auch von den im Gebirge wohnenden Leuten fanden sich immer mehr herzu, die regelmäßig und willig dem Unterricht beiwohnten. Von dem Dörflein des alten Mankoane (später Noah)

waren dies fast alle Erwachsenen, obwohl auch sie eine Stunde zu gehen hatten. Noch etwas weiter wohnte eine alte Frau, Makubu. Die kam eines Tages und bat, ob ihr nicht gestattet werden könne, daß sie ab und zu vom Unterricht fortbleibe. Sie sei so alt, daß das Gehen ihr beschwerlich falle, dazu wohne sie so weit, daß sie den Weg nach der Station und wieder zurück nach Hause nicht in einem Tage zurücklegen könne. Am Dienstag mache sie sich früh auf, um dem Abendunterricht beiwohnen zu können, dann erreichte sie aber ihr Dorf nicht wieder und müsse bei Mankoane schlafen. Am Freitag gehe es ebenso, sie komme dann erst am Sonnabend daheim an und wolle doch schon am Sonntag wieder zur Kirche kommen. Missionar Nachtigal schrieb von dieser alten Frau in sein Tagebuch: „Getaufte und Katechumenen geben ihr Zeugnis, daß sie „mit Kraft" glaubt. Ihre Ausdauer ist groß, ihr Eifer ist bewundernswert und ihre kindliche Liebe beschämend."

In den Berichten aus der apostolischen Missionszeit finden wir öfter erwähnt, daß ganze Familien an den Herrn gläubig wurden. So heißt es (Apostelgesch. 10, 24, 43), daß der Hauptmann Cornelius von Cäsarea seine Verwandten und Freunde zusammenrief, und es wird erzählt, daß Petrus sie taufte, weil sie mit ihrem Familienhaupte zusammen Gott fürchteten und also Gott angenehm waren. Die Purpurhändlerin Lydia wird in Philippi mit ihrem Hause getauft (Apostelgesch. 16, 15) und der Kerkermeister ebenfalls mit all den Seinen (Apostelgesch. 16, 33).

Gleiche Erfahrungen macht auch die Mission unserer Tage unter allen Heidenvölkern. Bei der patriarchalischen Verfassung der afrikanischen Stämme hat das Familienhaupt Macht und Recht über seine Angehörigen; seine Stellung hat aber zugleich etwas Priesterliches, sie ist eine religiös geheiligte. Da ist es zu verstehen, wie seine Familie leicht seinem Beispiel folgt, er kann sie auf gute oder böse Wege führen, wie er will. Hat er sich für den christlichen Glauben entschieden und steht er in diesem Glauben fest und unbeweglich, so wird er den Seinen ein Vorkämpfer und eine Stütze auch in schwerer Zeit der Anfechtung. Ihn trifft zunächst der Heiden Zorn, seine Untergebenen werden wenig beachtet, man sieht es ja als selbstverständlich an, daß sie ihm folgen. So konnte es bei der Entschiedenheit unserer Erstlinge nicht fehlen, daß ihre Frauen, dann auch Brüder oder andere Verwandte für das Evangelium gewonnen wurden. Jan Mafadi und Jakob Mantladi hatten wenig zu bedeuten, der letztere war eigentlich ein armer Schlucker von geringer Herkunft; aber in ihrem kleineren Kreise wirkten diese beiden ebenso anregend und zündend, wie Martinus Sebuschane und Joseph Katedi in ihrem größeren. Der Erstgenannte hatte viel über sein Weib zu klagen, er hatte aber die Freude, die Bekehrung seiner Großmutter von mütterlicher Seite, Sebaetscheng, zu erleben. Als er aus der Kapkolonie zurückgekehrt war, entsetzte sich die alte Frau nicht wenig über seinen Glauben. Sie konnte sich das wunderbare Wesen ihres Enkels nicht anders erklären, als daß sie annahm, die Weißen hätten ihn *behext, deshalb bestand sie* darauf, die Zauberer sollten ihn in ihre

Kur nehmen. Nicht lange aber dauerte es, da schenkte Gott der alten Frau ein offenes Ohr und offenes Herz für das Evangelium, welches Mafadi ihr in kindlicher, liebreicher Weise verkündigte. Sie lernte beten, und der Enkel fragte bald, ob wohl solch alte Frau, die kaum noch etwas begreifen, jedenfalls aber nicht mehr lernen könne, getauft werden dürfe. Wir hatten ihn angewiesen, sie treu und fleißig nach Möglichkeit im christlichen Glauben zu unterrichten, da es uns damals unmöglich war, sie sogleich zu besuchen, und sie ihn jedenfalls am besten verstand. Im März (1862) kam der liebe Mann wieder mit der Bitte, sein neugeborenes Kindlein, welches er Lebocha d. h. „Danke" genannt hatte, und zugleich die Greisin zu taufen, die ja jeden Tag sterben könne. Ich durfte den mehrere Meilen langen Weg über die Berge nicht scheuen und langte glücklich in dem Dörflein an, wo die alte Frau auf Knieen und Ellenbogen mir entgegenkroch. Vor Jahren hatte sie im Sterben gelegen; die Heiden hatten ihr, als sie anscheinend tot war, die Sehnen der Glieder zerschnitten und sie mit Riemen umwickelt zu einem Bündel, wie das Sitte der Baßuto ist. Als man Sand über sie warf, kam der Totgeglaubten das Bewußtsein zurück und sie rief: „Kinder, weshalb werft ihr mir Sand in die Augen?" Man hob sie aus dem Grabe, und sie genas. Freilich war sie gelähmt, ein elender Krüppel. Sie muß sehr alt gewesen sein, denn ihr Haar war bereits ganz weiß. Ich war der erste weiße Mann, der ihr begegnete. Sie wußte wenig und verstand nur schwer, aber sie zeigte Verlangen nach dem Heil. „Ich suche Gott, ich liebe Gott," so stammelte sie, und der Ausdruck ihres Gesichtes war nicht mehr so geistlos tot, als bei andern Heiden, die so hohen Alters sind. Ich taufte sie auf den Namen Anna; nach der Taufe sagte sie: „Gott ist nun mein Vater, ich habe ihn lieb," und hat hinfort kindlich demütig dem Herrn gedient, soweit ihre Schwachheit das gestattete. Ihr Sohn, der ein Heide war, redete ihr einmal zu, sie solle bei uns getrost um eine Decke bitten, sie gehöre ja zu unserer Familie. Da antwortete die liebe alte Frau: „Kind, zweierlei suche ich nicht bei den Missionaren, ich suche bei ihnen nur eins, und das ist Gottes Wort." Nach längerer Zeit konnte ich ihr auch das heilige Abendmahl reichen. Nicht wenig erstaunten die Heiden, daß wir die Mühe nicht scheuten, eine so alte Person, die schon gestorben, d. h. die dem Tode ganz nahe sei, wiederholt zu besuchen. Es machte diese Taufe deshalb auch einen ganz besonderen Eindruck auf die Leute. Als sie nach Verlauf einiger Monate noch einmal das Mahl des Herrn begehrte, weil sie ihr Ende nahe fühlte, traf mich auf dem Wege zu ihr die Nachricht, daß sie selig entschlafen sei. Hatte sie auch im Todeskampf geklagt, so hatte sie doch endlich triumphiert: „Ich gehe hinauf zu meinem Herrn." Ihr Enkel war ihr dorthin bereits vorangegangen.

Schweres Kreuz trug der treue Jakob Mantladi, ein Mann, der mir unvergeßlich ist, weil er sich in allen Trübsalen und Anfechtungen „Glauben und Geduld der Heiligen" bewahrte. Ehe er nach der Kapkolonie wanderte, hatte er auf ein Mädchen Anzahlung an Vieh geleistet, hatte es also dadurch zu seinem Weibe gemacht. Als christ-

gläubiger Mann kam er zurück und mußte nun mit seiner Heidin leben, deren Unvermögen, ihn zu verstehen, ihm schwere Stunden machte. Manchmal wollte er klagen, aber immer ging er wieder unverzagt an die schwere Aufgabe, sein Licht unter seinen heidnischen Verwandten leuchten zu lassen. Er war durch diese Heirat in schlimme Gesellschaft geraten. Da er sein Weib noch nicht voll und ganz bezahlt hatte, wohnte er bei seinen Schwiegereltern, die früher einmal — echte und wirkliche Menschenfresser gewesen waren. In der Schreckenszeit, als die Feinde das Land verwüstet hatten, war Mochayane, so hieß der Vater von Mantladis Frau, mit seiner Mutter, seinem Bruder und seiner Schwester nach den weiter nördlich gelegenen Wildnissen geflohen. Dort verirrte sich die Mutter mit ihrer Tochter und wurde nicht wieder gesehen; die jungen Leute kehrten deshalb in die alte Heimat zurück und lebten hier wie andere Flüchtlinge, in Gebüsch und Höhlen versteckt. Eines Tages wurden sie von Menschenfressern überrascht, die sie fingen und den Bruder vor Mochayanes Augen erdrosselten, zerlegten und auffraßen. Ihn ließ man leben und schleppte ihn mit anderen Gefangenen nach dem Schlupfwinkel der Bande im Gebirge. Hier schonte man sein Leben, weil einer der Anführer ihn zum Knecht begehrte. „Da mußte ich mit den anderen auch Menschenfleisch essen; ich wollte es nicht, aber zuletzt habe ich mich daran gewöhnt," so erzählte der Mann später. An diesem schrecklichen Ort lernte er ein Mädchen kennen, welches er heiratete, und hier wurde diesen Leuten die Mporeng geboren, welche nun unseres Mantladi Frau geworden war. Furchtbar war es, was solche Leute von den teuflischen Grausamkeiten berichteten, von denen sie in jenen Jahren hatten Zeuge sein müssen. Mochayane erzählte, daß er gesehen habe, wie ein Gartenwächter, der, um seinen Hunger zu stillen, einen Maiskolben abgepflückt hatte, von seinem Herrn durch einen Faustschlag getötet und dann aufgefressen worden sei, Mädchen, die beim Dienst etwas versehen hatten, hätte ein gleiches Los ereilt. Als Sekoati die Menschenfresserbanden bekämpfte und überwand, wurde auch Mochayane mit den Seinen gefangen und richtete sich wieder eine Ackerwirtschaft nach seines Volkes Weise ein.

Mantladi wurde seiner Familie ein Segen. Lange dauerte es nicht, da hatte sein stiller Wandel und sein Gebet das Herz seines Weibes überwunden. Leuchtenden Angesichtes teilte uns der treue Mann diese frohe Botschaft mit. Von Zeit zu Zeit besuchte Mporeng den Unterricht, auch waren wir in ihrem Hause Gast, wenn wir jene Nordostseite des Gebirges besuchten. Am 19. April 1864 ist sie getauft worden, sie erhielt den Namen Lea und wandelte hinfort als treue Christin. Der alte Mochayane aber hinkte mit seiner Frau noch eine Zeitlang auf beiden Seiten. Bald kamen sie zur Kirche, bald blieben sie wieder fort, je nachdem die Luft von der Moschate, dem gefürchteten Königshofe, her wehte, denn sie waren noch zu schwach, um Verfolgung ertragen zu können. Später sind sie mit nach Botschabelo ausgewandert und dort auch beide getauft worden.

Einen verhältnismäßig leichteren Stand seiner Familie gegenüber hatte Martinus Sebuschane, denn er war Schulze seines Dörfleins.

und Häuptling seiner Sippe. Seine Mutter, Maripane, war noch am Leben, sie wandte sich bald dem Evangelium zu. Auch sein Halbbruder Lefula (Zebedäus) und seine anderen Brüder alle folgten ihm, ebenso sein Weib. Ähnlich war es mit der Familie des blinden Josef Katedi, dessen Frau eine eifrige Katechumenin wurde. Von den Leuten aus seinem Dorfe sind allein sieben Männer seinem Beispiele gefolgt. Der eine dieser Männer ist besonderen Gedenkens wert. Sein Name war Nkacheleng. Dieser Mann hatte auf seiner Wanderschaft tiefe Eindrücke beim Anhören von Predigten empfangen und hatte bereits in der Fremde Ernst machen und die heilige Taufe suchen wollen, kehrte aber bald in das Bapediland zurück. Als ich zum erstenmal Sekoatis Stadt besuchte, war er es, der den Sebuschane aufforderte, beim König darauf zu dringen, daß man uns annähme. Auch später verkehrte er gern in Freundschaft mit den Erweckten, konnte aber sich nicht entschließen, völlig Ernst zu machen. Seine Kinder waren ihm gestorben, und um nicht ganz kinderlos zu bleiben, nahm er ein zweites Weib. Da kam eine schwere Trübsal über ihn. Weil er sich in einen Aufstand Mampurus, des ältesten Bruders von Sekukuni, hatte hineinziehen lassen, schwebte er wochenlang in Todesgefahr. Er floh aber mit dem Genannten nicht aus dem Lande, wie andere von dessen Anhängern thaten, sondern blieb und schloß sich enger den Christen an. Er besuchte die Gottesdienste und den Unterricht; man sah, daß er es ehrlich meinte, er wurde mehr und mehr ein freundlicher, treuer Mensch. Es erfüllte sich aber an ihm das Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen." Seine erste Frau gebar ihm einen Sohn, der blieb am Leben, die zweite Frau aber entlief ihm. Sie kehrte zu ihren Eltern zurück, sie wolle nicht mit einem verrückten gläubigen Menschen leben, und Nkacheleng hatte so den Vorteil, daß er sie nicht zu entlassen brauchte und obenein nach Landesrecht von den Schwiegereltern das eingezahlte Vieh zurückerhielt, da die Frau ihn ohne rechtsgültige Ursache verlassen hatte. Von der Zeit an hielt er sich treu und unentwegt zu der kleinen gläubigen Gemeinde.

Da brach der Krieg aus zwischen Sekukuni und dem bösen Matebelenhäuptling Mapoch, von dem im Verfolg noch viel die Rede sein wird. Das Bapediheer stürmte die feindliche Stadt und wurde dann mit Verlust zurückgeschlagen. Unter den Gefallenen war auch Nkacheleng. Er war von einer Kugel in die Schläfe getroffen worden, als er eben eine feindliche Schanzmauer erstiegen hatte. Der Leichnam mußte zurückgelassen werden. Es war wie eine Ahnung des Mannes gewesen, daß er, trotzdem er noch ungetauft war, seine christlichen Freunde gebeten hatte, sie sollten ihn nicht bei seinem alten Namen, sondern bei dem Namen nennen, den er sich für den Tag seiner Taufe, die in naher Aussicht stand, erwählt hatte, nämlich bei dem Namen Jakobus.

Unter den vielen Leuten, welche während der ersten Jahre unserer Arbeit unter den Bapedi von der mächtigen Bewegung, die damals durch das Volk ging, ergriffen wurden, ragt als einer der

bemerkenswertesten ein Mann hervor, welcher bis an seinen Tod uns Missionaren eine unschätzbare Hülfe, mir selbst einer der treuesten Freunde, die ich in meinem Leben hatte, und seinen christlichen Brüdern ein Führer und eine Stütze von hohem Werte gewesen ist; es ist das Makoetle, der später mit seinem Taufnamen Jakob hieß. Auch dieses Mannes Eltern hatten eine Zeitlang in früheren Jahren bei den Menschenfressern hausen müssen. Sein Vater Nyakane war von einer Bande gefangen, aber geschont worden, und die Mutter, Machlocho mit Namen, teilte fünf Monate später dasselbe Schicksal. Mit Grauen gedachte sie in ihrem Alter noch des Tages, als sie es mit ansehen mußte, daß von den mit ihr geraubten Kindern eine Anzahl erdrosselt, ausgeschlachtet und aufgefressen wurde. Ihr selbst sagte man, daß ihr Mann lebe und sie erwarte. Kaum hatte sie diesen wiedergefunden, als das Würgen und Schlachten in dem Schlupfwinkel der Menschenfresser in einem solchen Maße begann, daß die arme Frau ihr Haupt verhüllte, sich auf die Erde legte und laut weinte. Sie wurde gewarnt, da solches Mitleid mit den Schlachtopfern ihr eigner sicherer Tod sei, und wurde bald durch Furcht und Hunger bewogen, an den gräßlichen Mahlzeiten teilzunehmen. Aber sie war tief unglücklich über ihr Los, und auch ihr Mann betrauerte seine Lage in solchem Maße, daß er versucht war, sein Leben durch Selbstmord zu enden. Als nun bei einem Raubzuge die Menschenfresser Widerstand fanden und die Flucht ergriffen, blieb Nyakane stehen und warf Schild und Speer von sich. Er wurde erkannt und man wollte sein Leben schonen, allein er rief: „Kommt, tötet mich, ich bin auch einer der Menschenfresser!“ und hauchte mutig unter den Speerstichen seiner Landsleute sein Leben aus.

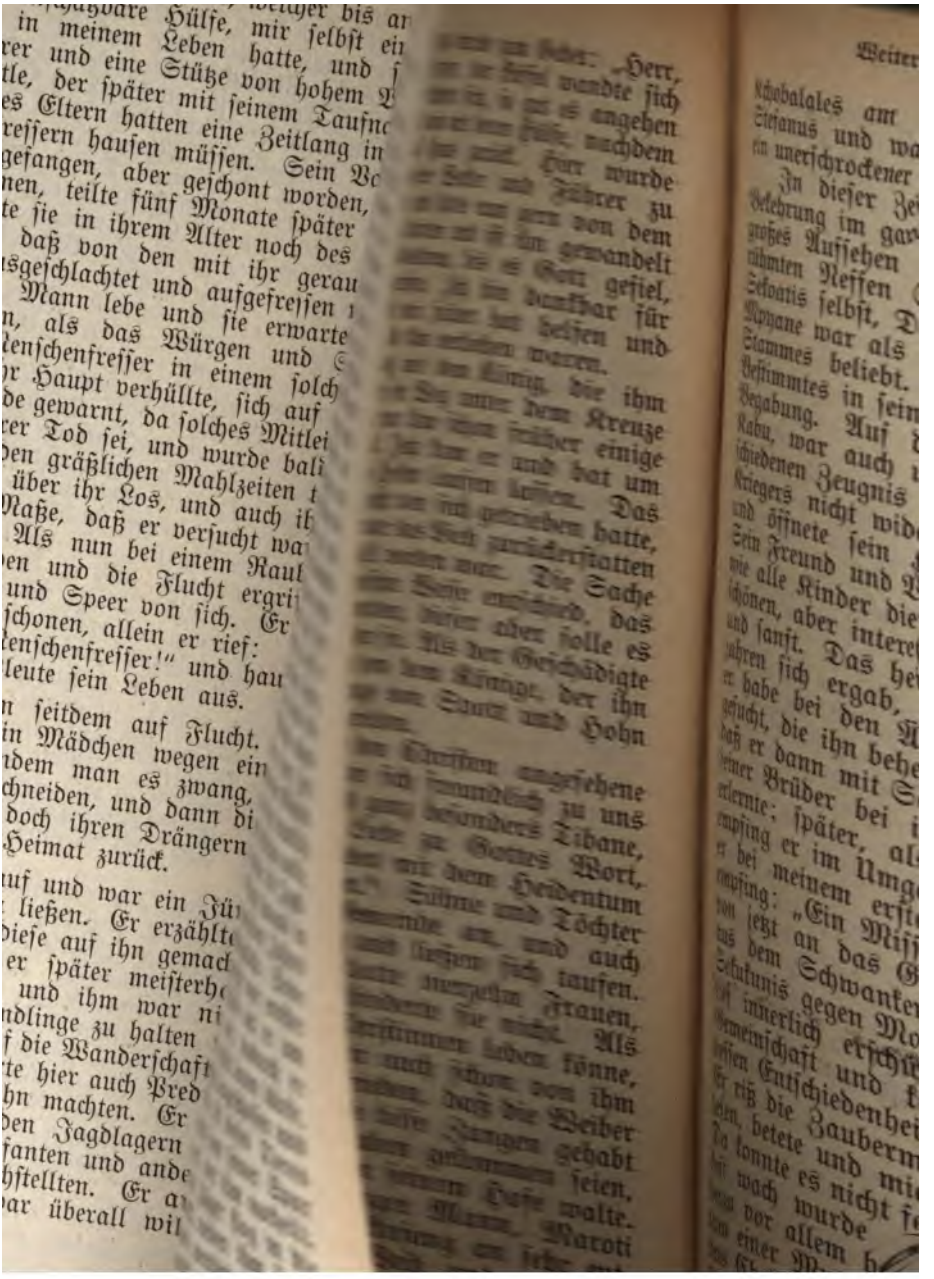
Machlocho aber sann seitdem auf Flucht. Obwohl sie Zeuge hatte sein müssen, daß ein Mädchen wegen eines Fluchtversuchs zu Tode gemartert wurde, indem man es zwang, sich selbst ein Stück Fleisch aus der Lende zu schneiden, und dann die noch Lebende weiter zerfleischte, so entfloh sie doch ihren Drängern und rettete sich und ihre beiden Kinder in ihre Heimat zurück.

Makoetle wuchs hier auf und war ein Jüngling, als die ersten Weißen sich im Lande sehen ließen. Er erzählte später viel von dem wunderbaren Eindruck, den diese auf ihn gemacht hätten. Der Schuß des Feuergewehrs, welches er später meisterhaft gebrauchen lernte, war ihm Blitz und Donner, und ihm war nicht klar, ob nicht die Kleider für das Fell der Fremdlinge zu halten seien. Sein lebendiger Geist führte ihn nun bald auf die Wanderschaft; bis nach dem Großfluß (Oranje) kam er und hörte hier auch Predigten von Missionaren, die aber keinen Eindruck auf ihn machten. Er kehrte zurück und war bald ein ständiger Gast in den Jagdlagern der Bauern, die den damals dort noch häufigen Elefanten und anderem Großwilde an den Grenzen des Bapedilandes nachstellten. Er arbeitete auch manchmal auf Bauernplätzen, denn er war überall willkommen. Ein Bauer

sagte später von ihm: „Von außen ist der Mann schwarz, ist er ein ‚Kaffer'*), aber seinem Herzen nach ist er ein weißer Mensch."

Makoetle hatte inzwischen den Gebrauch des Gewehrs erlernt und sich bald auch ein Gewehr verdient. Sein scharfes Auge, sein kräftiger, gelenkiger Körper und sein frischer, unerschrockener Mut machten ihn bald zu einem sicheren Schützen und zu einem überaus glücklichen Jäger. Er wohnte dicht am Steelpoortfluß, wo in den Gegenden, die durch die Tsetsefliege vor dem Eindringen der Weißen mit Wagen und Pferden geschützt waren, Elefanten, Rhinocerosse, Giraffen, Büffel und Antilopen sich in Menge tummelten. Wenn er auf die Jagd ausging, nahmen die Weiber ihre Tragkörbe und begleiteten ihn, denn sie konnten auf sichere Beute zählen. Sein Meisterstück machte er, als es ihm gelang, an einem Tage fünf Elefanten zu erlegen. Der Ruf seines Namens wurde über die Grenzen seines Volkes hinausgetragen. Sekukuni sah in ihm den stärksten und tapfersten Mann seines Heeres. „Wenn Feinde mich bedrohen und ich zur Flucht in eine Höhle genötigt bin, so soll zur Rechten des Eingangs Makoetle und zur Linken sein Bruder stehen und mich verteidigen," pflegte er zu sagen. Tiefere Bedürfnisse und Gedanken hatte der lebensfrohe Mann damals nicht. Fromme Bauern hatten ihn auf uns aufmerksam gemacht; er hatte geantwortet, daß seine Kinder lernen könnten, er sei dazu zu alt. Bezeichnend ist, daß er später erklärte, er habe, als er zuerst von Modimo, von Gott, hörte, geglaubt, es handle sich bei der Christenlehre nur um die Seelen der Verstorbenen, er habe aber gemeint, daß es keinem Menschen nützen könne, wenn er um diese sich bekümmere. Als ich ihn in jener Zeit einmal daraufhin anredete, wann er denn dem Heidentum den Abschied geben und zum Unterrichte kommen wolle, erhielt ich die sehr freundlich und höflich abgegebene Versicherung, daß er sich zwar bekehren wolle, daß es aber damit noch Zeit habe. Es war gerade wieder die Jagdzeit, der Winter, gekommen, und da zog es ihn mit Macht hinaus in seine liebe Wildnis am Steelpoortfluß. Im Juni desselben Jahres (1863) stand der Mann vor unserer Thür in Kchalatlolu. Seine Seite zeigte eine eben vernarbte Wunde, sein Angesicht war ernster als früher und in bescheidener, aber bestimmter Weise bat er um Aufnahme in das Katechumenat. Bald erfuhren wir, wodurch er einsehen gelernt, daß der Mensch auf seine Zeit nicht bauen dürfe, und woher die Wunde rührte. Er hatte einen Büffel angeschossen und war unvorsichtigerweise dessen Spur gefolgt. Es ist dieses Tieres Art, daß es sich, wenn es verfolgt wird, seitwärts von seiner Spur im Gebüsch verbirgt und so dem Feind auflauert, der ihm nacheilt. Ein Gebrüll, ein Sprung des Ungetüms, und der Jäger flog in die Luft. Wie tot lag er auf dem Boden ausgestreckt, neben ihm stand der Büffel, bereit ihm den Rest zu geben; dann wendete sich das Tier, entfernte sich einige Schritte, kam aber zurück, um zu sehen, ob sein Feind aufstehe; der aber lag still, und es gingen ihm wunderbare

*) Die Bauern nennen nicht nur die Xoßa und Sulu, sondern auch die Betschuanen und Baßuto „Kaffern".



Gedanken durch den Kopf. Sein Seufzen wurde zum Gebet: „Herr, rette mich!“ und Gott erhörte dies Seufzen; der Büffel wandte sich in die Büsche, und der Verwundete schleppte sich, so gut es angehen wollte, zum Lager seiner Genossen und dann mit deren Hülfe, nachdem die Heilung vorgeschritten war, nach Haus zurück. Hier wurde Martinus Sebuschane ihm ein weiterer Wecker und Führer zu Christo. Er lernte von diesem beten und hörte nun gern von dem Weg des Heils. Er hat diesen Weg betreten und ist ihn gewandelt in christlichem Mannesmut und Glaubenstreue, bis es Gott gefiel, ihn zu unserem großen Schmerz abzurufen. Ich bin dankbar für jedes Jahr, welches mein lieber Jakob mir später hat helfen und dienen dürfen mit den schönen Gaben, die ihm verliehen waren.

Makoetle hatte bald eine Begegnung mit dem König, die ihm zeigen sollte, daß der Weg des Christen ein Weg unter dem Kreuze ist. Seine zweite Frau verließ ihn, sie war ihm schon früher einige Male entlaufen, er hatte sie zurückgeholt. Jetzt kam er und bat um unseren Rat; dieser lautete, er solle die Heidin laufen lassen. Das that er nun auch, da er aber das Weib nicht von sich getrieben hatte, entstand die Rechtsfrage, ob der Schwiegervater das Vieh zurückerstatten solle, welches für die Tochter an ihn gezahlt worden war. Die Sache kam vor Sekukuni, welcher in echt afrikanischer Weise entschied, das Vieh müsse dem Makoetle zurückgegeben werden, dieser aber solle es ihm ausliefern, weil er ein Gläubiger geworden sei. Als der Geschädigte dagegen etwas zu sagen wagte, wurde er von dem Könige, der ihn bisher so hoch geehrt hatte, mit einer Lauge von Spott und Hohn übergossen und von der Moschate hinweggetrieben.

Auch in der Hauptstadt waren unter den Christen angesehene Männer. Manche der alten Minister stellten sich freundlich zu uns und zu den Christen, unter ihnen Mukir, und ganz besonders Tibane, welcher im Herzen ein Christ war, voller Liebe zu Gottes Wort, aber trotzdem nicht wagte, offen und entschieden mit dem Heidentum zu brechen und seinen Glauben frei zu bekennen.*) Söhne und Töchter dieser angesehenen Leute schlossen sich der Gemeinde an, und auch unter ihren Frauen wurden manche gläubig und ließen sich taufen. Ein alter Geheimrat Sekoatis, Kchobalale, hatte vierzehn Frauen, von diesen bekehrten sich drei, und der Alte hinderte sie nicht. Als Sekukuni ihn fragte, wie er denn mit den Christinnen leben könne, gab er ihm dieselbe Antwort, deren Inhalt wir auch schon von ihm vernommen hatten; er sagte, er sei froh und zufrieden, daß die Weiber Christinnen geworden wären. Früher hätten sie böse Zungen gehabt und Zank und Streit geliebt, seit sie zum Glauben gekommen seien, wären sie still und sanft, so daß nun Frieden in seinem Hofe walte.

Von seiner Sippe wandte sich auch ein junger Mann, Maroti mit Namen, dem Evangelium zu. Er war von Anfang an sehr entschieden, ernst und fest. Mit ihm eins war sein Weib, und auch sein Vater war dem Reiche Gottes nicht fern. Er wurde mit den Weibern

*) Dieser Mann ist im August des Jahres 1885 durch Missionar Winter getauft worden.

Kchobalales am 14. November 1863 getauft, erhielt den Namen Stefanus und war bald wie sein Namensbruder in der Apostelzeit ein unerschrockener Zeuge der Wahrheit unter seinem Volk.

In dieser Zeit wurden auch zwei junge Leute erweckt, deren Bekehrung im ganzen Lande und über die Grenzen des Landes hinaus großes Aufsehen machte. Der eine war Mpyane, Sohn eines berühmten Neffen Sekoatis, der Kchawe hieß, und dann ein Sohn Sekoatis selbst, Dinkoanyane, der spätere Häuptling von Botschabelo. Mpyane war als kriegstüchtiger Anführer bei den jungen Leuten des Stammes beliebt. Er hatte einen festen Willen und deshalb etwas Bestimmtes in seinem Auftreten, sonst war er nicht von hervorragender Begabung. Auf dem Dorfe seines Oheims, des alten Häuptlings Kabu, war auch unseres Jakob Mantladi Hof, und dem festen entschiedenen Zeugnis dieses treuen Mannes konnte das Herz des jungen Kriegers nicht widerstehen, er wandte sich langsam dem Glauben zu und öffnete sein Herz den christlichen Einflüssen mehr und mehr. Sein Freund und Vetter Dinkoanyane war ein rechter Sohn Sekoatis, wie alle Kinder dieses Königs von hellerer Hautfarbe und nicht eben schönen, aber interessanten Gesichtszügen. Sein Charakter war weich und sanft. Das heidnische Unzuchtsleben, dem er in seinen Jünglingsjahren sich ergab, fühlte er wie eine Last, so daß er später erzählte, er habe bei den Ärzten, freilich vergeblich, Hülfe gegen die Lüste gesucht, die ihn beherrschten. Es war eine wunderbare Fügung Gottes, daß er dann mit Sebuschane näher bekannt wurde, als er mit etlichen seiner Brüder bei ihm die Kunst des Wahrsagens aus den Würfeln erlernte; später, als sein Lehrer sich dem Evangelium zuwendete, empfing er im Umgange mit ihm alsbald ernste Eindrücke; denn als er bei meinem ersten Erscheinen auf der Hauptstadt die Botschaft empfing: „Ein Missionar ist gekommen!" nahm er sich ernstlich vor, von jetzt an das Gebet zu üben. Es blieb aber beim Wollen, und aus dem Schwanken kam er nicht heraus, bis er auf dem Zuge Sekukunis gegen Mochoete beim Anblick der vielen Leichen Erschlagener tief innerlich erschüttert wurde. Er suchte seines Vetters Mpyane Gemeinschaft und kam so auch in nähere Berührung mit Mantladi, dessen Entschiedenheit auch ihn ermunterte, endlich Ernst zu machen. Er riß die Zaubermittel von seinem Halse, entsagte dem Bier, lernte lesen, betete und mied heidnische, wilde Vergnügungen und Gespräche. Da konnte es nicht fehlen, daß seines königlichen Bruders Aufmerksamkeit wach wurde und dessen Zorn sich auf ihn richtete. Es trug dazu vor allem bei, daß der rechte, ältere Bruder Dinkoanyanes, mit ihm einer Mutter Kind, Maschupye mit Namen, an Feindschaft gegen das Christentum Sekukuni selbst nichts nachgab, ja diesen zu solcher Feindschaft immer aufs neue entflammte. Er hatte nun manchen Wutausbruch des Königs auszuhalten. Einmal wurde er beschuldigt, er hätte Sekoati durch Zauberei getötet, ein andermal drohte man, ihm seine Frau Molate zu nehmen.*) Treu und fest bekannte

*) Wir freuten uns seiner Standhaftigkeit und freuten uns noch mehr, als er im *November 1862, in welcher* Zeit wir die Hauptstadt wieder einmal besuchten, mit

er von nun an seinen Glauben und war dem Sebuschane ein Beschützer, soweit er dies sein konnte. Bei einigen Gelegenheiten suchten die Heiden diesen mutigen Christen zu töten, so bei einer Jagd, welche zu diesem Zwecke unternommen war. Vielleicht war es Dinkoanyanes Gegenwart, welche damals die bösen Geister in Banden hielt.

Als das Toben und Schelten nicht half, verfiel der König auf die List, andere Wege einzuschlagen, um seinen Zweck zu erreichen. Auch andere Heiden hatten es bereits als ihre Erfahrung ausgesprochen, daß man solche, die vom Glauben durch Strenge nicht abwendig zu machen seien, manchmal leichter dadurch überwinde, daß man ihnen viel Liebe und Freundlichkeit beweise und sie unvermerkt wieder in heidnisches Leben hineinziehe. Sekukuni versuchte unter dem Vorwande, er sei krank, Dinkoanyane zu bewegen, die Zauberwürfel wegen eines Heilmittels zu befragen. Als der junge Mann dieser Versuchung widerstand, mußte ein junges üppiges Weib des Königs ihn rufen und ihm eröffnen, sie sei nach ihres Herren Willen bestimmt, ihm zu dienen und sein Weib zu sein. Der Verführungskunst des Weibes erlag er, da auch seine eigene Mutter in ihn drang, er solle durch seine Hartköpfigkeit nicht noch sie selbst und seinen Bruder in Gefahr bringen.

Der Arme fühlte sich nicht wohl in den Umstrickungen des Heidentums. Voller Scham mied er den Verkehr mit den Gläubigen, aber wie diese und wie wir um ihn klagten, so klagte in ihm sein eigenes Herz und klagte ihn an. Er hatte schon zuviel geschmeckt von dem Frieden, der höher ist, als alles Verständnis, welchen die Welt dem Menschen wohl rauben, aber den sie durch nichts ersetzen kann; so konnte er sich nicht mehr wohl fühlen bei den Fleischtöpfen des Heidentums. Ich reiste nach Natal, aber dem Missionar Nachtigal ließ er sagen, als er sich nach ihm erkundigte: „Frage nicht, wie es mir geht, ich gehöre nicht mehr zu euch. Ich bin müde und bange geworden, ich bete nicht mehr! Ich war ein Mensch, jetzt gleiche ich einem Tier, ich bin wie ein Steinlein, ein Hälmchen Gras, ich bin nichts mehr. Ich bin kein Mensch!“ In dieser Zeit wurde sein Vetter Mpyane getauft, er erwählte den Namen des alttestamentlichen Helden David. Trotz seines Falles hatte Dinkoanyane doch das Lesen des Neuen Testamentes nicht aufgeben können, und als er jetzt sah, wie andere das Ziel erreichten, dem er schon nahe gewesen war, daß sie die heilige Taufe empfingen und er dahinten blieb, da raffte er sich auf und bekannte seine Sünde vor Gott und Menschen. Er bat den Missionar, der ihn besuchte, um Rat und Trost, that Buße und wurde wieder unter die Zahl der Katechumenen aufgenommen.

Dies geschah im November 1863. Eine schwere Zeit der Anfechtung war über die kleine Christengemeinde hereingebrochen, denn

---

seinen Freunden Kchatlang und Kchole sich zum Katechumenat meldete. „Ich muß euch bekennen,“ sprach er, „daß ich ein krankes Herz habe und glaube. Ich wohne fern von euch und kann Gottes Wort nicht hören. Ihr seid nun heute hier, saget mir das Wort des Herrn.“ Sekukuni gab ihm gleich darauf einen Auftrag, der ihn in die Gegend von Kchalatlolu führte; da kam er zu uns und nahm an den Gottesdiensten mit *Freuden teil.*

der König wurde immer entschiedener in seiner Feindschaft. Bald durften wir nur noch verstohlen oder durch gläubige Eingeborene mit seinem Bruder und anderen suchenden Seelen seines Hofes verkehren. So mußte auch Dinkoanyanes Taufe im Verborgenen stattfinden. Als ich im Anfang des Jahres 1864 die Hauptstadt häufiger besuchte, richtete ich an ihn bei einem Begegnen schnell die Frage, ob er noch fest im Glauben stehe, und fragte dann: „Willst du getauft sein?“ Auf die unter freudigem, erregtem Zittern gegebene zustimmende Antwort bestellte ich ihn nach des Sebuschane Haus, wo am Mittag, zu welcher Zeit wegen der brennenden Hitze die Leute meist in den Häusern ruhten, ein geheimer Gottesdienst gehalten werden sollte. Hier erwartete ich ihn mit der kleinen Gemeinde, die sich hatte versammeln können. Ich taufte ein Weib und ein Kind und dann den lieben Königssohn, der sich den Namen Johannes erwählt hatte. Am Abend feierten wir dort mit vierzehn Kommunikanten das heilige Abendmahl. Wir durften nicht singen, und die Leute schlichen in der Dunkelheit herbei. So ist ihm das Kreuz bei seiner Taufe als Angebinde beigelegt worden. Er hat aber als ein rechter Johannes die Liebe zu dem Herrn sich treu bewahrt bis an sein Ende.

Dinkoanyane war es nicht allein, der aus der engeren Umgebung des Königs zum Glauben kam. Sekukuni hatte nach afrikanischer Sitte seines Vaters Weiber geerbt, und manche von diesen wurde von der Bewegung ergriffen, die so viele ihrer Volksgenossen und besonders so viele ihres Geschlechtes erfaßt hatte. Eine der vornehmsten unter den Weibern des Königshofes war Tlakale, Tochter des Unterhäuptlings Moreoane, welcher in einer Zeit, da ein Nebenbuhler ihn bedrängte, dadurch sich dessen Gunst erkauft hatte, daß er das Kind Sekoati zur Frau gab. Sekoati war schon alt und gab das schöne junge Weib seinem Liebling Mampuru. Indessen starb der König, und Sekukuni bekam dadurch auch die Tlakale in seine Gewalt. Sie kam mit den Christen der Hauptstadt in Berührung und wurde mit zwei anderen Weibern Sekoatis, der Motlakudischi und Modikischeng, gläubig an den Herrn. Im Dezember 1862 meldeten sich diese drei zum Eintritt in das Katechumenat. Sie konnten mit Bewilligung Sekukunis indessen nur einige wenige Male nach Kchalatlolu kommen; denn die Zeiten, wo der König die Laune hatte, sich freundlich oder auch nur weniger feindlich gegen das Evangelium zu zeigen, stellten sich bald immer seltener ein. Die armen Weiber hatten aber einen Halt an Dinkoanyane und einigen christlichen Frauen der Hauptstadt, welche vornehmen Geschlechts waren, mit denen sie also, ohne Aufsehen zu machen, verkehren konnten.

Tlakale hatte noch die Freude, daß ihr Vater Moreoane sich bei uns zum Unterrichte meldete. Sie hatte dem alten, gutmütigen Manne scharf ins Gewissen geredet. Er kam im Juli 1863 und zeigte Heilsverlangen. Indes ging es mit ihm nach dem Worte des Herrn: „Wenn sich Trübsal oder Verfolgung erhebt, so ärgert er sich bald.“ Er ist Heide geblieben, aber von den Leuten seiner Umgebung, die mit ihm gekommen waren, blieb mancher treu und wurde früher oder *später getauft.*

Auch Kinder von Heiden blieben damals nicht unberührt von ernsten Eindrücken. Im September 1863 kam ein zehnjähriger Knabe, Schanke mit Namen, von der Hauptstadt nach der Station. Er hatte sich daheim zu dem Gottesdienst, den Martinus Sebuschane hielt, hingeschlichen und war dafür von seinem Vater mit einer Tracht Prügel bestraft worden: „Der Stock soll dein Sonntag sein, nicht der Missionare Wort.“ Der Knabe aber blieb treu, begab sich später bei Missionar Knothe in Dienst, der ihn annahm, weil er sah, wie gern er bei ihm bleiben wollte. Doch auch hier noch verfolgte ihn des Vaters Wut. „Nur mit Beben“, erzählt Knothe, „überschritt er die Kirchenschwelle oder nahm er die Schiefertafel zur Hand. In der Verfolgungszeit, im Jahre 1865, wurde der liebe Knabe von dem Vater gegen seinen Willen zu der berüchtigten Koma geschleppt. Hier ist er ermordet worden; wie manche glauben, wurde er durch Steinwürfe getötet, wenn er nicht eines noch schrecklicheren Todes gestorben ist.

Häufig waren Träume das Mittel, durch welches angeregte Heiden zur Entschiedenheit gedrängt wurden. Während die Leute äußerlich ruhig schienen, so daß Gefühlsausbrüche ungesunder Art, Schreien und Schluchzen beim Anhören der Predigt und beim Gebet, niemals vorkamen, so zeugten doch diese Träume davon, wie tief bei vielen die Bewegung ging, in welche ihr Herz durch das Ringen mit der alten heidnischen Finsternis hineingezogen war. Es muß ein furchtbarer Kampf sein, den ein Heide in einem richtigen afrikanischen Heidenlande durchzukämpfen hat, wenn er Christ werden will. Das Heidentum hält ihn auf Schritt und Tritt mit Banden fest, die schier unzerreißbar erscheinen. Die Gebräuche der Zauberei soll er mitmachen, auch wenn er selbst daran nicht mehr glaubt; der König befiehlt es, denn davon, daß jeder sich ihnen unterwirft, hängt des Landes Wohl und Wehe ab. Wer sich absondert und zurückhält, wird des Landes Fluch. Seine eigenen Anverwandten scheuen sich vor ihm als einem Unreinen, wenn er sich den bei manchen Gelegenheiten, z. B. bei Todesfällen, unerläßlichen Zeremonien der Reinigung nicht unterwirft. In seinem Dorfe fühlt er sich weder auf der Straße, noch auf dem Anger mehr wohl. Da stehen und sitzen seine früheren Genossen, führen wilde, unflätige, unzüchtige Reden und verspotten gelegentlich, was ihm heilig ist. Die eigenen Eltern fluchen ihm vielleicht, weil durch ihn auch sie in Verruf und Gefahr kommen, und wenn er das Glück hat, ein christlich Ehegemahl zu haben, so müssen Mann und Weib mit Furcht der Zeit gedenken, in welcher die Heiden ihre Kinder reklamieren und zu ihren wüsten Koma-Orgien schleppen werden. Daß trotz solcher Anfechtungen immer wieder in afrikanisch-heidnischen Ländern Christengemeinden gesammelt worden sind und noch gesammelt werden, zeugt von der Macht und Kraft des göttlichen Wortes, zeugt aber auch davon, daß bei den Afrikanern ein so fruchtbarer, tiefer Boden für die Wahrheit des Christentums zu finden ist, wie man früher nicht erwartet hatte. Diesen Schwarzen wohnt ein Mut und eine Stärke inne, den einmal gefundenen Schatz

festzuhalten, der zu den schönsten Hoffnungen für ihre weitere Entwickelung berechtigt.

Als Ausdruck der tiefen inneren Kämpfe, welche die Bekehrten durchzumachen hatten, sehe ich die Träume an, welche sich bei den Suchenden und Schwankenden so regelmäßig einstellten, daß Podumo einmal nach beendetem Unterricht uns vor den anderen Katechumenen fragte, wie er es zu deuten habe, daß er noch nicht geträumt habe, er suche doch Gott aufrichtig und bete viel. Der Inhalt der Träume war nach unserer Anschauung oft nichtssagend, aber die Leute hatten ein anderes Gefühl dafür und erhielten häufig durch sie bleibende Eindrücke. Manche glaubten, im Traume den Herrn gesehen und Befehl von ihm empfangen zu haben. So eine liebe Frau Makubu. Sie träumte, daß der Herr bei ihr stehe und spreche: „Makubu, du betest, aber du thust es nicht mit ganzem Ernst. Suche mich mit ganzer Seele!“ Dann träumte sie, daß der Herr sie strafe, weil sie eines ihrer Kinder als Heidin das Kind des Zauberers N. N. genannt hatte, und hörte die Mahnung: „Auch dies Kind ist mein Kind, und wenn du wieder einen Sohn gebierst, so mußt du mir den ganz zum Eigentum geben.“ Das Söhnlein, welches ihr bald darauf geschenkt wurde, starb kurze Zeit nach seiner Geburt.

Eine andere Frau kam und klagte, sie sei krank; denn sie träume jede Nacht, daß der Teufel ihre Kinder von ihr fordere; die gehörten ihm; sie streite dann mit ihm und sage: „Nein, Satan, du lügst, meine Kinder sind des Herrn Kinder.“

Modikischeng, jene vorhergenannte Frau Sekukunis, erzählte, sie sei im Garten gerufen worden, habe aber niemanden gesehen, und als sie voller Schrecken nach Hause gegangen sei, hätte sie in der Nacht geträumt, daß sie mit Namen gerufen werde. Sie habe geantwortet: „Hier bin ich, Herr, ich höre“ und habe die Worte vernommen: „Modikischeng, bete fleißig und stehe im Glauben fest.“ Sie habe dann aufgeschaut und am Himmel ein großes Licht gesehen.

Ein Jüngling, der, obwohl er angefaßt war, dennoch nicht dazu kommen konnte, sich mit Ernst vom Heidentume loszureißen, erzählte einem Katechumenen folgenden Traum: „Ich träumte, daß ich gestorben war, und meine Seele wurde hinauf gen Himmel getragen. Dort hörte ich eine Stimme, die sprach: „Du weigerst dich, Gottes Wort anzunehmen und sprichst: ‚Es ist kein Gott‘. Schau durch dieses Loch, und du wirst sehen, daß du geirrt hast.“ Ich schaute durch die Öffnung, und siehe, der Raum dahinter erweiterte sich gewaltig, und am Ende des Raumes sah ich ein Licht, heller und blendender als die Sonne, so daß ich zurücktreten mußte; denn solchen Glanz konnten meine Augen nicht ertragen.“ Dieser Mann ist bald danach gestorben.

Strenge Abkehr von dem Heidentum, überwacht von der gesammelten Christen- und Katechumenengemeinde, Verlangen nach Christo und dem in ihm erschienenen Heil, welches sich in fleißiger Übung des Gebets und in Hunger nach dem göttlichen Wort aussprach, Liebe zu denen, die den schmalen Weg gefunden hatten und Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit gegen uns Missionare, die oft in rührender Weise zum Ausdruck kam, das waren die Gnadengaben,

welche Gott nicht wenigen Erweckten dieses Volkes verlieh. Eine Zeit der Gnadenheimsuchung Gottes erlebte das Bapediland in jenen Jahren, an welche wir, die wir solche Wunder Gottes schauen durften, zeitlebens mit demütigem Dank zurückdenken werden, mit Dank dafür, daß wir berufen waren, solchen Leuten mit den Gnadengaben unseres Gottes zu dienen. Die Heiden waren gegen uns persönlich in der Regel äußerst höflich, ja auch zuvorkommend. Erst später wurde dies anders, als Sekukuni sich feindlich gegen uns stellte. Gegen das Wort Gottes verhielt man sich vielfach gleichgültig und unthätig; aber Lästerungen des christlichen Glaubens wurden auch hinter unserem Rücken nicht häufig gehört. Merkwürdig war, daß während einer Dürre, die gerade im ersten Jahre unserer Anwesenheit das Volk heimsuchte, Sekukuni selbst, dann seine Tante Lekcholane, dann auch andere Häuptlinge mit der Bitte zu uns schickten, wir möchten doch Gott um Regen bitten. Sekukuni hat jedenfalls dabei nicht unterlassen, seine Regenmedizinen anzuwenden, hat also nach dem Grundsatze dabei gehandelt, daß, wenn unser Gebet nichts helfe, es wohl auch nicht schaden könne. Gott gab mehrmals Regen als Antwort auf das Gebet der kleinen Christenschar, die ihm inmitten der heidnischen Finsternis treulich diente, und mancher Heide wurde dadurch bewogen, dem Herrn die Ehre zu geben. Auch ging ein Aufmerken auf unser Wort durch weitere Kreise des Volkes, als wir eine bedeutende Verfinsterung des Mondes nach unserem Kalender vorausgesagt hatten. Als unsere Vorhersage sich erfüllt hatte, sagte Sekukuni am Morgenfeuer zu seinen Leuten: „Heute schwatzen die Weiber und erzählen sich zitternd, daß der Missionare Wort wahr geworden ist.“ Er wußte es, daß die Weißen solche Himmelserscheinungen berechnen können. In Bezug auf die Weiber hatte er recht, sie nahmen regeren Anteil an unserer Arbeit und an unserem Wort, als die Männer. Als ich diese einst darauf aufmerksam machte, erhielt ich die Antwort: „Die Weiber sind dem Evangelium freundlich gesinnt, denn sie freuen sich, daß es die Polygamie verdammt und abschafft.“

Gegen Ende August des Jahres 1861 waren wir, Missionar Nachtigal und ich, auf Kchalatlolu angekommen; im Mai 1864 verließ ich den lieben Platz, um bei der Hauptstadt eine neue Station anzulegen. Wir hatten in brüderlicher Eintracht miteinander gearbeitet. Zur Aufnahme in die Zahl der Katechumenen hatten sich bei uns während dieser Zeit 242 heidnische Männer und Frauen, die im Lande hin und her zerstreut wohnten, gemeldet; aus ihrer Zahl hatten wir 74 Erwachsene taufen können. Wahrlich ein Ernten, wie es Missionaren beim Anfang ihrer Arbeit unter einem Heidenvolke nur selten zu teil geworden ist.

Neuntes Kapitel.

Krieg und Kriegsgeschrei.

Für das Transvaalland und besonders auch für unser Bapedivolk war die Zeit des Friedens noch nicht gekommen. Das Volk war wieder erstarkt; durch zähe Ausdauer war erreicht worden, daß etwa die Hälfte aller zum Kriege tauglichen Männer mit Gewehren bewaffnet war. Die jüngeren Leute hatten aber ihre Kraft noch in keinem ernsteren Kampfe erprobt, und Sekukuni selbst war ehrgeizig, habsüchtig und voller Herrschbegierde; so konnte es nicht fehlen, daß bald Unruhen und Verwickelungen mit den Nachbarn ausbrachen. Die ersten Unruhen fanden innerhalb der königlichen Familie statt. Wenige Wochen nach Antritt der Herrschaft wußte Sekukuni seinen alten Oheim Seboni zu einem Besuch auf der Hauptstadt zu bewegen. Dort wurde er meuchlings ermordet. Ein Mann mußte sich dem im Gespräch mit einem ins Geheimnis gezogenen Genossen begriffenen Schlachtopfer mit dem Gewehre nähern, den andern fragend, was wohl am Schloß in Unordnung sein könne, und dann den Alten plötzlich erschießen. Sekoati habe ihm diese That vor seinem Tode geboten, ließ der König den Häuptlingen sagen. Von Sebonis Dorf tötete man dann durch schnellen Überfall acht Männer und sieben Knaben, schonte aber Weiber und kleinere Kinder. Man fürchtet in solchem Falle die Rache der überlebenden Verwandten, besonders fürchtet man ihre Flucht zu feindlichen Nachbarstämmen, weil sie denen bei ihren Einfällen als Spione und Führer dienen können. Unser Nachbar und Freund Mametsi war ein Neffe des Ermordeten und wurde zusehends blaß und mager, denn er fürchtete, daß nun auch ihm bald der Prozeß gemacht werden würde. Er bat uns, doch Sekukuni zum Guten zu beeinflussen, damit er nicht mehr morde. Von den älteren Anverwandten Sekoatis, welche alle fürchteten, ein gleiches Schicksal wie Seboni zu haben, floh bald der berühmte Krieger Mojalludi und suchte in den Bergen der Matebelen von Mapoch einen Schlupfwinkel.

Er hatte nur dreizehn Männer bei sich, wagte aber dennoch einen Überfall. Nächtlicherweile mordete er die fünf Wächter eines Viehplatzes*) und trieb das Vieh in seine Berge. Das Kriegsgeschrei**) ertönte, und die Leute der nächsten Dörfer jagten dem Räuber die

*) „Viehplatz" nennt man den Ort, wo Weiße oder Eingeborene ihren Herden um guter Weide willen einen zeitweiligen Aufenthalt gönnen, Hürden, Kraale genannt, werden durch Hecken von aufgeschichteten Mimosenzweigen umgrenzt, in denen das Vieh des Nachts, und einige Hütten errichtet man dabei, in denen Wächter schlafen.

**) Das Kriegsgeschrei erhebt der, welcher zuerst die Feinde sieht. Die Hände werden trichterförmig vor den Mund gehalten, und der Kehle entfahren gellende Laute, die man weithin vernimmt. Wer das Geschrei hört, giebt es weiter. So kann in kurzer Zeit das ganze Land alarmiert sein.

Beute wieder ab. Mampuru überfiel tags darauf mit junger Mannschaft von der Hauptstadt das Dörflein, in welchem der Bruder und der Oheim des Mojalludi im Lolugebirge ruhig wohnten, und tötete sie, da man fürchtete, sie würden sich zu den Feinden schlagen. Aber bald kam es zwischen Mampuru selbst und seinem königlichen Bruder zu Mißhelligkeiten sehr ernster Art. Mampuru war bei dem Volke sehr beliebt; er war ein stattlicher Mann, der sich gern in einem aus dem Fell eines mächtigen Löwen hergestellten prächtigen Mantel sehen ließ. Auch war er freundlich und gerecht, und es war bekannt, daß er seines Vaters Sekoati besonderer Liebling gewesen war. Ihm hingen besonders die Männer reiferen Alters an, die mit ihm durch die Koma gegangen waren. Schon dadurch mußte Sekukunis Eifersucht erweckt werden. Es fand sich bald ein bestimmter Fall, an welchem der Streit der Brüder sich so entzündete, daß er zur offenen Flamme wurde. Tlakale, die Tochter Moreoanes, war von Sekoati vor Jahren dem Mampuru gegeben worden. Sekukuni forderte sie nach dem Erbrecht zurück als ein ihm gehörendes Weib. Zu uns hatte der jüngere Bruder sich freundlich gestellt und hatte vielleicht darauf gehofft, daß er bei uns Unterstützung finden würde; denn als er mit einem Häuflein von vierzehn Anhängern am 16. Juni 1882 von Moßecho floh, erwählte er eine Höhle als Zufluchtsort, die nur eine Stunde von unserer Station entfernt im Gebirge lag. Heerhaufen zogen von allen Seiten heran, um ihn hier zu belagern, aber die Tante der streitenden Brüder, die alte Lekcholane, legte sich ins Mittel, sie rief die Krieger der ihr unterstehenden Dörfer zurück und ließ zugleich den Ausgewiesenen zu sich bescheiden. Dieser folgte dem Ruf, sein Weg führte ihn bei unserem Hause vorbei, er war geleitet von den Abgesandten Lekcholanes und begleitet von seinen Leidensgenossen. Gelitten hatte er, das sah man ihm an. Die Angst um sein Leben, der Hunger und die feuchte Luft der Höhle, in welcher er drei Tage gesessen hatte, hatten das Ihre gethan, um ihn herunterzubringen. Als wir ihm erklärten, wie leid uns sein gewagter Schritt thue, antwortete er nur: „Mein Vater lebt nicht mehr, ich gehe zu meiner Tante; Sekukuni mag mir nun sagen, wo ich wohnen soll.“ Drei unserer Katechumenen waren unter seinem Anhange, die erklärten, sie hätten von Empörung nichts gewußt, Mampuru sei ihr Herr, so wären sie seinen Weisungen gefolgt.

Am 19. in der Frühe hörte man im Lolu Gewehrfeuer. Einige Anverwandte des armen Flüchtlings hatten sich zu ihm in die Höhle begeben wollen, dort waren sie von Leuten Sekukunis angegriffen und die meisten von ihnen getötet worden. Während der Bewegung, die hierdurch entstand, ritt ich fort nach der Hauptstadt; denn wir hatten beschlossen, für Mampuru und sein Volk ein Gnadengesuch einzulegen. Sekukuni hatte uns sagen lassen, daß er sein ganzes Herr zusammenziehe; da konnten wir möglicherweise noch schweres Unheil verhüten. In der Hauptstadt traf ein Heerhaufen nach dem andern ein. Viele der Krieger hatten Gewehre, andere führten noch Schild, Speer und Streitaxt. Die Bapedi kennen nur Bürgeraufgebot. Sie *haben kein stehendes Heer, wie* die Sulu- und Swasistämme. Infolge-

dessen bilden die Männer Heerhaufen je nach den Ortschaften, in denen sie wohnen. Ältere und jüngere Leute marschieren ohne Ordnung neben einander, ebenso fehlt jede Spur einheitlicher Bewaffnung oder von Abzeichen, durch welche man die einzelnen Haufen von einander unterscheiden könnte. Ein Baßutoheer kann wohl durch seine Größe imponieren, aber genau besehen ist es ein Haufe „Landsturm", dem jedes festere Gefüge abgeht, der also im offenen Felde dem Angriff disciplinierter Scharen niemals standhalten kann. Neben oder hinter dem Anführer, oder wenn deren mehrere sind, hinter jedem von ihnen, geht ein Standartenträger, welcher die aus schwarzen Straußenfedern hergestellte Standarte, die Sefoka, wörtlich „Wedel", trägt, die er gelegentlich über dem Haupte seines Herrn schwingt. Mampuru hatte die Sefoka seines Großvaters Tulare in seinem Besitz, welche als nationales Heiligtum hoch geehrt wurde. Sekukuni fand ich mit seiner Mutter vor deren Hause beim Biertopf sitzen. Auf den Zäunen und Rohrwänden ringsumher hingen Decken und Stücke bunten und blauen Zeuges in größter Menge; lange Streifen von noch aneinander hängenden bunten Taschentüchern fielen besonders auf. Diese Herrlichkeiten waren für die Ausrüstung und den Ausputz der jungen Krieger, die zur näheren Umgebung des Königs gehörten, bestimmt. Auch ein Haufen alter Musketen lag da, von denen manche den dreißigjährigen Krieg mitgemacht haben mochten. Der König hatte seine Arsenale geöffnet, doch war nur Dürftiges zum Vorschein gekommen.

Ich sagte ihm nun, ich sei gekommen, um für Mampuru und dessen Leute um Gnade zu bitten. Das Bier aber hatte seinen Zornesmut angefacht. Er wies auf die vielen Decken und bunten Zeuge und sagte, so viele Güter müsse der bezahlen, der für diese seine Feinde bitten wolle. Da redete ich ihm freundlich zu, Gott habe den Bürgerkrieg bisher verhütet und sei ihm gnädig gewesen, er möge nun auch barmherzig sein und Gnade üben, fand aber, wie es schien, kein Gehör, obwohl seine Mutter mich durch freundliche Blicke zu weiterer Fürsprache ermunterte. Als ich aber am andern Morgen meine Bitte noch einmal wiederholte, antwortete er freundlicher, ich könne ruhig sein, ich wisse doch, daß sein Herz mit dem Herzen seiner Missionare eins sei. Bald ertönten die Kriegshörner*), und die Heerhaufen stiegen singend den Berg hinab. Über dem König, der sich in der Mitte befand, wehten etwa fünfzehn Straußenfederstandarten; als Königsstandarten waren sie nicht nur aus schwarzen, sondern auch aus langen, weißen Federn hergestellt; um den König waren die Krieger der Hauptstadt geschart. Viel Ordnung war in dem Heereszuge nicht zu bemerken. Ein Haufe von Jünglingen bildete die Spitze; voran trug ein junger Bruder Sekukunis die Tupa, eine mit Zaubermedizin bestrichene Rute, das Palladium des Heeres. Mit ihr zeigt der Träger die Richtung an, in welcher marschiert wird.

*) Diese Hörner heißen Palafala, weil sie aus den Hörnern der Palafala-Antilope (das *ist die schwarzweiße Antilope*) gemacht sind. Sie sind zwei bis zwei *und einen halben Fuß lang* und geben weithin hörbare dumpfe Töne.

Wird diese Rute zerbrochen oder verloren, so bedeutet das großes Unheil, und das Heer kehrt heim.*) Das Zentrum bildeten die eigentlichen Bapedi, seitwärts zogen Haufen von Hilfsvölkern; das ganze Heer zusammen zählte beim Auszuge 5—6000 Mann.

In Kchalatlolu, wohin ich zurückgekehrt war, hörten wir bald, daß das Heer in der Nähe von Lekcholanes Stadt, wo Mampuru weilte, angekommen war. Die alte Frau hatte ihren Neffen kräftig und wirkungsvoll in Schutz genommen, und Sekukuni hatte sich begnügt, seinen Bruder und dessen Leute damit zu strafen, daß er ihnen Vieh, Waffen, Decken, kurz alles Eigentum fortgenommen hatte. Auch aus den bei der Station liegenden Dörfern waren alle Männer zum Heere gezogen, nur Greise, Weiber und Kinder waren daheim geblieben und harrten mit Angst, wohin das Wetter sich entladen werde. Auch wir begaben uns nach dem Feldlager, welches an und auf einigen Felsenhügeln errichtet war. Jeder zusammengehörige Haufe hatte sich einen Ort möglichst geebnet und mit Büschen und Felsstücken umzäunt; an dieser Umzäunung standen und hingen die Waffen, innerhalb lagerten die Leute an einem langen, großen Wachtfeuer. Immer noch traf neuer Zuzug ein. So zog ein Heerhaufe von Machakal, einer Stadt, die nördlich vom Elefantenfluß liegt, in das Lager. Es waren achthundert Mann, von denen viele noch mit Bogen und Pfeil bewaffnet waren. Uns Missionaren begegnete man mit großer Ehrerbietung. Die höflichen Grüße „tama Sebata“ „sei gegrüßt, reißendes Tier“, und der Ruf „Tao etona“ „starker Löwe“ wurden uns gegenüber nicht gespart. Freund Mametsi ließ uns bitten, bei seinem Feuer zu kampieren, aber man wies uns unsern Ort dicht bei Sekukunis Standplatz an. Als die Dunkelheit hereingebrochen war, gewährte das Ganze einen wunderbaren, aufregenden Anblick. Um die lodernden Feuer bewegten sich allerorts die phantastisch ausgeputzten Gestalten der schwarzen Krieger. Man tötete Schlachtochsen durch Schüsse, hörte aber diese nicht durch das Getöse der Tausende, von denen nur wenige nicht etwas zu rufen, zu sagen oder zu belachen hatten. Zwei Ochsen, welche scheu geworden waren und ausbrachen, wurden von jungen Leuten verfolgt, mit den Händen gegriffen, niedergerissen und lebendig zum Schlachtplatz zurückgetragen. Von Zeit zu Zeit übertönte den Lärm eine wunderliche Art von Feldmusik. Vom Königssitze aus fing einer an, die Hornpfeife zu gebrauchen, welche die Männer damals trugen, und entlockte ihr schrillende Töne, Hunderte und aber Hunderte von Pfeifen fielen ein und gaben minutenlang ein eigentümliches Konzert. Allmählich wurde es stiller, nur einige Lärmgeister unterhielten sich die ganze Nacht hindurch. Sobald aber der Morgen graute, wurde es wieder lebendig, und die Feuer flammten von neuem auf. Von einem Felsen herab hielt ein Krieger in recitierend singender Weise eine Lobrede auf den König. Der König sei groß, so lautete es, aber er habe dennoch Kinder, die ihn nicht liebten. Es gehe einmal so, wenn

*) Dieser Gebrauch findet sich an der Ostküste Afrikas bis weit nach Norden *hinauf bei fast allen Stämmen.*

eine Mutter ihren Kindern zu viel Brot gebe, ballten sie es zu Kugeln und spielten damit, anstatt es zu essen. Dann folgte wieder ein Pfeifenkonzert. Wir nahmen Gelegenheit den König zu warnen, er möge nicht mit seinen Nachbarn Maleo oder Mapoch Krieg anfangen, ohne den Bauern erst davon Nachricht zu geben. Er erwiderte, daß seine Absicht sei, einen seiner eigenen Unterhäuplinge zu strafen.

Endlich machte sich das Heer zum Aufbruch bereit. In einer nahe gelegenen Kreidegrube mußten die Krieger ihre „Montierung" in einfachster Weise vervollständigen. Sie bezeichneten sich durch weiße Striche an Leib und Gesicht, um dadurch einander kenntlich zu sein. Unsere Christen klagten, daß sie eine so heidnisch erscheinende Sitte mitmachen mußten; allein es blieb ihnen keine Wahl, sie wären beim ersten Gefecht für Feinde gehalten und getötet worden, wenn sie das Feldzeichen nicht angenommen hätten. Wir hatten gehofft, Sekukuni würde unserer Bitte Folge geben und uns erlauben, dem Heer zu predigen, allein es wurde das Zeichen zum Abmarsch gegeben. Die Haufen ordneten sich singend, die Standarten wehten, die Waffen blitzten, und man zog ab. Aber in der Ebene angekommen, wurde Halt gemacht. Von allen Seiten stürzten die Sefokaträger zum König hin und salutierten ihn, und plötzlich kam unser Geschäftsträger Mamarecha eilenden Laufes zurück und meldete atemlos, wir sollten kommen und predigen. Da eilten wir zu Sekukuni hin. Ich faßte mich schnell und redete nun durch unseren Dolmetscher die Tausende, die rings umher am Boden saßen, an. Indem ich darauf hinwies, wie gestern am Sonntage, am Tage des Herrn, das Heer einen Ruhetag gefeiert habe, rühmte ich Gott, den König aller Könige, ohne dessen Gnade wir nichts thun können, und vor dem des Menschen trotziges Herz sich demütigen müsse, und schloß meine Ansprache mit der Erzählung von Goliath und David, an welche ich einige Nutzanwendungen knüpfte. Der König gab uns die Hand, dankte und sagte, er wolle auch Gott dienen, dann entließ er uns freundlich, indem er uns auftrug, wir sollten daheim, während er im Felde sei, die Kinder hüten. Bald zog das Heer singend weiter, es mochte jetzt 10000 Mann stark sein.

Drei Tage später sahen wir in der Richtung, in welcher die Stadt des Unterhäuptlings Mochoete lag, starken Rauch aufsteigen und wußten nun, was geschehen war. Einige Ausreißer konnten uns nicht genau Kunde von den Vorgängen geben, aber bald zeigten Staubwolken die Rückkehr von Kriegerhaufen an. Unter den ersten Leuten, die uns begrüßten, war ein Katechumen, welcher uns die tief schmerzliche Botschaft brachte, das unser treuer Jan Mafadi gefallen sei.

Wir erfuhren bald, wie der Kriegszug verlaufen war. Unter dem Heer befand sich ein Haufe von hundert Kriegern jenes von Sekukuni gehaßten Häuptlings; die Leute ahnten nichts Böses, und wenn sie es ahnten, so gab es jetzt für sie kein Entrinnen mehr. Eine Stunde von ihrer Stadt lagerte das Heer. Da rief der König einen Verwandten des Mochoete zu sich und befahl seinen Brüdern, dessen

Kriegerhaufen einen anderen Standplatz anzuweisen. Als diese dem armen Häuflein nahe waren, hieb Sekukuni mit seiner Streitaxt den neben ihm sitzenden Häuptling nieder, das war das Zeichen zum Anfang der Metzelei; von jenen verratenen Leuten erreichten nur drei fliehend ihre Stadt, mit ihnen zugleich die junge Mannschaft und die Swasi des Königs, welchen die Stadt und das Vieh der preisgegebenen bald zur Beute fiel. Mochoete selbst hatte kluger Weise schon vorher einen Zufluchtsort aufgesucht.

Nun wurde der Angriff auf die Schlupfwinkel der Bergfeste befohlen. Der Haufe, bei dem Mafadi war, sollte eine Schanzmauer stürmen; von dort fielen Schüsse, verderbenbringend trafen sie ihr Ziel, und die Angreifer wichen zurück. Da springt der Christ vor die wankende Reihe und reißt in die Mauer eine Lücke, erhält dabei aber einen Schuß in die Brust. Er kehrte sich zur Seite, kniete nieder und betete laut, im Getümmel des Kampfes vernahm niemand seine Worte. Betend ist er gestorben. Sebuschane drang nach der Beendigung des Gefechts in die Kameraden seines lieben Freundes, sie sollten ihm den Leichnam überantworten, er wolle ihn vereint mit den übrigen Gläubigen christlich begraben; er war aber bereits bestattet, man hatte ihn in eine Felsspalte gelegt und diese mit Steinen angefüllt.

Wir hörten nun, wie der liebe Mann schon beim Auszuge die bestimmte Ahnung ausgesprochen hatte, daß er aus dem Felde nicht wieder heimkehren werde. Der alten Hanna Sebaetscheng sagte er: „Mutter, ich ziehe aus, dein Auge wird mich nicht wiedersehen, ich bitte dich deshalb um eins, bleibe beim Herrn und verlaß ihn nicht! Glaube an ihn bis an dein Ende, es wird so ferne nicht sein.“ Seinem heidnischen Stiefvater, der ihm fluchte, antwortete er: „Vater, du fluchst mir und betrübst mich, es ist aber heute das letzte Mal, daß du dies thust. Ich gehe in den Krieg und werde nicht wiederkommen.“ Von seinem Weibe nahm er Abschied und gebot ihr, sie solle nicht in heidnischer Weise um ihn trauern, nicht weinen und heulen, denn er gehe heim zu seinem Herrn.

Wie tief das Andenken dieses Mannes in den Herzen wurzelte, und welchen Einfluß er auf viele seines Volkes geübt hatte, zeigte sich darin, daß immer wieder angeregte Leute nach seinem Tode kamen und erzählten, sie hätten ihn im Traume gesehen und hätten im Traume Mahnungen von ihm empfangen. Unter diesen war seine arme Frau Mpapane, die sich nicht vom Heidentum losmachen konnte, aber in ihrer Angst über die Träume zur alten gläubigen Großmutter und zweimal auch zu uns nach Kchalatlolu lief. Sie ist einige Monate danach als Heidin in schwerer Krankheit unter großer Angst und in Verzweiflung gestorben. Ihr getauftes Kind war ihr vorangegangen. Durch den Tod Mafadis und durch die Predigt vor dem versammelten Heere war die Bewegung unter dem Volke, welche vieler Herzen dem Evangelium eröffnete, wieder aufs neue angefacht. Ein Mann, der neben Mafadi gefochten und seinen heldenmütigen Tod mit angesehen hatte, kam und meldete sich zum Taufunterricht. „Wenn der Glaube *dem Menschen Kraft* gibt, des Todes Schrecken zu überwinden,“

sagte er, „so ist das Wort, welches ihr predigt, wirklich nicht Menschenwort, sondern Gottes Wort.“ Moroamochale war dieses Mannes Name, er erhielt in der Taufe den Namen Elias. Merkwürdig ist es, daß er vor Jahren im Kriege gegen die Bauern selbst eine schwere Schußwunde empfangen hatte, die ihm fast den Tod brachte. Der Gegensatz zwischen der trostlosen Leere, die sein Herz in jener schweren Zeit empfunden hatte, und dem seligen Sterben des Christen muß ihn tief erschüttert haben, denn auch andere Männer wurden durch das, was er von dem Tode des Christen berichtete, so ergriffen, daß sie sich von nun an dem Worte Gottes zuwendeten.

Auch unsere Predigt vor dem Heere hatte nicht überall Fels und hartes Erdreich gefunden. Noch in späteren Jahren hat mancher, der zur Taufe vorbereitet worden war, auf die Frage, wo das Wort vom Herrn zum erstenmal auf sein Herz Eindruck gemacht habe, uns die Antwort gegeben: „Dort in der Fläche, wo ihr dem Heere Sekukunis predigtet, habe ich zum erstenmal gehört, ich habe damals wenig verstanden von dem, was geredet wurde, aber ich behielt einen Eindruck im Herzen, der mich nicht wieder zur Ruhe kommen ließ.“

Der grausame und verräterische Überfall Mochoetes hat aber für Sekukuni und für das ganze Land bittere Früchte getragen, denn er wurde Anlaß zu einem Kriege mit Mapoch, dessen Abschluß der Untergang des Volkes von Maleo bildete.

Kaum hatte sich Mochoete aus seinem Schlupfwinkel hervorgewagt, als er sich mit seinen treusten Anhängern in das Raubnest des finsteren Matebelenhäuptlings flüchtete. Seine Tochter, welche als Frau Sekukunis noch in der Hauptstadt weilte, wurde infolgedessen grausam hingerichtet, dafür ermordete der Geflüchtete mit Hilfe seiner Leute und der Leute Mapochs einen Haufen von Bapedi, die als Arbeiter, ohne zu ahnen, daß ihnen Gefahr drohe, durch das Gebiet der Matebelen nach Hause zurückkehrten. Von achtzehn armen Wanderern soll nur einer entkommen sein. Zur Vergeltung überfielen nun unsere Swasi einen kleinen Außenkraal der Matebelen, ermordeten einige Leute und trieben Vieh hinweg. Die Tochter Mapochs aber, welche von Sekukuni zur Frau genommen war, verließ Moßecho, um ihren Vater zu besuchen, und kam nicht wieder. Der Vater gab sie seinem Freunde Maleo. Da entbrannte der Krieg in hellen Flammen. Im März 1863 war ich bei unserem Freunde Grützner in Gerlachshoop zu Besuch und hörte dort, daß ein Haufe der Matebelen ausgezogen sei, um einen Einfall in die Gegend bei Kchalatlolu zu machen. Ich hatte einen Jüngling bei mir, den sandte ich im geheimen nächtlicherweile zu Maßerumule zurück, er solle unser Volk warnen, damit es auf der Hut wäre. Der Bote kam an, und wenn der alte Häuptling, dem ich die Botschaft schickte, die Warnung nach den bedrohten Dörfern weiter gegeben hätte, wäre viel Blut gespart worden, denn in der Nacht darauf (am 25. März 1863) überfielen die Matebelen zwei Dörflein, die eine Stunde von Kchalatlolu lagen. Männer, Weiber und Kinder wurden gemordet und das Vieh aus den Hürden und nächsten Viehplätzen fortgetrieben.

Spione der beiden feindlichen Stämme beunruhigten nun die Dörfer fortwährend und machten die Wege unsicher.

In dem Landstriche, welcher die von den kriegführenden Stämmen bewohnten Gegenden trennte, sah man keinen Menschen mehr; er wurde zur Einöde, in welcher sich wieder Herden Wildes tummelten und Löwen und andere wilde Tiere sich einfanden. Die Dörfer, welche an der Grenze lagen, wurden nachts von ihren Bewohnern verlassen, da diese lieber auf sicheren Felsenburgen in Hütten schliefen, als zu Hause sich der Gefahr eines nächtlichen Überfalls aussetzten. Sekukuni setzte seine Zauberer in Bewegung, Mapoch die seinigen, jeder versuchte durch übernatürliche Mittel seines Feindes Kraft zu brechen. Zum Schrecken der Matebelen fand sich eines Morgens vor ihrer Stadt ein Korb mit einem gewaltigen Rhinoceroskopf, welcher sie drohend anschaute. Die Zauberer mußten diesen furchtbaren Gast unschädlich machen, sie peitschten ihn mit Ruten und riefen ihm zu: „Steh auf, fort von hier!“ Dann wurde er zurückgetragen in das Land, aus dem er gekommen war. Eine greuliche Zauberei findet sich bei vielen afrikanischen Stämmen, durch welche man den Feind vernichten zu können meint; man zieht einem Gefangenen die Haut bei lebendigem Leibe ab und gebraucht sie, nachdem sie gegerbt ist, bei stärkenden Weihungen. Es scheint, als ob beide Gegner damals auch dieses grausige Mittel angewendet haben, einander zu schaden; aber der kleine Krieg brachte keine wirkliche Entscheidung. Im August gelang es den Bapedi, eine Anzahl großer Dörfer der Feinde zu überfallen, Hunderte zu töten und viel Vieh zu erbeuten. Leider wurden dabei wieder die unerhörtesten Grausamkeiten begangen. Unsere Christen legten nicht mehr Hand an Weiber und Kinder; sie hatten ein Gefühl für das, was man grausam nennt, bekommen. Mit Betrübnis erzählten sie uns von dem Jammergeschrei, welches die Weiber in den brennenden Häusern erhoben hätten, und von der Wut, mit welcher manche Heiden auf die armen Kinder losgestochen und geschlagen oder sie in das Feuer geworfen hätten.

Die Bauern benutzten diese Lage der Dinge. Sie standen schon seit längerer Zeit feindlich zu den Matebelen. Hatten sie anfänglich beim Einzug in das Land das Völklein als unterworfen angesehen und sein Besitzrecht nicht geachtet, so waren die Eingeborenen doch auch hier bald erstarkt und aufsässig geworden. Sie weigerten sich, unbezahlte Frohndienste auf den Bauerplätzen zu verrichten. Waren einzelne Bauern hart oder grausam gegen aufsässige Leute, so versuchte man sich zu rächen, und mancher Grenzer wurde gezwungen, seine schöne Farm zu verlassen und in entfernte sichere Gegenden zu verziehen. Dabei stahlen die Matebelen Vieh von den Weißen, nicht in auffällig großen Mengen, aber mit desto größerer Konsequenz und mit einer gewissen Ordnung, so als ob es selbstverständlich sei, daß jedem der benachbarten Bauern alljährlich einige Stücke Vieh abgenommen würden. Die Bauern hatten vor Jahren einmal versucht, die Felsenfeste Mapochs einzunehmen, allein es war ihnen unmöglich gewesen, ihr Vornehmen auszuführen. Die Stadt, welche vielleicht dreitausend Einwohner zählten mochte, lag an einem mit Felsblöcken

übersäten Bergabhang, in dessen Innern sich weite Höhlen hinzogen, in deren Nähe es auch nicht an Wasser fehlte. Euphorbien, Kaktus und Gestrüpp aller Art wuchsen vor den Höhlen und zwischen den Felsen; auf diesen selbst und zwischen ihnen waren Steinmauern errichtet, welche den Zugang wehrten und den Verteidigern Deckung boten. Jetzt, da Sekukuni dem Mapoch den Krieg erklärt hatte, wollten die Bauern einen neuen Angriff versuchen. Ein Grund zum Kriege war bald gefunden. Der Mapoch am nächsten wohnende Feldkornett pfändete Vieh der Eingeborenen, welches auf Bauerplätzen weidete, Mapoch sandte eine drohende Botschaft, und die Feindseligkeiten begannen.

Die Bauern waren gering an Zahl und konnten gegen die Felsenfesten der Schwarzen nichts ausrichten. Sie konnten in das Gewirr von Busch, Schanzen und Häusern nicht eindringen, ohne sich den größten Verlusten auszusetzen. Da sandten sie zu Sekukuni und baten um Hülfe. Klugerweise ließ der König sich die Gelegenheit, seinen Feind zu schwächen, nicht entgehen. Ein bedeutendes Heer zog unter dem angesehensten Sohne Sekoatis, Kcholokoe, aus und war bald vor Mapochs Stadt angelangt. Der Angriff der Bapedi erfolgte mit großer Tapferkeit, allein es entstand eine Panik unter ihnen dadurch, daß die Flucht einer Abteilung, welche durch die Flammen der brennenden Stadt zurückgetrieben wurde, für andere das Signal zum Rückzug gab. Die Matebelen brachen aus ihren Höhlen hervor, in die sie geflüchtet waren, und trieben nun die Angreifer zurück, bis die Bauern diese wieder aufnehmen und ihnen Hülfe leisten konnten. Als der am weitesten in die feindliche Feste eingedrungene war unser Katechumen Nkacheleng gefallen. So zogen die Bapedi heim, ohne daß der Feind besiegt worden war. Bei dem kleinen Kriege, den die Bauern nun auf eigene Hand gegen den Räuberfürsten fortsetzten, war ihnen der Umstand, daß er auch mit Sekukuni in Feindschaft lebte, insofern von großem Nutzen, als der von zwei Seiten bedrängte kaum irgendwie die Felder bestellen konnte und ihm auch jede Möglichkeit fehlte, Korn zu kaufen oder Zufuhr zu erhalten.

An der Verteidigung der Stadt Mapochs hatte sich auch ein Häuflein von Leuten Maleos beteiligt, welche dieser seinem Oberhäuptling zu Hülfe geschickt hatte. Als er wegen solcher Verräterei von den Bauern angegriffen wurde, schlug er sie, wie bekannt, zurück.

Sekukuni war verstimmt über den erfolglosen Angriff auf Mapochs Stadt und ärgerlich auf die Bauern, daß sie seine Leute beim Angriff nicht wirkungsvoller unterstützt hatten. Als Maleo sie dann so gründlich schlug, fing er an, die Weißen, die er bis dahin gefürchtet hatte, zu verachten. So wirkte dieser ganze Krieg mit, ihm eine andere Stellung zu dem Christentum, der Religion der Weißen, zu geben. Dieser Umschwung kam in dem charakteristischen Ausspruch zum Ausdruck, welchen er in dieser Zeit that: „Die Weißen haben keine Macht mehr in diesen Ländern, die Missionare sind von jetzt an meine eigenen Leutlein."

Zehntes Kapitel.

Eine Untersuchungsreise.

In Berlin hatte man unsere Schritte und die Anfänge unserer Arbeit nicht nur mit dem allergrößten Interesse verfolgt, sondern hatte unser Thun auch vollständig gutgeheißen und war in treuester Fürsorge darauf bedacht, die junge Transvaalmission zu unterstützen, damit sie sich weiter entwickeln könne. Man wollte aber früher gehegte Pläne, welche ein weiteres Vordringen nach Norden, sozusagen ein Überspringen Transvaals, ins Auge gefaßt hatten, noch nicht ganz fallen lassen. Es herrschte damals die Meinung, daß das Drakengebirge sich in ununterbrochener Kette nach Norden fortsetze; denn es war noch unbekannt, daß dieser gewaltige Bergzug im nördlichen Transvaal sich gegen den Limpopo hin verliert und dann erst weiter nach Norden sich in einzelnen Bergketten aus dem ungesunden, ebenen Tieflande wieder erhebt. Gern erfaßten wir den Gedanken, den unser väterlicher Freund, Missionsinspektor Wallmann, zum öfteren brieflich aussprach, daß das Land und die Völker nach Norden hin erkundet werden müßten. Von der Stadt Sekukunis aus sahen wir, daß am nördlichen Ufer des Olifantsflusses sich ein Gebirge hinzog. Diese blauen Berge waren das Ende der bekannten Gebiete, was dahinter lag, war terra incognita; auf den besten Karten fand sich hier der bekannte weiße, leere Raum.

Und doch waren einige Berichte über die südlich vom Sambesi gelegenen Gebiete vorhanden, welche dem Wunsch, dorthin vorzudringen, immer wieder neue Nahrung gaben. Hier war das Land Monomotapa*) zu suchen, von dem alte portugiesische Berichte Wunderbares erzählten. Hier sollten sich in Simbaoe oder Simbabye, westlich von Sofala, merkwürdige Ruinen finden, über welche de Barros im sechzehnten Jahrhundert von den Arabern in Sofala genaue Nachrichten erhielt. Gewaltige Mauern aus behauenen Werkstücken, ohne Kalk aufeinander geschichtet, sollten bezeugen, daß hier einst ein Kulturvolk gewohnt habe. Über dem Thor einer auf einem Felsenberge errichteten Feste hatten arabische Reisende eine Inschrift gesehen, die sie nicht hatten entziffern können. Ein Turm sollte dort stehen, 70 Fuß hoch, und die Eingeborenen hielten damals diese Ruinen in hohen Ehren, denn es befand sich daselbst ein königliches Hoflager. Andere Berichte erwähnen, daß die Araber erzählten, nach ihrer Tradition, die durch Aufzeichnungen festen Halt habe, sei hier das Ophir Salomos zu suchen. Daß in historischer Zeit von Sofala

*) Monomotapa ist wahrscheinlich Name eines Fürsten. „Moeni" oder „Moni" bedeutet in vielen Bantu-Dialekten „Herr" und findet sich häufig mit Personennamen oder Namen von Gegenden verbunden. Bastian (Loangoküste S. 335) erwähnt einen Fürsten Moene-Puto und Cameron (Across Africa II. 2) einen Araber, den die *Eingeborenen Muinyi-Dingumbi* nannten.

aus durch Araber Gold exportiert worden ist, steht fest*), und man kann wohl sagen, daß die Hypothese, daß hier das alte Goldland Salomos liegt, die allergrößte Wahrscheinlichkeit für sich hat und durch die Forschungen der Neuzeit immer mehr begründet wird.

Wir hatten bald nach unserer Ankunft in Transvaal versucht, von den Buren, welche in jenen Strichen alljährlich der Elefantenjagd nachgingen, etwas Zuverlässiges über Land und Leute zu erfahren; allein alles, was wir hörten, war unbedeutend. Nur wurden die früheren Nachrichten bestätigt, wonach sich westlich von Sofala im Innern ein gebirgiges Hochland erheben sollte. Außerdem berichteten manche von verwilderten Pflanzungen, die sich dort fänden, von Apfelsinengärten und Weinstockplantagen.**) Auch portugiesische und arabische Berichte bezeugen, daß hier in früheren Jahrhunderten eine für Afrika hohe Kultur geherrscht hat. Hier blühte der Bergbau***) in solchem Maße, daß von Sofala aus ein beständiger Export von Waffen nach Indien stattfand. Von dieser höheren Kultur fanden sich überall noch Spuren, als das Land von den Portugiesen entdeckt wurde. Obwohl die Eingeborenen Monomotapas in den gewöhnlichen aus Lehm, Holz und Gras hergestellten kleinen ostafrikanischen Häusern wohnten, so wird doch von ihnen berichtet, daß sie viele Reichtümer besaßen und sich in Seide und Baumwolle kleideten. Schiffe fand man in ihrem Besitz, welche Kennzeichen hohen Altertums an sich trugen und stark genug waren, der Gewalt der Stürme zu widerstehen. Sie waren mit Zeichen beschrieben, welche die Portugiesen nicht entziffern konnten.†) Von alledem war nach Berichten der Eingeborenen und Buren in jenen Ländern nichts mehr zu finden. Die Sklavenjagden der Portugiesen und später die Raubzüge der Sulu hatten dem alten Reiche Monomotapa schon längst ein Ende bereitet.

Als wir uns nach dem Vorhandensein der Ruinen erkundigten, fanden wir bald, daß fast alle Leute, die von Norden kamen, davon etwas wußten. Der eine erzählte von Höhlen, an deren Wänden Tiere und Menschen die Abdrücke ihrer Leiber, ihrer Arme und Beine zurückgelassen hätten, als die Felsen noch weich gewesen wären; ein anderer berichtete von Figuren aus Stein, menschlichen und an-

*) Im Jahre 1500 trafen die portugiesischen Admirale Pedro Alvarez und Abrilus Fidalius bei Sofala zwei mit Gold beladene für Melinde bestimmte arabische Schiffe; dies reizte ihre Habsucht, und schon 1506 setzte sich Franciscus d'Almeida durch Verrat in den Besitz des goldverheißenden Hafens und erbaute daselbst eine Festung.

**) St. Vincent Erskine, welcher später diese Gegenden bereist hat, neuerdings auch der Reisende Selous, bestätigt das Vorhandensein solcher Zeichen früherer Kultur in jenem Lande.

***) Reste alter Schmelzöfen und viele verfallene Minen finden sich selbst im nördlichen Transvaal. Sie zeigen, daß hier einst eine Industrie geherrscht hat, wie sie die heutigen Bewohner des Landes nicht mehr kennen, obwohl gerade in diesen Gegenden die Kunst, Eisen und Kupfer zu schmelzen und zu bearbeiten, sich bis heute unter den Eingeborenen erhalten hat.

†) Kapitän Owen (Narrative I, 74) bemerkte noch in diesem Jahrhundert, daß die Fahrzeuge der Eingeborenen an der Delagoabay denen der Koromandel- und Malabarküste *gleichen*.

deren, welche lebendig aussähen und zu wandeln schienen, die aber doch feststünden; ja unter unseren Arbeitsleuten fand sich ein Mann, Malema mit Namen, welcher bei Gelegenheit einer Handelsreise die Ruinen selbst gesehen hatte. Nahe heran hatte er sich nicht gewagt, aus Furcht vor den an solchen Orten hausenden bösen Geistern. Die Banyai, welche jetzt das Land im Norden vom Limpopo bewohnen, wurden uns als unterdrücktes, nur noch in kümmerlichen Resten hie und da in den Bergen hausendes Volk geschildert.

Diese unbekannte Welt zu erkunden, war keine leichte Aufgabe. Die Tsetsefliege, welche dort noch überall sich fand, hinderte das Vordringen mit dem Wagen. So weit als der Reisende in Südafrika den Wagen benutzen kann, hat er wenig auszustehen; sobald er den Wagen hinter sich lassen muß, beginnen die Schwierigkeiten. Nicht nur, daß er selbst Mühe hat über Berg und Thal, durch Fluß und Morast vorwärts zu kommen; es fehlt ihm der Ort, wo er bei Tage und bei Nacht sicherer Ruhe pflegen kann, es fehlen ihm die Vorräte, die er im Wagen bequem mit sich führt. Wenn der Wagen durch eine Trägerkarawane ersetzt werden muß, wird die ganze Reise ungleich schwieriger. Ein Haufe von Trägern läßt sich nicht so leicht und sicher regieren, als ein Spann tüchtiger afrikanischer Ochsen; denn gewöhnlich bringt der Reisende nur einen Haufen Gesindels zu seinem Dienst zusammen. Wir waren ja in diesem Stück besser daran, waren so günstig als möglich gestellt, denn wir nahmen neun treue Leute, Christen, Katechumenen und einige Heiden aus den Bapedi mit, welche sich auf der ganzen Reise musterhaft betrugen, die uns auch in keiner Gefahr im Stich ließen und je im Stich gelassen hätten. Allein mit den Trägern, welche unterwegs bald ergänzt und ersetzt werden mußten, da die Bapediträger sich nur auf einige Tagereisen weit vermietet hatten, sollten auch wir Not haben.

Wir beschränkten uns darauf, nur das Allernotwendigste mitzunehmen, und dies bestand für jeden von uns in einem Anzug zum Wechseln, in drei wollenen Schlafdecken, Medizinen und einigen Kleinigkeiten; dies alles war in Ledersäcken verpackt, welche nachts an Stelle von Matratzen als Unterlage dienen sollten. Das ganze Küchengerät und sämtliche Eßvorräte trug ein Mann. Letztere bestanden aus Kaffee, Thee, Zucker und etwas Reis. Eine Last Perlen und eine Last Kupferdraht sollten dienen, um Lebensmittel unterwegs zu kaufen, dazu kamen einige Traglasten Munition.

Nördlich vom Olifantsfluß passierten wir die Bapedistadt von Machakal; an den dort regierenden Häuptling war eine Schwester Sekukunis verheiratet, welche uns freundlich aufnahm und verpflegte. Dann überstiegen wir den Gebirgskamm, einen Ausläufer der Drakenberge, und stiegen an dessen Nordostseite durch die ungeheuren Urwälder, welche sich hier an den Abhängen der steilen Berge hinziehen, in das ebene, flache Barokaland hinab. Solche Gebirgswälder finden sich hier bis fast nach dem Limpopo hin; es sind Wälder, welche, nach den Beschreibungen zu urteilen, den Wäldern am Kamerungebirge und am Kilimandscharo genau gleichen. Auch nach Süden hin finden sich solche Wälder an Gebirgsterrassen, welche nach der See

hin abfallen, an denen sich deshalb die Dünste des Meeres häufiger zu Niederschlägen verdichten. Dicke, kerzengerade Stämme gewaltiger Bäume standen hier nebeneinander, von Schlingpflanzen umzogen und durch Schlinggewächse verbunden. Die meisten Bäume sind Gelbholzbäume (Podocarpus), aber es fehlt nicht an Stinkholz- (Oreodaphne bullata), Eisenholz- (Olea laurifolia) und Mahagonibäumen; unter den Schlinggewächsen finden sich auch solche Arten, deren eingedickter Saft den Kautschuk giebt.

Unter dem Gebirge dehnt sich nach Osten hin ein ungeheures Tiefland aus, in welchem man von oben keinen Berg erkennen kann. Nur an den Abhängen des Gebirges war das Land damals dichter bewohnt. Makoapa*) und Baroka wohnen hier. Letztere sind den übrigen Transvaal-Baßuto nahe verwandt. Sie bauen, der Natur ihres Landes gemäß, einige mehr tropische Gewächse. Reis und echtes Zuckerrohr fanden wir bei ihnen. Man ließ uns auch nicht darben, sondern versorgte uns mit allerlei Speise; trotzdem fühlten wir uns auf ihren Dörfern nicht wohl, denn es herrschte in den Häusern und um die Häuser herum ein entsetzlicher Schmutz. Dies ist auffallend, da die Baroka sehr kunstfertig sind. Überall hörte man von Erzgewinnung, und bald sahen wir selbst die nicht hohen, aber geschickt angelegten Öfen, in denen die Leute Eisen und Kupfer schmelzen.**) Erzeugnisse ihrer Kunst in Form von Zierat und Pfeilspitzen, Beilen, Hacken, Speeren und schönen Streitäxten***) konnte man hier in Menge sehen und einhandeln, sie waren indes damit keineswegs billig.

Weiter nach Norden hin wußten die Baroka nicht Bescheid. Sie wiesen uns an einen in der Nähe wohnenden Knopneusen-Häuptling, Namens Serobane†), bei dem wir uns infolgedessen einquartierten. Schmutz und Unreinlichkeit herrschte hier wie dort, allein der alte Häuptling interessierte uns nicht wenig. Er trug, wie seine alten Ratsleute, noch die Reihe künstlicher Warzen vom oberen Rande der Stirn bis zur Nasenspitze, um deren willen das Volk den Namen „Knopfnasen" erhalten hat. Das jüngere Geschlecht hatte auf diese Zierde bereits verzichtet. Die Männer gingen vollständig nackend, die Weiber trugen Röcke aus baumwollenem Zeuge. Obwohl diese Makoapa den Bapedi von Machakal unterworfen waren, machten sie

*) Dieser Stamm ist in den Tiefländern von Natal bis zum Sambesi weit verbreitet. Knopneusen werden diese Leute von den Weißen, Makwamba oder Makoapa und Amatonga von den Eingeborenen genannt.

**) Die Öfen, welche ich sah, waren vier Fuß hoch, rund und oben offen, an den Seiten befanden sich drei längliche Öffnungen, durch welche die Mündungen von Handblasebälgen gesteckt werden. Der Ofen wird mit Schichten von Holzkohlen und klein geschlagenem Erz angefüllt, angezündet und in Glut versetzt. Das geschmolzene Metall fließt nach unten und sammelt sich in einer tellerförmigen Vertiefung.

Beim Schmieden dienen Steine als Ambos. Hämmer und Zangen verfertigen die Leute selbst.

***) Auch die beliebteste Form der hier geschmiedeten Streitäxte erinnert an Indien. Es ist die Form, welche die indische Tigerart kennzeichnet.

†) An dem Orte, wo dieser Häuptling wohnte, haben die Waadtländischen Missionare die Station Schiluvane errichtet. Schiluvane in dialektisch anderer Aussprache = *Serobane*.

doch auf unsere Leute einen so ungünstigen Eindruck, daß sich ihrer etliche Wache haltend vor die Thür des Hauses legten, in dem wir schliefen. Der alte Serobane war das leibhaftige Bild eines alten schwarzen Juden. Er konnte viel erzählen und erzählte manches. Seine Väter wären Fürsten und Könige gewesen, den Weißen gleich an Reichtum und Pracht der Kleider. Von der Küste sei er von den Sulu vertrieben, aber auch mit den Buren, bei denen er Schutz gesucht habe, hätte er sich nicht vertragen können. So sei er hierher gezogen. Erstaunt war er, als er hörte, daß wir die Ruinen von Simbabye suchten. Woher wir etwas von deren Vorhandensein wüßten, fragte er. Wir erklärten, daß unsere Bücher uns davon berichteten, und beschrieben das, was da geschildert war, sahen aber bald, daß er nur sehr ungern sich herbeiließ, uns Wegweiser zu geben. Was er fürchtete, ließ sich nicht erkennen. Die Bapedi von Machakal hatten uns gesagt, daß die Makoapa uns nicht nach dem Ruinenorte bringen würden, denn sie grüben dort nach Schätzen. Endlich wurde der alte Mann dadurch, daß wir ihm ein Gewehr schenkten, mild gestimmt und gab uns einen Wegweiser, einen Mann aus dem Banyailande, der Makeritsane hieß, unter dessen Führung es denn auch endlich weiter ging.

Hätte Gott uns nicht wunderbar behütet, so wäre aber unsere Expedition gar bald zu einem schlimmen Ende gekommen. Wir betraten das Land der Königin Motyatye, deren Name weit und breit gefürchtet war, denn man hielt sie für die größte und stärkste Zauberin. Hatten doch die Baßuto die böse Lungenkrankheit, welche von Holland nach dem Kap und von dort überall hin verschleppt, ihr schönes, geliebtes Vieh hinraffte, nach dem Namen dieser Königin „Motyatye" genannt, weil diese allein so boshaft und stark sei, eine so furchtbare Krankheit zu verbreiten. Von den uns begleitenden Knopneusen wurden einigemale Bemerkungen fallen gelassen, daß das Volk Motyatyes uns töten würde, weil es mit den Weißen in Unfrieden lebte. Wir hofften, daß es uns gelingen werde, uns als die Missionare Sekukunis zu legitimieren; denn daß wir mit Gottes Hilfe sicher waren, wenn man uns als solche erkannte, stand fest, da Sekukuni nach dem erfolgreichen Kriegszuge gegen Mochoete bei allen Nachbarstämmen sehr gefürchtet war. Freilich mußten wir annehmen, daß allerdings unter dem Volk, in dessen Gebiet wir eintraten, tiefer Haß gegen alle Weißen Wurzel gefaßt habe. Im Winter des verflossenen Jahres hatte hier ein Haufen der Soutpansberger Bauern schrecklich gehaust. Die Eingeborenen behaupteten, sie hätten bis dahin in Frieden mit diesen ihren weißen Nachbarn gelebt und deshalb von ihren Heerhaufen keinen Angriff erwartet, sondern ruhig zugesehen, wie diese bei Motyatyes Stadt hätten Rast gemacht. Ochsen wären ihnen geschlachtet worden und Elfenbein hätte die Königin herbeitragen lassen, um dadurch ihre Unterwürfigkeit zu beweisen. Plötzlich seien sie von allen Seiten angegriffen worden, besonders die schwarzen Hilfsvölker der Buren hätten entsetzlich gehaust. Hunderte des Volks seien getötet worden, die Dörfer verbrannt und Vieh geraubt.

Wir kamen an dem Abend, da wir unter diesem Volk das *Lager aufschlagen mußten,* in schwere Gefahr. Unsere Knopneusen-

führer wollten uns nicht in die Dörfer bringen, die in der Nähe sein sollten, die wir aber in der Dunkelheit nicht finden konnten. „Die Baroka werden mit uns Streit anfangen, wenn wir weißen Leuten die Lage ihrer Ortschaften anzeigen," so hieß es, und auch der Umstand deutete Schlimmes an, daß die verräterischen Makwamba am Abend nicht mit uns zusammen kampieren wollten, sondern sich eine Strecke weit von unserem Lagerplatz eigene Feuer anzündeten und dort, wo sie schlafen wollten, wüste, wilde Tänze mit Gesang oder vielmehr Gebrüll aufführten. Gott aber, in dessen Schutz wir uns befahlen, bewahrte uns im Dunkel der Nacht gegen drohende Gefahr. Als der Tag graute, erwachte ich. Wissend, daß ein Überfall jetzt nicht mehr zu fürchten sei, erstieg ich eine höher gelegene Stelle und bemerkte von hier, daß Leute, mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, uns beobachtend umschweiften; aber unsere Bapedi gingen mutig auf einige derselben zu, gaben an, woher wir kämen und ließen sich zu dem Häuptling führen, der in der Nähe war. Bald kam er, von ihnen geleitet, mit einer Zahl seiner Männer. Diener trugen einige Töpfe mit Kafferbier herbei, ein sprechendes Zeichen guten Einvernehmens. Vor uns setzte der alte Mann sich freundlich nieder, klappte die Hände an einander, grüßte und fragte: „Mein Vater, weshalb bist du gestern nicht in das Dorf gekommen, weshalb schläfst du draußen? Sekoati war der Vater Motyatyes, seine Lehrer sind unsere Freunde." Als wir erwiderten, daß wir ja nicht gewußt hätten, wo sein Dorf zu finden sei, und daß die Makwamba uns nicht hätten weiter führen wollen, wurde er erregt und erzählte, die Makwamba hätten ihm berichtet, daß hier weiße Leute lagerten. Er habe sogleich Anstalt gemacht, das Volk zusammen zu rufen, damit der Überfall des vorigen Jahres gerächt werde. Da sei ein Mann aufgestanden und habe um Gehör gebeten. Sie hörten doch, hätte der gesagt, daß Leute Sekoatis bei den Weißen seien. Er wäre nach Sekoatis Tode in Sekukunis Lande gewesen. Die Leute Mapochs hätten seine Freunde, mit denen er nach der Kapkolonie auf Arbeit ziehen wollte, ermordet, nach seiner Rettung sei er müde und elend zu den Missionaren gekommen, die im Bapedilande wohnten, die hätten ihn freundlich aufgenommen und ihm gesagt, sie würden auch das Barokaland einmal besuchen. Er rate zu warten. Wenn man die Missionare töte, würde Sekukuni sie gewiß schwer rächen, und Missionare würden überhaupt nicht getötet. Gott gab es, daß man diesem Manne Gehör gab, denn wenn auch wohl keiner unserer Bapedi uns feig im Stich gelassen hätte, wenn wir überfallen worden wären, so wäre doch im Dunkel der Nacht eine Verständigung unmöglich und eine erfolgreiche Abwehr nicht denkbar gewesen.

Die Stadt Motyatyes konnten wir nicht besuchen. Gerüchte, daß die Pocken unter dem Volke herrschten, zwangen uns, den Weg nach Norden durch unbewohnte Gegenden zu nehmen. Die Pockenkrankheit ist von den Eingeborenen mit Recht überaus gefürchtet. Die Bapedi impfen mit Erfolg, und zwar impfen sie die Krankheit selbst ein; sie wählen als Impfungsort die Muskeln dicht oberhalb des Knies, *aber da diese Prozedur* gefährlich ist, indem manche der Geimpften

sterben, so wird zum Impfen immer nur dann geschritten, wenn eine Epidemie bereits Einzug gehalten hat. So waren nicht alle unserer Leute geimpft, und alle fürchteten, daß solche angesteckt werden könnten. „Wenn einer von uns an diesem Übel erkrankt," sagten sie, „wird keiner von uns nach Hause zurückkehren dürfen; aus Furcht, daß wir die Krankheit einschleppen können, wird man uns wehren, unsere Heimat zu betreten." Wir konnten also dem Volke, unter dem wir als erste Missionare erschienen, damals im Vorüberziehen das Evangelium nicht predigen, sondern mußten jede nähere Berührung mit den Leuten ängstlich meiden und das Land verlassen.

Heute steht in der Nähe der Hauptstadt dieses Volkes unsere Missionsstation Medingen, und nahe der Stelle, wo uns nächtlicherweile Gefahr drohte, stand das Christendorf des Häuptlings Khaschane, der am Charfreitag des Jahres 1884 bei einem Angriff der Heiden in so tapferer Weise sein Leben opferte, daß er noch im Tode ein Zeuge davon ward, wie tief die Gnade Gottes einen afrikanischen Heiden ergreifen und sein Herz umschaffen kann.

Die Ebenen, welche wir jetzt tagelang zu durchwandern hatten, waren dürr und trocken. Freilich war hier „Buschfeld", d. h. die Ebene war mit Bäumen bestanden; allein diese stehen weit von einander entfernt und haben meist einen halb verkrüppelten Wuchs und wenig Blätter; meist gehören sie den dornenreichen Mimosenarten an, so daß sie weder das Auge erfreuen, noch Schatten geben. Welcher Kontrast zwischen den üppigen, feuchten Urwäldern an dem hinter uns liegenden Gebirge und diesen Wüsten, in denen man Wasser nur an den Flüssen findet, die, vom Gebirge herkommend, den Überfluß der dort häufigen Niederschläge dem Meere zutragen! Auch in manchen der tieferen Rinnsale sucht der Reisende vergeblich nach Wasser, denn der durstige Boden hat es aufgesaugt. Größere Flüsse, wie der Lechlaba (Tabe oder Motabe), bleiben freilich auch in diesen brennenden Einöden wasserreich und sind infolgedessen im Bette mit oleanderartigen Bäumen, an den Ufern mit mächtigen wilden Feigenbäumen bestanden. Von einem Hügel aus sieht man ihren Lauf sich wie eine grüne Ader durch das graugefärbte Landschaftsbild hinziehen. Oben an dem genannten Flusse stehen einige sehr schöne Palmen, die vielleicht auch an eine vergangene Epoche höherer Kultur erinnern, welche dieses Land einst gesehen hat.

Wir hatten bei den Tagesmärschen von Durst, nachts von der Kälte, bald auch von Hunger zu leiden; denn das reichlich vorhandene Wild hält sich an den Flüssen auf, welche wir auf unserem Marsche nach Norden durchquerten. Bald kamen wir durch Tsetsestriche. Daß das Wild dem Stich der Tsetse nicht erliegt, das aber die Haustiere durch ihn zu Grunde gehen (man sagte durch den Stich von fünf oder mehr Fliegen), nicht schnell hinsterbend, sondern wochenlang, ja monatlang hinsiechend, ist eine allgemein bekannte Thatsache. Rätselhaft ist und bleibt es, das der Stich Menschen nicht schadet. Wir sind viel hundertmal, ebenso wie andere Reisende, gestochen worden, *ohne daß* wir das geringste Unbehagen davon gespürt hätten. Die

Fliege sieht wie eine kleine Hundsfliege aus, ihr Stich schmerzt.*) Weiter ist es merkwürdig, daß die Tsetse niemals angriffsweise in solche Gebiete vorgeht, welche durch Menschen kultiviert sind. Die Leute Sekukunis legten Viehplätze dicht bei Straßen an, die von Tsetse inficiert waren, doch übte das Vieh auf die giftige Fliege keine Anziehungskraft aus. Sie bleibt da, wo das Wild sich findet, welches sie liebt, besonders da, wo sich Büffel aufhalten. Daß sie mit dem Wilde verschwindet, haben wir in Transvaal an allen Grenzen des bewohnten Landes beobachten können. Als die Feuergewehre das Wild ausgerottet oder vertrieben hatten, war auch die Tsetse verschwunden. Sie bildet jetzt kein Hindernis mehr, mit dem Ochsenwagen die Limpoponiederung zu passieren. Jäger und Händler ziehen alljährlich durch Striche nach Norden, in welche früher sich kein Weißer mit dem Wagen wagte. So ist also diese Barriere für weiteres Vordringen der Transvaalmission nach Norden hin gefallen. In früheren Zeiten durchzogen jagende Buren schmalere Tsetsestriche bei Nacht, und die Eingeborenen gaben Rindern und Hunden, wenn sie Tsetse fürchteten, die Fliegen selbst als Gegenmittel gegen das Tsetsegift ein und behaupteten, daß das von guter Wirkung sei. Unsere Führer berichteten, daß unten an der Küste noch eine kleinere Art von Tsetsefliegen sich finde.

Noch ein anderes Insekt fanden wir, welches unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte. Wir fanden Nester stachelloser Bienen, die unseren Stubenfliegen ähnelten, und konnten uns an dem angenehm süß-säuerlich schmeckenden Honig laben, den sie in einem Baumstamm gesammelt hatten. Zwei Arten dieser Bienen gebe es hier, sagten die Führer. Mir ist nicht bekannt, daß in Afrika sonst noch das Vorkommen dieser in Südamerika häufigen Bienenarten beobachtet worden ist.

Die Reise war im übrigen einförmig. Jeden Abend wurde das Lager in folgender Weise hergerichtet. Man wählt der Fiebergefahr wegen einen möglichst hochgelegenen Ort, wenn es sein kann, unter einem Baume, der einigermaßen Schatten giebt, damit man in dem Falle, daß Umstände zu längerem Verweilen zwingen, von der Sonne nicht zu arg zu leiden hat. Hier mißt man einen Halbkreis ab, der für die Wanderer hinreichend Raum bietet, und umgibt ihn auf der Windseite mit einer starken Hecke aus Baumzweigen. An der Hecke entlang wird der Boden geebnet, Gras und Steine werden entfernt. Durch dünne Baumstämme, welche am Erdboden durch Pflöcke befestigt sind, wird die Streu von dem Feuerherd geschieden, welcher den Halbkreis außen abschließt. Das Feuer wird möglichst groß angefacht und während der Nacht unterhalten. Solch großes, gut unterhaltenes Feuer ist in ungesunden Gegenden ein Schutzmittel gegen das Fieber. Unsere Bapedi lagerten nicht mit den Makwamba zusammen, und unsere eigene Schlafstätte wurde als „Moschate", als Häuptlingssitz, von den übrigen auch nach Möglichkeit abgegrenzt.

*) Vielleicht rettet dieser Schmerz den Menschen, indem er ihn rechtzeitig auf den Feind aufmerksam macht, so daß er ihn vertreibt, ehe er Zeit hat, ihm eine hinreichende Dosis seines Giftes einzuimpfen.

Nach beschwerlichen Märschen erreichten wir endlich den aus den Spelunken bei Soutpansberg kommenden Fluß Lechlabane, an dessen frischem, klarem Wasser wir uns gründlich labten, und kamen drüben wieder in angebaute Gegenden. Etliche Stunden westwärts zeigte man uns den Pisangkop, einen Berg, an welchem der damals in Transvaal vielgenannte Portugiese Albasini wohnte. Dieser Mann hatte die Trümmer verschiedener Makwambastämme um sich gesammelt, hatte sich eine tüchtige Armee gebildet, die mit Schießgewehren bewaffnet war, und regierte so sein eigenes Reich. Manchmal führte er kleine Kriege allein, manchmal in Gemeinschaft mit den Soutpansberger Buren, mit denen er in ziemlich loser Verbindung stand. Er führte den Titel eines portugiesischen Konsuls und wurde von den Eingeborenen als regierender Fürst angesehn. Sie nannten ihn Soao (aus dem portugiesischen Namen João gebildet). Er lebte in seiner umschanzten Wohnung in engem Verkehr mit seinen schwarzen Ministern und, wie behauptet wurde, auch mit seinen schwarzen Zauberern. Es hieß, er konsultiere diese häufig, ganz nach Weise der heidnischen Eingeborenen. Die Leute erzählten viel von seiner Macht und auch von dem Handel, den er mit erbeuteten schwarzen Kindern treibe. Die uns begleitenden Männer von Serobane behaupteten, sie würden von ihm als Feinde behandelt und selbst in unserer Gegenwart getötet werden, weil sie einst zu seinen Unterthanen gehörten, dann aber geflohen seien. Jedenfalls war ihnen in dieser Gegend nicht wohl zu Mute. In der Weise, wie dieser energische Mann sich hier sein Reich geschaffen hatte, sollen am Sambesi viele Portugiesen gehandelt und dann, wie er, geschaltet und gewaltet haben, was bei der Ohnmacht des portugiesischen Regierungsapparats in jenen Gegenden auch sehr leicht verständlich ist.

Wir standen nun an der Grenze des Bawendalandes und waren am Eisenberge, wo die Bawenda für ihre ausgedehnte Eisenindustrie das Erz graben, angelangt. Hoffnung erfüllte unsere Herzen, daß es uns nun mit verhältnismäßiger Leichtigkeit gelingen werde, den Limpopo zu erreichen; denn in diesem bewohnten Berglande hätten wir vermittelst unserer Tauschartikel Nahrungsmittel genug für uns und unsere Leute einhandeln können. Da setzten die Pocken unserem Vordringen ein unerwartetes Ziel. Weiber in den Gärten sagten, daß die Krankheit herrsche, und als wir unterhalb eines festungsartig ummauerten Bergdorfes Halt machten, kam von oben dieselbe Nachricht. Sie traf uns schwer, denn wir sahen die Unmöglichkeit ein, weiter vorwärts zu dringen. An Umgehen der inficierten Striche war nicht zu denken. Da die Krankheit von Norden gekommen war, mußten wir annehmen, daß bereits alle Stämme von ihr heimgesucht seien. Unsere Leute durften wir der Gefahr, angesteckt zu werden, nicht aussetzen; so mußten wir schweren Herzens den Befehl zur Umkehr geben.

Die Pocken verbreiteten sich weiter nach Süden und machten ihre Erscheinung im Bapedilande ein Jahr später. Da unser Volk *zum Teil bereits* früher geimpft war und nun auch wieder zu dem *Mittel der Impfung griff*, fielen der bösen Krankheit hier nur wenige

zum Opfer. Desto mehr Leute starben bei solchen Nachbarstämmen, z. B. den Swasi, welche mit dem Impfen nicht vertraut waren.

Unsere Makwamba wären nun am liebsten auf dem kürzesten Wege in ihr Land zurückgekehrt. Sie hatten, wie es schien, wenig Freunde, aber viele Feinde in der Welt. Wir wären lieber den Lechlabane abwärts gezogen und dann am Olifantsfluß aufwärts nach Hause, allein diese Menschen verstanden es, die Ausführung des Planes zu verhindern. Nur mit Mühe gelang es uns sie zu zwingen, ein wenig weiter östlich mit uns vorzudringen. Wir erreichten den großen Lechlaba einige Tagereisen unterhalb von der Stelle, an der wir ihn oben durchschritten hatten, und kehrten dann, indem wir seinen Lauf und darauf den seines Nebenflusses Letschitele aufwärts verfolgten, zu dem alten unheimlichen Häuptling Serobane zurück.

Auf dem Rückwege hatten wir zum Jagen mehr Zeit, und an Lust dazu fehlte es uns auch nicht. Denn nicht unsere Leute allein hatten in den letzten Tagen gehungert, sondern wir selbst hatten den Hunger manchmal recht schwer gefühlt. Obwohl manches Stück Wild angeschossen worden war, so waren doch nur Zebras und eine Hyäne wirklich erlegt worden. An letzterer, welche von unseren Bapedi als reißendes Tier verschmäht wurde, erlabten sich die Makwamba, welche erklärten, daß sie so gut schmecke wie ein fettes Schaf. Zebrafleisch aßen auch unsere Baßuto, wir aber waren daran nicht gewöhnt, indem Weiße das Fleisch dieser Tiere wegen seines unangenehmen Geruches ungenießbar finden. Am Feuer geröstet und dick mit Gewürz bestreut, konnten wir es am besten genießen. Die seltene schwarzweiße Antilope hatten wir ziemlich häufig angetroffen, auch Giraffen, deren Anblick den Europäer stets erregt. Von Elefanten sahen wir viele Spuren; manchmal überschritten wir Wege, die sie getreten hatten. An Stellen, wo eine Herde sich getummelt hatte, sah man tiefe Furchen, welche die starken Tiere durch einen Schlag des Fußes in den Boden gewühlt hatten, Bäume, die von ihnen zerbrochen waren, und Losung (Mist), die sie zurückgelassen hatten. Die gewaltigen Tiere selbst sahen wir nicht. Den Spuren zu folgen, hätte uns zu viel Zeit gekostet, denn wir hatten die Reise nicht zu dem Zwecke unternommen, Elefanten zu jagen. Die Baroka sagten, daß die Elefanten im Mai und Juni, wenn die berauschend wirkenden Früchte der Morulabäume reif seien, im Suchen nach dieser Leckerei aus dem Tieflande näher an den bewohnten Strich am Fuße des Gebirges herankämen. Sie seien aber in dieser Zeit gefährlich, weil sie betrunken wären. Rhinocerosse trafen wir nicht, sie schienen diese Gegend bereits verlassen zu haben, obwohl sie sich damals noch häufig in dem unbewohnten Teile von Sekukunis Gebiet fanden. Dort hatte ich schon an Rhinocerosjagden teilgenommen. Freilich mehr in passiver Weise. Denn ein weibliches Tier, gefolgt von einem Kalbe, kam in offenem Terrain so furchtbar schnaubend auf mich angestürzt, daß ich mich hinter einen Baum retten mußte, und da mein Gewehr eine zu kleine Kugel schoß, den Leuten die Verfolgung überließ, welche das Junge glücklich erlegten. Ähnlich sollte es mir auf dieser Reise mit dem ersten Büffel gehen, den ich sah. Schon oft

hatten uns Buren und Schwarze von diesem furchtbaren Tiere erzählt, dessen Hörner nicht ihresgleichen haben, das an Stärke, Behendigkeit und Wut alle anderen Tiere seiner Gattung hinter sich läßt. Immer wieder waren Weiße und Schwarze bei der Jagd dieses Ungetüms umgekommen. Auch unsere Jäger erzählten viel von den Gefahren, welche sie bei der Büffeljagd bestanden hätten. Kubate*), ein tüchtiger Schütze, erzählte, daß er einen Löwen und einen Büffel im Felde tot nebeneinander gefunden habe, sie hätten in wütendem Kampfe einander umgebracht. Alte Büffel greift ein einzelner Löwe nicht an, und an die Kälber wagen sich wilde Tiere nicht heran, wenn die Alten in der Nähe sind.

Wir hatten Spuren von Büffeln gesehen und waren nicht wenig begierig, mit den vielbesprochenen Tieren Bekanntschaft zu machen. Ich lag mit einigen Leuten am Ufer des mit hohem Rohr bestandenen Flüßchens Molotose, als wir oberhalb Schüsse hörten, denen lautes Rufen folgte. „Die Büffel, Büffel!" riefen wir, sprangen auf und eilten nach der Richtung, welche die Schüsse angaben. Fußwege zogen sich an dem Flüßchen hin, aber nicht solche, die von Menschen, sondern die von Elefanten und anderem großen Wild getreten waren; auf diesen Wegen eilten wir vorwärts. Ich war meinen Begleitern voran und wollte eben eiligst in eine Regenschlucht hinabstürzen, als ich plötzlich einen mächtigen Büffelkopf vor mir sah, dessen Träger auf dem schmalen Wege, der hinabführte, aus der Schlucht heraus wollte. Ich sehe den ungeheuren Kopf mit den gewaltigen Hörnern noch heute vor meinen Augen. Schoß ich, so mußte ich tödlich treffen, sonst war ich tot, — aber es war kaum Raum mehr für das Gewehr zwischen mir und meinem Feinde. So machte ich unwillkürlich kehrt und floh zwanzig oder dreißig Schritte weit, da stand ein Baum; unter diesem, der doch einigen Schutz bot, wandte ich mich und wollte schießen, aber — mein Feind war, als er oben angekommen war, nach der entgegengesetzten Seite ausgerissen. Er hatte vielleicht ebensowenig bisher einen Europäer gesehen, als ich einen Büffel, und war deshalb ebenso vor mir erschrocken, wie ich vor ihm.

Am Lechlaba ruhten wir einige Tage und fütterten uns und unsere Leute auf. Büffel und anderes Wild wurde geschossen, so hatten wir reichlich Fleisch. Wir Europäer konnten die Zungen, das Mark und sonstige bessere Stücke für uns behalten. Das that uns gut, denn wir lebten fast nur von Fleisch. Wenn wir dazu eine Untertasse voll Reis kochten, dann teilten wir diesen ganz gewissenhaft. Immer von hartem Wildfleisch leben ohne Brot, ist schwer. Es entschädigte uns aber die Aufregung des Jagdlebens. An einem Tage fanden wir eine Büffelherde schlafend im Grase. Wir umstellten sie und feuerten dann von allen Seiten. Eine andere Herde traf ich, während ich allein mit einem Schwarzen war; ich lief an die alten Tiere, die halb schlafend Wache standen, bis auf fünfzig Schritte heran und schoß einen mächtigen Bullen auf das Blatt, dann

*) *Dieser Mann ist lange* Heide geblieben, ist aber endlich 1886 auf seinem *Sterbebette bei regem Heilsverlangen* durch Missionar Kadach getauft worden.

auch mit dem anderen Lauf auf den Leib, aber die Tiere flohen, starke Schweißspuren zurücklassend. Missionar Nachtigal wurde auf einen Ameisenhaufen getrieben, einer der Leute niedergeworfen, einem anderen das Hemd zerfetzt, einer mußte sich auf einen Baum retten. Zwei Büffel aber waren erlegt, von denen einer erst durch die achte Kugel getötet worden war. Ich war an dem Tage auch in Gefahr gewesen, von Eingeborenen angegriffen zu werden. Die wenigen Leute, die in diesen Wildgegenden hausten, waren selbst so scheu als das Wild. Wenn sie uns von ferne kommen sahen, flohen sie eiligst davon. Als ich nun einmal allein durch die Büsche streifte, hörte ich ein Geräusch und bemerkte, als ich aufschaute, eine Anzahl von Männern, welche, durch meinen Anblick überrascht, ihre Traglasten fortgeworfen hatten, aber zugleich, wohl ermutigt durch ihre Zahl, eine drohende Haltung einnahmen. Sie hatten die langen Giftpfeile an die Sehnen der Bogen gelegt und waren bereit zu schießen. Ich blieb ruhig, veränderte die Lage meines Doppelgewehres nicht, welches schußbereit in meiner Hand ruhte, und ging, die Feinde im Auge behaltend, ganz langsam weiter. Sie begleiteten jede meiner Bewegungen mit scheuem, wachsamem Blicke, ließen mich aber gehen, etwa so, wie der Jäger einen vorbeispazierenden Löwen vorüberziehen läßt. Die Entfernung zwischen mir und ihnen wurde größer, und ich hatte Gott wieder für eine Errettung aus Gefahr zu danken.

Auch drei Löwen trafen unsere Leute an diesem Tage. Sie belästigten uns nicht. In der Nacht aber hörten wir das klägliche Gebrüll eines Büffels im Rohr des Flußdickichts ganz in der Nähe des Lagers. Es tönte schauerlich durch die Stille, und zwar dauerte dies Gebrüll, wie es uns schien, stundenlang. Am anderen Tage zeigte es sich, daß die Löwen einen Büffel hier zerrissen hatten. Sie hatten wohl, als er kampfunfähig, aber noch nicht völlig tot war, ihr grauses Mahl begonnen.

Die Löwen werden selten dem Menschen lästig, wenn sie, wie es hier der Fall war, inmitten vielen Wildes leben. Desto mehr scharten sich hungerige Hyänen um unser Lager, wohin sie der Duft des vielen Fleisches lockte. Sie fangen gesundes, lebendes Wild kaum jemals, sondern müssen sich mit den Resten der Mahlzeiten der Löwen oder mit dem Töten kranker Stücke Wildes begnügen. Beständig heulten sie des Nachts in den Büschen ringsumher, waren aber vorsichtig genug, sich nicht zu zeigen, da ihre weißliche Farbe im hellen Mondschein ein zu gutes Zielobjekt geboten hätte. Wenn aber die Leute nachts zum Flusse nach Wasser zu gehen hatten, mußten sie ein Rohrdickicht passieren, in dem auch diese feigen Tiere gefährlich werden konnten; da nahmen sie einen Feuerbrand in den Mund, das Wassergefäß in die eine und einen Speer in die andere Hand. Mehrere zugleich sprangen so in das Rohr hinein, leuchtend, schreiend einer Bande Dämonen gleich, und die Hyänen sprangen und heulten mit ihnen um die Wette.

Endlich brachen wir das Lager ab, kehrten nach dem Kraale Serobanes und dann auf dem Wege, den wir gekommen waren, in das *Bapediland* zurück.

Der eine Zweck unserer Reise war erreicht. Wir hatten das Land erkundet und die dort wohnenden Völker kennen gelernt. Als Resultat der Untersuchung hatte sich herausgestellt, daß weitere Fortschritte der Mission über Machakal hinaus von Süden her unmöglich sein würden. Unsere Aufmerksamkeit lenkte sich deshalb auf die östlich gelegenen Gegenden Transvaals, wo das Land noch höher und deshalb fieberfreier war, wo man mit Ochsenwagen verkehren konnte, weil sich dort keine Tsetse fand, wo die Buren auch bereits in den Distrikten Waterberg und Soutpansberg wohnten. Dorthin wendeten sich auch unsere Missionare, nachdem in dem Bapedilande durch Sekukunis Feindschaft der Missionsarbeit ein nur zu jähes Ende bereitet worden war.

Unsere Hoffnung, die Ruinen zu erreichen, war freilich nicht erfüllt worden. Wir hatten aber manche interessante Nachricht über diesen Ort von den Eingeborenen erhalten. Unser Führer Makeritsane war aus dem Banyailande (dem Bonyae) gebürtig. Er sprach von den Ruinen nur mit größester Scheu; die würden heilig gehalten, denn das sei ein Ort der Götter. Wasser sei da in einem Brunnen auf eines Berges Spitze zu finden; aber nur dem quelle es, der zu beten verstünde. Auch in einem Tierbilde finde sich Wasser. Nichts Lebendiges dürfe dort getötet werden. Wolle man von einem Baum einen Zweig abbrechen, so spräche der: „Brich mich nicht!“ Wolle man ein Tier dort schlachten, so spräche es: „Töte mich nicht!“ Wenn man dort ein Stück Wild erlege, ziehe man sich schweres Unheil zu. Bis vor etwa fünfzig Jahren hätten dort die Balotse oder Barotse gewohnt, seien aber anhaltender Dürre wegen ausgewandert.*) Diese Barotse hätten die Gebäude zu verehren gewußt; von den jetzigen Bewohnern der Gegend werde den an der wunderbaren Stätte wohnenden Geistern allerdings auch noch geopfert, aber sie verstünden sich nicht mehr recht darauf.

Besondere Führungen Gottes verhinderten mich, den Versuch, diese wunderbaren Orte zu besuchen, später wieder aufzunehmen. Als aber der Reisende Mauch seine erfolgreichen Reisen in Transvaal und über Transvaal hinaus unternahm, erhielt er von uns Weisungen, die es ihm ermöglichten, Simbabye zu finden. 1871 wollten wir auf verschiedenen Wegen das Ziel zu erreichen suchen. Ein feindlicher Stamm aber überfiel ein Außendorf meiner Station Botschabelo, und der dadurch drohende Krieg zwang mich, daheim zu bleiben, während Mauch die Reise antrat und am 5. September des genannten Jahres die vielbesprochene Stätte fand, genau an der Stelle, wo sie nach früheren Berichten (de Barros u. a.) liegen sollte. Mauch wurde nah am Ziele von einem Banyaihäuptling gefangen genommen, er sollte dessen „weißer Mann“ sein. Aus dieser Lage rettete ihn das plötzliche Auftauchen eines deutschen Abenteurers, der Adam Renner hieß. Der Mann hatte sein Weib im Distrikt Soutpansberg zurückgelassen, hatte hier eines Häuptlings Tochter geheiratet und lebte nicht

*) *Ob diese Barotse identisch mit den Barotse sind, welche jetzt am mittleren Sambesi leben, konnte ich nicht feststellen.*

Ruinen von Zimbabye.

viel anders, als die Heidenhäuptlinge ringsumher. Mauch blieb sechs Monate in der dortigen Gegend, er konnte die Ruinen aber fast nur zur Nachtzeit besuchen; über das, was er fand, meldete er uns folgendes:

„Zimbaoe oder Zimbabye liegt von meinem Wohnplatz $3^1/_2$ Stunden östlich, also in Länge 31^0 48′ und Breite 20^0 14′. Von den hier ansässigen Bewohnern vernahm ich, daß sie seit ungefähr 40 Jahren hier wohnen, daß vor der Zeit die Gegend ganz unbewohnt gelassen war, und daß noch früher die Malotse oder Barotse in dem Lande und bei den Ruinen wohnten, aber gegen Norden flüchten mußten. Diese hatten die Ruinen für heilig gehalten, und noch jetzt sollen hie und da die Leute kommen, um darin anzubeten. Den Gegenstand dieser Verehrung jedoch aufzufinden, war bei der Furcht der gegenwärtig daselbst wohnenden Leute unmöglich. Von allen wird als ganz fest angenommen, daß weiße Menschen einst die Gegend bevölkert haben, denn immer noch werden Spuren von Wohnungen und eiserne Gerätschaften aufgefunden, die nicht von Schwarzen verfertigt werden konnten. Wo diese weiße Bevölkerung geblieben, ob sie verjagt oder getötet oder an Krankheit gestorben sei, kann niemand mitteilen. So weit geht die Kenntnis der Makalaka, der jetzigen Bewohner. Nun zu den Ruinen selbst. Bei dem flüchtigen Besuche der sehr ausgedehnten Abteilungen derselben war es mir nicht möglich, durch Wegräumen von Schutt und Gesteintrümmer etwa bei Eingängen auf Inschriften zu stoßen. Keine Gerätschaften, die auf ein Alter schließen lassen konnten, hob ich auf, und vieles von Eisenwerkzeugen, ja alles, was vorhanden war, ist von den jetzigen Bewohnern verschmolzen worden; die Barotse sollen nichts berührt haben.

Die Ruinen lassen sich in zwei Abteilungen bringen; die eine liegt auf einem etwa 400 Fuß hohen Granitkopf, die andere auf einer etwas erhabenen Terrasse. Beide sind getrennt durch ein kleines flaches Thal; der Abstand beträgt etwa 300 Yard. Der Felsenkopf besteht aus einem länglichen Granitmassiv von abgerundeter Form, auf dem ein zweiter Block und auf diesem wieder kleinere, aber immer noch viele Tonnen schwere Trümmer liegen, mit Spalten, Klüften und Höhlungen. Am westlichen Teile dieses Berges nun, und zwar den ganzen Abhang von der Spitze bis zum Fuß einnehmend, befinden sich die Trümmer. Da alles verschüttet und größtenteils eingefallen ist, so ist es für jetzt noch nicht bestimmbar, zu welchem Zwecke die Aufführungen dienten; am wahrscheinlichsten dürfte es eine zu jener Zeit uneinnehmbare Festung darstellen, worauf die vielen Gänge, die jetzt aber aufgemauert sind, und die runden zickzackförmigen Direktionen der Mauern hindeuten. Alle Mauern, ohne Ausnahme, sind ohne Mörtel aus behauenen Granitsteinen aufgeführt, die mehr oder weniger von der Größe unserer Backsteine abweichen; auch sind die Mauern von verschiedener Dicke, am sichtbaren Fuße derselben 10, an der eingefallenen Spitze 7 bis 8 Fuß. Die merkwürdigste Mauer findet sich noch auf dem Rande eines Felsenabsturzes und ist sonderbarer Weise noch ganz gut erhalten bis zu einer Höhe von etwa 60 Fuß.

An manchen Stellen stehen noch Steinbalken von 8 bis 10 Fuß Länge aus dem Mauerwerk hervor, in welchem sie einige Fuß tief festsitzen, denn sie können kaum bewegt werden. Sie haben höchstens 8 Zoll Breite bei 3 Zoll Dicke und bestehen aus sehr festem, metallisch klingendem Gestein von grünlich schwarzer Farbe. Einen im Durchschnitt ellipsoidischen Steinbalken von 8 Fuß Länge fand ich, an dem Verzierungen eingeschnitten sind. Unter einem großen Felsblock fand ich eine zerbrochene Schüssel, in der Form den hölzernen Kafferbakjen gleich, aus talkigem Gneiß, sehr weich, 18 Zoll Durchmesser und 3 Zoll Höhe, bei $1^1/_2$ Zoll Steindicke am Rande, $^1/_2$ Zoll Dicke am Boden. *Weiter konnte ich nichts* vorfinden, und das dichte Gebüsch, mit vielen nesselartigen *Gesträuchen untermischt*, ließ keine weitere Untersuchung zu.

Am besten erhalten ist die Außenmauer eines in der Fläche befindlichen Rondeaus von etwa 150 Yard Durchmesser. Es ist etwa 600 Yard vom Berge entfernt und war wahrscheinlich durch große Vorwerke mit dem Berge verbunden, wie die Schuttmauern anzudeuten scheinen. Diese Ellipse hat nur einen einzigen, etwa drei Fuß breiten und fünf Fuß hohen Eingang auf der nördlichen Seite, d. h. dem Berge zu, gehabt, der aber aufgemauert worden und später zum Teil wieder eingefallen ist. Die Ursache hiervon mag der hölzerne, morsche Querbalken*) gewesen sein, der ein allzu großes Gewicht zu tragen hatte. Außer dieser Stelle sind noch zwei Öffnungen entstanden durch Einfallen. Im Innern ist alles, mit Ausnahme eines ganz gut erhaltenen Turmes von nahezu 30 Fuß Höhe, verfallen; soviel läßt sich aber erkennen, daß die engen Gänge labyrinthisch angelegt worden waren. Dieser Turm ist aus ähnlich behauenen Granitsteinen bis zu 10 Fuß Höhe cylindrisch, dann bis zur Spitze konisch erbaut. Der Durchmesser am Fuß ist 15 Fuß, an der Spitze 8 Fuß; nirgends zeigt sich eine Spur von einem Eingang. Er steht zwischen der äußeren und einer ihr nahezu parallelen Mauer, welche letztere einen schmalen Zugang gehabt hat. Dieser Zugang hat in Mannshöhe vier Doppellagen von ganz schwarzem Gestein, abwechselnd mit Doppellagen von Granitgestein. Die äußere Mauer zeigt einen Versuch, die Granitsteine in Verzierung zu legen, wie aus der nachstehenden Abbildung zu ersehen. Dieses Ornament findet sich 20 Fuß vom Boden und ist auf einem Dritteil der südlichen Mauer zu beiden Seiten des Turmes nur auf der Außenseite angebracht. Sonst ist alles Schutt und Trümmer und dichtes Gesträuch. Einige große Bäume von drei Fuß Durchmesser erheben ihr Laubdach fast zum Doppelten der Höhe der erhaltenen Mauer, und viele etwas rasch wachsende Bäume haben solche Granitsteine ganz in sich verwachsen."

Mauch lernte einige Zeit nach Entdeckung dieser merkwürdigen Ruinen einen in dortiger Gegend noch lebenden alten Mann kennen, der zu den Barotse gehörte, welcher früher bei Zimbabye gelebt und die Ruinen heilig gehalten hatte. Der Alte erzählte, er selbst sei Priester gewesen; der eine Turm heiße Haus der Prinzeß oder der Königin. Alle drei oder vier Jahre sei das Volk zu feierlichem Fest und Opfer zusammengekommen. Man grüßte den Priester und seine Gehilfen mit Händeklappen; zwei, junge, schwarze Ochsen und eine junge, schwarze Kuh, ohne Fehl, wurden herbeigebracht; von diesen Tieren wurde die Kuh lebend auf den Holzstoß gelegt und als Opfer verbrannt. Ein Ochse ward geschlachtet zum Opfermahl und einer getötet, den Geiern und Raubtieren zur Speise gelassen. Auch Trankopfer folgten.

Daß diese Ruinen von Zimbabye durch die Pioniere eines alten Kulturvolkes errichtet sind, ist klar, denn kein eingeborenes afrikanisches Volk hat sich je die Mühe gegeben, Steine zu behauen, um damit Bauten aufzuführen. Die von Arabern herrührenden Ruinen der Ostküste zeigen massenhafte Verwendung von Mörtel, die ganze Anlage deutet nicht nur auf hohes Altertum, sondern die Verzierungen

*) Dieser „Balken" ist ein Beweis dafür, daß später Veränderungen der Überreste versucht sind. Die Erbauer, welche Steinbalken in die Mauern einfügten (siehe oben), hätten keine Holzbalken über ein Thor gelegt. Überdies sind die Ruinen von hohem Altertum, dies Holz, der Witterung ausgesetzt, muß verhältnismäßig neueren *Datums sein.*

und manches andere deuten direkt phönizischen Ursprung an. Im Tempel steht der Turm der Aschera, der Astarte, welcher nach 1 Kön. 11, 5 Salomo selbst diente; auch in Judäa fehlte es später an solchen Sonnensäulen*) über den Altären Baals nicht (vergl. 2 Chron. 34, 4), und der uralte Baum steht auch an der rechten Stelle; denn der Astarte waren Bäume heilig.

Da es jetzt feststeht, daß rings um diese Ruinen die reichsten Goldfelder sich finden, und man als höchst wahrscheinlich annehmen darf, daß die Feste einem fremden Volke, welches diese Goldfelder einst ausbeutete, zum Stützpunkte gedient hat, so gewinnt die Annahme immer mehr an Wahrscheinlichkeit, daß hier das uralte Ophir Salomos wieder aufgefunden ist.**)

---

*) Sonnensäule heißt auf Hebräisch Chaman. Gesenius bemerkt zu diesem Worte: De ejusmodi statuarum figura si quaeris bene jam Spencerus observavit, imagines Solis antiquissimas apud Aegyptios, Syros et Phoenices formae conicae vel pyramidalis fuisse in modum flammae surgentis. (Gesenius Thesaurus unter חַמָּן).

**) Nach Mauch versuchten mehrere Reisende vergeblich bis zu den Ruinen vorzudringen; endlich gelang es den beiden Söhnen unseres Missionars Posselt, Wilhelm und Harry, im Jahre 1889 das ersehnte Ziel zu erreichen. Sie brachten von dort einen Vogel aus Phyllit mit, den sie von einem Schaft abgeschlagen hatten, und einen Stein, dessen ehemalige Bestimmung dunkel ist. Der Vogel erinnert an den Vogel des Ra, dessen Bild sich in den altägyptischen Bergwerken findet, und einen Gegenstand, welcher dem erwähnten Stein ähnlich ist, hat man in Cypern gefunden. Nachdem Maschonaland im Jahre 1890 von der Chartered Company annektiert und kolonisiert worden ist, haben mehrere Gelehrte die Ruinen besucht und erforscht, unter ihnen besonders der englische Archäologe Bent (Bent, Ruined cities of Maschonaland. London) und Sir d. C. Willoughby (Further excavations at Zimbabye, London, George Philip and Son 1893), und auch deutsche Gelehrte haben sich mit den Resultaten dieser Untersuchungen beschäftigt. Es steht nun fest, daß die Ruinen von den Angehörigen eines Kulturvolkes angelegt sind, welches sich zum Zweck der Goldgewinnung in dem dortigen Lande festgesetzt hatte und gewissermaßen als Garnison unter einer feindlichen Bevölkerung lebte. (Siehe Petermanns Mitteilungen 1893 S. 177). Es sind in dem Fort Schmelzöfen und Schmelztiegel, für Goldgewinnung bestimmt, gefunden worden (Proceedings of the Royal Geogr. Society 1892, Seite 305). Weiter ist erwiesen, daß der elliptische Wall ein Gnomon oder Hemicyklium ist, wie die alten Chinesen, Babylonier, Phönizier und Aegypter zur Beobachtung der Sonne und zum Sonnendienst herzurichten pflegten. (Petermanns Mitteilungen 1892 S. 184). Es dienten die früheren Bewohner der Ruinen also sehr wahrscheinlich dem Baal und der Aschera, waren also wohl Phönizier; die Phönizier aber waren die Leiter der Salomonischen Ophir-Expeditionen. Andere schreiben die Ruinen den Himjariten (Süd-Arabern) zu; diese aber waren die Erben des Salomonischen Ophirlandes.

Eben jetzt kommt aus Blantyre in Britisch-Central-Afrika die Nachricht, daß der englische Missionar Crawford in dem zwischen dem Luapula-Fluß und dem Tanganjika-See liegenden Gebiete mitten in der Wildnis einen ägyptischen Sphinx entdeckt hat.

Gegenstände, gefunden in den Ruinen von Zimbabye.

1. Verzierungen an Stein-Mauern. — 2. Verzierter Stein, Bestimmung unbekannt. Gefunden durch W. Posselt. — 3. Speerspitze aus Bronze. — 4. Vögel aus Seifenstein, Vogel des Ra? Gefunden durch W. Posselt. — 5. Sonnensäule. — 6. Verzierte Steinbalken. — 7. Form zum Herstellen von Goldbarren. — 8. Verzierter Rand einer Schüssel. Die Ochsen zeigen die langen Hörner der südafrikanischen Rinder-Rasse. — 9. Verzierter Rand einer Schüssel. Ein Hottentott oder Buschmann mit Pfeil u. Bogen *steht in der Mitte*, rechts von ihm sind Zebra zu sehen, links ein Löwe u. Wild.

Elftes Kapitel.

Brautreise und Verheiratung.

Im Jahre 1863 stand ich bereits im fünften Jahre meines afrikanischen Lebens und war noch immer unverheiratet. Da auch von den anderen Missionaren, mit denen ich in Transvaal zusammen gearbeitet hatte, noch keiner während unseres Zusammenlebens verheiratet gewesen war, hatte ich das afrikanische Junggesellenleben zur Genüge kennen gelernt und war desselben gründlich müde geworden. Es war für mich eine Aussicht auf Erlösung aus mancherlei Beschwerde, als ich mich endlich auf die Reise nach der Küste begeben konnte, um von dort meine Braut heimzuführen.

Man hat in früheren Zeiten oft die Frage erwogen, ob Missionare überhaupt heiraten sollen, oder ob es nicht für ihren Beruf besser wäre, wenn sie ledig blieben. Die römische Kirche ist nicht faul gewesen, den Cölibat ihrer Priester als für das Missionsleben äußerst nützlich zu preisen. Sie hat behauptet, ihre Mission bedürfe geringerer Mittel als die der evangelischen Kirche, gerade wegen des Cölibats; ja es ist von römischer Seite sogar behauptet worden, daß den evangelischen Missionaren jede Selbstverleugnung und Leidensfreudigkeit abgehe, weil sie immer von der Angst um ihre Familien beherrscht würden und über die Fürsorge für die Ihrigen die strengen Pflichten des Amtes vernachlässigten. Doch diese tendenziösen Behauptungen halten vor dem Licht der wahrheitsliebenden Prüfung schlechten Stand. Wie zahlreich sind die Beispiele treuesten Ausharrens evangelischer verheirateter Missionare in schwerster, gefährlichster Lage; wie viele Beispiele der Selbstlosigkeit und Leidensfreudigkeit seitens der Missionarsfrauen haben wir! In Gegenden, wo die Verhältnisse und das Klima es europäischen Frauen nicht erlauben zu wohnen, wie z. B. an vielen Orten des inneren Afrikas, stehen auch unverheiratete evangelische Missionare in großer Zahl. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in neu zu besetzende Gebiete unverheiratete Missionare vordringen müssen, und in Bezug auf andere Gebiete ist es bei den deutschen Missionsgesellschaften allgemeine Praxis, daß der Missionar sich erst nach dreijähriger Dienstzeit verheiraten darf. Im großen und ganzen aber hat die evangelische Mission gerade dadurch, daß die evangelischen Missionare verheiratet sind, so viele Förderung erfahren, daß die Verheiratung der Missionare bei ihr Regel geworden ist.

Besonders ist dem afrikanischen Missionar die Mithilfe der Frau fast unentbehrlich. In den südafrikanischen Kolonieen heiraten alle Europäer, und bei den Eingeborenen ist Ehelosigkeit absolut unbekannt; da drängt schon die Anschauung aller, die dort wehende Luft, den Missionar zur Heirat. Und sie ist für ihn, wenn er mit Gottes Hilfe *die rechte* Wahl getroffen hat, eine Quelle des Segens. Bei der *Einsamkeit, in welcher* der Missionar oft steht, bei dem beständigen

Verkehr mit Farbigen, denen gegenüber er immer und in allen Stücken Autorität sein muß, bildet sich bei ihm leicht das Selbstgefühl, das Befangensein in einem gewissen Kreise von Anschauungen, kurz das liebe Ich so kräftig aus, daß das Amt dadurch oft gefährdet wird und die Brauchbarkeit für den Beruf zu bald ein Ende findet. In der innigen Lebensgemeinschaft mit seinem Weibe findet der Missionar dagegen geistlichen Halt, Förderung, Trost und Erquickung und gegen die Ansätze der selbstklugen und selbstsüchtigen Wucherungen in seinem Innern ein wirksames Korrektiv. In der Erfüllung dieser Aufgabe muß die Missionarsfrau vornehmlich ihren Beruf erkennen und damit verbunden selbstverständlich auch in der leiblichen Fürsorge und Pflege, die sie dem Manne angedeihen läßt. Wenn eine tüchtige, umsichtige Missionarsfrau dem Manne die Sorge für Speise und Trank, für Haus und Garten abnimmt, so macht sie ihn von den „Geschäften des Lebens" freier, und der Ausspruch Pauli 2 Timoth. 2, 4: „Kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung" kann deshalb keinenfalls gegen das Heiraten der Missionare angewendet werden.

So ist der Beruf der Missionarsfrau zunächst der, ihrem Manne eine treue, liebende Gehilfin zu sein, ihm ein Heim zu schaffen, in welchem er von den Anstrengungen seines Dienstes leibliche und geistige Erholung findet, so daß ihm die so notwendige Frische und Freudigkeit für Ausübung seines Dienstes erhalten bleibt. In den deutschen Missionskreisen wird deshalb die Missionarsfrau nicht „Missionarin" genannt. Mag es in Indien und China, oder auch in anderen Ländern, wo den Europäern zahlreiche Dienstboten zu Gebote stehen, für manche Missionarsfrauen möglich sein, sich am Unterricht der Frauen und Mädchen oder auch der Kinder aus den Eingeborenen zu beteiligen; deutsche Missionare sind wohl selten, jedenfalls nicht in Afrika, so gestellt, daß sie über so tüchtige Dienstleute verfügen, daß die Missionarsfrau nicht überall selbst mit angreifen müßte. In Südafrika sind Dienstboten, die einigermaßen selbständig in Haus und Küche arbeiten können, sehr rar und nur gegen hohen Lohn zu haben. Wenn nun, wie es auf einsam liegenden Missionsstationen überall der Fall ist, das Schlachten, der Gemüsebau, das Waschen und alle Reinigungsarbeiten von der Hausfrau überwacht werden müssen, wenn diese, wie es meist der Fall ist, das Backen, Kochen und Ausbessern der Kleidungsstücke für sich, den Mann und die Kinder mit eigner Hand besorgen muß, dann bleibt ihr nicht soviel Muße übrig, daß sie sich die Kenntnis der schweren Sprache völlig aneignen und noch Zeit auf Erteilen von Unterricht verwenden könnte. Wenn sie zum Unterrichten ja noch Muße hat, dann erteilt sie solchen Unterricht zunächst den eigenen Kindern in ihrer Muttersprache.

Trotzdem nimmt die Missionarsfrau auch direkt an der Berufsarbeit des Mannes teil. Sie erzieht sich meist ihre Dienstboten aus Knaben oder Mädchen selbst, und nicht wenige unserer später im Seminar ausgebildeten Schullehrer haben ihre Laufbahn als Küchenjungen unserer Frauen begonnen und haben während dieser Lehrzeit im Verkehr mit ihrer Herrin und den Missionarskindern den Grund

zur Kenntnis der deutschen Sprache gelegt, welche ihnen später trefflich zu statten kam. Kranke, Elende und Arme der Gemeinde wenden sich bald am liebsten an die Missionarsfrau mit ihren Anliegen. Die Frauen und Mädchen suchen und besuchen sie, und die Liebe ist dann eine gute Lehrmeisterin, so daß die afrikanische Pfarrfrau endlich so viel von der schweren Sprache lernt, daß sie manches versteht und manches sprechen kann. Wo die Kenntnis der Sprache nicht ausreicht, wird das Holländische gebraucht, oder es tritt ein Dolmetscher ein, zu welchem Range bald eines der älteren Kinder erhoben wird, welches der Mutter solchen Dienst gern und freudig leistet. Wo das Leben einer aus den Heiden gesammelten Gemeinde sich soweit entwickelte, daß die Lederkleidung durch europäische Kleidung ersetzt wurde, trat auch bald der Wechsel ein, daß die Männer sich thätiger als vorher am Ackerbau beteiligten und die Frauen Zeit gewannen, sich mit Näharbeit zu beschäftigen. Da richtete die Missionarsfrau denn eine Nähschule ein, welche die Mädchen besuchten, so daß dadurch der Verkehr des jüngeren Teils der weiblichen Bevölkerung mit der Pfarrfrau noch mehr als vorher belebt wurde.

Aus dieser Darstellung der Aufgabe, welche die Frau des Missionars zu erfüllen hat, geht hervor, daß er am besten die Gefährtin seines Lebens in der Heimat, in der heimischen Kirche und dem eigenen Volke sucht. In früheren Zeiten ist es vorgekommen, daß Missionare Frauen aus dem Volke nahmen, unter dem sie arbeiteten. In Südafrika haben Schmelen, Saß, Messer und der englische Missionar Read Eingeborene geheiratet. Die Erfahrung, die man dabei machte, ermutigte nicht zur Nachahmung. Ein Haus, in welchem eine farbige Hausfrau waltet, scheidet aus dem Verkehr der anständigen, auch der christlich gesinnten Weißen aus. Die Kinder, auch noch die Enkel, nehmen später als Mischlinge eine beklagenswerte Stellung ein. Was die Frau dem Missionar sein soll, kann sie nicht leisten; was sie ihrem eigenen Volke ist, könnte sie auch sein, wenn sie die Frau eines angesehenen Gemeindegliedes, eines Altesten oder Nationalhelfers wäre. Selbst das ist nicht zu empfehlen, daß der deutsche Missionar eine Engländerin oder Tochter eines anderen Kolonialvolkes nimmt; denn solche Frau kann ihm nicht das deutsche Heim schaffen, in dem er sich doch seinem innersten Wesen nach am wohlsten fühlt. Die junge Frau, welche aus der Heimat dem in der Ferne stehenden Arbeiter unter den Heiden nachzieht, bringt diesem frische Heimatsluft. Hinter ihr steht ein neuer Kreis von Freunden und Verwandten, welcher die Familie in der Fremde auf dem Herzen trägt; durch sie wird das Band mit der Heimat neu geknüpft, und es wird ihr selbst und ihrem Manne ein Trost sein, daß die gleiche Liebe zum Vaterlande und der heimischen Kirche sie wie ein Band umschlingt, und beiden ist es in schweren Tagen eine Erquickung, der Heimat gemeinsam gedenken und von ihr plaudern zu können.

Die Beschwerden des afrikanischen Junggesellenlebens hatte ich reichlich tragen müssen. Auf den Reisen freilich wären Frauen uns Hinderung gewesen, auch bei dem Anlegen der Station Gerlachshoop *hätten wir durch ihre* Gegenwart keine Erleichterung gehabt; denn

wir waren damals mit dem Lande und seiner Weise noch zu unbekannt und hatten Mühe genug, für uns selbst Nahrung und Obdach zu schaffen; allein als wir in Kchalatlolu zur Ruhe gekommen waren, hätte ein geregelteres häusliches Leben uns zu unserem Berufe gewiß gestärkt. Mit Herstellung des Essens verbrachten wir freilich nicht viele Zeit. In Gerlachshoop hatten wir das treffliche Brot, welches die Nachbarin, Frau Grobler, für Geld und gute Worte buk, da waren wir zufrieden, wenn auch wochenlang Brot und Kaffee dreimal des Tages die Mahlzeit ausmachte. In Kchalatlolu erhielten wir aber nur Weizen von den Nachbarbauern am Waterfallsfluß. Brot konnten wir von dort nicht beziehen, dazu wohnten die Leute zu fern. Der Weizen wurde auf der amerikanischen eisernen Mühle gemahlen und dann ausgesiebt. Diese Arbeit konnten Schwarze verrichten, das Backen aber mußten wir zunächst selbst besorgen. Bald lernte unser Diener das Brot bereiten, allein es war nicht immer besonders schmackhaft, oft kaum zu genießen, obwohl wir es nicht mehr im eisernen Topfe buken, sondern erst in einem Loch, welches in einen Lehmwall gehöhlt war, dann in einem Backofen aus Ziegeln, den wir aufgemauert hatten. Fleisch kochen und braten konnten auch unsere Baßutoknaben, aber — das fortwährende Einerlei erregt den Appetit nicht, und je länger die Wirthschaft in dieser Weise geführt wurde, desto weniger Lust hatten wir zu essen, und noch weniger Lust, das Essen selbst zu bereiten, damit es schmackhaft werde. An meine Braut schrieb ich damals: „Ich bin so weit, daß ich lieber auf das Essen verzichte, als daß ich mir selbst etwas koche," und zu verwundern war es nicht, daß sie erschrak, als sie mich wiedersah, weil ich so elend und mager geworden sei.

In Bezug auf Kleidung war es auch nicht gut mit uns bestellt. Günstig war es, daß die Wärme des Klimas es erlaubte, auf Röcke und Jacken zu verzichten. Bei dem Hantieren mit dem Ochsenwagen und dem Bauen war das Arbeiten „in Hemdsärmeln" ja auch das Bequemste. Aber manchmal mußte man doch eine Jacke anziehen, und die war manchmal entzwei. Da lernten wir denn Nadel und Zwirn gebrauchen und einen regelrechten Fleck auf die wunde Stelle am Ellenbogen, oder wo sie sich sonst befand, aufsetzen. In Kchalatlolu wurde mir eine ziemlich neue Jacke in einer Nacht von den weißen Ameisen aber so durchlöchert, daß sie Fetzen glich, die mit Sieblöchern versehen waren; da half freilich meine Schneiderkunst nicht mehr. Unser Aufzug muß damals ziemlich armselig gewesen sein; denn in der Nähe der Station wohnte ein gereifter Mann, der sagte vor allen, die es hören wollten: „Rechte Missionare sind das nicht. Ich bin weit umhergekommen, ich habe viele Städte in der Kapkolonie besucht und habe da gesehen, daß der rechte Prediger und Missionar ganz schwarze Kleider und einen hohen schwarzen Hut trägt. Diese Leute hier sehen wie die Bauern aus." Nur am Sonntag war es anders. Aus dem Haufen schwarzer Wäsche war am Sonnabend ein Stück ausgewählt und durch einen Knaben im Fluß gewaschen worden. Das Plätten ersparten wir uns, obwohl sich eine Art Plätteisen unter *unserem* Gerümpel befand. So konnten wir am Sonntage

reine Wäsche anziehen, und da wir ordentliche lange schwarze Röcke von Sommerzeug in unseren Kisten hatten, erschienen wir im Gottesdienst bei der Predigt anständig, und die langen Schöße deckten dann auch wohl Defekte der übrigen Kleidung mitleidig zu.

Auch im Hause fehlte die ordnende Hand der Frau. Jeder von uns hielt darauf, daß in der kleinen Seitenstube, die er bewohnte, Ordnung herrschte. Aber die Mittelstube war neutrales Gebiet und mußte auch als Pack- und Vorratsstube dienen. Hier schalteten und walteten unsere schwarzen Dienstjungen, und danach sah es aus. Auch an gutem Hausgerät mangelte es. Bis vor kurzem hatten wir an einer Kiste gegessen; daß Blechteller und Blechschüsseln gebraucht wurden und wir uns des Tischtuches entwöhnt hatten, ist selbstverständlich. Auf den freundlichen, etwas zaghaft angebrachten Rat eines Bauern, der einmal unser Gast war, hatten wir uns in Lydenburg einen Eßtisch machen lassen; allein trotzdem sah die Mittelstube einer Trödelbude oft nicht unähnlich.

Unter solchen Umständen empfing ich den Brief, welcher mir das Jawort meiner Braut und zugleich die Nachricht brachte, daß ihre Abreise von Deutschland in nicht zu langer Frist zu erwarten sei, mit doppelter Freude. Es war kein Geringes, daß sie mir nach kurzer persönlicher Bekanntschaft ein so gutes Andenken bewahrt hatte, daß sie sich nun, als nach Verlauf einiger Jahre mein schriftlicher Antrag kam, ohne Bedenken zu einem fröhlichen „Ja" entschließen konnte. Als ich die Nachricht von ihrer Abreise erhielt, machte ich mich eiligst auf die „Brautreise" nach Natal.

Die Reise führte mich im Anfang des September über das abgebrannte Hochfeld, wo ich ein hübsches Abenteuer erlebte. Ich hatte eines Abends ein Zebra geschossen, an dessen Fleisch sich meine Baßuto labten; am Morgen zogen wir weiter. Am Ufer eines Baches wurde Halt gemacht und Kaffee gekocht; da bemerkte ich, daß der wertvolle Hintersambok*) fehlte; er war an dem Orte des Nachtlagers zurückgeblieben. Ich schickte den Mann, welcher an dem Verlust Schuld hatte, sofort zurück, damit er das Verlorene hole. Dann machte ich am Bache Morgentoilette, von welcher Beschäftigung mich bald laute, gellende Rufe aus der Richtung, in welcher wir gekommen waren, aufschreckten. Ausschauend sah ich folgendes Bild: Im Wagenwege kamen eiligsten Laufes vier Tierlein vom Hügel herab, denen die Mutter folgte. Mit einem Blick sahen wir, daß es wilde, reißende Tiere waren. In respektvoller Entfernung folgte ihnen unser Ochsenknecht, die wiedergefundene Peitsche lebhaft schwingend und durch laute Schreie uns den fremdartigen Besuch ankündigend. Auf den ersten Blick glaubten wir, daß es sich um eine Löwin handele. Im Augenblick waren die Gewehre aus dem Wagen gerissen, und wir stürmten dem Feind entgegen. Schnell genug waren die niedlichen, behenden Tiere zwischen uns. Zwei wurden von den Leuten erschlagen, ich aber rief: „Tötet nicht, fangt!" Aus einem Erdloch wurde ein junger

*) *Das furchtbare Schlaginstrument aus Nilpferdhaut, mit welchem die Hinterochsen angetrieben werden.*

Leopard, aus einem Rohrbusch, aus dem der Schwanz heraussah, ein zweiter hervorgezogen. Die Alte sahen wir flüchtig werden, unsere Menge hatte ihr Furcht eingeflößt.

Die beiden niedlichen Tiere fauchten und kratzten, wurden aber doch glücklich in einen Sack gesteckt, welche ungewohnte Gefangenschaft schnell einen zähmenden Einfluß auf sie übte; dann richteten wir eine große Kiste zu ihrem Gefängnis ein, und da es an Wild nicht fehlte, konnten wir sie auch mit dem nötigen frischen Fleisch versehen. Wenn die Kiste gereinigt werden mußte, griff ich sie tapfer und fest am Nacken und steckte sie wieder in ihren Sack. Dadurch gewöhnten wir uns immer mehr aneinander, und es war mir der Gedanke nicht lieb, daß ich mich von den Tieren würde an der Küste trennen müssen; denn selbstverständlich wären sie mir auf die Dauer eine Last geworden. Ich nutzte aber den seltenen Fang vorläufig so gut als möglich aus, indem ich die Gelegenheit wahrnahm, meine liebe Braut zu ihrer nicht geringen Verwunderung mit zwei jungen Leoparden als Brautgeschenk zu erfreuen.

Freilich schlug bald darauf die Trennungsstunde; als wir uns auf die Reise in das Innere begaben, verhandelte ich die Tiere an einen Kaufmann, der sie nach Europa verschiffen wollte. Da Geldklemme herrschte, mußte ich zufrieden sein, daß er mir im Tausch dafür einen starken Esel gab, von dem ich hoffte, daß er uns im Lolugebirge Dienste als Pack- und Reittier leisten würde. Als ich das Land Sekukunis verlassen hatte und der Esel mir deshalb nicht mehr nützlich war, gab mir ein Bauer für ihn acht tüchtige Schlachthammel, die wir bei guter Gesundheit nach und nach verspeisten. So war einmal wieder Speise ausgegangen von einem „Fresser".

Meine Leoparden waren im Ochsenwagen bis Maritzburg gekommen; ich blieb bei dem Wagen nur, bis ich die erste Berliner Missionsstation in Natal (Stendal) erreicht hatte, wo damals mein Freund Nauhaus stationiert war. Hier traf fast gleichzeitig mit mir ein Brief von der Küste ein, welcher die Nachricht brachte, daß meine Braut dort schon seit zwei Wochen auf mich wartete. Es war am Sonntag Abend, als diese Botschaft kam. Am Dienstag früh um fünf Uhr ging ein Omnibus aus der Hauptstadt Pietermaritzburg hinab; die brennende Frage war nun, wie ich es möglich machen sollte, diese Stadt bis dahin zu erreichen. Sie war von Stendal achtzehn gute deutsche Meilen (90 englische Meilen) entfernt; der zweitnächste Omnibus ging erst einige Tage später. Wo war ein Pferd, welches diese Entfernung bis zu dem gegebenen Zeitpunkt zurücklegte? Mein Freund traute nur seinem eigenen diese Leistung zu und war gütig und mitfühlend genug, es mir zur Verfügung zu stellen. Und das Pferd legte die angegebene Strecke in vierundzwanzig Stunden wirklich zurück und zwar auf beschwerlichen Wegen, über Berg und Thal (der höchste Punkt der Straße erreicht die Höhe von über 5000 Fuß) und bei dem geringwertigen Futter, welches ihm die Gasthöfe an der Straße von Zeit zu Zeit boten. Ich erreichte den Omnibus und traf am Dienstag Nachmittag meine liebe Braut in *bestem Wohlsein* an.

Wir verlebten die kurze Zeit bis zur Hochzeit bei unserem Gastfreunde, dem Missionar Döhne, auf seinem schönen Wohnplatze Wartburg, wo der alte Missionar mit der Übersetzung der Heiligen Schrift in die Sulusprache beschäftigt war. Auf mich machte die europäische Kultur der glänzenden Hafenstadt Durban nach den unter Buren und Eingeborenen verlebten Jahren einen merkwürdigen Eindruck. Ich fühlte mich hier nicht mehr zu Haus, war beengt und freute mich auf die Rückkehr nach dem stillen Kchalatlolu. Am 15. Oktober war unsere Hochzeit. Eine Kirche und eine farbige Gemeinde war auf dem Platze nicht. Die Trauung fand in der Stube statt; für die gesellige Feier war ein Saal aus Pfählen und herrlichem Blattwerk hergestellt, zu welchem die tropische Vegetation der Küste reiche Auswahl bot. Die Pfähle waren mit Palmzweigen und Bananenblättern reich geschmückt, und oben darüber waren englische Schiffsflaggen ausgebreitet. Eine deutsche Flagge gab es damals noch nicht, und eine preußische war in der Hafenstadt vergeblich gesucht worden. Nach der schönen Feier, welcher deutsche und englische Freunde beiwohnten, traten wir die Rückreise nach unserem Arbeitsgebiete an.

Drei junge Missionare und ein Missionskolonist*) waren zu derselben Zeit aus Deutschland eingetroffen; so war es eine große, aus drei Wagen bestehende Karawane, welche in schwerer Regenzeit sich langsam in kurzen Tagereisen durch angeschwollene Bäche und Flüsse und aufgeweichte Wege das Drakengebirge hinaufarbeitete. In Transvaal war der Krieg zwischen Mapoch und den Buren in hellen Flammen ausgebrochen, und wir fanden die letzteren überall in kleinen verschanzten Lagern versammelt. — Bei einem Platz schliefen wir, den die Kaffern vor zwei Tagen überfallen hatten. Das ganze Vieh des Bauern war dabei in ihre Hände gefallen. Wir hielten in dieser Nacht abwechselnd Wache. In Lydenburg wurde unser Zug durch Missionar Grützner und die beiden bei ihm wohnenden Missionskolonisten verstärkt, so daß wir uns von dort aus mit fünf Wagen durch das furchtbar zerrissene, zerklüftete Terrain am Steelpoortfluß nach Kchalatlolu hin arbeiten mußten. Wieder stellten wir in der Nacht Wachen aus; denn die Menge Ochsen, die uns als Zugvieh dienten, konnte leicht die Feinde reizen, einen nächtlichen Angriff auf den Reisezug zu wagen. Gott behütete uns, und wir kamen am Tage vor dem Weihnachtsabend glücklich und wohlbehalten an unserem Ziele an.

Wir waren zwölf Erwachsene und konnten am lieben Weihnachtsfeste uns an deutscher Predigt erbauen und deutsche Lieder klingen lassen; allein es lag doch ein Druck auf unser aller Herzen. Drei der versammelten Brüder gehörten nach Gerlachshoop. Sehnsüchtig schauten wir danach aus, wann es möglich sein würde, dort wieder die Station zu beziehen. Sekukuni hatte allen Berichten zufolge seinen Sinn immer mehr gegen das Evangelium verhärtet, war den Christen und uns feindlich gesinnt. Wenn er vorher versprochen hatte, daß es mir gestattet sein solle, bei der Hauptstadt eine Station anzulegen, sobald ich mit meiner Frau aus Natal zurückkehre, so dachte

*) *Die Missionare Sachse*, Knothe, Moschütz und der Wagenbauer Lademann.

Wartburg.

er jetzt nicht mehr daran, sein Versprechen wahr werden zu lassen. Seine Feindschaft überschattete wie eine dunkle Wolke den Blick in die Zukunft. Die Buren waren im Streit miteinander und im Kriege mit den Eingeborenen, und wir waren unter der Mißgunst der Häuptlinge auch wie ein Haufe von Flüchtlingen zusammengedrängt auf einer Station, die im Äußeren noch nicht entwickelt und ausgebaut war. Ein guter Viehkraal und eine Ziegenhürde waren hergestellt, das Land und der Garten, in welchem letzteren einige Obstbäume standen, war zum Teil ummauert, aber — es stand nur das eine Häuschen da, welches mit seinen drei Stübchen wohl für zwei Junggesellen groß genug gewesen war, aber nun fünfzehn Köpfen nicht genügend Raum gewähren konnte. Indessen der Mensch wird genügsam und erfinderisch in Afrika. Die Wagen blieben, wie sie es auf der Reise gewesen waren, Schlafquartiere. Nur die Familie Grützner*) und ich selbst mit meiner jungen Frau schliefen im Hause. Den übrigen standen noch zwei kleine Zelte zu Gebote, so hatte ein jeder in der Nacht auskömmliches Quartier; aber es war Hochsommerzeit, und da es in den Zelten und Wagen am Mittag oft unerträglich heiß wird, so drängte sich um diese Zeit alles, so gut es irgend anging, in der Mittelstube des Häuschens zusammen, welche nur zwölf Fuß lang und zwölf Fuß breit war. Die Familien kochten jede für sich. Küchen gab es nicht. Jede Frau hatte ihren Kochherd im Freien auf der Erde hergerichtet. Meine junge Frau hatte dabei vier der unverheirateten Brüder als Kostgänger mit zu versorgen, welches unter solchen Umständen keine geringe Aufgabe war; denn es ist schwer, unter den glühenden Strahlen einer senkrecht stehenden Sonne bei den Töpfen zu stehen, oder bei gießendem Regen das Feuer mit Mühe im Brande zu erhalten. Wir hatten zwei Handwerker bei uns, die hätten schnell ein temporäres Obdach errichten sollen; aber der eine ging nach der Station des Missionars Endemann bei Maßerumule, der andere, obwohl ein Maurer von Profession, fing seine Sache so ungeschickt an, daß ihm das erste Gebäude, welches er aufführte, einstürzte, wie auch ein von ihm erbauter Backofen bald eingestürzt war, und das zweite sich unbrauchbar erwies, als es fertig da stand. Endlich griff ich selbst mit zweien der jungen Missionare zu, und wir hatten dann auch bald ein ganz geräumiges Pfahlhaus fertig, welches später noch lange Zeit als Kirche gute Dienste gethan hat.

*) Grützner kehrte schon Ende Januar, von dem jungen Bruder Moschütz begleitet, nach seiner Station bei Maleos Stadt zurück. Siehe Seite 54.

Zwölftes Kapitel.

Sekukunis Stellung zu den Fortschritten des Christentums unter seinem Volke.

Die Weigerung Sekukunis, die in bestimmte Aussicht gestellte Erlaubnis zur Anlegung einer Station auf der Hauptstadt zu geben, war für uns und unser Werk ein schwerer Schlag. Als wir bei unserer Ankunft im Lande dem Wunsche Sekoatis, daß die Station auf der Westseite des Gebirges, eine Tagereise von der Hauptstadt entfernt, angelegt werden solle, sofort entsprachen, thaten wir, was damals durch die Umstände geboten war. Wir kannten die Natur des Landes noch wenig und mußten deshalb des Fiebers wegen vorsichtig sein; die Gegend bei Moßecho lag tief, die bei Kchalatlolu war höher gelegen, luftiger und galt für fieberfrei. Der uns angewiesene Platz hatte genügend Wasser zur Berieselung eines Gartens; bei der Hauptstadt war kein Ort, der in dieser Beziehung günstige Verhältnisse bot. Heiden wohnten in beiden in Betracht kommenden Gegenden vollauf. Vor allem war es für uns wichtig, daß unsere Station von Gerlachshoop aus verhältnismäßig leicht mit dem Wagen erreicht werden konnte, während damals noch niemals ein Wagen bis Moßecho vorgedrungen war und die Natur des Landes es äußerst schwierig erscheinen ließ, einen Wagenweg dorthin zu bahnen. Dazu kam, daß der König keine Willigkeit bezeugte, die Hauptstadt durch uns besetzen zu lassen.

Die Eingeborenen waren infolge mancher üblen Erfahrung, die sie gemacht hatten, äußerst mißtrauisch gegen alle Weißen. „Wenn der Missionar hier bei meiner Stadt bauen würde, so würde er nicht lange leben," sagte Sekoati damals zu Sebuschane, „ich würde ihn bald genug vergiften." Als ich während der ersten Zeit unseres Lebens in Kchalatlolu viel an Rheumatismus litt und einmal von Schmerzen gepeinigt den Tag auf dem Bette liegend zubrachte, bemerkte ich, daß der gute Sebuschane in einer Ecke des Häuschens saß und die Hände vor das Gesicht haltend still aber bitterlich weinte. Er glaubte, Sekoati habe trotz der Entfernung, in der wir von ihm lebten, sein Gift an mir versucht. Sekukuni schien nach seiner Thronbesteigung Vertrauen zu uns zu fassen. Er sprach gern mit uns über politische Verhältnisse und ließ uns bald einen geheimen Weg von Kchalatlolu nach seiner Stadt zeigen, welcher näher und weniger beschwerlich war als der, den wir bis dahin hatten benutzen müssen; kein Weißer hatte bisher diesen Weg geführt werden dürfen. Ja, bei einem unserer ersten Besuche äußerte er, es sei nicht gut, daß wir so weit entfernt von ihm wohnten; sein Vater habe das nicht gut überlegt; es sei dunkel und finster in Moßecho, er brauche unseren Rat. Öfters nannte er uns seine „Augen" und bat uns, ihn zu hüten; aber das alles bezog sich zunächst auf solchen Rat, den wir ihm in Bezug auf Dinge *dieser Welt* erteilen konnten. Wenn das Wort Gottes nicht

Seelen seines Volkes, seiner Familie ergriffen hätte, wenn die Menge derer, die dem heidnischen Aberglauben den Rücken wandten, nicht zugenommen hätte in einer den König beängstigenden Weise, so wären wir als kluge Europäer, deren Meinung er erkunden, deren Urteil er benutzen konnte, vielleicht lange Jahre hindurch seine Freunde geblieben.

Wo unter einem afrikanischen Volke der Kampf zwischen Heidentum und Christentum entbrennt, wird überall da, wo ein Häuptling im Besitze des Regiments ist — und das ist unter den Stämmen, welche in geordneter Verfassung leben, überall der Fall — dieser Kampf am Hofe des Häuptlings, ja im Herzen des Häuptlings am hellsten entbrennen und schließlich zum Austrag gebracht werden müssen. Das Volk wird nicht zusammengehalten durch die Staatsidee, sondern durch das persönliche Verhältnis, in welchem der Einzelne zu dem Häuptling steht. Auf diesem Verhältnis beruht die Sicherheit des Stammes nach außen und die Rechtssicherheit, welcher der Volksgenosse im bürgerlichen Leben sich erfreut. Das Band aber, welches die Unterthanen an den Häuptling bindet oder besser kettet, ist nicht mechanischer oder ethischer, sondern heidnisch-religiöser Natur; denn der Häuptling ist der Oberpriester seines Volkes, welcher die übernatürlichen Kräfte, die Unheil oder Segen bringen, in seiner Hand hält. Er regiert die Zauberer. Er befiehlt und leitet die Opfer, welche den Geistern der Vorfahren von Staats wegen gebracht werden; er bestimmt, wann die Komagebräuche stattfinden sollen; er sorgt für Regen, für Fruchtbarkeit der Äcker, für Festigung der Grenzen, für Weihung des Heeres und vernichtet die Feinde durch seine Zauberei. Wer an diese Macht des Häuptlings nicht mehr glaubt, ist ein Hochverräter, ein Majestätsbeleidiger, ein Mensch, der zu allen anderen Schlechtigkeiten fähig sein muß. Wie ein Land ohne diesen Glauben der Unterthanen an die übermenschliche Macht des Fürsten regiert werden kann, ist dem afrikanischen Heiden ein unverständliches Geheimnis, und wenn bei dem Umsichgreifen des Christentums in einem afrikanischen Volke die Missionare auf die Macht europäischer christlicher Reiche hinweisen, so finden sie für solchen Hinweis kein Verständnis. Mit der Erwiderung: „Das geht bei Weißen, die andere Leute sind als wir," weist man derartige Mitteilungen kurz ab. Wo das Christentum in einem heidnischen Lande Afrikas überhandnimmt, fühlt der Häuptling den Thron und das Volk den Boden unter sich wanken, und alles gerät darob in Aufregung und Entsetzen. Mir ist kein Beispiel eines afrikanischen Fürsten bekannt, der gleich bei der ersten Berührung, in welche sein Volk mit dem Christentume trat, sich selbst entschieden freundlich zu dem Christenglauben gestellt hätte und geneigt gewesen wäre, die heidnischen Stützen seiner Herrschaft daranzugeben, sie zerbrechen zu lassen und diese Herrschaft auf dem Grunde des Christentums neu aufzurichten. Wenn auch das Evangelium gleich bei seiner ersten Verkündigung unter einem Volke seine weltüberwindende Macht an den Herzen der Einzelnen bewährt, so zieht sich der Kampf um Erhaltung der alten heidnischen Volksordnung doch durch Geschlechter hindurch, und erst bei der zweiten oder dritten Generation, nachdem

die Erfahrung manche Vorurteile und vieles Mißtrauen beseitigt hat, wagt es ein Häuptling, ohne die Hilfsmittel des Heidentums ein christliches Regiment zu führen.

Sekukuni mochte damals, als er vor die Entscheidung gestellt wurde, für oder wider Christum zu sein, etwa fünfzig Jahre zählen. Er war also nicht mehr jung, und das Heidentum konnte bei ihm nicht leicht erschüttert werden. Er war fest in seinen abergläubischen Anschauungen, ja er war mehr in ihnen befangen als mancher andere Heide. Er glaubte wirklich an das Orakel seiner Würfel, an den Erfolg seiner Sprengungen, Weihungen, Opfer, an den Erfolg seiner Kunst, Regen zu machen. Wenn er auch gelegentlich auf die Zauberer schalt und sie Lügner nannte, so galt das nicht dem Wesen ihrer Kunst, sondern ihrer Ungeschicklichkeit. Im geheimen sandte er immer wieder neue Boten nach entfernteren Gebieten, um stärkere, klügere Zauberer von dort zu holen. Bei den Stämmen, die weiter südlich wohnten, galten schon unsere Bapedi als Inhaber tiefer überirdischer Geheimnisse; die Bapedi schauten wieder nach dem Baroka- und Bawendalande als dem Sitze der wirksamsten Zauberkunst. Dabei war der König von despotischem Charakter. Von der Gutmütigkeit, die man seinem Vater und manchem seiner Brüder nachrühmte, hatte er nichts an sich, er war zur Grausamkeit geneigt. Bei der Flucht Mampurus floh auch dessen Oheim Masefe mit seinen Männern aus dem Lande, die Weiber und Kinder der Flüchtlinge blieben in dem verlassenen Dörflein zurück. Nach einiger Zeit überfiel sie Sekukuni selbst in höchsteigener Person in Gemeinschaft mit seinen Brüdern und tötete sie; teilweise verbrannten die Armen in den angezündeten Häusern. Die Tochter jenes überfallenen Unterhäuptlings Mochoete ließ er in Missionar Nachtigals und meiner Gegenwart auf die grausamste Weise töten; ein spitzer Pfahl wurde ihr unter dem teuflischen Hohngelächter ihrer Mörder in den Leib getrieben; dann wurde sie mit Keulenhieben bedacht, aber nicht vollkommen getötet; die folgende Nacht hindurch hörten wir ihr Achzen noch lange Zeit. Er selbst war durch seine Wollüste entnervt, wie sich das auch auf seinen Gesichtszügen ausprägte, und nur zu bald lernte er es versuchen, den fehlenden Kräften durch Branntwein aufzuhelfen. Branntweinverkäufer kamen damals glücklicherweise noch nicht in das Land; aber der König erhielt doch von seinen Freunden unter den Buren und von Händlern in Lydenburg mehr Branntwein, als ihm gut war.

Daß dieser echt heidnische Despot zu einem Verfolger der Christen werden mußte, wenn er selbst der Gnade Gottes nicht Raum gab, die ihn allein von den hundertfachen Ketten hätte erlösen können, in denen ihn heidnische Anschauung, heidnische Sitte und heidnisches Leben gefesselt hielten, war notwendig, es konnte nicht anders sein. Seine Feindschaft wandte sich nicht gegen uns Missionare, gegen das Christentum, welches in unserer Person beschlossen war. Der Afrikaner, auch der afrikanische heidnische Häuptling, besitzt ein natürliches Gefühl für Gerechtigkeit. Uns konnte man es doch nicht zur Last legen, daß wir Christen waren, das waren wir als Weiße und mußten es ja als solche sein. Auch daß wir im Lande wohnten,

war nicht unsere Schuld. Sekoati hatte uns angenommen und uns das Land gegeben, wo wir gebaut hatten; selbst das war kein Vergehen, daß wir lehrten, waren wir doch als „Lehrer" gekommen, und hatte doch der König seines Vaters Erlaubnis, daß wir lehren sollten, bestätigt. So waren wir zunächst vom Hasse des Königs verschont; war er uns doch für manche Gefälligkeit, die wir ihm erwiesen, für manches kleine Geschenk, das er von uns erhielt, noch obenein zu Dank verpflichtet. Sein ganzer Haß wendete sich naturgemäß gegen die armen, schwarzen Christen.*) Solch heidnischer Despot hat eben keine Ahnung davon, daß es einen Gotteswillen giebt, der über seinem eigenen steht. Eher mag ein türkischer Sultan oder der Herrscher eines Volkes, bei welchem eine Priesterkaste in hohem Ansehen steht, etwas von der Pflicht und dem Recht des Menschen ahnen, Gott mehr zu gehorchen als seinesgleichen, als solch afrikanischer König. Wenn der König erlaubt, zur Kirche zu gehen, darf man gehen; wenn er es verbietet, muß man es unterlassen. Erlaubt er eine Zeitlang dem Volke oder einzelnen zu lernen, zu lesen, zu beten, so verlangt er auch, daß das augenblicklich wieder aufhört, sobald er es befiehlt. Manchmal befiehlt der Häuptling, wenn es seine Laune will, oder wenn die Zauberwürfel einen dahingehenden Ausspruch gethan haben, den Sonntag zu halten; sobald es ihm gefällt, verbietet er aber ebensogut wieder dies zu thun, und wehe den Gläubigen, die so frech sind, nicht auch hierin dem Willen des Königs blindlings nachzukommen. Man deute also irgend welche besser scheinende Handlung oder Laune eines afrikanischen Fürsten nur nicht so, als ob sein tiefstes Innere sich wandeln wolle. Die Willkür ist eines solchen Mannes eigenstes Recht.

Der Anfang des Jahres 1862 bezeichnet ungefähr den Anfang unserer Missionsthätigkeit unter den Bapedi, und mit dem Ende des Jahres 1863 war auch das Ende der Periode gekommen, in welcher der König in seiner Stellung zum Christentume ein gewisses Schwanken zeigte. Zwei Jahre also kämpften in ihm die feindseligen Gefühle mit zeitweilig sich bemerkbar machenden besseren Regungen. Schwer ist es, von der Natur des Kampfes oder auch nur des Wechsels der Neigungen in solchem Herzen sich ein Bild zu machen. Wir waren in dieser Zeit noch zu wenig im Gebrauche des Seßuto geübt, als daß wir mit Sekukuni hätten leicht ohne Dolmetscher verkehren können. Dadurch war für uns die Möglichkeit, persönlich auf ihn wirken zu können, tiefer auf das Bedürfnis nach Frieden einzugehen, welches auch seiner Seele, wie jedes Menschen Seele innewohnte, nur eine sehr beschränkte. Wir konnten beobachten, daß er desto mehr Gefallen an unserem Umgang fand, je mehr es uns gelang, auch ohne die lästige Vermittelung des Dolmetschers mit ihm zu verkehren. Bei unseren Besuchen nahm er uns damals immer noch freundlich auf.

*) Dieser Zug, daß die heidnischen Häuptlinge in Afrika ihre Feindschaft gegen das Christentum nicht die Missionare, sondern ihre christlichen Unterthanen entgelten lassen, daß sie die Missionare im Lande dulden, aber trotzdem die Christen verfolgen, kehrt bei der afrikanischen Mission immer wieder. Man vergleiche z. B. die Vorgänge *in Uganda mit denen im Bapedilande* und den Mtesa und Muanga mit Sekukuni.

Er geizte auch als Wirt nicht. Besuchte ihn einer von uns, so gab er ihm jedesmal einen lebenden Schlachtbock, was uns nach des Volkes Sitte mehr ehrte, als wenn er uns reichlich zubereitetes Essen gespendet hätte. Für die nötige Zukost hatte der Haushalt unseres Geschäftsträgers am Hofe, der Mamarecha hieß, zu sorgen, bei diesem Manne hausten wir. Uns genügte bei unserem tagelangen Verweilen vollständig das nach Landessitte zubereitete Fleisch und der übliche Brei aus Kafferhirse. Nur Kaffee oder Thee brachten wir mit uns. Für Wassermelonen, Zuckerrohr und dergleichen Zukost sorgte die Liebe der durch unseren Besuch erfreuten Gemeindeglieder. Wir wurden öfter zum König in seine Privatwohnung befohlen, d. h. in den innersten, mit schönen Rohrwänden eingefaßten, überaus reinlich gehaltenen Hof. Hier stand sein Schlafhaus. Es war ein sehr großes, schönes, rundes Baßutohaus, dessen ringsum laufende Veranda so hoch war, daß man unter ihr außen um das Haus herum gehen konnte. Hier durften wir öfters mit ihm sitzen, während selbst seinen Ministern der Zutritt zu diesen innersten Räumen nicht gestattet war. Mußten diese eine Sache vortragen, wenn der König sich hierher zurückgezogen hatte, so meldeten sie sich von außen durch Händeklopfen und lauten Gruß, sprachen durch die Rohrwand, und die Antwort erfolgte dann von innen mit lauter Stimme. Einigemale gab er uns damals Gelegenheit, ihm von Gott, von Christo und dem Reiche Gottes zu berichten. Als ich ihm einst über den Heilsplan Gottes zur Zeit des alten Bundes Auskunft erteilt hatte, ermunterte er mich zu weiteren Mitteilungen durch das Wort: „Nun sage mir auch von Christo, Gottes Sohn.“ Durch manche Äußerungen ermutigte er uns. So sagte er einmal: „Gottes Wort wirkt nicht mit Ungestüm, aber wie Fett das Fell, welches man walkt, weich macht, so erweicht es das Herz nach und nach.“ Oder er war nicht sparsam mit der Höflichkeitsformel, welche Eingeborene so gern im Munde führen: „Ua rerescha,“ d. h. „du redest wahr,“ oder er bezeichnete auch wohl das, was er gehört hatte, als „schönes Wort.“

In dieser Zeit kam es auch vor, daß er Weibern des Hofes erlaubte, uns in unserer Herberge zu besuchen, damit sie von uns mehr von dem hörten, was einen gewissen Eindruck auf sein Herz gemacht zu haben schien, oder daß er uns gestattete, seiner alten Mutter einen Besuch in ihrem Hofe abzustatten. Wie konnte es anders sein, als daß wir jedes freundliche, zustimmende Wort des Königs freudig erfaßten und uns immer wieder der Hoffnung hingaben, er werde sich durch Gottes Gnade wenigstens zur Duldung des Christentums in seinem Lande bestimmen lassen! Freilich schüttelten unsere Christen zu unseren Berichten über solche hoffnungerweckenden Worte betrübt die Köpfe, sagten uns immer wieder: „Der König betrügt euch!“ und wiesen darauf hin, wie es der Heiden Sitte sei, sich durch scheinbare Zustimmung lästige Dränger vom Halse zu schaffen, welches „den Feind durch Worte zur Umkehr bewegen“ genannt werde; allein wir hofften immer wieder, daß sie zu schwarz sähen. Sie sahen schwarz, vielleicht gelegentlich zu schwarz, wir hie und da zu rosig; die Zukunft aber hat gezeigt, daß sie ihren König

recht beurteilt haben. Die erste dunkle Wolke zeigte sich im März 1862. Ein Katechumen der Hauptstadt brachte die Botschaft von unserem lieben, eifrigen Martinus Sebuschan, daß ihm das Verbot zugegangen sei, er dürfe Sonntags keinen Gottesdienst mehr halten. In der Hauptstadt dies zu thun, war ihm vorher bereits gewehrt worden. Er hatte darauf den Weibern früh morgens am Fluß gepredigt, wo sie Wasser schöpften. Diese Feldgottesdienste hatten immer mehr Zuhörer herbeigelockt, und Martinus hatte die Leute singen lassen. Da hieß es bei den Heiden: „Das ist Totenklage," und der König stimmte dem bei, das Verbot erfolgte. Martinus war dann von eifrigen Hofdienern hart bedrängt worden, er solle den Glauben fahren lassen; der tapfere, aber weiche Mann war darüber in Thränen ausgebrochen und hatte geantwortet: „Ich lasse den Herrn nicht, wenn ihr mich auch töten wollt." Darauf hatte Sekukuni gesagt: „Für sich mag der Mann glauben, aber predigen soll er nicht mehr."

Wir spürten in Kchalatlolu augenblicklich den kalten Luftzug. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im Lande: „Der König verbietet das Hören und Lernen." Man wollte wissen, daß eine Heeresschar die Zuhörer, die sich sonntäglich unter unserem wilden Feigenbaum zur Predigt einstellten, auseinander treiben und töten würde, und von den Hunderten, die sich zu versammeln pflegten, blieben einige Zehner übrig. Wir waren durch Arbeit gebunden, schickten aber sogleich unseren Dolmetscher Andries nach der Hauptstadt; der wurde anscheinend freundlich aufgenommen und mit glatten Worten abgespeist. Er sei kein Kind, hatte Sekukuni gesagt, daß er heute so, morgen so rede. Alle Weiber seien Martinus nachgelaufen, darüber hätten die alten Eheherren geklagt; Martinus sei kein Lehrer, er lehre nicht richtig, er, Andries, solle getrost bei uns den Unterricht besuchen. Wir besuchten bald darauf die Stadt in Gemeinschaft mit unserem alten Freunde, dem Bauerkommandanten Nel, und seinem Feldkornett. Beide waren zu uns gekommen und hatten gebeten, wir sollten sie bei Sekukuni einführen, zu dem sie eine politische Mission führe. Da der Besuch dem König schmeichelte, wurden wir freundlich empfangen; das stopfte den Feinden und Hetzern für eine Zeit den Mund. Ein Besuch im Mai hatte einen so günstigen Erfolg, daß ich in mein Tagebuch schrieb: „Der König giebt uns mehr und mehr Beweise von wahrhaftem Zutrauen; den Schreiern gegenüber, die verlangen, daß er uns aus dem Lande jagen solle, machte er es sich leicht, indem er sagte: „Das sind nicht meine, das sind Sekoatis Missionare." Allein es war das in der Zeit, als sein Bruder Mampuru mit ihm zerfiel, und wahrscheinlich trug der Gedanke zu seinem freundlichen Benehmen in diesen Wochen bei, daß bei den Wirren, die er als kluger Mann kommen sah, das Wohlwollen der Bauern, welches wir vermitteln konnten, wohl zu schätzen sei. So tauchten bald neue dunkle Wolken auf. Nach dem bereits geschilderten Kriegszuge und nach dem Tode Mafadis „wuchs das Wort Gottes und mehrte sich", und zum Schrecken der Heidenpartei und des Königs wurde Mpyane, sein Neffe, und Dinkoanyane, sein

Bruder, mit von der Bewegung ergriffen, die damals durch weite Kreise des Volkes ging.

Wir hatten bei einer Konferenz beschlossen, daß womöglich sofort die Station auf der Hauptstadt angelegt werden solle, und ich eilte zum König, um mit ihm das Nötige zu verabreden. Aber gleich nach meiner Ankunft kam Martinus mit sehr ernster Miene, und da er Heiden, die in der Nähe waren, fürchtete, flüsterte er mir die Worte zu: „Der Wolf hat beinahe die Schafe erhascht. Die Schafe mehren sich, aber der Wolf wird böse.“ Sekukuni suchte Ausflüchte. Ich solle warten, bis der Sommer vorüber sei. Er habe kein Korn in diesem Jahre, die Leute hungerten, so werde er mir in keiner Weise beim Bauen helfen, werde mir keine Arbeiter geben können. Obwohl ich ihm sagte, daß ich auf seine Hilfe gern verzichte, blieb er bei seinem Entscheid, es gehe jetzt nicht, in späterer Zeit werde er mir Erlaubnis geben, hierher zu ziehen. Ich hatte aus seinem ganzen Benehmen gemerkt, daß er scheu und mißtrauisch war. Die Gläubigen erzählten, daß die Heiden über das christliche Begräbnis eines Kindes und die Weigerung der Angehörigen, sich reinigen zu lassen, besonders wütend seien.

Kaum war ich nach Hause zurückgekehrt, als Martinus seinen Bruder Mpeloane mit der schlimmen Botschaft sandte, Sekukuni habe ihm befohlen, Moßecho zu verlassen, er könne zu den Missionaren ziehen, er nähme ihm sein Volk. Bald darauf wurde ein Pitscho, eine große Versammlung, abgehalten, welche dem König Rat erteilen sollte, was mit den Gläubigen anzufangen sei. Einige gaben den Rat, die Gläubigen zu töten, andere sagten aber: „Nein, das hilft nichts; seht ihr nicht, wie die Gläubigen lachen, wenn man ihnen mit dem Tode droht?“ „Nimm ihnen all ihr Vieh, nimm ihnen alles Eigentum!“ hieß es von anderer Seite, aber auch darauf wurde entgegnet: „Das hilft nichts, die Gläubigen legen keinen Wert auf diese Dinge!“ Worte, über welche Sekukuni sich nicht wenig wunderte. Als man dann einigen befahl, die Bücher auszuliefern, konnte Lefula, ein Vetter des Martinus, ein Katechumen, der noch nicht einmal getauft war, aber ein brennendes Herz voll brünstiger Liebe zu dem Herrn in seiner Brust trug, es nicht lassen, ein gutes Bekenntnis vor vielen Zeugen abzulegen, indem er rief: „Ich werde von Gott nicht lassen!“ „Wenn ich dich nun töte,“ schrie ihn der König an, „wirst du dann gen Himmel fliegen?“ „Ja,“ erwiderte der unerschrockene Mann, „mein Leib, den du tötest, bleibt hier, aber mein Geist geht heim zu seinem Herrn!“ Das Blut der Christen zu vergießen, scheute sich der König: „Wenn du die Gläubigen um ihres Glaubens willen tötest, wird dein Reich vergehen,“ hatten selbst Heiden bei jener Versammlung gesagt.

Wir priesen Gott und bewunderten die Festigkeit unserer schwarzen Brüder, die die Hitze der Anfechtung ohne Murren in festem Glauben ertrugen. Ein Katechumen (Seleoe) hatte von seinem Vater viel zu dulden, der lag Sekukuni in den Ohren, den Sohn zu töten. Sekukuni scheute sich, das zu thun, und sagte dem alten Heiden: „Töte du ihn, wenn du willst.“ Der ließ dem Sohne nun Tag und Nacht

war nicht unsere Schuld. Sekoati hatte uns angenommen und uns das Land gegeben, wo wir gebaut hatten; selbst das war kein Vergehen, daß wir lehrten, waren wir doch als „Lehrer" gekommen, und hatte doch der König seines Vaters Erlaubnis, daß wir lehren sollten, bestätigt. So waren wir zunächst vom Hasse des Königs verschont; war er uns doch für manche Gefälligkeit, die wir ihm erwiesen, für manches kleine Geschenk, das er von uns erhielt, noch obenein zu Dank verpflichtet. Sein ganzer Haß wendete sich naturgemäß gegen die armen, schwarzen Christen.*) Solch heidnischer Despot hat eben keine Ahnung davon, daß es einen Gotteswillen giebt, der über seinem eigenen steht. Eher mag ein türkischer Sultan oder der Herrscher eines Volkes, bei welchem eine Priesterkaste in hohem Ansehen steht, etwas von der Pflicht und dem Recht des Menschen ahnen, Gott mehr zu gehorchen als seinesgleichen, als solch afrikanischer König. Wenn der König erlaubt, zur Kirche zu gehen, darf man gehen; wenn er es verbietet, muß man es unterlassen. Erlaubt er eine Zeitlang dem Volke oder einzelnen zu lernen, zu lesen, zu beten, so verlangt er auch, daß das augenblicklich wieder aufhört, sobald er es befiehlt. Manchmal befiehlt der Häuptling, wenn es seine Laune will, oder wenn die Zauberwürfel einen dahingehenden Ausspruch gethan haben, den Sonntag zu halten; sobald es ihm gefällt, verbietet er aber ebensogut wieder dies zu thun, und wehe den Gläubigen, die so frech sind, nicht auch hierin dem Willen des Königs blindlings nachzukommen. Man deute also irgend welche besser scheinende Handlung oder Laune eines afrikanischen Fürsten nur nicht so, als ob sein tiefstes Innere sich wandeln wolle. Die Willkür ist eines solchen Mannes eigenstes Recht.

Der Anfang des Jahres 1862 bezeichnet ungefähr den Anfang unserer Missionsthätigkeit unter den Bapedi, und mit dem Ende des Jahres 1863 war auch das Ende der Periode gekommen, in welcher der König in seiner Stellung zum Christentume ein gewisses Schwanken zeigte. Zwei Jahre also kämpften in ihm die feindseligen Gefühle mit zeitweilig sich bemerkbar machenden besseren Regungen. Schwer ist es, von der Natur des Kampfes oder auch nur des Wechsels der Neigungen in solchem Herzen sich ein Bild zu machen. Wir waren in dieser Zeit noch zu wenig im Gebrauche des Seßuto geübt, als daß wir mit Sekukuni hätten leicht ohne Dolmetscher verkehren können. Dadurch war für uns die Möglichkeit, persönlich auf ihn wirken zu können, tiefer auf das Bedürfnis nach Frieden einzugehen, welches auch seiner Seele, wie jedes Menschen Seele innewohnte, nur eine sehr beschränkte. Wir konnten beobachten, daß er desto mehr Gefallen an unserem Umgang fand, je mehr es uns gelang, auch ohne die lästige Vermittelung des Dolmetschers mit ihm zu verkehren. Bei unseren Besuchen nahm er uns damals immer noch freundlich auf.

*) Dieser Zug, daß die heidnischen Häuptlinge in Afrika ihre Feindschaft gegen das Christentum nicht die Missionare, sondern ihre christlichen Unterthanen entgelten lassen, daß sie die Missionare im Lande dulden, aber trotzdem die Christen verfolgen, *kehrt bei der afrikanischen Mission* immer wieder. Man vergleiche z. B. die Vorgänge *in Uganda mit denen im Bapedilande* und den Mtesa und Muanga mit Sekukuni.

Er geizte auch als Wirt nicht. Besuchte ihn einer von uns, so gab er ihm jedesmal einen lebenden Schlachtbock, was uns nach des Volkes Sitte mehr ehrte, als wenn er uns reichlich zubereitetes Essen gespendet hätte. Für die nötige Zukost hatte der Haushalt unseres Geschäftsträgers am Hofe, der Mamarecha hieß, zu sorgen, bei diesem Manne hausten wir. Uns genügte bei unserem tagelangen Verweilen vollständig das nach Landessitte zubereitete Fleisch und der übliche Brei aus Kafferhirse. Nur Kaffee oder Thee brachten wir mit uns. Für Wassermelonen, Zuckerrohr und dergleichen Zukost sorgte die Liebe der durch unseren Besuch erfreuten Gemeindeglieder. Wir wurden öfter zum König in seine Privatwohnung befohlen, d. h. in den innersten, mit schönen Rohrwänden eingefaßten, überaus reinlich gehaltenen Hof. Hier stand sein Schlafhaus. Es war ein sehr großes, schönes, rundes Baßutohaus, dessen ringsum laufende Veranda so hoch war, daß man unter ihr außen um das Haus herum gehen konnte. Hier durften wir öfters mit ihm sitzen, während selbst seinen Ministern der Zutritt zu diesen innersten Räumen nicht gestattet war. Mußten diese eine Sache vortragen, wenn der König sich hierher zurückgezogen hatte, so meldeten sie sich von außen durch Händeklopfen und lauten Gruß, sprachen durch die Rohrwand, und die Antwort erfolgte dann von innen mit lauter Stimme. Einigemale gab er uns damals Gelegenheit, ihm von Gott, von Christo und dem Reiche Gottes zu berichten. Als ich ihm einst über den Heilsplan Gottes zur Zeit des alten Bundes Auskunft erteilt hatte, ermunterte er mich zu weiteren Mitteilungen durch das Wort: „Nun sage mir auch von Christo, Gottes Sohn.“ Durch manche Äußerungen ermutigte er uns. So sagte er einmal: „Gottes Wort wirkt nicht mit Ungestüm, aber wie Fett das Fell, welches man walkt, weich macht, so erweicht es das Herz nach und nach.“ Oder er war nicht sparsam mit der Höflichkeitsformel, welche Eingeborene so gern im Munde führen: „Ua rerescha,“ d. h. „du redest wahr,“ oder er bezeichnete auch wohl das, was er gehört hatte, als „schönes Wort.“

In dieser Zeit kam es auch vor, daß er Weibern des Hofes erlaubte, uns in unserer Herberge zu besuchen, damit sie von uns mehr von dem hörten, was einen gewissen Eindruck auf sein Herz gemacht zu haben schien, oder daß er uns gestattete, seiner alten Mutter einen Besuch in ihrem Hofe abzustatten. Wie konnte es anders sein, als daß wir jedes freundliche, zustimmende Wort des Königs freudig erfaßten und uns immer wieder der Hoffnung hingaben, er werde sich durch Gottes Gnade wenigstens zur Duldung des Christentums in seinem Lande bestimmen lassen! Freilich schüttelten unsere Christen zu unseren Berichten über solche hoffnungerweckenden Worte betrübt die Köpfe, sagten uns immer wieder: „Der König betrügt euch!“ und wiesen darauf hin, wie es der Heiden Sitte sei, sich durch scheinbare Zustimmung lästige Dränger vom Halse zu schaffen, welches „den Feind durch Worte zur Umkehr bewegen“ genannt werde; allein wir hofften immer wieder, daß sie zu schwarz sähen. Sie sahen schwarz, vielleicht gelegentlich zu schwarz, wir hie und *da zu rosig; die* Zukunft aber hat gezeigt, daß sie ihren König

meist merklich auf. Der König wurde aufs neue zu Opfern auf den Gräbern seiner Vorfahren und zur Ausübung von allerlei Zauberei, zu Waffenweihen und den Teufelskünsten, die dem Feinde schaden sollten, von seinen alten Räten bewogen. Dann wurmte es ihn, daß er weder Ruhm noch Beute bei dem Angriff auf des Feindes Hauptstadt erworben hatte. Darum hatte er viel über die Buren zu klagen, die seine Krieger bei dem Angriff nicht gehörig unterstützt hätten. Mehr als das alles scheint aber der Einfluß zweier Weißen ihn zum Bösen bestimmt zu haben, welche gerade damals Eingang bei ihm fanden und sein Vertrauen zu gewinnen wußten. Die Bauern hatten die Bedienung ihrer wenigen schlechten Kanonen einigen verlaufenen Europäern anvertraut, wie sie das bei ihren Kriegen häufig gethan haben. Diese Leute sahen die Heeresmacht Sekukunis und knüpften Verbindungen mit seinen Heerführern an, die ihnen herrlichen Lohn verhießen, wenn sie ihre Kunst in des Königs Dienste stellen wollten. So schlichen sich zwei von ihnen in das Bapediland ein und versprachen, nicht nur Blei zu schmelzen aus dem Erz der Berge, sondern auch Kanonen zu gießen. Sie mußten sich sehr vor den Bauern hüten, denn diese verstanden damals Europäern gegenüber, die die Kriegstüchtigkeit der Eingeborenen stärkten, keinen Spaß. So hüteten sie sich auch vor uns Missionaren und sprachen stets ihre Besorgnis aus, daß wir sie den Buren verraten könnten. Weshalb der König überhaupt den Missionaren glaube, fragten sie. In den Ländern über dem Meere glaubten viele Leute auch nicht an Gottes Wort und die Geschichte von Christus. Da der König gern Kanonen gehabt hätte, schätzte er diese Männer sehr hoch. Bleierze wurden nicht gefunden, aber die Fremdlinge richteten sich in einem undurchdringlichen Dickicht eine Werkstatt zum Kanonengießen ein. Ihrem Aufenthaltsorte durfte bei Todesstrafe kein Unberufener nahen. Verirrte sich in seine Nähe ein Stück Vieh, so war es verloren, niemand durfte ihm nachgehen. Nur im tiefsten Vertrauen unterrichteten uns die Christen von dem geheimnisvollen Treiben dieser Männer. Sie sollen einen großen irdenen Topf hergestellt haben, um darin Erz zu schmelzen; dann mußte der König allüberall Messing- und Kupferdraht aufkaufen, der wurde zerhackt und sollte das Metall zum Guß hergeben, zu dem es aus leicht begreiflichen Gründen nicht kam. Aber Sekukuni glaubte diesen Leuten, denn er meinte aus ihrem Thun zu erkennen, daß sie seine wahren Freunde seien. Der eine wurde von ihm mit dem Ehrennamen „Tobeyane", der andere „Tulare" genannt, das sollte heißen, wie diese seine Ahnen seien die Fremdlinge Heilande und Wohlthäter seines Volkes.

Freilich betrogen ihn diese Menschen in schändlicher Weise. Nachdem sie monatelang von seiner Gunst gezehrt hatten, lag es ihnen daran, mit heiler Haut davonzukommen. Sie fürchteten sich, durch Transvaal das Weite zu suchen, der Buren wegen, und redeten deshalb dem Könige vor, daß in Delagoabay Wagen voll Pulver und Blei für sie und somit für ihn bereit stünden, die sie holen wollten, ließen den Gießtopf stehen und das gesammelte, zerschlagene Metall *liegen und machten sich* davon, von Leuten geführt, die ihnen der

König mitgab. Einer ist unterwegs dem Fieber erlegen, der andere wurde in Delagoabay eingesperrt, dann verschwand er auf einem Schiffe, und die Begleiter kehrten enttäuscht allein zurück.*) Aber die böse Saat, welche die Fremdlinge ausgestreut hatten, war auf einen nur zu fruchtbaren Boden gefallen. Sie hatten uns vor dem Könige als gefährliche Spione der Bauern hingestellt, und von ihnen redete gewiß der König, als er zu dem gläubig gewordenen Makoetle sagte: „Was glaubst du den Lügnern, den Missionaren, ich habe ein Wort vom Himmel gehört, das sagt, daß die echten Lehrer noch am Kommen sind," und als er ein andermal vor allem Volk erklärte: „Ich habe ein Wort vom Himmel gehört, das lautet: Die Missionare predigen Lügen, sie haben in ihrem Lande Verbrechen begangen und sind geflohen. Merensky ist von den Sulu vertrieben, dann von den Swasi, nun kommt er zu dir, dein Land zu verderben. Die Missionare betrügen dich. Sie bringen nichts als ihr Wort. Etwas Gutes haben sie dir noch nie gezeigt, weder Pulver machen, noch Blei schmelzen, noch sonst etwas Großes."

Kurze Zeit nach meiner Abreise nach Natal (am 11. September 1863) schrieb Missionar Nachtigal in sein Tagebuch folgende Worte: „Der Haß und die Feindschaft gegen die Gläubigen ist gegenwärtig wieder einmal besonders groß. Vor allem trägt dazu der zweiherzige und vielzüngige (wie die Gläubigen ihn zuweilen bezeichnen) König bei, der das Bier mehr als die Wahrheit liebt. Kommen wir oder auch wohl wahrhaft Gläubige zu ihm, so spricht er uns zu Munde, hinterher ist er ein um so größerer Spötter und Lästerer."

Nun baten gerade in diesen Wochen viele Katechumenen dringend um die heilige Taufe, die ihnen in Ansehung der kriegerischen Zeit auch gern gewährt wurde. Es waren neunzehn Männer und drei Frauen der Hauptstadt, unter ihnen vornehme Männer, so Mpyane, der Vetter des Königs. Das mußte Aufsehen machen und die Feindschaft neu aufflammen lassen. Mit Wut erfüllte es des Königs Gemüt, als Dinkoanyane, sein Bruder, der eine Zeitlang sich zurückgezogen hatte, sich im Dezember wieder dem ernsten Glauben zuwendete. Gegen Ende dieses Jahres hatte sich das Herz Sekukunis entschieden wider Gott und Gottes Wort und gegen Christi Diener und Glieder. Von nun an war von keinem Kampf bei ihm mehr die Rede, sondern er nährte in sich eine Glut zielbewußter, trotziger Feindschaft gegen das Christentum, und es konnte nur eine Frage der Zeit sein, wann diese Feindschaft in hellen Flammen auflodern werde. Daß ich nicht allein mit meiner Frau zurückkehrte, sonder mit sieben anderen Missionaren und Missionskolonisten, war unter den obwaltenden Umständen ein neuer Anlaß, das Mißtrauen des Königs gegen uns zu stärken. Bald genug zeigte es sich, wie er jetzt in seinem H[illegible]s stand.

*) Maurer auf, von welchem Mann nächtlicher Weile
[illegible] wahrscheinlich, daß

Gleich bei dem ersten Besuche, den ich ihm nach meiner Rückkehr von der Hochzeitreise machte, weigerte er sich, mir auf der nordöstlichen Seite des Gebirges in der Nähe der Hauptstadt einen Wohnort anzuweisen. Seiner früher gemachten Versprechungen gedachte er nicht mehr. Er fragte aber sofort, weshalb ich ihm nicht ein paar Kanonen aus Natal mitgebracht habe. Wir sollten doch eine zweite Station in der Nähe von Kchalatlolu anlegen, sagte er. Zu seinen Brüdern sprach er es offen aus, daß er uns nicht die Erlaubnis geben werde, bei der Hauptstadt zu wohnen, da wir Leute der Bauern seien. Dabei suchte er förmlich nach einem Punkte, wo er den Glauben der Christen tödlich treffen könne. Er verbot den Männern, Hüte zu tragen, sie gehorchten zu seiner Verwunderung; dann gebot er, daß niemand die Sitte fahren lassen dürfe, das Haar an beiden Seiten des Kopfes zu rasieren, und wieder gehorchten die Christen. Er drohte denen die Beine zerschlagen zu lassen, die nach Kchalatlolu gingen. Besonders warf sich schon damals sein Zorn auf Stefanus Maroti, jenen jungen Mann aus vornehmem Geschlecht, dem man Schuld gab, Dinkoanyane zum Glauben verführt zu haben.

Wir lebten alle in einer gedrückten, trüben Stimmung; denn wir wußten nicht, was wir etwa thun könnten, wieder einen besseren Verkehr mit dem König anzubahnen. Da schaffte Gott Rat. Der König schickte plötzlich zu mir, ich solle eilig kommen und die Behandlung des kranken Sebaße übernehmen. Der war einer von den vier alten Ministern Sekoatis, ein tona „Gewaltiger" oder mosamelo „Kopfkissen" des Königs. Er herrschte über den Teil der Stadt, in welchem der blinde Josef Katedi wohnte; die Christen hatten viel von ihm zu leiden, denn er war ein arger Feind des Glaubens, ein finsterer Mann. Wegen seiner Kränklichkeit hatte er immer die Christen beschuldigt, ihn vergiftet zu haben. Jetzt, da er auf dem Tode lag, wurde ich zu ihm befohlen. Die Stimmung in der Umgebung Sekukunis prägte sich in den finsteren Gesichtern aus, die ich überall sah. Am zweiten Tage meines Aufenthalts (am 2. Februar 1864) hatte ich eine denkwürdige Unterredung mit dem Könige. Er saß bei einem Kalebassenpiano (Marimba), worauf er klimperte. Als ich um eine Privatunterredung bat, stand er auf, und wir setzten uns in einen inneren Hof, wo er auswich und meine Uhr besah, bis ich ihm endlich sagte: „König, laß deine Reden, fürchte heute meine Augen nicht, decke mir den Grund deines Herzens auf," da änderte sich sein Aussehen und er rief: „Ihr Missionare betrügt mich, ihr nehmt mir mein Volk, ihr verderbt das Land!" Ich erwiderte: „König, das Land wird nicht durch uns, sondern durch dich verdorben," und als er mich fragend anschaute, fügte ich hinzu: „Siehe, dein Vater hat uns angenommen, du hast unser Bleiben gutgeheißen. Wir sind nicht wie Diebe eingeschlichen, wir haben um Erlaubnis gebeten, das Wort Gottes verkündigen zu dürfen, die hast du uns gegeben, wir haben gepredigt und gelehrt; nun aber, da viele gläubig geworden sind, willst du die Gläubigen zwingen, das Wort Gottes wieder zu *verlassen; das* aber werden sie nicht thun, selbst wenn du ihnen mit *dem Tode drohst, und so* wird das Land verdorben werden." „Das

ist es ja," schrie der König, „du gestehst es selbst, ich bin nicht mehr König im Lande, ich herrsche nicht mehr, du herrschest. Ich will nicht, daß das Volk glaube, will nicht, daß jeder nur eine Frau nimmt, ich will, daß das Volk sich vermehre!" „Und doch," erwiderte ich, „werden die Gläubigen das Wort Gottes nicht wegwerfen, auch wenn du sie tötest, und auch wir Missionare würden von diesem Worte nicht lassen, wenn du uns töten wolltest." „Ja," schrie er, „so reden die Gläubigen alle; wenn ich ihnen drohe, erhalte ich die Antwort: „König, da liegt ein Stück Holz, nimm es und schlage mich tot! Ich bin nicht mehr König im Lande. Ihr habt mir mein Volk genommen!" Dann brach er in lautes Schelten aus, nannte alle Missionare Spione der Bauern und erging sich in Drohungen, daß es mir bitter schwer ums Herz wurde. Endlich stand er auf und fragte Mamarecha, ob ich Essen habe. „Ja," antwortete der, „Sebaße hat dem Missionar einen Schlachtbock gegeben." „Hol ein Stück Fleisch und gieb es Merensky," sagte der König und zog sich zurück.

Draußen auf dem Kchoro empfingen mich die höhnischen Blicke der Hofschranzen und der Brüder des Gewaltigen. Die Leute hatten bei dem lauten Schelten jedes Wort verstanden. Das war für mich das Schwerste in jener Zeit, bei den Besuchen, die ich nun auf Moßecho häufig machte, daß ich den Hohn und Spott dieser elenden Menschen um Christi willen sanft und geduldig ertragen mußte. Er war nicht weniger empfindlich, wenn er sich nicht sofort in lauter, roher Weise Luft machte. Wollte ich den König sprechen, so vertröstete man mich, er käme bald, oder ich würde gerufen werden, ließ mich aber in der heißen Sonne sitzen, ohne mir ein schattiges Plätzchen einzuräumen, that um mich herum spitze oder giftige Bemerkungen und freute sich von Herzen, wenn ich betrübten Angesichts von einer Unterredung mit dem Könige zurückkam. Der König selbst mußte mir ja für die Mühe dankbar sein, die ich mir um die Genesung seines Günstlings gab, um so mehr, als diese zwar langsame, aber sichere Fortschritte machte. Er fiel auch mir gegenüber nicht oft aus der Rolle gezwungener oder kalter Höflichkeit; nur manchmal schalt er wieder laut, daß wir ihn an die Bauern verraten wollten, oder schimpfte über die Gläubigen, die ihn auslachten, wenn er sie töten wollte. Es waren saure Gänge, diese Gänge zu ihm, und mit bitter schwerem Herzen stieg ich oft die steilen Felsen hinauf zu seiner Hofburg. Mußte ich doch jedesmal denken, vielleicht fällt heute der verhängnisvolle Schlag, vielleicht gebietet er heute: „Verlaßt das Land!", dann ist die herrliche, hoffnungsvolle Arbeit zu Ende, und wie ergeht es dann den armen, lieben Christen! Dabei lag das Bewußtsein großer Verantwortlichkeit schwer auf mir; denn durch ein unbedachtes, ungeschicktes Wort konnte ich die Lage der Gemeinde leicht noch schwieriger machen. Aber Gott hatte mir durch Sebaßes Krankheit den Weg zur Hauptstadt geöffnet. Immer wieder kam ich, immer wieder sollte ich kommen, und so hatte ich auch immer aufs neue Gelegenheit, die kleine Gemeinde zu stärken. Auf des Patienten Dorf hielten wir sogar einmal in einem Hofe Katechis frei und öffen. *Gottesdienst.* Im Verborgenen teilte ich auch mehrmals das heilige

Abendmahl aus und taufte Kinder und Erwachsene.*) Vorsichtig und leise kamen die Leute in der Dunkelheit nach einem vorher bestimmten Versammlungsorte. Wir durften nicht wagen zu singen, aber der Herr war uns stets spürbar nahe. Wie hörten sich unter solchen Umständen die Worte des Heilandes von der Angst, die die Seinen in der Welt haben sollen, von den Verfolgungen, die sie treffen müssen, und die Mahnungen, solche Leiden fröhlich und getrost zu ertragen, doch so ganz anders an! Erst wenn eine ganze Gemeinde leidet und alle ihre Glieder unter dem Druck des Kreuzes stehen, spürt man des Kreuzes Last, aber auch des Kreuzes Segen in ganz vollem Maße.

Siebenmal umzog Israels Heer die Stadt Jericho, und beim siebenten Umzug fielen Jerichos Mauern. Siebenmal machte ich im Februar, März und April den sauren Gang zur Hauptstadt, und beim siebenten Gange wurde der Trotz des Königs gebrochen; er gab mir Erlaubnis, in der Nähe der Hauptstadt eine Station anzulegen. Meine Frau hatte ihm eines Tages die Botschaft gesandt, wenn er uns nicht erlaube, die neue Station anzulegen, wolle sie in ihr Land zurückkehren, da regiere ein König, der viel besser sei als er. Die Baßuto ehren vornehme Frauen, darum antwortete Sekukuni freundlich, sie solle still sein, mir nichts sagen, das sei eine Sache zwischen ihm und ihr. Er hätte aber gewiß auch ihren Bitten und Mahnungen kein Gehör gegeben, wenn nicht Gott selbst auf verständliche Weise mit ihm geredet hätte. Das Fieber brach in der Stadt aus. Erst kamen einzelne Leute und baten um Medizin, dann schickte Sekukuni und bat, ich solle kommen und helfen, die Leute stürben. Von Missionar Sachse begleitet, traf ich bald an dem Ort des Schreckens ein. Auf heftige Herbstregen war plötzliche Trockenheit gefolgt. Aus dem Schlamm, der die Ufer des Flüßchens bedeckte, welches hoch angeschwollen gewesen war, und aus dem aufgeweichten Erdreich der Ebene hatte die Sonne die giftigsten Fieberdünste ausgebrütet. An der Seite des Berges, die von dem Flüßchen bespült wurde, hatten die meisten Erkrankungen stattgefunden, auf der andern Seite des Berges weniger, und oben in dem Teile der Stadt, die auf dem Berge, etwa 200 Fuß über der Ebene lag, fand sich nicht ein einziger Kranker vor. So zeigte es sich auch hier wieder deutlich, daß die Fieberluft sich nicht über eine gewisse Höhe in der von ihr heimgesuchten Gegend erhebt.

Auf die Leute war ein Schrecken Gottes gefallen. Sie sahen in der Krankheit eine Strafe für die Bedrückung der Christen. Manches Herz seufzte zum Herrn um Hilfe, und so gab der, welcher Gebete erhört, zu unserem Thun wunderbaren Segen. Wir gaben das bekannte Fiebermittel Livingstones, und von denen, die es noch nehmen konnten, genasen, soweit wir sahen, alle. Unter diesen Eindrücken hinderte uns niemand, als wir uns am Sonntage in großer Zahl zum Gottesdienst versammelten. Es ging der Ruf: „Der Herr ist

*) *Unter diesen auch jetzt erst* Dinkoanyane, des Königs Bruder, *auf den Namen Johannes.*

Gott, der Herr ist Gott, gebt unserm Gott die Ehre!" triumphierend von der gläubigen Gemeinde aus, und von den finsteren Felsen Moßechos kam diesmal kein Mißklang als Echo zurück. Die alten Minister Sekoatis, Mukir, Kchobalale, Tibane*) und selbst Sebaße befürworteten jetzt beim König, daß er uns nun in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt bauen lasse. Das that der mißtrauische, für sein Heidentum besorgte Fürst zwar nicht, aber er überraschte uns mit der Erlaubnis, daß wir, eine und eine halbe Stunde (zu Pferde) von der Stadt entfernt, bei dem kleinen Häuptling Sebeke wohnen sollten. Zu diesem geleitete uns dessen Geschäftsträger. Wir suchten eine Stelle aus, wo die Station stehen sollte, und eilten fröhlich nach Kchalatlolu zurück, um möglichst schnell alles zu ordnen zum Aufbruch nach Ga-Ratao.

Dreizehntes Kapitel.

Ga-Ratao.

Ga-Ratao heißt „beim Löwenvater". Löwenvater ist der Name eines Häuptlings, welcher vor Zeiten hier gewohnt hat, nach dem die Gegend im Munde des Volkes noch immer genannt wird. Das sich steil und hoch aus der Ebene zu einer Höhe von 3000 Fuß und mehr erhebende Lolugebirge hat hier eine Einbuchtung, macht einen Winkel, und die westlich und südlich von dem Orte sich erhebenden mächtigen grauweißen Felsenmauern lassen die Sonnenstrahlen mit solcher Macht zurückfallen, daß hier zur Sommerszeit eine furchtbare Hitze herrscht. Auch am Fuße des Gebirges mangelt es nicht an felsenbedeckten Vorbergen, die dann plötzlich aufhören und dann der Ebene Raum geben, welche am Fuße der Berge noch von unzähligen Regenläufen zerrissen erscheint. Fließendes Wasser vom Gebirge gelangt nur in einzelnen Rinnsalen bis hier herunter. In den Klüften plätschert es und ist auch die Vegetation üppiger, sonst findet sich nur an einzelnen Stellen dieser nach Osten gewendeten Abhänge Wald im eigentlichen Sinne, aber an einzeln stehenden größeren Bäumen sowie an Buschwerk und krüppelartigen Mimosen fehlt es nirgends. Unter den Felsenmauern der Berge, auf passend gelegenen Vorsprüngen lagen kleinere Dörfer, während am Fuße des Gebirges sich größere Ortschaften fanden, deren ausgedehnte üppige Ackerländereien sich weit in die Ebene hinauszogen. Die Viehzucht ließ sich hier nicht so vorteilhaft betreiben, als auf dem Lolu oder an den westlich daran anstoßenden, höher gelegenen Gebieten, desto mehr blühte der Ackerbau

*) Tibane brachte seinen Sohn, der vom Fieber auch durch unsere Mittel genesen war, zu Martinus mit den Worten: „Sebuschane, dieser Sohn ist nun der eure, ich gebe ihn euch, ihr Gläubigen! Reiße ihm die ditato (Zaubermittel, Amulette) vom Halse, er soll Gottes Wort lernen."

in dieser Gegend. Korn (Durrha) war so reichlich vorhanden, daß die Leute, um mit den alten Vorräten zu räumen, gern zwei Sack (200 Kilo) für eine Hacke verkauften, welche in Natal eine Mark und fünfzig Pfennige galt und hier den Wert von etwa fünf Mark repräsentierte. An einem einzeln stehenden Felsenhügel, in welchem Höhlen Zuflucht boten zur Zeit der Not, lagen die Dörfer des Häuptlings Sebeke (sonst auch Speke, Sepeke geschrieben). Wir kannten ihn wohl, denn wir hatten öfters bei ihm auf unserem Wege nach der Hauptstadt freundliche Aufnahme gefunden, und er hatte zu verschiedenen Malen uns seiner Freundschaft versichert, hatte auch einmal nach Kchalatlolu die Botschaft gelangen lassen, er halte bereits den Sonntag mit seinen Leuten. Er war sehr gutmütigen Charakters und freute sich darüber, daß ich bei ihm wohnen sollte. Ein Flüßchen, welches vom Gebirge herabplätscherte, hatten die Leute zur Berieselung der in einer Thalmulde gelegenen Gärten benutzt. Dieses war die einzige Stelle, welche für uns zur Anlegung eines Gartens taugte; da sie aber tief gelegen war, durften wir nicht daran denken, hier in unmittelbarer Nähe der Wasserleitung zu bauen. Wir wählten einen von Felsen bedeckten Hügel am Rande dieser Thalmulde zum Bauen aus, indem wir uns sagten, daß die Mühe, Baumaterialien dort hinauf zu schaffen, uns nicht verdrießen dürfe, wenn die Frage von Krankheit, Leben und Tod dabei in Betracht komme.

Es war eine mühselige Reise, die uns von Kchachatlolu nach Ga-Ratao brachte; aber die Freude über die Erfüllung lang gehegter Wünsche ließ uns alle dabei uns aufstoßenden Hindernisse leicht überwinden. Streckenweis mußten wir uns erst zu Pferde durchsuchen; dann kehrten wir zum Wagen zurück und lichteten mit Äxten die dichten Dornbüsche; auch die tiefen, wild zerrissenen Regenschluchten waren schwer zu überwinden. So brachten wir, da wir den Lolu umfahren mußten, vier und einen halben Tag auf dieser Reise zu, während die Entfernung unseres Zieles von Kchalatlolu auf dem Fußwege über das Gebirge nur fünf bis sechs Stunden betrug.

Am Morgen des heiligen Pfingstsonntages zogen wir fröhlich in Ga-Ratao ein. Sebeke war uns weit entgegengekommen und setzte sich zu uns auf den Wagen. Alt und jung tummelte sich jubelnd um uns herum, sang, sprang und schrie, um seiner Lust und Freude über unser Kommen Ausdruck zu geben. Zwischen Felsen schlugen wir unser Zelt auf, Christen und Katechumenen sammelten sich darinnen, die Heiden lagerten draußen, so wurde hier mit Lob und Dank die erste Predigt gehalten und das erste Pfingstfest gefeiert.

Nach dem Fest ging es an die Arbeit mit frischer Kraft und gutem Mut. Das Wagenverdeck wurde abgenommen und auf die Erde gestellt, so war eine Schlafstube gewonnen. Im Zelte schliefen die beiden Brüder, welche mir treulich bei der Anlegung dieser Station geholfen haben, der junge Missionar Sachse und der Kolonist oder Handwerkerbruder Lademann. Arbeiter wurden gemietet, Felsen weggeräumt, Bäume gefällt, Ziegel gestrichen. Freilich waren die Leute *hier nicht so fleißig und* geschickt wie bei Maleo und wie manche, die *Kchalatlolu geholfen* hatten. Die Bapedi, welche hier wohnten,

waren noch zu sehr in den Vorurteilen ihrer Sitten befangen; nur mit Überwindung bequemten sie sich dazu, selbst wenn sie sich vermietet hatten, Wasser zu tragen oder mit Lehm zu arbeiten; denn diese Geschäfte sind Weiberarbeit, ihrer schämen sich die Männer. Obwohl der Lehm nicht zu Ziegeln geeignet war, wurden doch einige tausend Luftziegeln fertig, so daß zunächst ein Backofen gebaut werden konnte, nach dem meine liebe Frau sehr verlangte, da wir bald kein Brot mehr hatten und mit Brei aus Kafferkornmehl vorlieb nehmen mußten.

Da ich bereits zwei Stationen angelegt hatte, war es mir bald klar, wo und wie die Häuser stehen sollten, und wie der Garten angelegt werden müsse. Eine Fracht junger Bäume wurde von unseren Freunden, den Bauern am Waterfallsfluß, geholt, und bald standen Bäumchen in Menge in Reih und Glied, Hecken waren gepflanzt, und unter der heißen Sonne wuchs das ausgesäte, aufgegangene Gemüse, welches täglich bewässert wurde, wie in einem Treibhause. Hier war tropisches Klima, und gewiß wären hier die Ananas und der Kaffee auch gediehen.

Für den Fortschritt der Arbeiten war es hinderlich, daß sich für jetzt kein Wagenweg auf den Felsenhügel, wo die Häuser stehen sollten, hinaufführen ließ. Jeder Ziegelstein mußte hinauf getragen werden, ebenso der Lehm und das nötige Wasser zum Mauern. Da war es günstig, daß die Weiber der nächsten Dörfer in großen Haufen auf Tagelohn kamen, um Perlen zu verdienen. Da es Winter war, hatten sie Zeit, es drängte keine Gartenarbeit. Wenn sie einige Stunden gearbeitet hatten, mußten sie bezahlt werden. Schwatzend, schreiend, lachend umdrängten sie dann meine junge Frau, welche das Geschäft, Perlen auszuteilen, übernommen hatte, damit wir nicht von unserer Arbeit abgezogen würden. Konnte sie den furchtbaren Lärm ihrer sie umdrängenden, zungenfertigen und schwatzlustigen Schwestern nicht aushalten, so gab sie durch Ohrenzuhalten und andere Zeichen zu verstehen, daß sie ihn nicht mehr ertragen könne; dann machten etliche verständige, mitleidig veranlagte Seelen Ruhe, die aber nach kurzer Dauer wieder von dem entsetzlichsten Geschrei und Geschnatter abgelöst wurde.

Wir Männer arbeiteten fleißig an der Herstellung der Gebäude. Es ist sehr wichtig, daß man bei der Anlegung eines solchen Platzes von vornherein den richtigen Ort zum Bauen auswählt. Jeder, der hierin nicht den richtigen, praktischen Blick hat, macht sich und seiner Gesellschaft viel Mühe und viele unnütze Kosten. Baut man erst an der einen Stelle, giebt diese auf und versucht es dann an einer anderen, die von der ersten eine Viertelstunde entfernt liegt, um später noch einmal zu wechseln, so kostet solche Art des Stationanlegens gewiß doppelt so viel, als wenn man gleich den passenden Ort gefunden hätte. Ebenso wichtig ist es, gleich anfangs die ersten Strohhütten und das erste Häuschen so zu stellen, daß man nicht genötigt ist, sie wegzureißen, wenn man ein besseres Wohnhaus baut. Wenn sie am rechten Ort stehen, wo sie niemand hindern und das Ansehen des Platzes nicht stören, kann man sie noch jahrelang als

Häuslein für die Arbeiter, als Vorratskammern und zu anderen Zwecken benutzen. Ich habe in Ga-Ratao die ersten Häuslein so angelegt, daß sie gleich hinter dem Ort, wo das große Wohnhaus stehen sollte, an der Stelle aufgeführt wurden, wo sie später als Küche und Nebenhaus stehen bleiben konnten.

Der Ort oben auf dem Hügel war voll kahler, mächtiger Felsblöcke; auf diese legten wir die Fundamente der beiden kleinen Häuser, die wir zuerst in Angriff nahmen, und mauerten dann das eine sofort mit Luftziegeln auf. Mir wurde das Arbeiten sauer, weil die neu angekommenen Brüder Sachse und Lademann noch die deutsche Arbeitsenergie im Leibe hatten, und ich mit ihnen ehrenhalber gleiche Zeit und gleichen Schritt halten mußte. Deshalb war es mir immer eine Wohlthat, wenn die kurzen Ruhepausen kamen. Mittags stiegen wir hinunter, wuschen uns und thaten dem Mittagsmahl, das meine Frau indessen bereitet hatte, alle Ehre an.

Im Zelte war auf dem Blechkasten, den ich auf allen meinen Reisen als Aufbewahrungsort für Skripturen mit mir führte, gedeckt. Für die Hausfrau stand ein mit Riemen überspanntes Feldstühlchen da, wir Männer saßen und lagen auf Matten und Fellen in türkischer oder klassischer Stellung um den „Tisch". Der Topf, wie er vom Feuer kam, stand daneben; er enthielt die Mahlzeit, die wir von Blechtellern mit bestem Appetit verzehrten. Den Kaffee brachte uns die Wirtin wie eine echte Arbeiterfrau hinauf nach dem Bauplatz, wo dann auf irgend einem Felsenstück die Vesper eingenommen wurde.

So arbeiteten wir frisch und fröhlich, um so fröhlicher, als das Wort Gottes gesucht, geliebt und gepriesen wurde an dieser Stätte. Ich war nun endlich so weit, daß ich frei im Seßuto predigen konnte. Zum Sonntagsgottesdienst kamen Christen, Heiden und Katechumenen von allen Seiten; selbst Freund Sebeke erschien, machte aber doch ebenso wie seine Begleiter ein etwas verlegenes Gesicht, als er sah, in welche Gesellschaft er hier geraten war. Katechumenen meldeten sich in großer Zahl. Von einem ziemlich entfernt im Waldgebirge liegenden Dorfe, Ga-Letao, kam der Sohn des Häuptlings, ein schmucker, strammer junger Mensch, mit Kupferringen an den muskulösen Waden geschmückt, und meldete sich mit vierzehn seiner jungen, kriegerischen Begleiter zum Taufunterricht. Aber es fehlte nicht an Wetterleuchten aus den dunklen Wolken, die über Moßecho hingen. Als ein Heide einen Christen verklagte, er unterrichte seine, des Heiden, Weiber, antwortete der König: „Das ist schlimm, aber die Christen hören nicht auf mich; es wird nicht besser werden, ehe nicht ein „Sedimo" (Opfer) geschlachtet ist." Dann entbrannte Streit mit Tlakale. Es ist schon berichtet worden, daß diese treue Jüngerin des Herrn aus vornehmem Geschlecht und von schöner Gestalt war. Nun war sie kinderlos. Sekukuni suchte sie dazu zu bewegen, daß sie mit einem Menschen, den er ihr zuwies, sich einließ, damit ihr die Nachkommenschaft nicht fehle. Jede Tochter dieser Frau hätte den Namen gehabt, eine Tochter Sekukunis zu sein, und wäre dann dem Könige eine große Herde Vieh wert gewesen. Durch gütliches Zureden, er werde *sie jetzt erst recht heiraten*, dadurch, daß er ihrem Vater Vieh gebe,

dann, als dies ohne Wirkung war, durch Schelten und Drohen, suchte der König die arme Frau mürbe zu machen, daß sie sich seinem Willen füge. Daß sie all diesen Einflüssen siegreich widerstand, ist ein Beweis für die Glaubenskraft, die in ihr wohnte. Sie hatte dabei nicht einmal die Stärkung, welche ihr aus dem Verkehr mit uns hätte erwachsen können; denn es war ihr längst verboten, uns zu nahen oder am Gottesdienste teilzunehmen. Nur durch andere Frauen holte sie sich bei uns Rat, und nur an der Freundschaft und Liebe einzelner gläubiger Freundinnen konnte sie sich laben. Einige andere Weiber des Hofes waren mit ihr eins im Glauben, sie traf das gleiche Schicksal. Nach der heiligen Taufe verlangten Tlakale und ihre Genossinnen sehr, ohne daß ersichtlich war, wie es möglich sein werde, dies ihr Verlangen zu erfüllen.

Am 12. Juni war der Gottesdienst auf Ga-Ratao besonders gut besucht. Auch Johannes Dinkoanyane war mit einer ganzen Anzahl seiner Freunde von der Hauptstadt gekommen, aber es wurde von ihnen erzählt, daß sich dort die Zeichen eines kommenden Sturmes mehrten. Martinus hatte einem Heiden, der von ihm Fiebermedizin verlangte, den Rat gegeben, sich solche von uns zu holen. Da reizten die Heiden einander auf durch die Worte: „Die Gläubigen wollen uns von ihrer Medizin nicht mehr geben, sie töten uns, sie haben uns verleugnet." Dann war das Weib eines Katechumenen (Matschoeni) gestorben, der hatte sich geweigert, die heidnischen Reinigungen an sich vornehmen zu lassen. „Geht," hatte er den Zauberern gesagt, „ich bin nicht krank; weshalb habt ihr mein Weib nicht vom Tode errettet durch eure Medizinen, wenn ihr etwas vermögt?" Auf den Bericht, der ihm darüber erstattet wurde, hatte Sekukuni wieder laut den Christen geflucht, welche über den Tod nicht trauerten, sondern frohlockten, und hatte dann seinen Brüdern angekündigt, daß er die Christen versammeln und mit ihnen kämpfen wollte, sie sollten ihm dann ihren König zeigen, dem sie gehorchten.

Darum lag auf unserem Beisammensein am jenem Sonntage ein tiefer Ernst. In engerer Gemeinschaft lasen wir mit einander das siebente Kapitel der Offenbarung St. Johannis und stärkten unsere Herzen im Aufblick zu dem himmlischen Jerusalem, in dessen Mauern kein Seufzen und kein Leid mehr sein wird.

Ein Häuptling der Stadt, Magochlo, wurde in diesen Tagen krank. Er hatte Sekukuni gegen die Christen aufgeregt. „Diese Leute werden nach dem Tode über uns lachen," hatte er gesagt, „von oben her werden sie auf uns herabschauen, wenn wir beim Satan sind. Du darfst nicht leiden, daß unsere „Hunde" es einmal besser als wir haben. Vertilge den Glauben, töte die Christen, vertreibe die Missionare!" Magochlos Krankheit aber nahm zu, und als der König sich nach seinem Befinden erkundigen ließ, mahnte der Kranke ihn, wann er das thun werde. Darauf starb er, und dieses Trauerfalles wegen wurde das „Pitscho", die Versammlung, welche bereits angesagt war, verschoben. Am Donnerstag früh (16. Juni) sammelten sich die Männer der Hauptstadt und der umliegenden Ortschaften vor dem Aufstieg zu der Königsburg, auch die Gläubigen, selbst die gläubigen

Häuslein für die Arbeiter, als Vorratskammern und zu anderen Zwecken benutzen. Ich habe in Ga-Ratao die ersten Häuslein so angelegt, daß sie gleich hinter dem Ort, wo das große Wohnhaus stehen sollte, an der Stelle aufgeführt wurden, wo sie später als Küche und Nebenhaus stehen bleiben konnten.

Der Ort oben auf dem Hügel war voll kahler, mächtiger Felsblöcke; auf diese legten wir die Fundamente der beiden kleinen Häuser, die wir zuerst in Angriff nahmen, und mauerten dann das eine sofort mit Luftziegeln auf. Mir wurde das Arbeiten sauer, weil die neu angekommenen Brüder Sachse und Lademann noch die deutsche Arbeitsenergie im Leibe hatten, und ich mit ihnen ehrenhalber gleiche Zeit und gleichen Schritt halten mußte. Deshalb war es mir immer eine Wohlthat, wenn die kurzen Ruhepausen kamen. Mittags stiegen wir hinunter, wuschen uns und thaten dem Mittagsmahl, das meine Frau indessen bereitet hatte, alle Ehre an.

Im Zelte war auf dem Blechkasten, den ich auf allen meinen Reisen als Aufbewahrungsort für Skripturen mit mir führte, gedeckt. Für die Hausfrau stand ein mit Riemen überspanntes Feldstühlchen da, wir Männer saßen und lagen auf Matten und Fellen in türkischer oder klassischer Stellung um den „Tisch". Der Topf, wie er vom Feuer kam, stand daneben; er enthielt die Mahlzeit, die wir von Blechtellern mit bestem Appetit verzehrten. Den Kaffee brachte uns die Wirtin wie eine echte Arbeiterfrau hinauf nach dem Bauplatz, wo dann auf irgend einem Felsenstück die Vesper eingenommen wurde.

So arbeiteten wir frisch und fröhlich, um so fröhlicher, als das Wort Gottes gesucht, geliebt und gepriesen wurde an dieser Stätte. Ich war nun endlich so weit, daß ich frei im Seßuto predigen konnte. Zum Sonntagsgottesdienst kamen Christen, Heiden und Katechumenen von allen Seiten; selbst Freund Sebeke erschien, machte aber doch ebenso wie seine Begleiter ein etwas verlegenes Gesicht, als er sah, in welche Gesellschaft er hier geraten war. Katechumenen meldeten sich in großer Zahl. Von einem ziemlich entfernt im Waldgebirge liegenden Dorfe, Ga-Letao, kam der Sohn des Häuptlings, ein schmucker, strammer junger Mensch, mit Kupferringen an den muskulösen Waden geschmückt, und meldete sich mit vierzehn seiner jungen, kriegerischen Begleiter zum Taufunterricht. Aber es fehlte nicht an Wetterleuchten aus den dunklen Wolken, die über Moßecho hingen. Als ein Heide einen Christen verklagte, er unterrichte seine, des Heiden, Weiber, antwortete der König: „Das ist schlimm, aber die Christen hören nicht auf mich; es wird nicht besser werden, ehe nicht ein „Sedimo" (Opfer) geschlachtet ist." Dann entbrannte Streit mit Tlakale. Es ist schon berichtet worden, daß diese treue Jüngerin des Herrn aus vornehmem Geschlecht und von schöner Gestalt war. Nun war sie kinderlos. Sekukuni suchte sie dazu zu bewegen, daß sie mit einem Menschen, den er ihr zuwies, sich einließ, damit ihr die Nachkommenschaft nicht fehle. Jede Tochter dieser Frau hätte den Namen gehabt, eine Tochter Sekukunis zu sein, und wäre dann dem Könige eine *große Herde Vieh wert* gewesen. Durch gütliches Zureden, er werde *jetzt erst recht heiraten*, dadurch, daß er ihrem Vater Vieh gab

dann, als dies ohne Wirkung war, durch Schelten und Drohen, suchte der König die arme Frau mürbe zu machen, daß sie sich seinem Willen füge. Daß sie all diesen Einflüssen siegreich widerstand, ist ein Beweis für die Glaubenskraft, die in ihr wohnte. Sie hatte dabei nicht einmal die Stärkung, welche ihr aus dem Verkehr mit uns hätte erwachsen können; denn es war ihr längst verboten, uns zu nahen oder am Gottesdienste teilzunehmen. Nur durch andere Frauen holte sie sich bei uns Rat, und nur an der Freundschaft und Liebe einzelner gläubiger Freundinnen konnte sie sich laben. Einige andere Weiber des Hofes waren mit ihr eins im Glauben, sie traf das gleiche Schicksal. Nach der heiligen Taufe verlangten Tlakale und ihre Genossinnen sehr, ohne daß ersichtlich war, wie es möglich sein werde, dies ihr Verlangen zu erfüllen.

Am 12. Juni war der Gottesdienst auf Ga-Ratao besonders gut besucht. Auch Johannes Dinkoanyane war mit einer ganzen Anzahl seiner Freunde von der Hauptstadt gekommen, aber es wurde von ihnen erzählt, daß sich dort die Zeichen eines kommenden Sturmes mehrten. Martinus hatte einem Heiden, der von ihm Fiebermedizin verlangte, den Rat gegeben, sich solche von uns zu holen. Da reizten die Heiden einander auf durch die Worte: „Die Gläubigen wollen uns von ihrer Medizin nicht mehr geben, sie töten uns, sie haben uns verleugnet.“ Dann war das Weib eines Katechumenen (Matschoeni) gestorben, der hatte sich geweigert, die heidnischen Reinigungen an sich vornehmen zu lassen. „Geht,“ hatte er den Zauberern gesagt, „ich bin nicht krank; weshalb habt ihr mein Weib nicht vom Tode errettet durch eure Medizinen, wenn ihr etwas vermögt?“ Auf den Bericht, der ihm darüber erstattet wurde, hatte Sekukuni wieder laut den Christen geflucht, welche über den Tod nicht trauerten, sondern frohlockten, und hatte dann seinen Brüdern angekündigt, daß er die Christen versammeln und mit ihnen kämpfen wollte, sie sollten ihm dann ihren König zeigen, dem sie gehorchten.

Darum lag auf unserem Beisammensein am jenem Sonntage ein tiefer Ernst. In engerer Gemeinschaft lasen wir mit einander das siebente Kapitel der Offenbarung St. Johannis und stärkten unsere Herzen im Aufblick zu dem himmlischen Jerusalem, in dessen Mauern kein Seufzen und kein Leid mehr sein wird.

Ein Häuptling der Stadt, Magochlo, wurde in diesen Tagen krank. Er hatte Sekukuni gegen die Christen aufgeregt. „Diese Leute werden nach dem Tode über uns lachen,“ hatte er gesagt, „von oben her werden sie auf uns herabschauen, wenn wir beim Satan sind. Du darfst nicht leiden, daß unsere „Hunde“ es einmal besser als wir haben. Vertilge den Glauben, töte die Christen, vertreibe die Missionare!“ Magochlos Krankheit aber nahm zu, und als der König sich nach sein[illegible] erkundigen ließ, mahnte der Kranke ihn, wann er das [illegible] auf starb er, und dieses Trauerfalles wegen wurd[illegible] mmlung, welche bereits angesagt war. [illegible] Juni) sammelten sich die [illegible] Ortschaften vor dem [illegible] ft die gläubigen

Häuslein für die Arbeiter, als Vorratskammern und zu anderen Zwecken benutzen. Ich habe in Ga-Ratao die ersten Häuslein so angelegt, daß sie gleich hinter dem Ort, wo das große Wohnhaus stehen sollte, an der Stelle aufgeführt wurden, wo sie später als Küche und Nebenhaus stehen bleiben konnten.

Der Ort oben auf dem Hügel war voll kahler, mächtiger Felsblöcke; auf diese legten wir die Fundamente der beiden kleinen Häuser, die wir zuerst in Angriff nahmen, und mauerten dann das eine sofort mit Luftziegeln auf. Mir wurde das Arbeiten sauer, weil die neu angekommenen Brüder Sachse und Lademann noch die deutsche Arbeitsenergie im Leibe hatten, und ich mit ihnen ehrenhalber gleiche Zeit und gleichen Schritt halten mußte. Deshalb war es mir immer eine Wohlthat, wenn die kurzen Ruhepausen kamen. Mittags stiegen wir hinunter, wuschen uns und thaten dem Mittagsmahl, das meine Frau indessen bereitet hatte, alle Ehre an.

Im Zelte war auf dem Blechkasten, den ich auf allen meinen Reisen als Aufbewahrungsort für Skripturen mit mir führte, gedeckt. Für die Hausfrau stand ein mit Riemen überspanntes Feldstühlchen da, wir Männer saßen und lagen auf Matten und Fellen in türkischer oder klassischer Stellung um den „Tisch". Der Topf, wie er vom Feuer kam, stand daneben; er enthielt die Mahlzeit, die wir von Blechtellern mit bestem Appetit verzehrten. Den Kaffee brachte uns die Wirtin wie eine echte Arbeiterfrau hinauf nach dem Bauplatz, wo dann auf irgend einem Felsenstück die Vesper eingenommen wurde.

So arbeiteten wir frisch und fröhlich, um so fröhlicher, als das Wort Gottes gesucht, geliebt und gepriesen wurde an dieser Stätte. Ich war nun endlich so weit, daß ich frei im Seßuto predigen konnte. Zum Sonntagsgottesdienst kamen Christen, Heiden und Katechumenen von allen Seiten; selbst Freund Sebeke erschien, machte aber doch ebenso wie seine Begleiter ein etwas verlegenes Gesicht, als er sah, in welche Gesellschaft er hier geraten war. Katechumenen meldeten sich in großer Zahl. Von einem ziemlich entfernt im Waldgebirge liegenden Dorfe, Ga-Letao, kam der Sohn des Häuptlings, ein schmucker, strammer junger Mensch, mit Kupferringen an den muskulösen Waden geschmückt, und meldete sich mit vierzehn seiner jungen, kriegerischen Begleiter zum Taufunterricht. Aber es fehlte nicht an Wetterleuchten aus den dunklen Wolken, die über Moßecho hingen. Als ein Heide einen Christen verklagte, er unterrichte seine, des Heiden, Weiber, antwortete der König: „Das ist schlimm, aber die Christen hören nicht auf mich; es wird nicht besser werden, ehe nicht ein „Sedimo" (Opfer) geschlachtet ist." Dann entbrannte Streit mit Tlakale. Es ist schon berichtet worden, daß diese treue Jüngerin des Herrn aus vornehmem Geschlecht und von schöner Gestalt war. Nun war sie kinderlos. Sekukuni suchte sie dazu zu bewegen, daß sie mit einem Menschen, den er ihr zuwies, sich einließ, damit ihr die Nachkommenschaft nicht fehle. Jede Tochter dieser Frau hätte den Namen gehabt, eine Tochter Sekukunis zu sein, und wäre dann dem Könige eine *große Herde Vieh* wert gewesen. Durch gütliches Zureden, er werde *jetzt erst recht heiraten*, dadurch, daß er ihrem Vater Vieh gebe,

dann, als dies ohne Wirkung war, durch Schelten und Drohen, suchte der König die arme Frau mürbe zu machen, daß sie sich seinem Willen füge. Daß sie all diesen Einflüssen siegreich widerstand, ist ein Beweis für die Glaubenskraft, die in ihr wohnte. Sie hatte dabei nicht einmal die Stärkung, welche ihr aus dem Verkehr mit uns hätte erwachsen können; denn es war ihr längst verboten, uns zu nahen oder am Gottesdienste teilzunehmen. Nur durch andere Frauen holte sie sich bei uns Rat, und nur an der Freundschaft und Liebe einzelner gläubiger Freundinnen konnte sie sich laben. Einige andere Weiber des Hofes waren mit ihr eins im Glauben, sie traf das gleiche Schicksal. Nach der heiligen Taufe verlangten Tlakale und ihre Genossinnen sehr, ohne daß ersichtlich war, wie es möglich sein werde, dies ihr Verlangen zu erfüllen.

Am 12. Juni war der Gottesdienst auf Ga-Ratao besonders gut besucht. Auch Johannes Dinkoanyane war mit einer ganzen Anzahl seiner Freunde von der Hauptstadt gekommen, aber es wurde von ihnen erzählt, daß sich dort die Zeichen eines kommenden Sturmes mehrten. Martinus hatte einem Heiden, der von ihm Fiebermedizin verlangte, den Rat gegeben, sich solche von uns zu holen. Da reizten die Heiden einander auf durch die Worte: „Die Gläubigen wollen uns von ihrer Medizin nicht mehr geben, sie töten uns, sie haben uns verleugnet." Dann war das Weib eines Katechumenen (Matschoeni) gestorben, der hatte sich geweigert, die heidnischen Reinigungen an sich vornehmen zu lassen. „Geht," hatte er den Zauberern gesagt, „ich bin nicht krank; weshalb habt ihr mein Weib nicht vom Tode errettet durch eure Medizinen, wenn ihr etwas vermögt?" Auf den Bericht, der ihm darüber erstattet wurde, hatte Sekukuni wieder laut den Christen geflucht, welche über den Tod nicht trauerten, sondern frohlockten, und hatte dann seinen Brüdern angekündigt, daß er die Christen versammeln und mit ihnen kämpfen wollte, sie sollten ihm dann ihren König zeigen, dem sie gehorchten.

Darum lag auf unserem Beisammensein am jenem Sonntage ein tiefer Ernst. In engerer Gemeinschaft lasen wir mit einander das siebente Kapitel der Offenbarung St. Johannis und stärkten unsere Herzen im Aufblick zu dem himmlischen Jerusalem, in dessen Mauern kein Seufzen und kein Leid mehr sein wird.

Ein Häuptling der Stadt, Magochlo, wurde in diesen Tagen krank. Er hatte Sekukuni gegen die Christen aufgeregt. „Diese Leute werden nach dem Tode über uns lachen," hatte er gesagt, „von oben her werden sie auf uns herabschauen, wenn wir beim Satan sind. Du darfst nicht leiden, daß unsere „Hunde" es einmal besser als wir haben. Vertilge den Glauben, töte die Christen, vertreibe die Missionare!" Magochlos Krankheit aber nahm zu, und als der König sich nach seinem Befinden erkundigen ließ, mahnte der Kranke ihn, wann er das thun werde. Darauf starb er, und dieses Trauerfalles wegen wurde das „Pitscho", die Versammlung, welche bereits angesagt war, verschoben. Am Donnerstag früh (16. Juni) sammelten sich die Männer der Hauptstadt und der umliegenden Ortschaften vor dem Aufstieg zu der Königsburg, auch die Gläubigen, selbst die gläubigen

schälen und legte das Grasdach selbst, damit es wirklich dicht sei und gut aussähe. Die Sonnenhitze wurde mit dem nahenden Sommer immer brennender, besonders fühlte man sie beim Dachdecken, bei welcher Arbeit man den glühenden Strahlen so recht ausgesetzt ist; aber mit welcher Freude hätte ich die Arbeit gethan, da es galt, meinem lieben Weibe ein gutes Obdach herzustellen, und da die geistliche Arbeit unter dem Volke so überraschend gute Fortschritte machte, wenn der Ausblick in die Zukunft nur nicht gar so dunkel gewesen wäre! „Wie lange wird es währen, so sind diese Häuser Ruinen oder Ziegenställe der Heiden!“ sagten wir oft zu einander. Wenn ich der Zukunft gedachte, sanken mir die Arme am Leibe herunter, und ich konnte kaum die müden Hände zur Weiterarbeit bewegen. Es hat mich damals manchmal der Spruch des seligen Tersteegen getröstet:

„Ist auch der Weg was enge,
So einsam, krumm und schlecht,
Der Dornen in die Menge
Und manches Kreuze trägt,
Es ist doch nur ein Weg,
Laß sein und geh nur weiter,
Folg deinem treuen Leiter
Durch Dornen und Geheg.“

An Dornen und Geheg fehlte es von nun an bei keinem Schritt. Sebeke hatte Befehl, die Leute von den Gottesdiensten zurückzuhalten. Der gutmütige, freundlich gesinnte Mann richtete aber den ihm gewordenen Auftrag kaum jemals richtig aus. Ja, er kam in eigener Person revidieren, mahnte dann zur Vorsicht und setzte sich auch wohl als Wache vor das Haus, in welchem wir Gottesdienst hielten, damit kein Unberufener nahe. Heiden kamen nach den Vorfällen auf Moßecho überhaupt kaum je zum Gottesdienst, Katechumenen und Getaufte nur heimlich, meist in der Dunkelheit. Nächtlicherweile erbauten wir die trostbedürftigen Leute und spendeten ihnen das sehr begehrte Sakrament des Leibes und Blutes ihres Herrn. Im August, September und Oktober wurde es ruhiger, und wir konnten in dieser Zeit unserer Arbeit, wenn auch mit Vorsicht, wieder obliegen.

Wir gingen bald daran, das Nötige zum Bau einer Kapelle vorzubereiten. Die Gläubigen strichen Ziegeln und brannten sie, waren auch willig, alle Handlangerdienste bei dem Bau umsonst zu thun. Da um dieser Arbeit willen eine Anzahl von ihnen auch bei uns schlief, konnten wir Abendunterricht halten. Ich freute mich herzlich, ebenso die Leute, daß meine erweiterte Fertigkeit im Seßuto es mir ermöglichte, sie tiefer in die Geheimnisse der christlichen Lehre einzuführen. Ich entsinne mich, wie die Erstgetauften aufmerkten und mehr davon hören wollten, als ich vom Wesen Gottes zu lehren wagte. Auch der Katechumenenunterricht wurde abends erteilt, er war von 35—45 Personen besucht. Freilich war selbst die Vorderstube des neuen größeren Häuschens fast zu klein für solche Schar, aber die Leute drängten sich, am Boden kauernd, eng zusammen. Dadurch entstand im Hause eine dicke, übelriechende Luft; denn die Afrikaner *haben bekanntlich* eine starke Ausdünstung von durchdringendem,

widerlichem Geruch. Mir hat derselbe nichts anhaben können, weil mir der Sinn, ihn zu spüren, fast abgeht, aber meine Frau hatte darunter so schwer zu leiden, daß sie förmlich krank unter seinem Einfluß wurde.

Die Zahl der Katechumenen wuchs aufs neue in dieser Zeit, denn es schien das Christentum sich einer gewissen Duldung zu erfreuen. Da Gerüchte von einem geplanten Einfall der Swasi laut wurden, gab der König den gläubigen Männern selbst die Gewehre zurück. Als unserer Arbeit auf diesem Platze ein jähes Ende bereitet wurde, hatten während der sechs Monate, die wir hier wirken durften, 149 Leute ihre Namen in die Liste der Taufbewerber eintragen lassen.

Durch eine Begebenheit trat uns in diesen Monaten die finstere, unheimliche Gewalt des Heidentums, welches wir bekämpften, so recht deutlich vor die Seele. Wir hatten einen Knecht aus dem Makwambavolke, der zu Zeiten an Epilepsie litt. Eines Tages wurde er mit Wäsche, die er reinigen sollte, nach unserem kleinen Flüßchen geschickt. Er blieb lange aus; als man ihn suchte, fand man ihn ertrunken in einem kleinen Tümpel Wasser, seine Krankheit hatte ihn dahineingestürzt. Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos, und unsere Christen begruben ihn, ohne die unter den Heiden übliche Vorsicht zu beobachten, diese Arbeit in der Nacht zu verrichten. Die Heiden hatten uns gesagt, das thäten sie, damit niemand das Grab wisse; wäre der Ort bekannt, wo ein Gestorbener beerdigt sei, so kämen die Zauberer und grüben ihn aus, um Gift aus seinem Körper zu bereiten. Diesen Angaben hatten wir nicht rechten Glauben geschenkt; aber bald hieß es, daß mit dem Leichnam unseres Dieners wirklich solche Greuel getrieben worden seien. Teile des zerstückelten Körpers waren in den Bächen zerstreut. Wir mußten sie zusammensuchen und noch einmal bestatten lassen. Es war eine unheimliche Sache, welche gegen uns und gegen die Christen von bösen Lügenmäulern weidlich ausgebeutet wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Vertreibung der Gemeinde von Moßecho und Auszug von Ga-Ratao.

Unter dem Wechsel von Sonnenschein und Ungewitter war der November herbeigekommen, da trug sich etwas zu, was den verhaltenen Groll des Feindes in heller Flamme schnell auflodern ließ.

Tlakale hatte mit etlichen anderen Frauen des Königs bei jener ersten ernstlichen Verfolgung das Los der anderen Gläubigen treu geteilt und ein gutes Bekenntnis abgelegt. Seither hatte sie uns oder irgend einen Gottesdienst niemals besuchen dürfen, sie ließ mich *manchmal bitten*, ich solle doch Gelegenheit suchen, sie heimlich

zu taufen. Der König sei innerlich nach wie vor ergrimmt, er könne sie töten lassen ihres Glaubens wegen, da wolle sie nicht länger ohne den Trost der Gotteskindschaft sein, den ihr die heilige Taufe gebe. Am 6. November schickte sie Botschaft, sie werde am nächsten Tage zu mir kommen. Ich ließ ihr sagen, sie möge noch warten, ich wolle ihretwegen mit dem Könige reden. Trotzdem stand wirklich am anderen Morgen das stattliche Weib in meines Hauses Thür mit dem Worte: „Hier bin ich, taufe mich!" Wie konnte ich dem Wasser wehren in diesem Fall? Ich rief etliche Christen zusammen und taufte die heilsbegierige Seele in Jesu Tod. Als Maria Magdalena ging sie fröhlich heim; vom Könige gefragt, sagte sie frei heraus, daß sie bei uns, den Missionaren, gewesen sei.

Wenige Tage vergingen, da kam die Botschaft: „Die Anfechtung ist da. Sekukuni hat geboten, daß niemand, der am Worte Gottes festhält, sein Land bestellen und Holz hauen darf." Ein Mann ging am Sonnabend durch die Stadt und rief mit lauter Stimme das Wort des Königs aus: „Mayakena, nehmt eure Waffen, denn morgen sollt ihr mit dem Sohne Sekoatis kämpfen!"

Die Waffen, der Stolz der Männer dieses Volkes, wurden den Gläubigen am andern Tage abgenommen. Inzwischen hatte man den meisten bereits ihr Vieh fortgetrieben, das Vieh, welches der Schwarzen höchster Schatz im Leben ist. Und nicht nur das Vieh wurde ihnen genommen, welches noch in ihren Hürden stand, sondern man trieb auch anderen das Vieh hinweg, mit welchem Christen oder im Rufe des Christentums stehende Leute ihre Frauen bezahlt hatten, nahm ihnen also ihre Weiber und sogar ihre Kinder, welche durch diese Maßregel in den Besitz des Vaters der Frau zurückfielen oder übergingen. Von Dorf zu Dorf gingen des Königs Knechte, und die Staubwolken der zusammengetriebenen Herden zeigten den Leuten nah und fern, daß nun wirklich die Zeit harten Kampfes zwischen Heidentum und Christenglauben gekommen sei.

Am Sonntag wurden Häscher ausgesendet, den Christen ihre Kornvorräte abzunehmen. Wie leicht suchte man ihnen das Verleugnen zu machen! Man fragte die Getauften und Katechumenen nur: „Wirfst du fort?" nämlich den Glauben. Erfolgte etwa die Antwort: „Ja, ich habe fortgeworfen," so hieß es: „Dann ist Sekukunis Herz beruhigt," und man ließ dem Betreffenden sein Eigentum. Doch die Getauften standen alle fest, nur etliche Neulinge im Katechumenat bezeigten sich schwach und thaten den Heiden ihren Willen. Den Standhaften zerschlug man die Töpfe oder trug sie mit dem Korn davon, ja, von den Schöpfquellen, wo die Geplagten Wasser holen wollten, trieb man sie hinweg. „Wir werden sehen, ob euer Gott euch Speise geben, euch von dem Hungertode erretten wird."

Still und ohne Murren ertrugen die treuen Leute alles Leid. Die Weiber gaben einen Beweis von christlicher Demut und Geduld, von dem man hätte erwarten können, daß er selbst das Herz eines afrikanischen Häuptlings rühren würde. Weil sie ihr eigenes Ackerland nicht *betreten durften*, gingen sie in des Königs Gärten und arbeiteten da. *Aber Sekukunis Herz war* hart wie Stein.

Es schien, als ob er nun wirklich das Letzte thun wollte, was ihm noch übrig blieb, nämlich diese seine treuen Unterthanen töten lassen. Häuptlinge eines fremden Stammes, der Batlokoa, die bei ihm Zuflucht gesucht hatten, waren es, die ihn abmahnten, Brüder und Kinder des eigenen Volkes zu töten. „Solche," sagten sie, „tötet man nicht wie Kriegsgefangene; schlagt die Leute, aber tötet sie nicht!"

Inzwischen stärkten sich die Bekenner durch gemeinsames Gebet. In der Nacht oder bei Tage sich durch die Büsche stehlend, kamen sie auch zu uns und baten um Rat und Trost und Fürbitte, welches ja alles war, was wir ihnen geben, wodurch wir ihnen ihr Los erleichtern konnten. „Geh nicht zum König, bitte nicht für uns," sagten sie, „wenn du das thust, dann wird sein Zorn doch nur noch mehr gereizt."

Dienstag (15. November) fiel der schwerste Schlag.*) Die Krieger der Hauptstadt und umliegenden Dörfer sammelten sich und zogen unter dem Wehen der Kriegsstandarten aus Straußenfedern heran. Auf einer Fläche vor der Stadt nahmen sie Aufstellung. Das wehrlose Häuflein der standhaft gebliebenen Männer und Jünglinge wurde vorgefordert. Die alten Räte fingen wieder an, sie zu verhören, aber nur wenig antworteten die bereits Verurteilten. Martinus that ein kurzes, gutes Bekenntnis, indem er rief: „Ihr wisset alles, ihr wisset, was wir sind; Gläubige sind wir, die nicht verleugnen werden, wir können euch nicht gehorchen, denn wir gehorchen Gott."

Da riefen die Heiden den alten Katechumenen Mapakoane, auch Mosechleng genannt, der wurde einem Krieger übergeben mit dem Wort: „Du bist heute Vorkämpfer." Der hieb mit Ruten und der Keule zu, daß der alte Mann zu Boden stürzte; als aber Blut geflossen war, fiel man von allen Seiten über die anderen einunddreißig Männer her. Die thaten, wie sie mit einander verabredet hatten. Sie fielen auf die Kniee und beteten. Unbarmherzig wurden sie mit Keulen und Ruten zerschlagen, bis die meisten aus vielen Wunden bluteten, und manche besinnungslos am Boden lagen.

Herrlich lauten die Zeugnisse, welche die armen Gepeinigten über den Trost ablegten, den Gott ihnen in dieser schweren Stunde zuteil werden ließ. „Wir klammerten uns fest," erzählten sie, „an unseren Heiland und beteten mit aller Kraft. Dann dachten wir an das Wort des Herrn: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten, fürchtet euch vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle." Dann erinnerten wir uns auch, daß der Herr gesprochen hat: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater." Und das Bild unseres Heilandes schwebte uns vor, wie er von den Kriegsknechten gegeißelt und ans Kreuz geschlagen wurde, wie er da blutete und starb um unseretwillen. Das gab uns Kraft und machte unsere Herzen fröhlich."

Über Martinus hielt der alte Mukir seine schützende Hand, als es zum äußersten zu kommen schien. Er leistete wieder dem lieben

*) *Über weitere Einzelheiten* siehe: Wangemann, Maleo S. 173 u. f. f.

blinden Josef Hilfe, als die Heiden ermüdet waren, er trug ihn von dem Orte des Schreckens hinweg in eine stille Schlucht, wo er gut versteckt war, und wo er sich an Wasser erquicken und seine Beulen kühlen konnte. Dann eilte Martinus zurück zu dem alten Mosechleng, der noch immer wie tot dalag, aber er bewegte noch seine Lippen und betete leise; Martinus nahm ihn auf seine Schultern und trug ihn auf einen Hügel, wo er ihn dem David Mpyane übergab, der ihm seine Wunden wusch und seiner nach Vermögen pflegte. Diesen David und Johannes Dinkoanyane hatte man als geborene Häuptlinge verschont. Von den anderen Männern lagen noch Senyeko, Stefanus Maroti und Willem Tschie ohnmächtig darnieder und zeigten fürchterliche Wunden. Die Weiber wurden in ihren Heimstätten geschlagen. Am Abend aber kam das Gebot: „Wer glaubt, der soll die Stadt verlassen, Berg und Thal steht ihm offen, hier darf niemand mehr essen und trinken, der nicht den Glauben läßt für allezeit."

So trieb man von den Geschlagenen hinaus, was noch nicht in das Gebüsch und Gebirge geflohen war. Martinus bat, man solle sie im Lande lassen, fand aber kein Gehör. Wie er seines Volkes Hauptstadt den Rücken kehrte, sah er Kcholokoe, des Königs vornehmsten Bruder, und rief ihm zu: „Sohn Sekoatis, ihr treibt uns heute von dieser Stadt hinweg, aber merke, das Wort Gottes wird wieder Einzug halten hier bei diesem Berge Moßecho, wenn auch der Herr dich und deines Vaters Haus von hinnen treiben müßte," und damit zog der tapfere Mann dem Häuflein seiner zerschlagenen Brüder in das Gebirge nach.

Einzelne der am meisten Mitgenommenen schleppten sich bis zu uns, wo sie in den Büschen sich Verstecke auswählten und in der Nacht uns aufsuchten, um Pflege, etwas Speise und Trost von uns zu empfangen. In der zweiten Nacht hielten wir zusammen Rat. Die Leute sahen keine Möglichkeit, nach der Hauptstadt zurückzukehren. Zur Flucht außer Landes wollte ich meine Zustimmung allein nicht geben; denn ich wußte, daß solche einen Bruch mit dem Könige für immer bedeute, dessen Verantwortlichkeit ich nicht auf mich allein nehmen wollte. So war es gewiesen, zunächst der anderen Brüder Rat zu hören, und es gingen deshalb sogleich Boten hinüber nach Kchalatlolu, um die Missionare Endemann und Nachtigal herbeizurufen. Mit meinem alten Genossen Nachtigal, der zuerst ankam, machte ich mich auf, um noch einmal zu versuchen, Sekukunis Herz umzustimmen. Wir hatten beide Hoffnung, er werde vor dem Äußersten erschrecken und einlenken. Halbwegs nach der Stadt kam Dorkas, eine alte, liebe Christin, mit ihrer Tochter aus ihrem Versteck in den Büschen, sie drückten uns unter Thränen die Hand und wünschten uns Gottes Segen zu unserem Gange. In der Kluft, durch welche der Weg vor Moßecho führt, fanden wir diesen durch ein Teufelszauberwerk neu gefeit. Durch die langen, schraubenzieherartig gewundenen Hörner einer Kuduantilope mußte der Wanderer treten, daneben lag ein Menschenkopf und der Kopf eines Pavians. Oben *auf dem Kchoro fanden* wir Sekukuni inmitten seiner Getreuen auf *seinem Felsensitz. Ein alter* Knecht zählte mit Eifer und Wonne

Ziegen auf, welche den verhaßten Gläubigen genommen waren. Überall machte Schimpf und Spott über die Christen sich Luft. Einer erzählte, daß jener alte Mapakoane noch lebe, aber Blut auswerfe. „O," sagte ein anderer, „wenn der stirbt, dann singen und tanzen die anderen Mayakena wieder," noch ein anderer meinte, Blut müßten Christen speien, denn bei ihren geheimen Versammlungen tränken sie ja Blut. Ein unheimlich aussehender Mensch kam herbei und sagte zum König: „Maschupye, dein Bruder, läßt sagen, es sei an der Zeit, den Ziegenbock mit den langen schwarzen Haaren zu schlachten," und ich verstand, daß mit diesem Ziegenbock ich selbst gemeint sei. Wir ließen den König, der dem Biertopf fleißig zusprach und sogar versuchte, mit uns zu scherzen, um eine private Unterredung bitten. Er ging ein Stück mit uns beiseits, und ich redete ihn an: „König, das Land ist voll Aufruhr und Geschrei, du nimmst den Gläubigen Vieh und Waffen, Gärten und Korn und verjagst sie von Haus und Hof, uns Missionare willst du vertreiben. Wir sind hier zu hören, ob das alles wirklich wahr ist." Er wich aus, wollte wissen, von wem wir alles erfahren hätten, und sagte: „Mit euch kämpfe ich nicht, ich streite mit meinen Leuten, die glauben wollen." Da konnte ich mich nicht länger halten und sagte ihm: „Sekukuni, du hast der Gläubigen Blut vergossen, das schreit gen Himmel, du läufst gegen den ewigen Felsen an, der nicht wankt, dein Reich wird verwüstet werden, Gottes Reich aber wird bestehen." Er forderte dann Missionar Nachtigal zum Sprechen auf, der sagte: „König, du hast uns belogen und betrogen, du hast versprochen, daß du es nicht verbieten würdest zu glauben, jetzt verfolgst du das Glauben mit Strafen." Sekukuni schwieg eine Weile, dann erwiderte er: „Nein, ihr Missionare lügt. Ihr habt meine Leute gestohlen und wollt mir mein Volk rauben, ihr wollt euch zu Königen machen!" Auf unsere Frage, wo sich ein Missionar zum Könige aufgeworfen habe, meinte er, Missionar Grützner bei Maleo habe das gethan.*) Wir seien auch gekommen, ihn zu töten, wir hätten Gift für ihn mitgebracht, wir wollten ja den Dinkoanyane zum Könige machen. „Tötet mich doch gleich," sagte er, „schneidet mir den Hals ab, thut es gleich heute!" Wir machten seinen bösen Reden ein Ende, indem wir für unsere verjagten Leute baten. Er blieb unbeweglich. „Das Vieh ist mein, die Gärten sind mein," sagte er, und auf alle Bitten hatte er nur die eine Antwort: „Ihr werdet von mir hören." Mit den Worten: „Du treibst uns von hinnen, aber das Reich Gottes wird bestehen, dein Reich wird untergehen, wenn du mit Gott streitest," schieden wir. Auf dem Rückwege trat Dinkoanyane aus dichtem Gebüsch, um von dem Erfolg unserer Unterredung zu hören, andere Christen auch, welche uns ihre blutigen Striemen zeigten. Auf Ga-Ratao war in-

*) Kurze Zeit vorher waren einige Heiden vom Rest des Bakopavölkchens bei Sekukuni gewesen und hatten berichtet: „Wir sind durch den Missionar verraten und getötet." Das war Wasser auf des Königs Mühle. Der Augenschein hätte ihn eines anderen belehren können. Die Gläubigen hatten dort für ihren Häuptling Maleo treulich gegen Bauern und Swasi gefochten, und eine ganze Anzahl von ihnen war mit ihrem Häuptlinge tapfer kämpfend gefallen.

zwischen auch Missionar Endemann von Maßerumules Stadt angekommen, mit ihm der Bauer van Kraaienburg, der bei ihm arbeitete. Wir Missionare hielten mit den Christen, die gerade zugegen waren, (Josef, David Mpyane u. a.) vor Gottes Angesicht Rat, was zu thun sei. Die Leute sagten, sie müßten aus dem Lande, es sei ihnen keine Wahl gelassen, entweder müßten sie in den Bergen Hungers sterben oder verleugnen; lieber aber wollten sie Vaterland und Freundschaft drangeben als den Glauben. So war es einstimmiger Beschluß, daß wir unsere Zustimmung zur Flucht nicht weigern könnten. Ich wollte mich von meiner Gemeinde nicht trennen und beschloß, mit ihr zu ziehen, und da meine liebe Frau in zwei Wochen ihre Niederkunft erwartete, durfte ich jetzt hoffen, daß sie in der schweren Zeit Ruhe und Hilfe bei den uns befreundeten Bauern am Waterfallsfluß finden würde.

Ich schrieb deshalb an meinen Freund Hermanus Stein einige Zeilen, welche nur die kurze dringende Bitte enthielten, er solle mit seinem Wagen so schnell als möglich kommen, da ich sein bedürfe.

Die Brüder Endemann und Nachtigal waren gegangen. Ich war mit meiner lieben Frau und dem jungen Bruder Sachse wieder allein. Der Bauer, welcher auf Hermanus warten wollte, hatte bei Missionar Sachse Unterkunft gefunden; er war aber ängstlich und traute sich kaum aus dem Hause. Die Aufregung wuchs bei uns immer mehr, je länger die Lage anhielt. Wieder und wieder kamen welche von den versprengten Christen, arm, elend, voller Wunden und vom Hunger gepeinigt. Wir trösteten, bedeckten die Blöße, speiseten und halfen, wo wir konnten. Wenn wir in der Nacht uns eben zum Schlaf niederlegen wollten, klopften neue Ankömmlinge an die Thür und suchten dann, nachdem sie uns ihr Herz ausgeschüttet hatten, Zuflucht in den Schlupfwinkeln des Waldgebirges. Martinus kam und riet zu schnellem Handeln, es könnten die Alten und Schwachen sowie die Kinder den Hunger und die Ungunst der Witterung nicht mehr ertragen, es fiele manches Kind vor Hunger bereits um; so wurde zur Flucht die Nacht vom 18. zum 19. November bestimmt.

Am Abend vor dieser Nacht sahen wir öfter heidnische Spione unsere Häuser umkreisen und schlossen daraus, daß der Plan der Flucht verraten sei. Mit einbrechender Dunkelheit kam Häuflein auf Häuflein an. Die Weiber trugen die Kindlein auf dem Rücken, größere führten sie an der Hand, je etwa fünf Weiber hatten einen Führer. Sie holten sich von mir noch Speise, so viel ich deren hatte, und nahmen dankend meinen Segenswunsch mit auf den Weg. Jakob Mantladi und der blinde Josef übergaben mir ihre Kinder, die sollte ich mit dem Wagen bringen. Stephanus Maroti blieb auch bei uns, er war so zerschlagen, daß er sich nur fast kriechend fortbewegen konnte. Ich wollte am Morgen mit dem Wagen folgen. Am Tage hatte meine Frau den nötigen Reisezwieback gebacken, und wir hatten unsere geringe Habe in Kisten gepackt. In der Nacht schafften wir die erste Kiste auf den unter dem Berge stehenden Wagen; als wir die zweite Kiste forttragen wollten, sagte mein

liebes Weib, sie habe geträumt, daß bei dieser zweiten Kiste unser Vorhaben verhindert werden würde, und — so war es. Es trat eine Verhinderung ein, welche uns zeigte, daß wir noch tagelang würden warten müssen, ehe an ein Fortgehen unsererseits zu denken sei.

Draußen tobte ein furchtbarer Gewittersturm, die Felsenwände des Lolu bebten von den gewaltigen Donnerschlägen, und Regenfluten stürzten vom Himmel, welche die Rinnsale zu Gießbächen werden ließen.

Wir sorgten uns, wie es den Flüchtlingen gehen würde. Wurden sie entdeckt, so war über ihr Los kein Zweifel; denn Flucht aus dem Lande galt damals bei unserem Volke noch als todeswürdiges Verbrechen. Die Sorge um sie wurde aber bei mir bald von Sorge anderer Art verdrängt.

Es mochte gegen acht Uhr morgens sein, als ich plötzlich drei Häuptlinge von Moßecho in voller Bewaffnung vor meinem Hause sah. Durch den Garten nahte ein Haufe von etwa fünfzig anderen Kriegsleuten. Ich meinte, daß die Flucht der Leute entdeckt sei, und daß man uns dafür strafen oder zwingen wolle, die Geflüchteten zurückzurufen. In höchster Eile versteckte ich den armen Stephanus und das Häuflein Kinder unter dem Bette meiner Frau, dann ging ich hinaus, stellte mich auf das große Felsenstück, welches den Aufstieg zu meiner Thür bildete, und trat den wild lärmenden Leuten ruhig entgegen. Erst glaubte ich, es gälte mein Leben, so glaubten Bruder Sachse und der Bauer auch; denn die Häuptlinge drangen in Wut auf mich ein, und die Krieger standen mit ihren breiten Speeren, Beilen und Kirris dicht hinter ihnen. Als ich ihnen aber zurief: „Fluchen will ich mir von euch nicht lassen, seid ihr gesandt, mich zu töten, so tötet mich!" sah ich an dem Stutzen der Häuptlinge, daß die Waffen nicht für mich bereit gehalten wurden. Ich merkte, daß die Flucht wirklich verborgen geblieben war. Man vermutete, daß die Christen bei mir im Versteck sich aufhielten. Sekukuni aber hatte, weil er das Fliehen fürchtete oder von dem Plan der Flucht gehört hatte, diese Schar gesandt, daß sie den Leuten die Kinder abnähme, die sollten im Lande bleiben, die Alten könnten laufen, und daß sie den Stephanus Maroti und Jakob Mantladi wirklich tötete. Wie war es Gott zu danken, daß die Leute fort waren; aber man hatte unseren Wagen durchsucht und wollte das Haus durchsuchen. Es trat einer der Häuptlinge ein. Er wollte auch in die Schlafstube. Ich sagte ihm, daß mein Weib krank darnieder liege, er solle nicht eintreten. „Ich muß sehen," war die Antwort. Er schlug den Vorhang zurück. Als er aber mein Weib da liegen sah, und sie ihn schmerzerfüllt anblickte, ließ er ihn wieder fallen; ein menschliches Rühren flog über sein Antlitz, und er sprach zu seinen Genossen: „Hier ist niemand." Gottes Engel wehrte ihm, daß er unter das Bett schaute, und wehrte den Kindlein, daß keins von ihnen sich regte oder schrie in dem gefährlichen Augenblick.

„Wo sind die Gläubigen?" „Wo habt ihr sie versteckt?" Mit diesen Fragen umtobte man mich aufs neue. „Suchet sie selbst!" war meine Antwort. „Sekukuni hat sie von der Stadt vertrieben,

hat sie zu Wild des Feldes gemacht, suchet sie! Hier sind sie gewesen. Seht dort die Kornkörbe, sie waren voll, jetzt sind sie leer. Ich habe den Vertriebenen Speise gegeben; sucht sie nun aber selbst in den Bergen und Klüften, wohin sie geflohen sind!"

Auf erfolgtes Kommando zerstreute sich die Schar. Niemand wurde gefunden, auch die Fußspuren nicht, denn der furchtbare Regen hatte sie von den Wegen hinweggewaschen; aber man brachte ein Beil, etliche Felle und Hände voll Korn, Dinge, die man hinter den Felsen nicht weit von meinem Hause aufgelesen hatte, und hielt sie mir als Beweis vor die Augen, daß die Verfolgten bei mir gewesen seien. „Wo sind sie?" schrie man aufs neue. „Daß sie hier gewesen sind, habe ich euch gesagt; wo sie jetzt sind, weiß ich nicht; sucht sie selbst, es ist ja Sekukunis Wild!"

So wurde es beim Hause wieder still, aber wie hatte mein armes Weib gelitten! Sie wußte mich von den wütenden Heiden umringt, hörte das Schelten und Toben und konnte erwarten, daß ich im nächsten Augenblick als Leiche zu ihren Füßen liegen werde!

Und bei dem allen ihre eigene Not, denn unter diesen Umständen, nachdem die Rotte sich verzogen hatte, wurde unser erstes Kind, ein Töchterchen, geboren!

Bis dahin hatte meine Kraft ausgehalten; hatte ich sie doch auch wahrlich nötig gehabt, um meiner lieben Frau die notwendigste Hilfe leisten zu können. Als aber das Kind zur Welt geboren war, konnte ich mich nicht länger halten, fiel auf die Kniee und weinte mich satt. „Wenn es ein Knäblein wäre, müßte es Benjamin heißen," sagten wir. Schwer war es, zu all den Sorgen, die uns belasteten, auch noch die Sorge um das Kindlein auf das Herz zu nehmen!

Wie gern hätte ich mein liebes Weib bald in bessere Pflege gebracht, als die war, die wir ihr unter diesen Umständen angedeihen lassen konnten. Der Wagenweg war aber abgesperrt, denn der Steelpoortfluß, den wir hätten passieren müssen, war hoch angeschwollen; es gab nur einen anderen Weg, den Fußweg über das Gebirge nach Kchalatlolu. War es möglich, Mutter und Kind da hinüber zu tragen, so konnte auf der anderen Seite der Wagen von Kchalatlolu sie aufnehmen. Am 20., einem Sonntage, ganz in der Frühe, ritt ich hinüber. Meine Frau wünschte es selbst, daß ich ging; sie fürchte, sagte sie, daß wieder ein Hause Heiden kommen und sich die Scene von gestern wiederholen könnte. In Kchalatlolu besprach ich mit den Brüdern den Plan, die Kranke über das Gebirge tragen zu lassen, dann forderte die Natur ihr Recht. Ich hatte drei Nächte lang gar nicht geschlafen, hatte auch bei Tage nicht Zeit gehabt zu ruhen; so legte ich mich in Kchalatlolu hin und schlief bis Montag mittag. Da kam ein Bote von Bruder Sachse mit der Nachricht, im Steelpoortflusse sei das Wasser gefallen. So eilte ich zurück und fand meine liebe Frau den Umständen nach wohl, das Kindlein munter. Es schien Ruhe zu herrschen nach dem Sturm, und ich gönnte meinem lieben Weibe diese Ruhe von Herzen. Aber am Dienstag nachmittag *kam die Nachricht von* den geflüchteten Leuten, sie lägen noch am *Fluß in den Bergen* versteckt, könnten den angeschwollenen Fluß nicht

passieren und bäten um Rat und Hilfe. Zur selben Zeit kam Lea, eine getaufte Frau von der Hauptstadt, die sich in der Nacht der Flucht verirrt hatte und nach der Hauptstadt zurückgekehrt war. Hier war sie von ihren Verwandten aufgenommen worden, die waren zu Sekukuni gegangen und hatten ihm gesagt: „Die Lea Mutsuku ist zurückgekehrt, zürne ihr nicht, sie hat den Glauben verleugnet.“ Der König aber hatte die Leute unter Schelten und Drohen mit den Worten von sich getrieben: Ihr lügt, von den großen Gläubigen*) verleugnet niemand.“ Selai, ein Rat des Königs, der sich wegen seiner Christusfeindschaft den Beinamen Satan gegeben hatte, nahm sie dann vor: „Mutsuku,“ sagte er, „rufe die Geflohenen zurück; ich will Sekukuni belügen, will sagen, daß ihr verleugnet habt; aber rufe sie zurück! Der König weiß, daß der Missionar mit ihnen das Land verlassen will. Er fürchtet, daß noch viele fliehen werden. Sie müssen zurückkommen, sonst tötet der König den Missionar.“ Als ich die Frau auf den Zustaud meines armen Weibes verwies, antwortete sie: „Und dennoch mußt du gehen, und wenn deine Frau zu Fuß durch die Berge gehen müßte; du mußt fort, oder rufe die Leute zurück.“

Zurückrufen konnte ich diese nicht. Vor meinen Augen aber stand wie ein Schreckgespenst das Los, welches mein liebes Weib und unser Kindlein treffen konnte. Schrecklicher als der Tod erschien es mir, wenn der wütende Heide uns als Geiseln für die Rückkehr der Christen hätte gefangen nehmen und halten lassen. Trotz eingehender Erwägung der Lage wußten wir nicht, was wir thun sollten; denn der Fluß war nach den letzten Nachrichten noch immer so hoch angeschwollen, daß kein Wagen ihn passieren konnte. Da, als die Not am größten war, kam ein Reiter daher gesprengt, es war Freund Hermanus Stein. Er meldete, daß sein Wagen glücklich durch das Wasser sei. Der Wagen blieb auf der anderen Seite von Sebekes Dorf, ein Schwarzer des Hermanus war dabei. Nun war der Plan bald gemacht, wie mit Hilfe der Bauern das Fortkommen ermöglich werden sollte.

Wir hatten beim Dunkelwerden bald ein ganzes Häuflein von verlaufenen Flüchtlingen groß und klein um uns; unter ihnen war auch jener besonders gehaßte Maroti, der in unserer Schlafstube versteckt gelegen hatte. Schon um dieser Leute willen mußten wir in der Dunkelheit der Nacht unbemerkt den Bauernwagen zu erreichen suchen. Wir wollten alles zurücklassen. Erst mußten die Leute, mußte mein Weib und Kind in Sicherheit sein, dann sollte ein Bauer zurückkehren und unsere Sachen holen. Im Dunkel der Nacht trugen wir die Kranke in einem Stuhl die Felsenwege hinunter und setzten sie da sicher unter einem Baume nieder. Dann stiegen wir wieder hinauf, um das Kindlein, welches oben allein geblieben war und dort wie jetzt wieder seine Mutter einsam warten mußte, zu holen. Wir hatten Pferde, aber zunächst versuchten wir, die Mutter auf einer „Katel“, der afrikanischen Bettstelle, zu tragen, das Terrain war indes zu

*) „Große Gläubige“ wurden von den Heiden die getauften Christen genannt. Lea war Gemeindehelferin, so war sie unter den Heiden als hervorragendes Glied der Christengemeinde wohl bekannt.

uneben, es ging nicht weiter. Da mußte ich mein liebes Weib bitten, den Versuch zu machen, eins der Pferde zu besteigen, welches einen Damensattel trug. Im Dorfe Sebekes schwatzten und tanzten die Leute noch bei den Feuern, wir zogen deshalb außen herum durch die Gärten. Kein Pferd wieherte, daß man uns bemerkt hätte. Der Wagen wurde nach einem halbstündigen Ritt erreicht, und nun ging es durch Busch und Dorn, durch Bach und Schlucht unter der kundigen Führung der Bauern, und als es Tag geworden war, naheten wir mit unserem Häuflein dem Fluß. Hier kamen alsbald die Versteckten von allen Seiten aus den Büschen, ihre Augen leuchteten voll Freude und Dank. Sie hatten den Fluß gefürchtet*) und hatten uns die Bitte entgegengesandt: „Kommt, helft uns durch!" Ein Bauer kehrte zu Pferde zurück, um unsere Sachen mit unserem Wagen nachzubringen. Wir nahmen Schwache und Alte in den Wagen und setzten sie so über. Dann ritten wir wiederholt durch das noch immer tiefe Wasser und halfen den anderen hindurch.

Wir durchschritten den Fluß in derselben Furt, durch welche ich vor Jahren mit Hermanus zusammen ritt, als ich zum erstenmal das Bapediland besuchte, damals ein Fremdling im Lande, dem Volke unbekannt, aber voll lebendiger Hoffnung. Jetzt zog ich wieder durch diese Furt mit neunundsechzig Seelen, Leuten, die um des Wortes Gottes willen vieles erduldet und alles Irdische verloren hatten. Mit demütigem Dank beugten wir uns unter Gottes wunderbares Walten. Dunkel lag die Zukunft vor uns, aber durch das Dunkel leuchteten die Verheißungen unseres Gottes. Wir gedachten des Wortes, welches der Herr zu seinen Jüngern sprach:

„Wer verlässet Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Acker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben!"

Fünfzehntes Kapitel.

Die Zufluchtstätte.

Bei unserem Freunde Hermanus fanden wir ein vorläufiges Unterkommen, und meine arme Frau konnte endlich die Pflege genießen, welche sie bisher hatte entbehren müssen. Die Bauerfrauen thaten für sie, was in ihrem Vermögen stand, und nach Verlauf von zwei Wochen war sie durch Gottes Gnade soweit hergestellt, daß wir nach Lydenburg übersiedeln konnten, wohin die geflüchtete Gemeinde

*) *Da die Bapedi in einem Lande leben, wo alle tiefen Wasser Krokodile beherbergen, sind sie der Kunst des Schwimmens meist ganz unkundig.*

uns bereits vorangezogen war. Unser Freund, der Prediger van Heyningen, hatte für sie nach Kräften gesorgt und nahm mit seiner teuren Frau uns mit der größten Liebe im eigenen Hause auf.

In jener Zeit lag auf dem Lande der Bauern ein schwerer Druck. Durch den Krieg mit Mapoch, welcher Jahr und Tag gedauert hatte, waren auch die Weißen verarmt. Hatten sie doch während der ganzen unruhigen Zeit, in Lagern zusammengepfercht, leben müssen, während auf den verlassenen Farmen die Ländereien und Gärten verwilderten und die Häuser niedergebrannt wurden. Jetzt war endlich das Volk Mapochs durch Hunger so schwer heimgesucht, daß die Bauern einen vorteilhaften Frieden hätten schließen können; allein daran hinderte sie Uneinigkeit im eigenen Lager und die politische Unreife ihrer Beamten. Man erlaubte den Bürgern, an die Feinde, welche zu Hunderten Hungers starben, Korn zu verkaufen;

Hermanus Stein.

konnte der einzelne doch dabei die Preise nach Willkür stellen und ein gutes Stück Geld an den gehaßten Schwarzen verdienen.

So war in jener Zeit Getreide überaus rar im ganzen Lande. Von den Matebelen Mapochs wankten durch Klüfte und Büsche ganze Haufen ausgezehrter Gestalten, nach Nahrung suchend; auch bei den Bauern gab es fast kein Getreide mehr. Nun wanderte noch unser Haufe ein, mit leerem Magen, leerem Beutel und hungrigen Gesichtern. Weder Waffen, noch Kleider, noch Ackergeräte, von Vieh zu geschweigen, brachten sie mit sich; aber den Glauben trugen die Leute im Herzen, daß ihr Herr und Meister, den sie bekannt und für den sie gelitten hatten, sie nicht verlassen noch versäumen werde.

Auf die Bauern machte es einen tiefen Eindruck, daß eine Gemeinde aus den Eingeborenen um ihres Glaubens willen schwer gelitten hatte. Van Heyningen empfahl noch obenein die Geflüchteten der *Fürsorge seiner Gemeindeglieder*; so fanden nach und nach ziemlich

alle ein vorläufiges Unterkommen mit Obdach und Nahrung; freilich mußten sie sich deshalb weit und breit im Lande zerstreuen, bis nach dem Vaalfluß hin.

Wir selbst warteten in Lydenburg, ob Sekukuni vielleicht seinen Sinn ändern und uns zurückrufen würde. Missionar Sachse war nach Ga-Ratao zurückgekehrt, nachdem er uns auf der Reise nach Waterfallsfluß treulich Hilfe geleistet hatte. Man hatte ihn sein kleines Häuschen wieder beziehen lassen und versuchte seine Kunst, Gewehre zu reparieren, auszubeuten. Allein davon war keine Rede, daß er lehren und predigen dürfe. Missionar Nachtigal in Kchalatlolu war nach unserem Fortgange bei Sekukuni gewesen und hatte für die Leute seiner Station gebeten, der König solle ihnen Erlaubnis geben, nach ihren Dörfern zurückzukehren; der aber war unerbittlich. Sie sollten verleugnen oder bleiben und sterben, wo sie sich versteckt hielten, sagte er. So schrieb mir Nachtigal nach Lydenburg, er könne zur Rückkehr uns nicht raten, vielleicht käme später noch die Zeit dazu.*)

Das Herz des Königs schwankte nach unserem Weggange hin und her zwischen trotziger Freude, daß er die Gläubigen gestraft hatte und sie nun los war, und schmerzlicher Wut darüber, daß so viele seiner Unterthanen ihn verließen. Er hoffte sicher, daß Not aller Art, besonders Hungersnot, sie zwingen werde, über kurz oder lang zurückzukehren und sich ihm auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Als Gläubige wollte er sie nicht zurückhaben, das sprach er gegen die im Lande gebliebenen Missionare fest und bestimmt immer wieder aus.

So würdigte er weder mich noch Johannes Dinkoanyane einer Botschaft. Während wir in Lydenburg waren, kam der Geschäftsträger, der Botschaften des Königs zu den Bauern zu bringen pflegte, zweimal nach dem Dorfe. Er brachte mir weder Gruß, noch Frage, noch Bitte, und wir erkannten, daß wir uns als wirkliche Exulanten nach einem festen Wohnplatz, nach einer Zufluchtstätte, umsehen mußten.

Diese wichtige Angelegenheit sollte auf einer Konferenz der Missionare beraten werden. Zum Ort der Versammlung wurde Gerlachshoop bestimmt. Da Freund van Heyningen in der dortigen Gegend einen Gottesdienst für die Bauern abhalten wollte, konnte ich die Reise mit seiner und seiner Gemeinde Hülfe und zum größten Teil in seiner Gesellschaft machen. Van Heyningen hatte in der letzten Zeit mit einigen Bauern Streit bekommen. Es waren wieder Grausamkeiten gegen Eingeborene von einzelnen verübt worden, die er als Geistlicher strafen mußte, und die er aus Pflichtgefühl öffentlich rügte. Die Folge davon war gewesen, daß Leute, die er Mörder genannt hatte, ihn verklagten, er solle ihnen 500 Pfund Sterling Schadenersatz leisten, weil er ihren Namen und ihre Ehre geschändet habe.

*) In der Gegend von Kchalatlolu wurde den Leuten später erlaubt, nach ihren Wohnungen zurückzukehren und ihre Äcker zu bebauen. Das Verbot aber, Kirche und Schule zu besuchen, wurde auch dort aufrecht erhalten, ebenso wie in der Gegend *von Ga-Ratao. So konnte* das Aufgeben auch dieser Station nur eine Frage der *Zeit sein.*

Wie in jenen Zeiten den Leuten an den Grenzen der Begriff von Recht und Unrecht und auch der Begriff davon, was ein Verbrechen ist, abhanden gekommen war, erfuhren wir recht deutlich, als ein Bauernmädchen versucht hatte, seine Tante zu vergiften. Kein Richter that etwas in dieser Angelegenheit, die Schuldige blieb unbestraft. Ich besprach die Sache mit einem Feldkornett, der interessierte sich für das Geschehene, sah mich aber kopfschüttelnd an, als ich ihm sagte, daß solcher Versuch, einen Menschen zu vergiften, bestraft werden müsse, unter allen christlichen Völkern werde das bestraft; er antwortete, möglich sei es, daß dergleichen bei den Holländern, Engländern und Deutschen straffällig sei, bei den Afrikanern, d. h. bei den afrikanischen Buren sei das Vergiften bisher immer als eine „freie Kunst" angesehen worden. Als endlich der Pastor dem Landdrosten vorstellte, daß er diesen Fall zur Bestrafung ziehen müsse, hatte das nur zur Folge, daß die Verwandten des betreffenden Mädchens die Schuldige nach einem anderen Distrikt des Landes brachten, in welchem ein anderer Landdrost regierte.

Die große Mehrzahl der Gemeinde, welche aus ordentlichen und braven Leuten bestand, liebte und ehrte aber ihren Geistlichen trotz seiner Strenge, wie ich auch auf dieser Reise wieder wahrnehmen konnte. Da der Gottesdienst an einem Orte stattfand, welcher nicht fern von dem Felsenneste des feindseligen Mapoch lag, so hatte die Zusammenkunft einen kriegerischen Anstrich. Wohl bewaffnet führten die Männer ihre Familien auf dem Ochsenwagen herbei, und in jeder Nacht wurden rings um Häuser, Wagen und Zelte Wachen ausgestellt.

Ich ritt von diesem Kirchlager allein nach Gerlachshoop. Mein Weg führte mich durch den im Kriege verwüsteten Landstrich. Als ich selbst auf den Äckern der Bakopa kein menschliches Wesen sah und auch vergeblich nach weidendem Vieh oder Wanderern ausspähte, wurde mir aber die einsame, tote Stille doch unheimlich, und ich ahnte, daß etwas Besonderes vorgehen müsse.

Vor seinem Hause trat mir Missionar Grützner mit sorgenerfülltem Antlitz entgegen. „Hier ist Krieg," sprach er und wies hinüber nach dem Dorfe, welches die Söhne Maleos mit dem Rest ihrer Unterthanen, nur einige hundert Schritte von dem Missionshause entfernt, angelegt hatten; dort sah ich, wie die Räuberbande Mapochs am Plündern war. Die Einwohner waren geflohen.

Vor einigen Wochen hatte ein Haufe von Sekukunis Leuten hungernde Matebelen, die bei den Bakopa Speise suchten, hier überfallen. Jetzt nahmen die Matebelen wieder Rache dafür.

Wir sahen, daß für das Häuflein der Bakopa in dieser Gegend kein Bleiben sei, es war zu schwach, um sich hier halten zu können; das Ende auch der Station Gerlachshoop war gekommen.

Nun hatten wir die Pflicht, auch für die hier gesammelte Gemeinde eine Zufluchtstätte zu suchen, und beschlossen, daß versucht werden sollte, die Bakopa und die geflüchteten Bapedi auf einem Platze zu sammeln. Es erschien geboten, daß dieser neue Platz nicht zu weit von dem Gebiet entfernt liege, welches die Bakopa bisher bewohnt hatten. Wir besprachen deshalb miteinander, wie wir zunächst

die Gegend am oberen Olifantsfluß ins Auge fassen und prüfen wollten, ob eine Niederlassung, wie wir sie planten, sich dort gründen lasse.

Wenn ich bis dahin den Gedanken erwogen hatte, ob es nicht besser sei, den unruhigen Boden Transvaals ganz zu verlassen, so hatte Gott nun die Weisung gegeben, in diesem Lande zu bleiben. Wohl konnte die Aussicht lockend erscheinen, innerhalb der Grenzen Natals, in einem Lande, wo unter englischer Flagge Schutz für Leben und Eigentum bestand, die Zufluchtstätte zu suchen; allein wir waren dort dem Gebiete der Transvaalmission entrückt, unsere Kraft wäre ihr entzogen gewesen, und die weite Entfernung hätte es den zu erwartenden Nachzüglern fast unmöglich gemacht, uns zu erreichen. Wohl war es uns bewußt, daß die Zeit der Ruhe und des Friedens in Transvaal noch nicht gekommen sei, am wenigsten für die Bewohner seiner Grenzdistrikte, daß vielerlei Stürme und Schwierigkeiten unser Werk noch treffen und hindern würden; allein wir wollten nicht eigene Wege gehen, sondern folgten den Winken göttlicher Leitung gern. An solchen Weisungen ließ es Gottes Gnade auch nicht fehlen. Als ich Lydenburg verließ, um mit Missionar Grützner die Gegend am oberen Olifantsfluß zu erkunden, lief mir ein Landagent nach, ein Stücklein Papier in die Höhe haltend. Der Mann sagte, er höre, daß ich einen Platz für meine Flüchtlinge suche, er bäte mich, das Papier mitzunehmen, es stünde der Name eines Platzes darauf, den ich billig haben solle, für etwa £ 75 (M. 1500), er habe Auftrag, ihn zu verkaufen. Auf diesem Platze, der mir bis dahin gänzlich unbekannt, der auch noch unbewohnt war, steht heute die Station Botschabelo, der Mittelpunkt einer Gemeinde von fast 4000 Seelen.

Als ich den Platz sah und mit dem für ihn geforderten Preis die Preise verglich, welche für andere in der Nähe liegende Grundstücke gefordert wurden, war es mir klar, daß dies der Ort sei, an dem ich in Gottes Namen Hütten bauen sollte, und wenn ich heute, nachdem ich die Gegend dort umher genau kennen gelernt habe, wählen sollte, so müßte ich auch jetzt noch „Buschwinkel", wie die Buren die Stelle nannten, als den für unsere Zwecke am geeignetsten, ja allein geeigneten Ort bezeichnen.

Wir suchten eine Gegend, wo wir dem Machtbereich der Heidenhäuptlinge Sekukuni und Mapoch entrückt waren, aber weiter hinauf auf das von Baumwuchs völlig entblößte Hochfeld konnten wir nicht ziehen. Auf Buschwinkel (Bosch-Hoek) fand sich noch eine beträchtliche Menge Holz, auch solches, welches zum Hütten- und Hausbau sich gut eignete. Ohne Holz konnten wir nicht bauen und wohnen, hier war aber gerade des Holzwuchses Grenze. Obwohl die Gegend nahe genug, nur eine starke Tagereise von [illegible] so waren wir hier doch drei starke Ta[illegible] Mo und so vor der Wut des Bapedifürst[illegible] he hier gelegene Gebiet als unter der [illegible] *angesehen wurde. Auch* der Umstan[illegible] *der Weg nach* dem Bapedilan[illegible]

Matebelen gesperrt war, sondern an deren Gebiet in ziemlicher Entfernung vorüber führte.

Wären wir nach Osten gezogen, so hätten Konflikte mit den Swasi und Matebelen nicht gefehlt, während weiter nach Pretoria, nach Westen hin, das Land von den Bauern bereits zu dicht bewohnt war, als daß sich ein ganzes Völklein von Eingeborenen dort hätte unbehindert niederlassen können. Rings um Buschwinkel war das Land wohl auch im Besitz von Bauern, aber noch unbewohnt; so war Aussicht, daß es möglich sein werde, bei Vermehrung der Einwohnerzahl durch Zukauf von Land auch unseren Grundbesitz zu vergrößern.

Freilich machten einige unserer Leute, die wir zur Beurteilung des Platzes hinzugezogen hatten, saure Gesichter, als sie bemerkten, daß der Boden nur leichter Art sei. „Hier werden wir verhungern," sagten sie, „solch Boden bringt kein Korn." Sie hatten teilweis recht, denn in der Folgezeit mußten andere Grundstücke hinzugekauft werden. Sie konnten aber bei ihrer Beurteilung den Umstand nicht mit in Rechnung ziehen, daß in dem heißen, dürren Tieflande jeder Nachlaß in den Sommerregen eine Mißernte zur Folge hat, während auf diesen über 4000 Fuß hoch gelegenen Flächen der kühlere, feuchtere Boden und der starke Tau auch in trockneren Jahren doch immer noch Korn zur Genüge reifen läßt. Die Bauern tadelten den Platz, weil hier, wie in der Umgegend, giftige Kräuter stünden, die allem Vieh den Tod brächten. Die Erfahrung der Folgezeit hat gezeigt, daß Rindvieh nur selten von diesem Übelstand zu leiden pflegt.

Der Ort, wo der Mittelpunkt des Grundstücks Bosch-Hoek war, bestand aus Thalsenkungen, die von der Hochfläche aus nach dem durch Felsenklüfte sich mühsam seinen Weg bahnenden Mochlotsifluß hinabführten. Felsige Ränder umsäumten diese Senkungen, unter denen einige Streifen recht lieblich anzusehenden Waldes sich hinzogen und das Auge erfreuten. Die tiefen Klüfte am Fluß zeigten groteske Türme, Mauern und Abstürze von einigen hundert Fuß Höhe. Zwischen den Felsen fehlte es an Baum- und Strauchwuchs nicht. In den Thalsenkungen plätscherten zwei Bächlein dem über felsiges Geröll rauschenden Flusse zu. Berghalden, Hügel und Flächen waren mit Graswuchs bedeckt, in den üppigeren Niederungen war das Land feucht und morastig. Das Klima ist auf der Hochfläche ein sehr angenehmes. Im Sommer wird die Hitze durch den häufigen Regen gemildert und die Kälte der beiden Wintermonate Juni und Juli durch die helle Sonne, welche in dieser Zeit fast ununterbrochen scheint. Nur an einzelnen Tagen und während der Nächte war es kälter. In der Nacht fror dann etwas Eis. Schneefall kam im Laufe von 15 Jahren zweimal vor.

Mir war es gewiß, daß dies der Ort der Zufluchtsstätte sei. [illegible] Preise, welcher verlangt wurde, durfte ich wagen [illegible] ließen, ohne erst die Bewilligung des Komitees in [illegible] Ich setzte mich auf die mächtigen Felssteine, [illegible] ckten (es war die Stelle, an welcher heute [illegible] steht) und sah im Geiste in dem unter mir

liegenden stillen Thale reges Leben entstehen. Dort sollten Felder sich ausdehnen, dort die Dörfer der Eingeborenen, dort sollte die Kirche und dort mein Wohnhaus stehen! Ja ich wagte sogar, noch ehe der Kauf abgeschlossen war, einem Bauernsohn den Auftrag zu geben, eine Schilfhütte für mich auf dem Platze zu erbauen, denn es war nicht nur gerade Regenzeit, sondern Regenzeit mit ganz ungewöhnlich starken, anhaltenden Regengüssen.

Am 8. Februar hielt ich mit Weib und Kind und meinem Häuflein, welches sich auf dem Wege von Lydenburg aus nach und nach wieder um mich gesammelt hatte, meinen Einzug auf dem Platze, den wir bald mit den Eingeborenen „Botschabelo" d. h. „Zufluchtsstätte" nannten. Von Sekukunis Volk waren bei mir 85 Erwachsene mit 30 Kindern; ungefähr ebenso viele Leute vom Bakopastamm hatten vor uns hier Zuflucht gesucht. Sie hatten bereits eine Anzahl Hütten aus Ruten und Gras errichtet. Ich hatte mich gefreut, daß auch für mich eine Hütte bereit sei; denn wenn ich den Wagen zum Zweck des Bauens benutzen wollte, mußte ich abpacken und meine geringe Habe dabei dem beständig vom Himmel stürzenden Regen preisgeben. Die Aussicht auf ein trockenes Unterkommen war nach der bei solchem Wetter recht mühsamen Reise lockend genug; um so schmerzlicher war die Enttäuschung, als wir sahen, daß das von jenem jungen Bauer hergestellte Schilfhäuslein unter der Einwirkung der furchtbaren Regengüsse eingestürzt war; die Stangen, auf denen das Dach ruhte, waren zu schwach, und der Lehmforst war zu schwer gewesen. Das Dach war umgeknickt und lag innen auf dem Flur, während dadurch Wasser in Menge von oben hineinströmte. Ich errichtete deshalb mit Hilfe der Leute, die mir das Material dazu antrugen, ein rundes Rohrhaus, in welches wir am Abend des zweiten Tages nach unserer Ankunft Einzug hielten, obwohl es noch nicht ganz vollendet war. Als wir später ein schmales Glasfenster eingesetzt hatten, wurde es ganz wohnlich. Freilich maß das Häuschen nur etwa sechs Schritt im Durchmesser; aber wir hatten so wenig Hausrat, daß wir uns keine Sorge zu machen brauchten, wo der unterzubringen sei, er hatte mit uns Raum und Obdach. Wir haben in dem Rohrhause neun Monate lang glücklich und zufrieden gewohnt und noch manchen Wanderer oder Nachbar darin zu Gast gehabt. Freilich war es unangenehm, daß zum Bau grünes Rohr hatte verwendet werden müssen, denn es belebte sich das Dach mit grünen, raupenähnlichen Würmern, welche auf Betten, Flur und Tisch viel Schmutz herabwarfen, so daß die Hausfrau fegen und wieder fegen mußte. Auch war es ein Übelstand, daß keine Bretterthür den Eingang verschloß; denn abends fanden die Schwärme von Moskiten, welche in der feuchten Niederung hausten, Zugang und zwangen uns, zur Verteidigung Feuer im Hause anzünden zu lassen, dessen Rauch die blutgierigen Eindringlinge, aber mit ihnen oft auch uns selbst aus dem Hause vertrieb. Eine Bretterthür, welche wir nach einiger Zeit einsetzen konnten, schützte uns später vor diesen Feinden, und das *Bewußtsein*, daß eine solche das Häuschen verschloß, wirkte auch *beruhigend auf mein liebes* Weib, wenn nächtlicher Weile, wie es nicht

selten vorkam, ein Panther aus irgend einem nahen Buschrande sein Gebrüll ertönen ließ.

Die Bakopa und Bapedi bauten sich auch bald Rohr- und Grashütten zur Genüge, so waren wir schnell unter schützendem Obdach und konnten unsere Aufmerksamkeit der Vorsorge für die Zukunft zuwenden.

Durch Gottes wunderbares Walten war ich der Missionsthätigkeit unter einem besonderen größeren Heidenvolke entnommen und nun berufen, einer auf einem Platz, auf Grund und Boden der Gesellschaft zusammenwohnenden Gemeinde von Christen und Katechumenen zu dienen; denn daß die angelegte Station sich mehr und mehr zu einem sogenannten „Institut“ *) entwickeln mußte, war mir klar. Mir war es nicht verborgen, welche Gefahren und Schwierigkeiten der Entwicklung meiner Gemeinde dadurch drohten. Bis dahin hatten wir vermieden, unsere Christen aus den Verbindungen und Verhältnissen, in denen sie unter den Heiden lebten, heraustreten zu lassen. In Sekukunis Lande hätte ihnen das Volksrecht gewehrt, ihre Familie

zu verlassen, denn jeder ist da Glied eines kleinen Familienstammes, dessen Oberhaupt er zu Gehorsam und Dienst verpflichtet ist, und wir waren durchaus nicht geneigt, dem Drängen einzelner nachzugeben, sie zu uns ziehen zu lassen und bei uns aufzunehmen. Unter den Christen, die mit Heiden in einem Dorf zusammenleben, herrscht oft viel Neigung zu solchem Ausgehen, durch welches sie sich unter den Schutz des Missionars zurückziehen. Es ist ihnen schwer, das heidnische Treiben täglich mit ansehen zu müssen. Sagt doch auch Jeremias (c. 9, 2): „Ach, daß ich eine Herberge hätte in der Wüste, so wollte ich mein Volk verlassen und von ihnen ziehen, denn es sind eitel Ehebrecher und ein frecher Haufe.“ Dazu kommt die Schwierigkeit, unter

*) Institute sind solche Stationen, die auf Grund und Boden liegen, welcher einer Missionsgesellschaft gehört. Für die Art ihrer Verwaltung hat sich eine gewisse Übereinstimmung gebildet. Die Gesellschaft erhebt Pacht von den Bewohnern und übt Zucht nach Gesetzen, welche mit den Bewohnern vereinbart sind. Jedermann kann aufgenommen werden, der sich diesen Gesetzen fügt, kann auch freiwillig die Station wieder verlassen, während gegen Störenfriede Verweisung vom Platze als Strafe angewendet wird.

den Heiden sich vom Heidentum unbefleckt zu erhalten, und der Umstand, daß jedem Bekennen nur zu leicht und bald das Leiden für die Wahrheit folgt. Bleiben die Christen unter und mit Heiden zusammenwohnen, wie es in Sekukunis Land zwei bis drei Jahre hindurch möglich war, so wird ein lebhafter Kampf in den Familien und damit im ganzen Volk entbrennen, welcher die Gläubigen stählt und dem Glauben schnelle Siege sichert, welcher aber dann auch leicht zu schweren Entscheidungen führt.*) Der scharfe Gegensatz zwischen Heiden und Christen und das Bewußtsein der Gemeinsamkeit im Streit weckt und entzündet dann unter den Christen die Bruderliebe in höherem Maße, als sie sich da bethätigt, wo täglicher Umgang mit einander kleinere Reibereien, Zwist und Streit begünstigt, und wo beim Zusammenwohnen sich leicht Neid und Mißgunst einschleicht. Mir war es auch nicht verborgen, daß eine Gemeinde, die unter beständiger Aufsicht und Pflege der Missionare steht, in Gefahr kommt, mit Mahnung und Predigt überfüttert zu werden, während das gute Verhältnis der Leute zu den Missionaren nur zu leicht dadurch getrübt wird, daß diese nicht nur die Bestimmungen zur Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung festzusetzen und auf deren Beachtung zu halten haben, sondern daß sie auch das Interesse der Grundherrschaft, der Gesellschaft, nötigenfalls auch gegen die Anschauungen und Wünsche der Bewohner vertreten müssen. Die Missionsgesellschaft muß darauf halten, daß sie auf solchen Plätzen Einnahmen erzielt, denn der Ankauf, die Einrichtung und Verwaltung solcher Institute machen viele Kosten; sie darf aber wieder die Erzielung von Gewinn nicht so in den Vordergrund treten lassen, daß es Farbigen unmöglich oder zu schwer wird, ihren Forderungen gerecht zu werden; denn die Sammlung und Erziehung einer christlichen Bevölkerung, welche auf weitere heidnische Kreise des Volkes missionierend wirken kann, muß Hauptzweck bleiben. Dem Missionar, welcher solchem Platz vorsteht, noch mehr dem, welcher ihn erst schafft, sind durch alle diese Umstände gewaltige Aufgaben gestellt. Nur durch Zusammenwirken mit der Volksgemeinde kann er sie in ersprießlicher Weise erfüllen. Diese Schwierigkeiten erkannte ich schon damals, konnte mir auch nicht verhehlen, daß es nicht leicht sein würde, unsere freigeborenen, durch die Umstände hierher verschlagenen Leute daran zu gewöhnen, daß sie unter der Oberherrschaft der Weißen stünden, mußte auch fürchten, daß die politischen Stürme,

*) Eine Stelle des Briefes an den Diognet schildert das Verhältnis der Christen zu ihren heidnischen Volksgenossen im Altertum folgendermaßen:

„Die Christen sondern sich weder durch ihren Wohnsitz, noch Sprache, noch Sitten von den übrigen Menschen ab; obgleich sie in den Städten der Hellenen und Barbaren wohnen und in Kleidung und Nahrung und der übrigen Lebensweise den Landessitten folgen, so zeichnen sie sich durch einen wunderbaren und allgemein auffallenden Lebenswandel aus. Sie bewohnen ihr eigenes Vaterland aber wie Fremdlinge; sie nehmen an allem teil wie Bürger, und sie dulden alles wie Fremde. Sie heiraten wie alle, sie zeugen Kinder, aber setzen die Kinder nicht aus. Sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, und durch ihr Leben erheben sie sich über die Gesetze. Sie lieben alle und werden von allen verfolgt, verkannt und verdammt. Mit einem Wort, was in dem *Leib die Seele ist, das sind* in der Welt die Christen. (Neander, Denkwürdigkeiten des *christl. Lebens. I. 71.)*“

welche bei dem ungeordneten Zustande des Transvaallandes nicht ausbleiben konnten, vielleicht bald den Bestand der Station in Frage stellen würden; allein Gott hatte uns so geführt, daß der Versuch, ein christliches Völklein von Baßuto hier zu sammeln, gemacht werden mußte. Wir durften auch hoffen, daß an dieser Station, welche in der Nähe der großen Verkehrsstraßen des Landes hinter der in Feindesland vorgeschobenen Postenkette lag, die weiter nördlich liegenden Stationen einen Rückhalt haben könnten und daß naturgemäß die Entwicklung des Gemeindelebens und die Fortschritte, welche die Leute in Hinsicht auf äußere Kultur an solchem Orte leichter machen, wieder fördernd auf das Leben der anderen kleineren Gemeinden wirken würden.

Die Leute, welche aus dem Bapedilande mir hierher gefolgt waren, blickten mit Vertrauen auf mich als ihren Vater und Berater; anders war es mit den Bakopa, welche vielfach mit den Bauern in Verbindung gestanden hatten. Einzelne von ihnen hatten unter den Bauern Herren gehabt, bei denen sie zu arbeiten pflegten, bei denen in äußeren Dingen sich Rat zu holen sie gewohnt waren. Zwei Söhne von Maleo hatten sich mit ihrem Anhange, der heidnisch gesinnt war, nach anderen Seiten gewendet, aber unter dem Haufen Ramopudus waren die einflußreichsten Männer Christen; so war er dazu gedrängt worden, bei uns Rat und Hilfe zu suchen, obwohl er selbst noch nicht entschieden freundlich zum Christentume stand. Als bald in den ersten Tagen unseres Zusammentreffens in Botschabelo eine Versammlung aller Männer stattfand, in welcher ich darlegen mußte und wollte, unter welchen Bedingungen sie hier wohnen dürften, erklärte ich, daß die Berliner Missionsgesellschaft den Grund und Boden hier von den Bauern gekauft habe und daß der Platz unter der Oberhoheit der Transvaalregierung stehe. Die Grundrechte der Gesellschaft seien zu achten, ich würde sie zu vertreten haben. Schon jetzt erklärte ich, daß unnötiges Verwüsten des Baumwuchses verboten sei. Da der Platz ein Missionsplatz sei, dürfe heidnischer Unfug, besonders Zauberei, hier nicht geduldet werden. Streitigkeiten der Einwohner unter einander sollten die Häuptlinge schlichten, Streitigkeiten mit den Bauern müßten zu meiner Kenntnis gebracht und von mir geschlichtet werden. Die Häuptlinge sollten respektiert werden, aber nicht das Recht haben, Strafgelder, die sie einzögen, in die eigene Tasche zu stecken; diese müßten in eine Gemeindekasse fließen. Sonst sollten sie hier als Baßuto wohnen und leben nach ihrer Väter Weise und nicht denken, daß es schön sei, wenn sie nun, als unter Weißen lebend, den Weißen in Lebensweise und Sitte alles nachmachten.

Mit diesem Programm*) erklärten sich auch die Bakopa einverstanden, und der Anfang zur weiteren Entwicklung der jetzt so großen Station war mit Gottes Hilfe gemacht. Freilich drohten zunächst von allen Seiten Schwierigkeiten, deren größte die Hungersnot war;

*) Die Gesetze Botschabelos, wie ich sie mit den Leuten vereinbarte, finden sich im *Anhang unter Nr. III.*

herrschte sie doch rings umher unter allen Eingeborenen. Wir kamen im Februar, also in so vorgerückter Jahreszeit, auf dem neuen Platze an, so daß wir nicht mehr daran denken konnten, in diesem Jahre zu säen und zu ernten*). Ich selbst konnte nur ganz Alten und den Kranken ein wenig Speise darreichen und that dies in der Hoffnung, daß die Liebe der Missionsfreunde in der Heimat diese Ausgabe billigen und mir ersetzen würde.**) Die Männer, welche arbeitsfähig waren, zerstreuten sich und suchten bei den Bauern im Umkreise von zehn bis fünfzehn Meilen Entfernung Arbeit für kärglichen Lohn. Sie erhielten für eine Woche Dienst außer ihrem eigenen Unterhalt meist einen Eimer (Viert) Mais, den brachten sie am Sonnabend ihrer Familie, wohnten Sonntags den Gottesdiensten bei und gingen am Montag wieder aus. Die Frauen thaten ihr bestes, um Land mit den Hacken umzubrechen, damit im kommenden Jahre Neuland für die Aussaat bereit sei. Doch auch bei den Bauern waren die geringen Kornvorräte bald erschöpft. Da half Gott durch andere Leute, welche wir bis dahin für Feinde gehalten hatten. Drei Stunden entfernt wohnte der kleine Matebelenhäuptlinng Mokibe, der eine Tochter Mapochs zum Weibe genommen hatte. Er hatte sein Nest in unzugänglichen Felsenklüften angelegt und genoß denselben Ruf wie sein Schwiegervater, mit Vorliebe zu rauben und zu morden, nur that sein Haufe dies möglichst heimlich, denn er war gering an Zahl. Wir erwarteten nichts Gutes von diesen Nachbarn, als aber der Hunger drängte, schickten wir dorthin und erhielten freundlichen Bescheid. Der alte Häuptling lud die Leute ein, Getreide zu kaufen, auch beim Ernten für Belohnung mit Korn zu helfen, und bedauerte, daß sie nicht schon eher bei ihm Hilfe gesucht hätten, denn, meinte er, wenn Rinder schon im Sommer Mangel litten, stürben sie im Winter unfehlbar Hungers. Unsere Leute tauschten nun für das, was ihnen an Perlen und Ringen noch geblieben war, bei diesen Troglodyten Speise ein. Mancher hatte auch noch ein seltenes Kriegsbeil aus dem Barokalande, welches verhältnismäßig gut bezahlt wurde. Später formten und brannten die Frauen Töpfe, welche ein gesuchter Tauschartikel waren. Als aber auch bei diesen Matebelen das Korn aufgekauft war, kamen mit dem Winter große Herden Wildes, die im Sommer die noch höher gelegenen Teile der Hochfläche zu Tausenden und Zehntausen belebten, in unsere Striche, und manches Häufchen von Bleßböcken, manches Gnu und manches Zebra wurde erlegt. Eine Herde Zebra sprengte eines Tages von den Bergen herab mit dröhnendem Hufschlag bis dicht an das Dorf. Die Tiere mußten früher hier ihre Winterweide gehabt haben und waren nun nicht wenig erschrocken und überrascht darüber, daß sich hier Hunderte von Menschen, Männern, Weibern und Kindern fanden, die sich mit Geschrei und

*) Die Bakopa waren in etwas günstigerer Lage. Sie hatten an ihrem alten Wohnsitz wohlbestellte Felder zurückgelassen, welche verwilderten, aber doch noch einige Frucht trugen.

**) *Ich habe im ersten Halbjahr* etwa 60 Scheffel Korn auf diese Weise verteilt, *verbraucht müssen die Leute in* dieser Zeit aber wenigstens 600 Scheffel haben.

Jauchzen an ihre Verfolgung machten.*) Meine eigne Liebe zur Jagd wurde durch den Nutzen angeregt, den sie schaffte, denn der Jubel unter den hungernden Leuten war groß, wenn ich, von einem Ritt heimkehrend, ihnen sagen konnte: „Da oder dort liegt ein großes Stück Wild, holt euch das Fleisch," oder wenn ich mit dem Ochsenwagen hinausgefahren war und er mit Fleisch beladen seinen Einzug hielt. Ich hatte ein tüchtiges Pferd, mit welchem ich manche Zebraherde einholte und dann in der Lage war, ein Tier vom Pferde aus niederzuschießen. Da das Pferd sehr fest auf den Beinen war und in dem schwierigen Terrain Löcher und Ameisenhaufen vorsichtig selbst vermied, kam ich bei diesem wilden Reiten niemals zu Fall; nur passierte mir einmal der Unfall, daß ich mir den Fuß im Knöchelgelenk umbrach, als ich auf unebenem Boden absprang, um einem Zebra den Rest zu geben. Die Gelenkbänder waren gerissen und ein Blutaustritt war erfolgt. Glücklicherweise konnte ich das Pferd wieder besteigen und nach dem nicht allzufernen Wohnplatz reiten, wo die alten, lieben Frauen der Gemeinde mein Unglück nicht nur aufrichtig beklagten, umsomehr, als ich ihnen ja doch nur hätte Speise schaffen wollen, sondern auch meiner Frau halfen, Tag und Nacht kühlende, zerteilende Umschläge machen, unter deren Einwirkung ich mit Gottes Hilfe nach etwa zwei Wochen Zeit wieder langsam den Gebrauch meines Fußes erlangte.

Mit dem Kommen des Frühjahrs zog aber das Wild wieder von dannen, und der Hunger stand nun in um so drohenderer Gestalt vor unseren Augen, als ringsum im Lande alle Hilfsquellen bereits erschöpft zu sein schienen. Als aber die Not am größesten war, fehlte es auch an neuer, unerwarteter Hilfe nicht. Eines Tages kam ein Zug von Weibern aus den weiter unterhalb am Flusse liegenden Klüften zurück, große Körbe auf dem Kopfe tragend, welche mit einer mehlreichen, rötlichgelben Frucht gefüllt waren; jene einsame Wildnis, sagten sie, sei voll von Bäumen, die diese Früchte trügen. Bald ernteten da die Armen auf Gottes Ackerland. Die Bäume hingen oft über dem Abgrund und mußten abgehauen werden, so daß sie in die Tiefe stürzten, wo sie in Empfang genommen und ihrer Früchte beraubt wurden. Von diesen Früchten lebte die Mehrzahl unserer Leute etwa zwei Monate lang, bis endlich die Zeit kam, wo die ersten Früchte auf den unter Mühen und Nöten hergestellten Neuländereien reiften und wenigstens die Not des ersten, schwersten Jahres vorüber war. Da in den ersten Jahren die Bevölkerung der neuen Station in schnellster Weise durch fortwährenden Zugang wuchs, haben wir noch jahrelang mit Hunger und Not zu kämpfen gehabt. Später ist Botschabelo die Kornkammer für die ganze Umgegend geworden, und die Heiden mußten verstummen, welche bei der Gründung der Zufluchtsstätte spotteten, die Christen beteten und

*) Die Baßuto essen das Zebrafleisch besonders gern, während die Weißen und viele schwarze Stämme, z. B. die Sulu, Swasi und Massai, es nicht berühren. Von Löwen wird den Zebra besonders nachgestellt, sie folgen deshalb gern ihren Herden nach.

fängen, lernten und lasen in den Büchern so viel, daß sie für den Ackerbau keine Zeit übrig haben würden.

An Spott der Heiden nah und fern fehlte es nicht. Die Thatsache, daß Baßuto versuchen wollten, ohne Beihilfe von Zauberei eine Gegend urbar zu machen und einen neuen Ort zu gründen, schien ihnen abenteuerlich und lächerlich; denn wenn Weiße dergleichen wichtige Dinge im Vertrauen auf ihren Gott unternehmen, ist das eine ganz andere Sache, denn der Gott der Weißen ist ja ihr Gott, dem sie dienen; aber Baßuto müssen, wenn sie Glück haben wollen, ihre Stammesgötter ehren. Ebenso wunderbar erschien es den Heiden, daß wir am Mochlotse wohnen wollten, ohne uns dem weit und breit gefürchteten Mapoch zu unterwerfen. Wir wohnten hier wirklich in dem Gebiet, auf welches Mapoch Anspruch machte, wohnten in seinem Machtbereich. Unheimlich genug war es, daß seine Stadt nur etwa 70 Kilometer entfernt lag und in unserer Nähe in unzugänglichen Klüften Häuflein seiner Unterthanen hausten; denn dieser Leute Hand war bisher gegen jedermann, und jedermanns Hand war gegen sie gewesen. Bei den Eingeborenen galt Mapoch als der gewaltigste Regenmacher. Das hohe Gebirge, an dem er wohnte, begünstigte nämlich den Regenfall; da es nun in seinem Gebiete reichlich regnete, mußte er doch die Kunst, Regen herbeizuziehen, verstehen. In greulichen Zauberwerken lebte dieser finstere Haufe. Menschenopfer wurden dort häufig gebracht. Es gab Männer unter diesen Matebelen, welche zum Opfer ausersehen waren, welche diese ihre Bestimmung kannten und, so lange sie leben durften, sich mancher Freiheit erfreuten. Bei der Koma der Knaben mußte die Schar der Einzuweihenden durch Rauch gehen. Einer, der vom Rauch betäubt hinfiel, war dem Opfertode verfallen.

Um das Land fruchtbar und den Häuptling unüberwindlich zu machen, brauchte man solcher Opfer Kraft. Der Häuptling bediente sich zum Salben des Menschenfettes. Ein kleiner Kraal beherbergte die Priester dieses schauerlichen Kultus; an dieser Stätte konnte man, wie das Volk versicherte, Spuren des schrecklichen Handwerks der Bewohner in Gestalt von Totenköpfen und getrockneten Armen und Beinen sehen.

Mit diesen Matebelen waren die Bakopa in Streit und Feindschaft, als sie nach Botschabelo zogen. Sie hatten, nachdem sie von ihnen überfallen worden waren, in ihren Gärten einige der plündernden Feinde niedergeschossen; nun wurden sie von den Drohungen der finsteren Gesellen verfolgt. Das Land am Mochlotse sei Mapochs Land, deshalb müßten wir uns ihm unterwerfen. Die Frechheit des Stammes nahm zu, als wenige Wochen nach unserem Anzug unsere Bauernachbarn mit ihm einen schimpflichen Frieden schlossen. Sie hätten damals mit Leichtigkeit die durch Mangel decimirte Rotte in ihren Felsennestern aushungern können. Paul Krüger hatte versprochen, dies zu thun; als aber die Zeit zum Handeln kam, hinderte ihn die Uneinigkeit der Bauern, seinem Versprechen nachzukommen. Er konnte unseren Grenzbewohnern nur den *Rat geben, sie sollten* sich helfen, so gut sie könnten, und diese *verarmten und verlassenen* Leute halfen sich dadurch, daß sie den fast

niedergetretenen Heiden einen Tribut an Vieh bezahlten. Dadurch stieg deren Übermut ins ungemessene. Gesandtschaften Mapochs versuchten, auch uns einzuschüchtern, verlangten Unterwerfung und forderten Tribut. Ich erkannte, wie die geringste Nachgiebigkeit die schwersten Folgen für die Zukunft haben mußte. Wir wohnten auf den Grenzen, hatten unser Gebiet aber von den Bauern gekauft, hatten uns mit deren Regierung verständigt und wollten deren Unterthanen sein. Mit allem Ernst machte ich meinen Leuten klar, wie sie als Christen nicht zwei Herren, also nicht Mapoch und den Bauern, dienen könnten, da das nur durch Lug und Trug möglich sei. Ich wies auf das Beispiel Maleos hin, der durch sein Bestreben, es allen recht zu machen, schließlich mit allen in Verwicklungen und Feindschaft gekommen sei, und hatte die Freude, daß Maleos Söhne mir recht gaben. So trat ich den Matebelen fest gegenüber. Ich verbot ihnen, Fallgruben auf unserem Gebiet zu unterhalten, hieß solche umkehren, welche trotzig das Recht begehrten, in unserer Kluft, wie sie früher gewohnt waren, nach Honig zu suchen. Abgesandte, welche Abgaben forderten, ließ ich ohne das geringste Geschenk umkehren und trat bei solchen Gelegenheiten persönlich für meine Leute ein, damit der Groll der Heiden sich gegen mich, den Weißen, nicht aber gegen meine unmittelbarer Gefahr viel mehr ausgesetzten Leute richte. An Drohungen gegen diese fehlte es nicht. Als die Bakopa in ihren verlassenen Gärten zu ernten versuchten, kamen feindliche Boten, ihnen das zu untersagen. „Meine Kinder, welche das Korn essen sollen, sind Zebra, Gnu und wilde Böcke," lautete die Botschaft Mapochs. Bauern halfen aber gegen Bezahlung das uns so nötige Korn herbeischaffen. Aufregend waren die Zeiten, und wir mußten unaufhörlich auf der Hut sein. Wie wenig Sicherheit im Lande damals herrschte, sahen wir, als die Missionare Endemann und Nachtigal im September 1865 aus Natal zurückkehrten. Eine Anzahl von Arbeitsleuten, die in Natal gearbeitet hatten, waren mit ihren Wagen bis an den Vaalfluß gekommen, von dort wollten sie über Botschabelo in ihre Heimat hinter Pretoria zurückkehren. Sie wurden auf dem Wege zu uns alle ermordet und zwar von Kaffern, die auf der uns so nahen Hochfläche wohnten; nur einer entrann und brachte uns die Botschaft von dem, was geschehen war. Solches Überfallen von Haufen friedlicher, aus den englischen Kolonien zurückkehrender Arbeiter wurde damals besonders auch von den Matebelen geübt, welche deshalb mit allen weiter nördlich wohnenden Stämmen verfeindet waren. Die Regierung Transvaals war noch zu schwach, um innerhalb der ausgedehnten nominellen Grenzen des Landes wirkliche Ordnung schaffen zu können. Der einzelne Bauer aber war zufrieden, wenn er nur mit ziemlicher Sicherheit auf seinem Hofe leben konnte, und tröstete sich wegen der Unthaten, die Eingeborene gegen Eingeborene verübten, damit, daß es doch noch zu viele Schwarze in der Welt gäbe; denn er war zu kurzsichtig, um einzusehen, wie sehr die Autorität der Weißen geschädigt wurde, wenn sie ihren Schutzbefohlenen keinen Schutz angedeihen lassen konnten, und wie schlimme Früchte solch Gehenlassen und solche Entfesselung der heidnischen Mächte notwendigerweise einst auch für ihn tragen mußte.

Bei diesen Zuständen, die damals in den Grenzdistrikten Transvaals überall herrschten, hatten wir wenig oder keinen Nutzen davon, daß wir die Regierung der Republik rückhaltlos als unsere Obrigkeit anerkannten. Wir standen dem Namen nach unter ihrem Schutz, mußten uns aber im wesentlichen selbst schützen. Wir zeigten auch gelegentlich den Matebelen, daß wir willens waren, uns und unser geringes Eigentum tapfer zu verteidigen. Einige der Feinde versuchten im März 1866 während des Gottesdienstes die kleine Schafherde zu rauben, welche unseren ganzen Bestand an Schlachtvieh ausmachte. Sie glaubten wahrscheinlich, daß Christen sich niemals und durch nichts zum Verlassen des Gottesdienstes bewegen ließen; denn kaum hatte die Glocke das Zeichen zum Nachmittagsgottesdienst gegeben, den Missionar Sachse hielt, als der Wächter dröhnend an die Thür meines Häuschens schlug, in welchem ich am Lager meines kranken Weibes saß, und atemlos berichtete, daß er mit Mühe den Speeren der Matebelen entronnen sei, welche die Schafe fortgetrieben hätten. Ein Ruf, und die Leute stürzten aus der Kirche, hatten mit unglaublicher Geschwindigkeit die Waffen in der Hand und verfolgten die Räuber, welche, als sie sich von einer Überzahl verfolgt sahen, eiligst die Beute im Stich ließen und das Weite suchten. Wir Missionare waren zu Pferde mit ausgezogen, nicht aus Kampfeslust, sondern weil uns die Pflicht oblag, das Verhältnis unseres Völkleins zu den feindlichen Nachbarn zu überwachen, vor unüberlegten Schritten es zu hüten, und weil wir allein Pferde hatten und sie zu gebrauchen wußten, mit deren Hilfe wir die Bewohner des Platzes noch hätten rechtzeitig warnen können, wenn wirklich ein stärkeres feindliches Heer im Anzuge gewesen wäre. Diese Schlagfertigkeit der sonst verachteten „Gläubigen" imponierte den uns zunächst wohnenden Matebelen sichtlich. Sie schickten Botschaft, daß sie von dem Anfall nichts wüßten und unsere Freunde sein wollten. Einige Monate später ermordeten Leute Mapochs einen Mann, ein Weib und ein Kind der Bakopa in grausamer Weise. Mit aufgeschnittenen Leibern lagen die Leichen am Wege, zwei Stunden von Botschabelo, und als wir zu dem Räuberfürsten hinschickten und Aufklärung verlangten, ob er von diesem Vorfall wisse, erhielten wir die trotzige Antwort, daß die That auf seinen Befehl ausgeführt worden sei. Bald darauf schickte er wieder eine Gesandschaft mit der Forderung, wir sollten Steuern an ihn bezahlen. Ich ließ die Abgesandten durch den Bruder Lademann, der von imponierender Gestalt war, vom Platz treiben und ließ Mapoch sagen, ehe nicht das Gewehr des ermordeten Mannes an uns ausgeliefert wäre, wollte ich keinen seines Volkes auf Botschabelo sehen. Einmal soll damals ein größeres Heer dieser unserer Feinde auf dem Marsche nach Botschabelo gewesen, aber dadurch zur Umkehr bewogen worden sein, daß der Träger der Zauberrute einen Fall that, so daß die Rute zerbrach, denn solches gilt bei den Heiden als Vorzeichen schwerer Niederlage.

Ein anderer Feind war Sekukuni, welcher erst seinen Spott *darüber hatte, daß* unser Häuflein Schutz im Lande der Bauern *suchte, deren guter* Wille, Farbigen Zuflucht zu gewähren, von den

Eingeborenen stark bezweifelt wurde; suchten doch in jener Zeit alle Eingeborenen, die in Gegenden wohnten, wo Bauern herrschten, den weißen Drängern zu entfliehen und Schutz in den Gebieten der freien Häuptlinge zu finden. Er unterhielt seine Hofschranzen mit Witzen über die Geflohenen, die ich ihrem Untergange entgegengeführt hätte; zugleich überbot er sich in Schilderungen des Elends, in dem die Flüchlinge lebten. Als aber wieder und immer wieder Leute flohen, auch solche von Rang und Stellung, wurde er von tiefem Groll erfaßt. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, eine Heerschar unvermerkt bei Kchalatlolu, Maßerumule und den alten Wohnplätzen der Bakopa, in deren Nähe noch einige heidnische Leute dieses Völkleins ansässig waren, vorbeimarschieren zu lassen, so hätte er bestimmt einen Anfall gewagt. Heimlich aber mußte dieser geschehen, denn es galt ja, die Leute zu töten; waren diese geflohen oder in Schlupfwinkeln verschanzt, so hätte das Heer unverrichteter Sache wieder umkehren müssen. Im September nach der Gründung der Station saß er eines Tages mit zwei Häuptlingen*) an einer Rohrwand und gab ihnen Aufträge, wie sie unter Vermeidung bewohnter Gegenden mit einer auserlesenen Schar sich bis zu uns durchschleichen und dann seine teuflischen Pläne ausführen sollten. Besonders wurde ihnen grausame Behandlung von Martinus, Jakob Mantladi und Stephanus Maroti anbefohlen. Aber hinter der Rohrwand saß eine Halbschwester des Martinus, eine frühere Frau Sekoatis, die hörte alles, brachte die Nachricht anderen Gläubigen, diese trugen sie in Eile zu Missionar Knothe, welcher zu der Zeit in Kchalatlolu den Missionar Nachtigal vertrat, und wir erhielten die Kunde rechtzeitig, so daß wir uns nach Möglichkeit rüsten und auch befreundete Bauern um Hülfe bitten konnten. Der Anfall unterblieb. Welches Mittel Gott gebraucht hat, den Plan zu Schanden werden zu lassen, blieb uns unbekannt. Aber im Herzen des friedelosen, christen- und christusfeindlichen Mannes brüteten weitere finstere Pläne. Zu einem Getauften der Gemeinde von Kchalatlolu sagte er um diese Zeit: „Geh zu Dinkoanyane, grüße ihn und sage ihm, auch wenn er vier Jahre am Mochlotse sitzt, wird doch im fünften Jahre eine Wolke auf ihn fallen. Vielleicht sterbe ich vor der Zeit, da ist jedoch ein kleines Gewächs hier (sein Sohn Moroamotsche), das wird ihn stechen.

Die Gemeinde bewahrte sich in den Zeiten der Gefahr eine treffliche Haltung. Kindliches Vertrauen auf Gottes gnädiges, väterliches Walten ist ein schöner Charakterzug bei den Baßutochristen. Sie verschmähten es, ihre Hütten in den Schlupfwinkeln der Felskluft zu bauen, welche dicht hinter dem Dorfe ihren Anfang nahm. „Wir sind Christen," sagten sie, „wir wollen nicht wie die Heiden in Löcher kriechen. Wir haben ein gutes Gewissen, haben niemandem das Seine genommen, niemanden vergewaltigt oder getötet, wir wollen unsere Wohnungen hier in der Fläche bauen und auf die Hülfe unseres

*) Der eine dieser beiden hieß Kchereše, er hatte einen Namen bei den Baßuto, weil er einst in Makapanspoort im Jahre 1852 dem Häuptling Makapan zu der Ermordung etlicher Bauern geraten und dann geholfen hatte, den Plan in grausamster Weise auszuführen.

Gottes uns verlassen." Zu solch gläubigem Vertrauen hat sich Gott bekannt und hat es nicht zu Schanden werden lassen.

Freilich waren das schwere Abende und Nächte, wenn neue Nachrichten von finsteren Plänen unserer Feinde uns erreichten. Die Alten, die Frauen und Kinder scharten sich manchmal nachts um mein Häuschen, als ob ich sie hätte schützen können. „Hier bei euch," sagten sie, „wollen wir schlafen und, wenn es sein muß, sterben." Ich selbst sah freilich dann oft mit schwerem Herzen erst auf Weib und Kind, dann auf das trockene Rohr, welches Dach und Wand meiner Hütte bildete, welches im Falle eines feindlichen Angriffs keinen Schutz gewährt hätte, sondern durch seine leichte Entzündbarkeit uns mit schrecklicherem Tode bedrohte, als die Speere der Feinde.

Als das erste Kirchlein vollendet war, suchten die Leute in unruhiger Zeit auch zwischen seinen starken Steinmauern Schutz, aber das Dach bestand aus Stroh, und so konnte auch dieses Gebäude als Zufluchtstätte wenig nützen. Wir mußten daran denken, für Weiber und Kinder einen Ort zu schaffen, an welchem sie im Falle der Not mit Erfolg verteidigt werden konnten. Oberhalb der Stelle, wo das Kirchlein und meine Hütte stand, war ein Bergrand, von dem aus man das Thal beherrschen konnte. Hier bauten wir eine Festung, welche wir unserem preußischen Könige zu Ehren „Fort Wilhelm" nannten. Im Oktober griffen wir das Werk an. An Felsstücken und Steinen war ringsumher kein Mangel, aber Lehm und Wasser mußte von unten durch die Weiber und Kinder den steilen Berg von 100 Fuß Höhe hinaufgetragen werden. Wir legten das Fort nach Art der Bauernschanzen an; als es vollendet war, hatten seine zwölf Fuß hohen Mauern Ähnlichkeit mit den Resten der mittelalterlichen Befestigungen, die man hier und da noch an den Umwallungen unserer Städte sieht. Unten hatten die Mauern eine Dicke von vier bis fünf Fuß, der obere Teil, in welchem die Schießscharten waren, war schmaler. Nur mit Unterbrechungen konnten wir daran arbeiten, bis endlich auch der mittlere Turm ausgebaut wurde und drohend und schutzverheißend in das Thal herabschaute. Von ihm wehte jahrelang in festlichen Zeiten die schwarzweiße und dann die deutsche dreifarbige Fahne, bis endlich dort im Wechsel auch die englische und endlich die Fahne der Südafrikanischen Republik aufgezogen worden ist.

Neben der „Schanze", wie nach landesüblichem Ausdruck diese Feste genannt wurde, wohnte ein Teil der aus Sekukunis Lande gekommenen Leute. Kriegstüchtige, tapfere Männer waren es, welche hier ihre Hütten bauten, um im Falle der Not schnell bei der Hand sein zu können; unter ihnen war der bekannte Jakob Makoetle der angesehenste.

Später, als die Gefahr, welche uns von den Matebelen drohte, sich nicht verminderte, bauten die Bewohner der beiden Dörfer, die in der Ebene lagen, auch im Mittelpunkte eines jeden dieser Dörfer eine kleinere ähnliche Feste, wo bei plötzlichem Alarm die dort wohnenden Weiber und Kinder Zuflucht finden konnten. „Bei Ihnen sieht es aus wie in Sebastopol" haben manchmal Fremde zu uns gesagt,

auch der berühmte General Wolseley besichtigte in späterer Zeit diese unsere Verteidigungswerke mit größtem Interesse und gab sein Urteil über sie in dem Worte ab: „Sie sind im stande, einen Angriff der ganzen Suluarmee abzuschlagen."

Als diese Werke fertig gestellt waren, hatten wir einen Angriff kaum noch zu fürchten. Das Wort: „Wenn du Frieden haben willst, bereite dich auf den Krieg" bewahrheitete sich hier aufs neue. Sekukunis Leute, welche uns später häufig besuchten, berichteten ihrem König, daß wir eine Burg gebaut hätten, in welche nur Vögel Zugang finden könnten, und der Gedanke, Botschabelo zu überfallen, kam, als die Bevölkerung sich obendrein noch bedeutend vermehrt hatte, unseren Feinden kaum noch in den Sinn.

Anfänglich freilich hatten unsere Bapedi keine Waffen; aber es wurden Speere geschmiedet und alte Gewehre aufgekauft, welche unsere Gewehrschmiede wieder herstellten. Dinkoanyane machte dem Präsidenten der Republik einen Besuch in Pretoria, und unsere Leute erhielten Erlaubnis, Feuergewehre zu führen und Pulver und Blei zu kaufen. Waren wir doch recht eigentlich in zwiefachem Sinne eine Grenzwacht gegen das andringende Heidentum. Das kam äußerlich sichtbar am meisten in solchen bewegten Zeiten zum Ausdruck, wenn die Männer es nicht mehr wagen durften, unbewaffnet den Gottesdienst zu besuchen. Gewehr auf der Schulter, Speer oder Streitaxt in der Hand sind sie in diesen ersten Jahren manchmal monatelang zur Kirche und zur Bibelstunde gekommen. Draußen an den Mauern lehnten die Waffen, drinnen lauschten die Bedrohten dem göttlichen Worte und erhoben ihre Herzen und Hände zu dem Hüter Israels, während oben vom Turme des Fort Wilhelm Wächter spähend nach allen Seiten ausschauten. In unser aller Herzen aber war das Wort lebendig: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für!" und unser Glaube wurde nicht zu Schanden.

Sechzehntes Kapitel.

Anwachsen der Bevölkerung und erste Entwickelung der Niederlassung.

„Botschabelo" „Zufluchtstätte" wurde der neue Platz von den Eingeborenen genannt, und eine Zufluchtstätte war er nicht nur für das Häuflein, welches am 8. Februar 1865 dort seinen Einzug hielt, sondern fort und fort kamen hier auch neue Flüchtlinge aus Sekukunis Lande an. Auch Leute, die unter den Bauern oder bei anderen Häuptlingen gelebt hatten, kamen und ließen sich bei uns nieder, Zuflucht suchend unter dem Zeichen des Kreuzes, welches wir aufgerichtet hatten.

Ein Jahr nach unserem Anzuge zählte der Platz bereits 420 Bewohner (Seelen); da von diesen 274 aus dem Bapedilande stammten, und nur 115 mit mir gleich anfänglich eingezogen waren, ergiebt es sich, daß im Laufe des ersten Jahres 150 andere Leute aus dem Heidenlande uns nachgefolgt sind.

Kein geringes Wagstück war es für solche, ihr Land zu verlassen. Sekukunis Leute hielten scharfe Wacht; denn jede Botschaft, daß ein neuer Haufe entronnen sei, war dem König wie ein Stich ins Herz. Kein Geringes war es auch für die in ihrer Väter Land in behäbigem Wohlstand lebenden Leute, dieses Land und ihre dort zurückbleibenden Verwandten zu verlassen, durch die Flucht Äcker, Vieh und sonstige Habe zu verlieren und sich allein damit zu trösten, daß sie Christum wollten gewinnen und lieber die Welt darangeben, als Schaden leiden an ihren Seelen. Daß im Laufe des ersten Jahres, als in Botschabelo noch bittere Armut und Unsicherheit herrschte, 150 Seelen das Wagstück vollbrachten und uns nachzogen, ist ein Beweis für die Kraft, mit welcher das Evangelium Eingeborene Afrikas erfassen und festhalten kann.

Freilich bewirkte Sekukuni durch die Entschiedenheit, mit welcher er das Verbot, dem christlichen Glauben gemäß Gott zu dienen, aufrecht erhielt, daß es den zurückgebliebenen Gläubigen in seinem Lande nicht wohl werden konnte. Auf der Hauptstadt oder in deren Umgegend war es für sie unmöglich zu bleiben, ohne wieder und wieder ihren Glauben zu verleugnen.*) Diesem fortgesetzt feindlichen Verhalten des Königs gegenüber, der trotz aller Bitten den Besuch der Gottesdienste nicht freigab, waren auch die Mahnungen der noch in seinem Lande wartend und hoffend zurückgebliebenen Missionare nicht im stande, solche Leute, die dem Zorn des Königs am meisten bloßgestellt waren, am Fliehen zu verhindern. Waren doch diese Brüder manchmal durch die Gewalt der Umstände selbst gezwungen, armen Flüchtlingen zur Erreichung ihrer Zieles mit Rat und That die Hand zu bieten.

So klopften in der Nacht des 20. Januar, noch ehe wir Lydenburg verlassen hatten, einige Weiber an die Thür des Missionshauses in Kchalatlolu, und als die Missionare öffneten, sahen sie zu ihrem nicht geringen Schrecken drei Weiber Sekukunis, Maria Tlakale, Modikischeng und Mankone, vor sich stehen. Unter seinen Weibern hatte der Unhold mit eigener Hand gewütet. Motlakudischa, welche mich manchmal bei meiner Anwesenheit auf der Hauptstadt zitternd vor Furcht aufgesucht hatte, war von ihm so geschlagen worden, daß sie starb. Mankone hatte er mit Keulenhieben bedacht und sie dann von einem jungen Menschen mit dem schrecklichen Sambock peitschen lassen, die beiden mit ihr geflohenen Frauen aber hatte er zu anderen Männern austhun wollen; da war das Maß dessen voll gewesen, was sie ertragen konnten, sie hatten gesagt: „Lieber sterben wir, als daß wir in Sünde willigen", hatten den Schritt der Verzweiflung gewagt

*) *Eine Ausnahme machten* die getauften Frauen Kchobalales, welche durch die *hohe Stellung ihres Mannes*, der ihnen wohl wollte, geschützt waren.

und waren geflohen. Gilt schon der Fluchtversuch von gewöhnlichen Unterthanen eines heidnischen Königs in Afrika als todeswürdiges Verbrechen, so noch vielmehr die Flucht von Frauen eines solchen Despoten. Ein schreckliches Los wäre dieser armen Weiber Teil gewesen, wenn der Wüterich sie wieder in seine Gewalt bekommen hätte, und gewiß wäre auch den Missionaren übel mitgespielt worden, wenn man die Gesuchten bei ihnen im Versteck gefunden hätte.

Sekukuni sandte seine Häscher zunächst nach anderen Richtungen aus. Die Höhlen im Berge Ntsuaneng*) ließ er genau durchsuchen, da sie in ihrem Innern viele enge, dunkle Schlupfwinkel boten. Die Zauberwürfel wurden befragt und wiesen Kchalatlolu als den Ort an, wo die Gesuchten zu finden seien, und gar bald war dort das Haus der Missionare von 200 Kriegern umtobt, welche die Geflohenen suchen, fangen und zurückführen sollten, während die armen Weiber nicht fünfzig Schritte von dem Hause entfernt in einem Maisgarten verborgen lagen. Gott gab, daß erst die Bergschluchten oberhalb des Hauses durchsucht wurden, und der Garten erst am anderen Tage, als die Flüchtlinge nächtlicher Weile ihn verlassen und den Schutz der Felsen aufgesucht hatten.**) Die Krieger zogen unverrichteter Sache ab; auch Jakob Makoetle, den sie fangen sollten, da er eben mit einem Wagen aus Natal zurückkehrte, wurde gewarnt, ehe er den Platz erreicht hatte, und entging ihren Händen. Der König gab der Mutter des Makoetle nämlich schuld an seiner Weiber Flucht, da sie in diesen selben Tagen geflohen war. „Sie hat mich das Trauerband um den Kopf legen lassen," sprach er, „sie soll es auch tragen, wenn ich ihren Sohn getötet habe." Unter Makoetles Führung kamen die drei Weiber glücklich in Botschabelo an, nachdem sie auf der weiteren Flucht auch ferner den Beistand des Missionars Nachtigal, der sich auf die Reise nach Natal begab, genossen hatten. Ganze Häuflein verließen zu derselben Zeit oder später die Hauptstadt und ihre Umgegend und eilten ihren Freunden und Anverwandten nach. Bei Sekukuni war eine Sinnesänderung nicht zu erwarten. Wenn auch die Christen in Kchalatlolu nach ihren Dörfern hatten zurückkehren dürfen, so war ihnen doch nach wie vor verboten, ihren Glauben zu bekennen und ihrem Glauben zu leben. Hier aber, fern von der Hauptstadt, hatten die Leute noch den Trost, daß sie heimlich und verstohlen die Missionare besuchen und sich bei ihnen Trost und Stärkung holen konnten, auch konnten sie durch Gemeinschaft miteinander und aneinander sich erbauen. Auf Moßecho, unmittelbar unter des Königs Augen und unter des Königs Faust, konnten die zurückgebliebenen Christen und Freunde des Christentums es unmöglich auf die Dauer ohne Gottes Wort, ohne Sakrament und Seelsorge aushalten. Die Missionare von Kchalatlolu besuchten Sekukuni

*) Dieser Berg ist später in den Kämpfen der Engländer und Bauern gegen Sekukuni als „Fechtkopf" oft genannt worden.

**) Überaus günstig war es, daß keiner von den Christen in und um Kchalatlolu etwas von der Anwesenheit dieser Flüchtlinge wußte. Sie wurden zunächst ausgefragt und konnten aus voller Überzeugung es verneinen, daß die Frauen hier wären. *Näheres siehe im Berliner Missionstraktat: „Drei Königsfrauen."*

einigemale, aber obwohl er sich zunächst in freundliche Gespräche mit ihnen einließ, blieb er doch unerbittlich in Bezug auf das Freigeben des Christentums. Voll Gift und Galle schimpfte er auf mich als auf einen Betrüger, der ihm sein Volk geraubt habe, fluchte aber auch dem Glauben, und wenn die Brüder den Rücken gekehrt hatten, auch ihnen selbst. So wurden durch diese Besuche die geängsteten Leute auf Moßecho nicht getröstet, sondern durch deren Mißerfolg entmutigt.

Missionar Knothe schreibt nach einem solchen Besuch (März 1865): „Von Sekukuni, den ich in der vorigen Woche besuchte, ist kein Nachlaß zu erwarten, er ist noch der alte wütende Feind und für Vorstellungen und Belehrungen ganz unzugänglich. Die gläubigen Frauen, die noch in seiner Stadt sind, seufzen nach Errettung aus dem Kerker, schmachten nach Gottes Wort und sehnen sich nach dem heiligen Abendmahl, so daß einem das Herz weh thut, wenn man bei ihnen steht und nicht helfen kann."

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß diesen Leuten Botschabelo trotz der dort herrschenden Armut und des drohenden Hungers wie ein herrliches Kanaan vorkam. Ein Ort, wo man, von Heiden unbedroht, in Gemeinschaft mit anderen Christen, unter christlichen Häuptlingen und dem Hirtenstabe des Missionars Gottes Wort lernen und Gott dienen konnte, mußte ihnen wie ein Paradies auf Erden erscheinen. Den Leuten in Botschabelo aber war weh ums Herz, wenn sie ihrer zurückgebliebenen Freunde und Verwandten gedachten. Da seufzten Eltern nach ihren Kindern, Kinder nach ihren bejahrten, ohne Hilfe zurückgebliebenen Eltern. Andere hatten Schwestern oder Brüder zurückgelassen, von denen sie wußten, daß sie ihnen gern folgen würden. Bald machte sich der eine, bald der andere auf, wagte den gefährlichen Gang in das Heidenland und kam mit den glücklich herausgeführten Seinen fröhlich nach der Zufluchtsstätte zurück.

Keine geringe Gefahr war mit solchem Unternehmen verknüpft. Feindliche Matebelen und wilde Tiere machten den Weg bis zu dem Lande der Bapedi unsicher. Letztere hatten infolge der Kriege an Zahl zugenommen. Ein Mann wurde auf diesem Wege in der Nacht von einem Löwen angegriffen, welcher glücklicherweise nur die Decken des schlafenden davontrug, der sich auf einen Baum rettete. Zu anderer Zeit traf ein Häuflein von Flüchtlingen mit einem ganzen Trupp von Löwen zusammen, welche fast den Weg versperrten, dann aber ihrer Wege gingen. Andere erzählten von heulenden Hyänen oder auch von Löwen, welche sie in der Dunkelheit umkreist hätten, während auf dem Wege nach Lydenburg die Flüsse gefürchtet wurden, welche oft angeschwollen waren, und in denen Krokodile nicht fehlten.

Im Heidenlande selbst durfte sich niemand unserer Leute bei Tage sehen lassen. Nur in der Nacht wagten sie es, an den Dörfern vorüber oder auch durch die Dörfer zu schleichen, bis ein sicherer Schlupfwinkel in der Nähe des erstrebten Reiseziels erreicht war. *Von hier aus wurden nun* solche aufgesucht, bei denen man sich vor *Verrat sicher wußte; bei ihnen* gewann man Auskunft über den Ver-

bleib der gesuchten Familienglieder oder Freunde, konnte Speise erhalten und sich so in Ruhe, den Tag im Verstecke bleibend, auf die Rückreise rüsten. Freilich war solch Unternehmen sehr gefährlich, aber Gott behütete die Leute oft wunderbar. Da lagen zwei von ihnen am Abhange des Lolu, Moßecho gegenüber, gut versteckt zwischen Felsen und wurden da von einem Weibe gesehen, welches im Gebirge Holz auflas. Nicht lange dauert es, da tönt der Kriegsruf durch die Stadt, Bewaffnete strömen heraus und beginnen den Berg abzusuchen. Von Felsen zu Felsen springen sie, Löcher und Büsche werden durchsucht. Den Flüchtlingen pocht das Herz, sie trennen sich voneinander, jeder betet in einem besonderen Versteck um Gottes Gnadenschutz. Da steht plötzlich vor dem einen ein feindlicher Krieger und schaut ihn durchdringend an, Jetzt ist es um mich geschehen, denkt der Arme und befiehlt sich in Gottes Hand, aber der vermeintliche Feind spricht mit leiser Stimme: „Liege still, ich verrate dich nicht, ich weiß, daß man euch ohne Ursache verfolgt, ihr habt niemandem Böses gethan. Ich werde hier Wache stehen, damit dich niemand findet!" „Sucht weiter oben im Berge" rief er dann seinen Genossen zu, die tobend vorbeirannten, und der Christ war gerettet! Ein anderer (Elias Moroamochale) erzählte, wie er in seinem Schlupfwinkel durch fliehende Paviane erschreckt und dann von deren Verfolgern gesehen worden sei. Er suchte das Dunkel einer Höhle auf, deren Eingang von den Heiden, die sich sammelten, umlagert wurde; aber ein tüchtiger Regen trieb die Leute nach ihren Dörfern und ermöglichte ihm die Flucht. Wieder ein anderer wurde zur Nachtzeit in seinem Versteck dadurch nicht wenig getröstet und erbaut, daß er plötzlich in seiner Nähe die Stimme eines Betenden vernahm, der hier in der Einsamkeit Gottes Antlitz suchte. Ganz an Unfällen fehlte es freilich nicht. Ein Mann kam zurück, der durch einen Speerwurf ihn verfolgender Heiden schwer am Arm verwundet worden war, und ein Bruder des blinden Joseph wurde auf solcher Reise, da er sich in der Nähe der Hauptstadt in den Gärten versteckt aufhielt, gefangen und auf Befehl des Königs mit Speeren erstochen. Auch noch ein anderer vornehmer Mann, ein Vetter des Königs, Namens Sekoati, fiel in dieser Zeit seiner Wut zum Opfer. Er war ein Bruder von Seth Kchalema, welcher später des Johannes Dinkoanyane Nachfolger als Häuptling der Bapedi in Botschabelo wurde. Eine der geflüchteten drei Weiber des Hofes (Mankone) war sein Weib gewesen, ihrem und seines Bruders Einfluß konnte das Herz des jungen, kräftigen Mannes nicht widerstehen. Er bekannte seinen Glauben furchtlos und fügte sich nicht dem Befehl des Königs, nicht mehr zu beten. Warnungen, er solle fliehen, ließ er unbeachtet, und als Heiden ihn belauscht hatten, wie er im Verborgenen seine Kniee beugte, wurde er wirklich getötet, mit Speeren durchstochen; einige sagen, daß er betend starb. Er war noch nicht getauft, aber die Bluttaufe, welche er empfangen hat, macht ihn zu einem vollwichtigen Mitglied der Bekennergemeinde seines Volkes. Auch der alte Minister Mukir starb in dieser Zeit eines schnellen, wie allgemein behauptet *wurde, gewaltsamen* Todes. Er hatte vor den Ohren von Feinden

geäußert, daß er an Gott glaube, denn er sähe mit Augen, wie Gott trotz aller Maßregeln des Königs den Gläubigen bei dem Fliehen aus dem Lande Beistand leiste. Trotz aller Gefahren kämen immer neue Haufen glücklich auf Botschabelo an. Vom Könige über seine Äußerung befragt, wiederholte er sie, und bekannte furchtlos: „Ja ich glaube, daß es einen Gott giebt!" Das war dem wahnwitzigen Menschen zu viel, ließ er sich doch mit Vorliebe jetzt von seinen Unterthanen mit dem Gruße ehren: „Modimo oa lechodimo le lefase", das heißt: „Gott Himmels und der Erde." Er befahl dem Alten, einen Topf Bier zu trinken, von dem das Volk behauptete, es sei vergiftet gewesen, denn wenige Stunden darauf starb Mukir.

Wenn aber in Botschabelo wieder einige der kühnen Leute von solchem Streifzuge in das Heidenland glücklich zurückkehrten, ein gerettetes Häuflein mit sich führend, war man oft Zeuge von Begrüßungen, welche das innerste Herz zu freudigem Mitgefühl stimmten. Mütter schlossen Kinder in ihre Arme, die sie verloren glaubten, Geschwister begrüßten sich, die nun wußten, daß sie auch innerlich im Glauben einander verschwistert waren. Kinder bewillkommneten alte Mütter, welche von starken Söhnen streckenweis über die felsigen Berghöhen hierhergetragen waren, und alte Freundinnen umarmten einander mit hellen Freudenthränen.

Schwierigkeit verursachten manchmal die Ehesachen, denn es waren und wurden durch die Flucht vielfach Ehen zerrissen. Frauen waren von ihren eigenen Männern geschlagen und vertrieben worden; in anderen Fällen kam es auch wohl vor, daß Frauen, weil ihnen nicht erlaubt wurde, ihrem Glauben gemäß zu leben, ihre heidnischen Männer verließen und zu uns flohen. Wir mußten uns in solchen immerhin bedenklichen Fällen (siehe 1 Korinth. 7, 12—15) damit trösten, daß der Ehemann jedenfalls das Vieh, welches er für die Frau bezahlt hatte, wieder einziehen konnte, und daß damit die Ehescheidung nach heidnischem Recht in aller Form vollzogen war. So willigten wir nach Ablauf einer Wartefrist in die Wiederverheiratung solcher Frauen. Noch weniger Bedenken konnten wir nach allem, was vorgefallen war, dagegen haben, daß Tlakale, Modikischeng und Mankone Sekukuni, ihren nominellen Mann, verlassen hatten. Erstere beiden waren Frauen Sekoatis gewesen und waren nur durch Erbschaft an Sekukuni gekommen, sie konnten sich nicht als unauflöslich an den König gebunden ansehen; Mankone, welche selbst nach europäischen Begriffen sehr schön von Angesicht war, hatte er nicht nach des Volkes Recht und Sitte geheiratet, sondern hatte sie mit Gewalt nach dem Hofe schleppen lassen, gegen ihren und ihrer Eltern Willen; so verheirateten sich die drei in Botschabelo bald, wie Dinkoanyane es wünschte. Letzterer fürchtete, daß Heiden diese ledigen Weiber nach Heidenweise als seine Weiber ansehen könnten, und daß er dadurch in üble Nachrede kommen werde. Mankone heiratete den jungen Häuptling Petrus Maßerumule, und Tlakale wurde des Martinus Sebuschane Frau, dem sein Weib durch einen Schlagfluß schnell dahingestorben war; die Modikischeng nahm einen anderen christlichen Mann der Gemeinde. Indessen gab es andere Fälle, bei denen die Entscheidung

nicht so leicht war, die uns schwere Sorge verursachten, ehe wir darüber zur Gewißheit kommen konnten, was vor Gott Recht sei. Ich überließ in solchen Fällen die Entscheidung dem Rat der Häuptlinge und Ältesten, welche Zeit dazu hatten, die Angelegenheit gründlich zu erörtern, und in denen das Rechtsbewußtsein ihres Volkes lebte. Freilich kamen diese dann wieder zu mir, wenn die Sache ihnen zu verwickelt erschien, oder wenn das, was nach ihrer Sitte Recht war, sich mit dem nicht vereinen ließ, was die Schrift bestimmt. So dienten diese Erörterungen dazu, unsere Anschauungen zu bereichern und unsere Einsicht zu vertiefen. Auch in Bezug auf alle anderen Entscheidungen standen damals die Leute in schönstem Einvernehmen mit den Häuptlingen und diese mit mir. Es gab nur wenige Rechtshändel unter den Leuten zu schlichten oder kleine Vergehen zu bestrafen; die Vorsteher der einzelnen Dörfer entschieden in solchen Dingen, kamen aber häufig, um meinen Rat einzuholen. Der Wille aber, den Willen unseres Gottes zu erkennen, ihm gehorsam zu sein und ihn zur Ausführung zu bringen, beseelte alle, und deshalb waltete nicht nur Friede und herrschte Liebe in jenen Jahren auf der Zufluchtstätte, so daß das Leben fast einem Idyll glich, sondern es war trotz der Armut und des Hungers uns auch möglich, in verhältnismäßig kurzer Zeit Bedeutendes zu leisten in Bezug auf Urbarmachung des Landes und Herstellung und Einrichtung von Gebäuden.

Und wahrlich, wir hatten Gottes Hülfe und alle Kräfte, die uns geschenkt waren, nötig, um die entgegenstehenden Schwierigkeiten überwinden und unter den obwaltenden Umständen die bis dahin wüste Gegend anbauen zu können. Das benachbarte Hochfeld war damals noch fast in seiner ganzen Ausdehnung unbewohnt. Ungeheure Herden von Bleßböcken, Gnus, Springböcken und Zebras belebten die Flächen. Im Sommer hielten sich diese unzählbaren Scharen in dem höchst gelegenen Teil der Flächen (5—6000 Fuß über dem Meere) auf, im Winter zogen sie nach den mehr Schutz gegen die Kälte bietenden Abhängen hinunter. Wenig wurde ihnen damals nachgestellt. Ab und zu zeigte sich ein Bauernwagen inmitten der baumlosen Steppe, dessen Insassen auf Jagd ausgingen, und wenn der Wagen genügend mit Häuten und getrocknetem Fleisch befrachtet war, nach Haus zurückkehrten. Aber gerade in diesen Jahren entstand auf dem Weltmarkte plötzlich lebhafte Nachfrage nach Gnu-, Zebra- und selbst nach Bleßbockhäuten. Die Händler boten fünf bis sieben Mark für eine Gnuhaut und fünf bis zehn Mark für die eines Zebra. Die Buren, welche infolge der Kriege mit den Eingeborenen vielfach verarmt waren, ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, sich wieder mit Kleidern und anderen Lebensbedürfnissen zu versehen; konnten sie doch dabei ihrer liebsten Beschäftigung, der Jagd, nachgehen. Von allen Seiten zogen Jäger herbei, Tag für Tag hallten die Flächen vom Donner der Schüsse wieder, und zu Pferde hetzte man das Wild von einem Ort zum anderen. Nicht nur niedergeschossen wurde es, sondern, wenn es gelang, eine Abteilung von etlichen hundert Stück in ein Wasserloch zu treiben, wo sie ertranken, so war auch das willkommen, denn

man suchte eben nur die Häute; die Körper ließ man den Aasgeiern und Tieren des Feldes zum Raube werden.

Die Regierung erließ ein Jagdgesetz, welches der Verwüstung Einhalt thun sollte, ernannte auch einige Bauern zu Jagdhütern*), doch blieb natürlicherweise das Gesetz ein toter Buchstabe, niemand kehrte sich daran. In hohen Haufen lagen die getrockneten Häute in den Schuppen der Bauern aufgetürmt, Fachtwagen auf Frachtwagen fuhr, mit Häuten beladen, dem Hafen zu, aber von den Flächen verschwanden nur zu schnell die Herden der sich wild tummelnden Gnus und der friedlichen Zebra, kaum daß man noch ab und zu größere Haufen von Bleßböcken antraf.**)

Mit uns zugleich ließen sich einzelne Bauern auf der bisher menschenleeren Hochfläche nieder. Man hatte erkannt, daß allein in diesem Teil des Landes es möglich sei, Schafzucht mit gutem Erfolg zu betreiben. Die ersten Ansiedler mußten sich aber mit den Löwen abfinden, welche bisher Herren des Terrains gewesen waren, die in großer Zahl, in Haufen von drei bis acht Stück umherschweiften und auch wohl Reisenden, die zu Pferd die Fläche durchreiten mußten, Gefahr brachten. Die Bauern, welche sich hier niederließen, mußten um dieser Tiere willen ihr Vieh während der Nacht in den Hürden halten; dadurch litt es, und man ging mit Ernst daran, die Feinde auszurotten. Die Löwenjagd, welche von den Europäern als der romantischste, gefahrvollste Sport angesehen wird, war hier Notwendigkeit und wurde Arbeit. Wußte man den Aufenthalt der Löwen, so thaten sich vier bis sechs Bauern zusammen und schossen sie nieder. Im Halbkreise umringten sie den Wüstenkönig und feuerten wechselweis auf ihn, von entgegengesetzten Seiten. Der Löwe wendet sich stets gegen den, welcher schießt, wird unschlüssig, nach welcher Seite er sich wenden soll, und fällt gewöhnlich bald unter den Kugeln der sicheren Schützen. Nimmt er je einmal einen der Angreifer aufs Korn, so treten dessen Genossen ihm entgegen, während der Verfolgte auf seinem Pferde das Weite sucht. Auf dem Hochfelde wurden in diesem Jahre über 200 Löwen, einige an den Grenzen Botschabelos, erlegt. Einige der Jäger wurden dabei von angeschossenen Tieren niedergeworfen und durch Krallen oder Zähne verwundet, aber den Tod hat keiner von ihnen dabei gefunden. Manche von den in der Steppe weidenden Rinderherden lernten sich auch des Löwen erwehren. Sie schlossen sich zusammen, ihm die Hörner zeigend, und wagten sogar, unter Gebrüll mit vereinter Kraft das königliche Tier anzugreifen.

Während die Löwen den Ort, wo wir uns niedergelassen hatten, nicht aufsuchten, da sie sich nicht gern aus den eigentlichen Wildflächen entfernten, hatten wir eine Anzahl von Panthern in unseren Felsklüften,

*) Von der Wirksamkeit dieser Jagdhüter ist mir nichts bekannt geworden, als daß sie auf einigen Dörfern von Eingebornen Revision hielten und den Leuten die angesammelten Häute abnahmen. Der freie Bauer ließ sich damals in solchen Angelegenheiten keine Vorschriften machen.

**) Im Jahre 1872 wurden für £ 92344 Wildfelle aus dem Hafen von Natal *ausgeführt, nach wenigen* Jahren war der Posten in der Liste der exportierten Güter *fast verschwunden, weil das* Wild fast ausgerottet war.

welche sich von den Ansiedlern nicht so leicht vertreiben lassen. Die Jagd dieses Tieres wird von den Bauern für gefährlicher gehalten, als die des Löwen, da der Panther zornmütiger ist und, wenn er angreift, seinen Feind unfehlbar beißt, und zwar beißt er gern nach dem Kopf oder schlägt nach diesem mit der Tatze. Auf dem Terrain Botschabelos war ein Bauer von ihm zu Tode verwundet worden. Die Baßuto fürchteten ihn wenig, wenn sie ihre Schilde hatten, mit denen sie sich seiner Zähne und Krallen erwehren konnten. So wurden von ihnen mehrere dieser Tiere erlegt. Eines Morgens gingen einige Männer, von Hunden begleitet und nur mit Kirris (Wurfkeulen) bewehrt, auf die Hasenjagd; am Abend kamen sie mit einem Pantherfell zurück. Das aufgescheuchte Tier war mit den Hunden in Kampf geraten und dabei von den beherzten Männern erschlagen worden. Ein anderer Panther hatte in einer Nacht eine ganze Anzahl von Kälbern getötet; am Morgen machten wir uns an die Verfolgung, bei welcher ich Gelegenheit hatte, die unglaubliche Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher Eingeborene solch ein Tier auffinden können. Hunde, welche willig waren, die Fährte aufzunehmen und zu verfolgen, hatten wir nicht; da folgten ihr einige Männer über Felsen, durch Dickicht und hohes Gras, und fanden wirklich den Schlupfwinkel des Tieres, so daß es erlegt werden konnte. Ein andermal fanden wir eine Kuh, welche so unglücklich zwischen Felsen gestürzt war, daß ein Bein sich eingeklemmt hatte, von Panthern bei lebendigem Leibe schrecklich angefressen. Aus den engen Felsenlöchern, in denen der wilden Tiere Aufenthalt war, konnten wir sie nicht heraustreiben, obwohl wir nach Vermögen Feuer vor den Löchern anzündeten; so legten wir Gift, welches aufgenommen wurde, und zogen tags darauf zwei der Jungen aus den Höhlen; da die Alte sich nicht zeigte, mußte sie wohl auch bereits verendet sein.

Außer diesen gab es noch andere Raubtiere auf unserem Gebiete. In Erdlöchern hauste ein Rudel von wolfsartigen „wilden Hunden".*) Diese Tiere sind sehr bunt von Fell und äußerst raubsüchtig und gefräßig. Selbst jetzt noch kommt es in den schon seit langer Zeit kultivierten Teilen Südafrikas vor, daß diese Bestien nicht nur den Herden beträchtlichen Schaden zufügen, sondern daß auch Hirten von ihnen getötet werden. Mich hatten einmal zwei solche „wilde Hunde" heulend ein Stück Wegs begleitet, als ich mich vor Tagesanbruch zu Pferd auf die Rückreise von Hermanus Stein nach Kchalatlolu begeben hatte. Hier in Botschabelo kam es vor, daß ich auf der Jagd unter einen Haufen dieser Tiere geriet, die auseinanderflohen, aber bald umkehrten, die Ohren spitzten und mich anheulten, bis ich mit einem wohlgezielten Schusse die Antwort gab. Als ich sah, daß sie uns lästig wurden, ließ ich Gift vor ihre Löcher werfen und vertilgte und vertrieb sie dadurch in kurzer Zeit. Vergebliche Mühe gab ich mir, einige Junge, welche aus den Löchern ausgegraben waren, aufzuziehen; sie ließen sich nicht zähmen und gingen trotz guter Pflege endlich ein.

---

*) *Canis pictus.*

Eine weitere Plage bildete eine große Herde von Pavianen, welche die Gegend vor uns bewohnt hatten und augenscheinlich sich nicht darein finden konnten, daß sie in anderen Besitz übergegangen war. Sie bezeigten keine Lust auszuwandern, wozu die Hoffnung, die angelegten Maisgärten künftig plündern zu können, beitragen mochte. Als es schien, daß dort etwas zu holen sei, statteten sie ihnen mit Vorliebe an den Sonntagen Besuche ab. Die alten Männchen führten, die Weibchen kamen mit den Kleinen, die sie zum Teil trugen, langsam nach. Als aber die Maiskolben reiften, mußten unsere Leute auf ernste Abwehr sinnen, und als solche erwies sich leider nur die vollständige Ausrottung des armen Völkleins wirksam. Als diese beschlossen war, griffen die Baßuto die Sache klug und energisch an. Am Abend mußten Spione auskundschaften, in welcher Schlucht die Paviane ihre Nachtruhe gesucht hatten, da wurden sie vor Tagesanbruch wie Feinde umzingelt, und eine Anzahl mußte, wenn sie den Verfolgern entfliehen wollte, ihr Leben lassen. Nach einigen Jahren gab es hier kaum noch einzelne Paviane, später verschwanden sie ganz.

Schlangen, Skorpione und Hundertfüße gab es in dieser Gegend auch, allein nicht in der Menge und nicht von derselben Größe und Gefährlichkeit, als in dem wärmeren Landstrich, aus dem wir hergezogen waren. So konnten wir auch in dieser Hinsicht mit mehr Ruhe und Sicherheit an die Arbeit gehen, das Land urbar zu machen und den Arbeiten des Anbauens und des Bauens obzuliegen.

Wenn friedliche Zustände im Lande obgewaltet hätten, wäre es natürlich gewesen, daß die Eingeborenen ihr Dorf in etwas anderer als ihrer Väter Weise angelegt hätten; wir hätten wenigstens die Gehöfte der einzelnen Familiengruppen durch Fahrstraßen von einander trennen können; denn wenn die Leute damals auch noch keine Wagen besaßen, so war doch vorauszusehen, daß nicht nur Weiße ihre Wagen nach unserem Platze führen, sondern daß in künftigen Tagen auch viele von ihnen selbst Wagen besitzen würden. Man hätte auch der einzelnen Familie einen so großen Raum zuweisen können, daß später die Erbauung größerer Häuser, neben und zwischen den im Anfang als Notbehelf errichteten Hütten, thunlich gewesen wäre. Raum zu solcher Ausdehnung auf weiterem Gebiete war vorhanden, wenn auch der Ort, wo die Leute zunächst bauten, um der Kirche und meiner Wohnung möglichst nahe zu sein, sich etwas schmal zwischen felsigem, steinigem Grund und einer damals mit Wasser bedeckten, sumpfigen Niederung hinzog. Allein wir mußten alle Pläne, gleich von Anfang an auf Raum, auf Straßen und Schönheit der Dorfanlage zu sehen, der so hoch durch die Umstände gebotenen Rücksicht auf die Sicherheit vor den uns umgebenden Feinden unterordnen. Diese Rücksicht, welche die Form der Anlage bei den Dörfern der Eingeborenen seit alters bestimmt hat, mußte auch bei uns maßgebend sein und nötigte uns, die Häuser derer, die in der Ebene wohnen sollten, zunächst so eng als möglich auf einen Raum zusammenge-

drängt zu errichten, während ein anderer Teil, die Leute von Maße-

rumule, Machale und die Leute unter Jakob Makoetle unterhalb des

Forts, an einem Bergrande entlang, zum Teil in einem dort befindlichen Dickicht ihre Hütten bauten. Nichts hätte unseren Feinden erwünschter sein können, als wenn die Bewohner Botschabelos, auf den Raum von einer Viertelstunde oder halben Stunde Gehens zerstreut, ein jeder in seiner Strohhütte allein, gewohnt hätten, so daß man bei einem Überfall die einzelnen in ihren Häusern hätte töten können. Nun aber bauten sie am Berge und in der Ebene ringsum freie Plätze, auf denen das Vieh, durch Wohnungen umringt, auch in der Nacht sicher vor wilden Tieren und Feinden war. Häuser und Umfassungen innerer Höfe reihten sich aneinander, wie das bei allen Städten der Baßuto ist, und dadurch blieben die Sippen nach ihres Volkes Weise vereint bei einander, was das Gute hatte, daß das Haupt der Sippe seine Verwandtschaft unter Aufsicht hielt; denn Auflösung der alten patriarchalischen Volksordnung hat bei den Afrikanern noch niemals gute Frucht getragen. Erst später, als wir so stark geworden waren, daß wir einen Angriff nicht mehr fürchteten, durften wir daran denken, den geschlossenen Ring der Gehöfte mit Straßen zu durchbrechen und die einzelnen Leute an den weiter fortgeführten Straßen sich anbauen zu lassen.*)

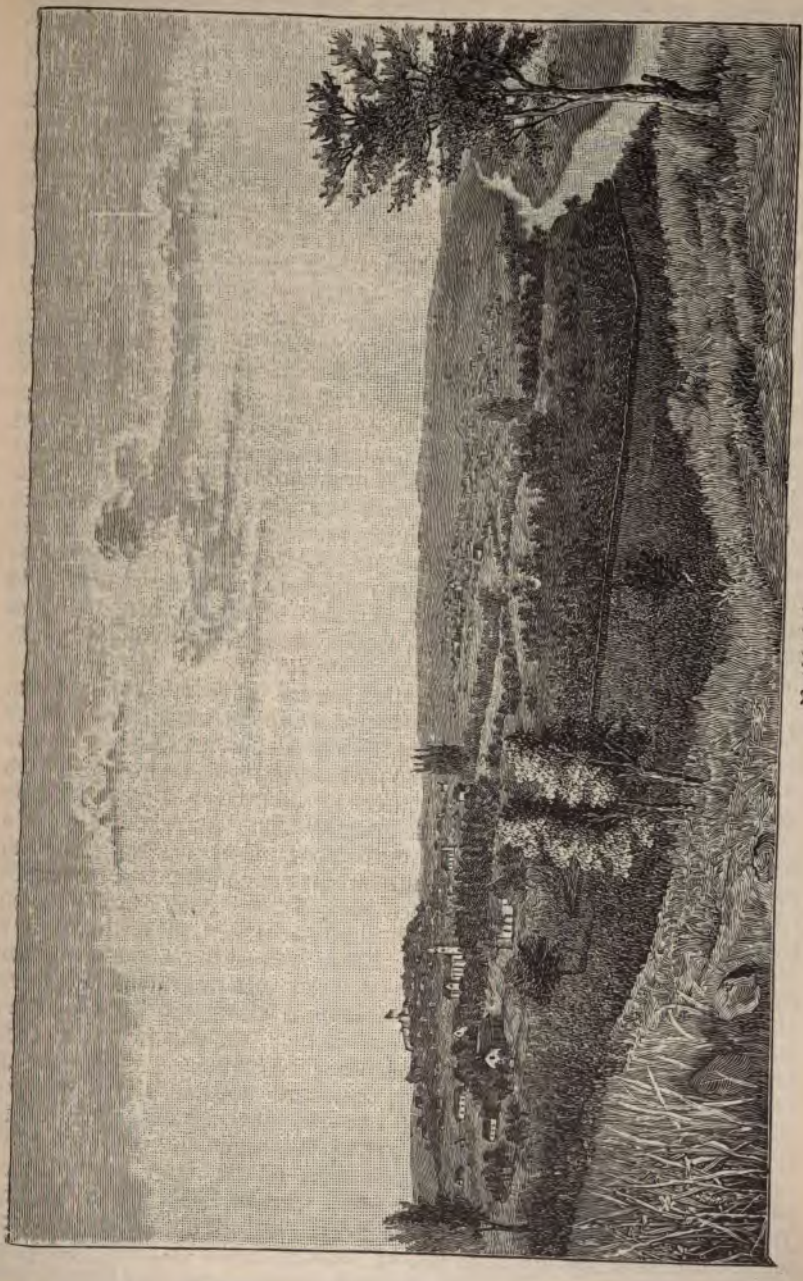
Freilich waren die Hütten, welche die Leute zunächst bauten, elend genug aus Reisig, Zweigen und Gras aufgeführt; aber bald, als nur die erste schlimme Hungerszeit überwunden war, fingen einige an, bessere Häuser nach ihres Volkes Weise zu errichten. Da aber bei dieser Art von Bau viele Stangenhölzer nötig sind und dies Ursache wird, viele junge Bäume zu vernichten, so mußten wir in der holzarmen Gegend diese Art zu bauen leider verbieten und durch eine andere Art ersetzen lassen. Als solche bürgerte sich die Errichtung von runden Häuschen ein, deren Mauer aus Felsgestein zusammengefügt war und ein spitzes Dach trug, welches in einfacherer, freilich auch weniger hübschen Weise konstruirt war, als das sich selbst tragende Dachgestell eines Baßutohauses. Eingedeckt wurden die Häuser wie früher mit langem Grasstroh. Das Strohdach ist bei dem schnellen Wechsel der kalten Temperatur während der Nacht und der Hitze des Tages in Afrika das beste, zweckmäßigste Dach. Nur seine leichte Entzündbarkeit und der Umstand ist zu beklagen, daß es von den Ameisen zerfressen oder eine Herberge von Ungeziefer wird. Die Thüren der Häuser wurden bald höher, und hier und da sah man ein Fensterlein eingefügt. Dabei blieben dann die alten Hütten auch

*) In den „Berliner Missionsberichten" vom Jahre 1884, Seite 371, findet sich eine Stelle, welche mißverständlich ist. Dort ist gesagt, daß bisher auf der „Station" wenige oder gar keine ordentlichen Straßen gewesen seien. Alles, was dort gesagt ist, bezieht sich nicht auf die Station im ganzen, sondern auf das der Kirche gegenüberliegende Dorf der Bapedi und Bakopa, welches von manchen Missionaren unzutreffender Weise „Station" genannt worden ist, während man in Europa unter Station den ganzen Platz versteht. Selbstverständlich sind auf dem Teil des Platzes, der für Weiße reserviert war und mit den Gebäuden der Missionare und Handwerker besetzt wurde, gleich anfänglich Straßen angelegt worden. Beiläufig sei erwähnt, daß die Gruben, welche in der angegebenen Stelle der Berichte erwähnt sind, nicht durch Ausschachten blauer Erde entstanden waren, sondern dadurch, daß man dort bläuliche Sandsteine zum Bauen brach.

wohl noch längere Zeit als „Nebengebäude“ stehen. Um die Häuser und Hütten herum ebneten die geschäftigen Hände der Frauen den Boden und richteten nach Vermögen den innern Hofraum, den „Lapa“ zu. Leider war der Grund und Boden in der Nähe des Dorfes sandig, so daß zu diesen Arbeiten lehmartige Erde mit vieler Mühe eine Strecke weit herbeigetragen werden mußte, und auch diese war nicht von so guter Beschaffenheit als die lieben schwarzen Hausfrauen es im Interesse ihrer Häuslichkeit wohl gewünscht hätten. Glücklicherweise fehlte es nicht an Rohr, so daß bald viele Hofräume das reinliche, nette Aussehen gewannen, welches den Eingeborenen so lieb ist und dem Europäer so sehr gefällt.

Wenn Mimosen in der Fülle zur Hand gewesen wären, wie sie sich in der Heimat unserer Leute fanden, so hätten wir damals sicherlich die Dörfer mit der afrikanischen Stadtmauer, der Hecke aus Dornenzweigen, umgeben, denn der Schutz, den eine solche gegen nächtlichen Überfall gewährt, ist ganz beträchtlich. Allein es fehlte an solchem Gebüsch in unserer Gegend. Einmal, als die Matebelen wieder ernstlicher uns bedrohten, planten die Leute die Errichtung einer wirklichen Stadtmauer, allein andere große Bauten nahmen unsere Kraft in Anspruch, und es wurde beschlossen, lieber den notwendig gewordenen letzten, großen Kirchbau in Angriff zu nehmen. Von außen war also das Dorf wenig geschützt, aber es lag Gehöft an und hinter Gehöft, so daß nur die äußerste Reihe einem feindlichen Anfall unmittelbar ausgesetzt gewesen wäre. Die im Innern liegenden, kleinen, aber festen Steinburgen hätten die Bevölkerung schnell aufgenommen und wirksam geschützt, und der einzige Eingang, welcher in jedes der beiden Dörfer führte, war durch Mauerwerk in eine enge, leicht zu verteidigende Pforte verwandelt, welche nachts durch ein hölzernes Thor verschlossen wurde.

Die Dörfer in der Ebene lagen, wie bereits bemerkt, zwischen felsigem und sumpfigem Gebiet, letzteres war damals dort so ausgebreitet, daß die Bapedi einen Damm aufwarfen, auf welchem man ihrem Dorfe trockenen Fußes nahen konnte. An beiden Flüßchen zogen sich bis hoch oben auf die Fläche hinauf solche sumpfigen Stellen. Um dem Wasser mehr Abfluß zu verschaffen, wurde das Bett beider Flüßchen vier bis sechs Fuß tiefer gelegt. Das konnte nicht sofort vollständig durchgeführt werden, aber das Werk wurde angefangen und ist im Laufe der Jahre mit so gutem Erfolge vollendet worden, daß die sumpfigen Stellen langsam austrockneten und mit der Zeit ganz verschwanden. Freilich war damit, daß die Flüßchen tiefer gelegt wurden, die Notwendigkeit gegeben, an den Stellen, wo Wagen passieren sollten, Brücken zu bauen. In dieser Arbeit waren unsere Leute noch unerfahren, und mir selbst wäre sie zu schwer gewesen, denn so gut ich mit Ziegelsteinen hatte mauern lernen, so schwer wurde mir alles Bauen mit Felsstücken und Bruchsteinen. Da war es günstig, daß der im Dienst der Gesellschaft stehende Missionskolonist Kupfernagel, der sich damals in Botschabelo aufhielt, *gerade für solche Arbeit* Vorliebe und Geschick besaß; er baute mit *Hilfe tüchtiger, starker Männer* die erste Brücke, wohl die erste Brücke



Botschabelo.

aus Stein, die überhaupt in Transvaal gebaut worden ist, eine Art Cyklopenbau, aus mächtigen Felsblöcken, die ihre Köpfe einander allmählich näherten, oben mit den längsten Blöcken eingedeckt, die wir finden konnten. Die Brücke war so hoch, daß man unter ihr durchgehen konnte. Nach dem Muster dieser Brücke bauten die Leute später eine zweite gleich große und einige kleinere Brücken selbst.

Zu den Brücken führten Wege oder Straßen, die mit ihnen zugleich angelegt werden mußten. Wir hatten dabei Rücksicht darauf zu nehmen, daß in der Nähe der Häuser nur wenig fruchtbares Acker- und Gartenland lag, welches wir nicht unnötig zu Wegen benutzen lassen durften; deshalb führten wir die Straßen so nahe als möglich am Fuße des Bergrandes entlang. Dadurch hatten wir freilich die Aufgabe, Felsen und Steine aus dem Wege zu räumen. So weit dies mit der Hand geschehen konnte, war es leicht; auch wenn die Steine ausgegraben oder mit den eisernen Brechstangen (in Südafrika „Kuhfüße" genannt) oder mit Hebebalken aufgehoben werden konnten, war die Aufgabe nicht allzuschwer; ein Spann von acht bis zehn Ochsen schleift solchen ausgehobenen Block leicht an einen Ort, wo er nützlich verwertet werden kann. Aber es fehlte nicht an solchen Felsblöcken am unrechten Orte, welche allen Versuchen, sie auf solche Weise zu entfernen, trotzten. Da griffen wir zu einem einfachen Mittel, welches in Afrika in solchem Falle oft angewendet wird, wir umgruben und untergruben solche Blöcke, bis sie umgelegt und versenkt werden konnten. Später haben wir auch noch zum Pulver gegriffen, um Felsen aus dem Kirchwege fortzuräumen.

Die Leute gingen gleich anfänglich daran, Land urbar zu machen. Es lag nicht in meinem Plane, ihnen Land zu verkaufen und es ihnen dadurch wirklich in eigenen Besitz zu geben. Da sie es nur zum Nießbrauch erhalten sollten, so brauchte ich nicht viel Zeit und Mühe auf das Austeilen der Äcker zu verwenden. Den Bakopa teilte ich das am Flusse abwärts gelegene Land zu, welches sie als das beste ansahen und priesen, denn sie mußten zunächst mit dem Wohnen an diesem Orte ausgesöhnt, mußten zunächst zufrieden gestellt werden. Die Bapedi erhielten den nach Osten, nach dem Flüßchen Keerom zu gelegenen Strich. Ich überließ es den Häuptlingen und ihren Räten, die Ländereien auszuteilen und den Ansprüchen der einzelnen gerecht zu werden; denn ich sagte mir, wenn die Leute es als Heiden verstanden haben, sich nach dem Bedürfnis der Familien friedlich in Land zu teilen, so müssen sie das als Christen noch eher können, und hielt es unter den gegebenen Umständen für besser, daß die alte Sitte hier zur Anwendung käme und nicht abgeschafft würde. Ich mußte mir auch sagen, daß das Verteilen von Äckern an eine so große Bevölkerung eine ungeheure, schier nicht zu ertragende Last auf den Schultern von Missionaren sein würde, über deren Ungeschicklichkeit oder Parteilichkeit alle unzufriedenen Leute geklagt hätten. Obwohl später immer wieder neue Leute nach Botschabelo hinzogen, *welche Ackerland brauchten*, so fanden sie doch immer noch ein Plätzchen, *und Streitigkeiten in* Bezug auf Land kamen unter den Bewohnern

bis in die letzten Jahre fast niemals vor, so daß sich die Erhaltung der alten Volkssitte nach dieser Seite hin vollkommen bewährt hat.*)

Die Leute hatten damals noch keine Pflüge und mußten zum Urbarmachen des Landes ihre Hacken benutzen, wie sie das von früher her gewohnt waren. Obwohl nun die Hacken der Baßuto durchaus praktische Werkzeuge sind, wird doch mit ihnen grade beim Umbrechen des Bodens nicht viel gefördert, und es ging die Arbeit des Anlegens und des allmählichen Vergrößerns der Ländereien trotz des Fleißes, der darauf verwendet wurde, nur langsam von statten. In den Niederungen war der Rasen so üppig und fest als auf einer deutschen Wiese, so daß er nur schwer mit der Hacke durchhauen und umgewendet werden konnte. Zur Arbeit des Brachens ist der Pflug ein ungleich besseres, wirksameres Gerät als solche Hacke. Dennoch ist zu wünschen, daß die letztere niemals ganz durch den Pflug in Afrika verdrängt werden möge. Wo das Land mit der Hacke kultiviert wird, kann man auch die kleinen oft fruchtbaren Stücke Landes ausnutzen, welche zwischen Felsen oder zwischen den Windungen von Flüssen liegen; auch solches Land wird dann bebaut, in welchem Felsen und zerstreute feste Steine das Pflügen hindern; auch ist die Hacke ein billiges, einfaches Werkzeug, welches sich der Afrikaner selbst verfertigen kann. Wo der Gebrauch der Hacken von den Eingeborenen ganz oder zu sehr vernachlässigt und zu schnell durch den Gebrauch des Pfluges ersetzt wird, leidet der Ackerbau leicht Schaden. Es ist von der einfachen Hacke zu dem amerikanischen Pflug (andere kennt man in Südafrika nicht mehr), der mit sechs bis acht Ochsen bespannt werden muß, ein zu schneller Sprung. Oft werden Schulden gemacht, um ihn anzuschaffen; wenn er zerbricht, oder wenn Ochsen sterben, werden neue Schulden gemacht; wenn er zerbrochen ist, wird auf dem Acker überhaupt nicht gearbeitet, oder es wird ein anderer Pflug gemietet, wobei der Besitzer nicht vorwärts kommt und sein Landbau auch zurückgeht.

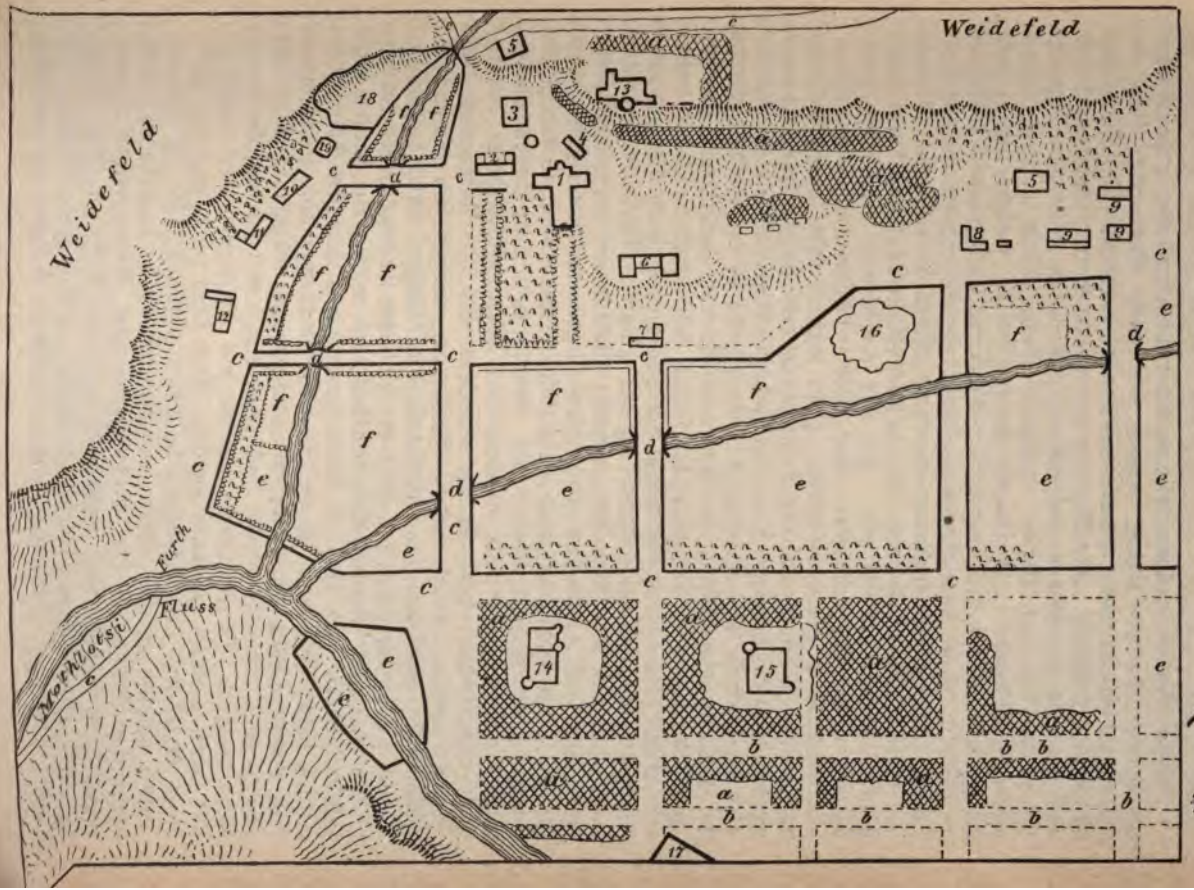
Mit der Hacke arbeitet der Mann, die Frau, die Mutter, die größere Tochter; alle Familienglieder können mit ihrer Hilfe am Ackerbau teilnehmen, die Ländereien vergrößern und dadurch den Wohlstand der Familie vermehren. Es ist durchaus kein Grund zu erkennen, weshalb die eingeborene Frau nicht mit der Hacke am Bestellen der Gärten teilnehmen soll, und es würde schwer für sie sein, genügende Arbeit zu finden, wenn sie sich nur im Hause und Hofe beschäftigen wollte; denn die Bedürfnisse der Eingeborenen in den warmen Ländern sind gering und einfach. Keine andere Arbeit wird aber den Leuten so angenehm werden und sie so leicht bei geistiger und leiblicher Gesundheit erhalten, als der Landbau.

Auch Fruchtbäume pflanzten wir gleich anfänglich in großer Zahl. Auf den näher oder entfernter gelegenen Bauerplätzen waren junge

*) Für die Missionare und Missionskolonisten wurde nur wenig Acker- und Gartenland in der Nähe ihrer Häuser reserviert. Es war groß genug zum Anlegen von Baumgärten und Gemüsegärten, auch konnte jeder derselben ziemlich so viel Mais gewinnen, als er in seinem Haushalte brauchte; allein die meisten von uns mußten doch *alljährlich Brotkorn* und auch noch etwas Mais zu ihrem Gebrauche kaufen.

Bäume in Überfluß zu haben. Bei der großen Triebkraft, welche der Natur in heißeren Ländern innewohnt, fanden sich in den Baumplantagen der Bauern immer Tausende von jungen Bäumchen, von Wildlingen, die zu entfernen den Besitzern die Zeit gefehlt hatte. Oft fanden sich an solchen Stellen, wohin die Kerne der zum Trocknen bereiteten Pfirsiche und Aprikosen geworfen worden waren, ganze Haufen solcher Bäumlein vor. Die Besitzer der Höfe waren dankbar, wenn sie entfernt wurden, die Leute brachten sie bei der Rückkehr von ihren Arbeitsgängen mit nach Haus, und da man in Afrika solche Wildlinge nicht notwendigerweise zu veredeln braucht, so konnten sie leicht zu brauchbaren Bäumen erzogen werden. Tausende von Bäumen wurden gepflanzt, und wenn auch in der Niederung davon Hunderte wieder eingingen infolge der zu großen Feuchtigkeit des Bodens, so fanden sich doch Stellen genug, wo sie Wurzel schlugen und bald lieblich blühten und Frucht trugen. Ganz besonders gelang das Anpflanzen an dem Bergabhang, auf welchem Fort Wilhelm steht; dort war das Erdreich trocken genug während der Sommerzeit und blieb feucht genug im trockenen Winter, so daß sich dort bald ein Wald von Pfirsichbäumen erhob.

Auch wir weißen Bewohner des Platzes säumten nicht, sondern legten sofort, nachdem die Wege ausgemessen waren, Baumpflanzungen und Hecken an. Vor meinem Hause war ein mit Steinen und festruhenden Felsblöcken bedeckter Raum. Es galt, diese öde Stelle zu bepflanzen. Nur mit großer Mühe konnten mit Hilfe von eisernen Brecheisen und Hebebäumen die mächtigen Steine entfernt und Löcher in den aus Steingeröll bestehenden Boden gegraben werden; dann wurde Erde von anderen Orten herbeigetragen, denn Fuhrwerk konnte dort nicht passieren, und Bäume wurden gepflanzt. Trotz aller Mühe, die wir uns dabei gaben, hat es jahrelanger Sorgfalt bedurft, das Gepflanzte zu erhalten und zum Wachstum und endlichen Fruchttragen zu bringen. Später ernteten wir freilich reichlichen Lohn von dem Garten, dessen grüne Pracht einen der unansehnlichsten und ödesten Teile des Platzes verdeckte. Ebenso schwer war es, an so gearteten Stellen die Furchen für das Anpflanzen von Hecken mit Eisen und Spitzhaue herzustellen und anderen Boden zum Füllen herbeizuschaffen, während auch für Hecken das Beschaffen von Stecklingen keine Mühe verursachte, da die abgeschnittenen Stücke der Ruten von Quitten, Granaten und Feigen ohne weiteres als solche gebraucht werden, indem sie, sofern sie nur im Anfang des Frühjahrs geschnitten und gelegt und gehörig bewässert werden, anwachsen und weiter treiben.



Botschabelo im Jahre 1882.

1. Kirche.
2. Wohnhaus von Miss. Merensky.
3. Wirtschaftsgebäude.
4. Alte Kirche.
5. Viehhürde.
6. Schule.
7. Haus des Missionar Trümpelmann.
8. Haus d. Kaufmanns.
9. Ladengebäude.
10. Wagenbauerei und Schmiede.
11. Haus d. Handwerker.
12. Seminar.
13. Fort Wilhelm.
14. 15. Forts in den Dörfern.
16. Ziegelei.
17. Gottesacker.
18. Viehhürde.
19. Druckerei.

Dörfer *a* der Eingeborenen.

b. Projektierte Straßen.
c. Gebahnte Straßen.
d. Steinerne Brücken.
e. Gärten der Eingeborenen.
f. Gärten der Missionare und Handwerker und des Kaufmanns.

Steinerne Landmauern.

Lebendige Hecken, Quitten u. a.

Baumgärten.

Siebzehntes Kapitel.

Der weitere äußere Aufbau der Station.

Neun Monate wohnten wir in unserm Rohrhäuslein, dann war ein kleines Gebäude fertig, welches eine solche Lage hatte, daß es später als Flügel eines zu errichtenden Wohnhauses, als Küchengebäude dienen konnte. Die Mauern waren von Herrn Kupfernagel fest und gut aus Feldsteinen aufgeführt; auf diesen niedrigen Mauern erhob sich das mit Binsen eingedeckte Dach. Man versieht solche niedrigen Gebäude in Afrika mit keinem Söller, sondern gönnt sich die größere Menge Luft, welche der durch den Hohlraum des Daches vergrößerte Raum dem Bewohner bietet. Zwei Stüblein enthielt das Haus, und nebenan etablierte ich unter einem strohgedeckten Abdach meine Studierstube, so daß nun unseren Ansprüchen vorläufig vollständig Genüge geleistet war. Da wir außer einer Kommode, zwei Tischen und einigen Stühlen keine Möbel besaßen, war der Raum auch nicht durch Hausrat beengt. Jetzt war es endlich an der Zeit, daß meiner lieben Frau eine kleine Küche vor diesem Hause gebaut werden konnte. Sie war nun zwei Jahre in Afrika und hatte den ihr nach dieser Seite hin obliegenden Arbeiten, da es die Verhältnisse so mit sich brachten, täglich in Wind und Wetter, bei Regenguß und Sonnenbrand im Freien obliegen müssen, denn auch die kleine, niedliche Küche, die wir in Ga-Ratao errichtet hatten, hatte sie nur zwei Wochen benutzen können, dann kam das plötzliche Verlassen der Station. Auch mit dem Bau des größeren Wohnhauses zögerte ich nicht mehr lange. Es sollte aus gebrannten Ziegeln errichtet werden, und der zur Herstellung von solchen taugliche Lehmgrund fand sich glücklicherweise in nächster Nähe. Da wurden von den Leuten wieder Steine geformt, und bald qualmte das Feuer der Feldöfen, welche ganz ausgezeichnet harte Steine lieferten. Bei der Aufführung der Mauern halfen treulich andere Missionare, welche sich damals in Botschabelo aufhielten, so daß sie in drei Wochen fertig dastanden. Da ich an diesem Hause im Falle der Not eine Festung haben wollte, versah ich es mit einem flachen Kalkdach, wie man es in andern südlichen Ländern und auch in den regenärmeren Strichen Südafrikas häufig sieht. Ich hatte zu oft bei dem Empfange von Nachrichten, daß unsere Feinde einen Überfall planten, mit bangem Herzen auf das so leicht zu entzündende Dach über mir und dann auf Weib und Kind geschaut. Die Kalksteine mußten drei Tagereisen weit hergeholt und dann mühsam gebrannt werden. Das Dach wurde auch mit Hilfe eines Nachbars, der Erfahrung in diesen Arbeiten hatte, so gut als irgend möglich gelegt; allein es stellte sich später doch heraus, daß dergleichen Dächer in den wolkenbruchartigen Sommerregen Transvaals nicht standhalten. Jahrelang war das Dach uns eine Quelle der Not, da es immer wieder durchlässig wurde und dadurch, daß es über uns eine beständig feuchte Kalkdecke bildete, zu unendlich

häufigen Unpäßlichkeiten und Erkrankungen in der Familie der Bewohner Anlaß gab.*) Das Haus erhielt durch unsere Handwerkerbrüder einfache, aber gute Thüren und Fenster, und als wir nach dem Hofe zu eine schützende Veranda aus Wellblech errichtet hatten, welche Kisten und Vorräten Raum bot, war es für meine Familie und mich ein wahrer Palast, den wir mit herzlichem Dank gegen Gott bezogen und bewohnten. Es enthielt einen schmalen Hausflur und zu beiden Seiten desselben je zwei Zimmer zu unserer Verfügung. Zwei kleine Gelasse unter der Veranda wurden als Herberge für durchreisende oder zeitweilig bei uns wohnende Missionare benutzt. Mittags und nachmittags herrschte hier unter dem Wellblech, wenn es nicht regnete, freilich eine Temperatur, welche der unter den sprichwörtlich gewordenen Bleidächern Venedigs glich. Die Fußböden in sämtlichen Zimmern waren noch immer Lehmflure, welche allwöchentlich durch Bestreichen mit Kuhdungwasser wieder neu poliert wurden, aber an diese Eigentümlichkeiten südafrikanischen Lebens waren wir bereits gewöhnt, daß sie uns nicht mehr fremdartig und unerträglich erschienen.**)

Auch das Bedürfnis der Gemeinde nach einem gottesdienstlichen Gebäude wurde bald erfüllt. Zuerst wurde ein Kirchen- und Schulgebäude mit niedrigen Steinmauern und einem großen Strohdach aufgeführt. So klein und unansehnlich es war, so nahmen doch die Leute an seinem Aufbau herzlichen Anteil und hatten große Freude, als es eingeweiht werden konnte. Es war ja das erste kleine Gotteshaus, welches sie hier an dem Ort der Zuflucht ungestört von Heiden und Häuptlingen sich erheben sahen. Als ich während der ersten schweren Monate — in der Hungerzeit, da nicht wenige nur so viel hatten, daß sie nur einmal am Tage etwas Speise zu sich nehmen konnten — zu Stephanus Maroti Bedenken äußerte, ob nicht manche schwächere Leute zurückschauten „nach den Fleischtöpfen Ägyptens“ und nach dem Heidenland und seinem Wohlleben zurückkehren würden, wies er auf die halb fertigen Mauern des Kirchleins hin und sagte: „Nein, du kannst sicher sein, daß das niemand thut, die Leute sehen das Haus entstehen und sind begierig nach der geistigen Speise, die ihnen durch Unterricht und bei den Gottesdiensten hier geboten werden soll;“ und der liebe Freund redete wahr, es verließ uns niemand, aber wohl zogen neue Haufen heran trotz des Hungers, so daß das erste Kirchlein sich bereits am Tage seiner Einweihung als zu klein erwies. Nur ein Jahr diente es seinem Zwecke in ursprünglicher Gestalt, dann war die Notwendigkeit gekommen, es zu erweitern. Wir verlängerten es und verbreiterten den angebauten Teil, der im übrigen in derselben

*) Es ist deshalb im Jahre 1875 durch ein Wellblechdach ersetzt worden.

**) Ich hatte bereits sieben Jahre, meine Frau vier Jahre in Transvaal gelebt, als wir dieses bessere Haus bezogen, nachdem wir bisher nur in Hütten oder Häuslein unser Obdach gehabt hatten. Mancher Reisende oder Kolonist sieht auf älteren Missionsstationen die ordentlichen, guten Häuser und kommt zu dem Urteil, daß die Missionare bequem wohnen und im Äußeren nicht darben, ohne etwas davon zu ahnen, wie schwer es die Bewohner solcher Häuser an anderen Orten hatten und mit welcher *Mühe die Missionare* die Gebäude errichtet haben.

Weise als der erste Bau aufgeführt wurde. Später hat das Gebäude als Schulhaus und dann als Schuppen gute Dienste gethan, denn nach wiederum einem Jahre mußten wir eine größere zweite Kirche bauen.

Herr Direktor Wangemann, welcher damals Transvaal bereiste, war Zeuge der kurzen Gemeindeversammlung, in welcher dieser Kirchbau beschlossen wurde. Er hatte auch noch Gelegenheit, sich des Eifers zu freuen, mit dem sämtliche Männer des Platzes das große Werk angriffen. Fundament und Mauern wurden aus Felsstücken hergestellt, welche zum Teil aus Felsbänken mit Eisen gebrochen wurden. Alle die Tausende von solchen Steinen, die zum Bau nötig waren, wurden von den Leuten auf den Schultern herbeigetragen, ebenso die Tausende von Steinen, welche zum Ausfüllen des am unteren Ende sechs Fuß hohen Fundamentes dienen mußten. Die Mauern wurden zum größten Teil durch einen alten norwegischen Maurer aufgeführt, der sich bei uns eingefunden hatte. Bei dem Auf-

Erstes Kirchlein in Botschabelo.

mauern des gotischen Bogens, der sich über der Apsis wölbte, und der Apsis selbst griffen wir Missionare mit zu. Da das sich selbst tragende Dachgebälk mit Farbe, die wir unseren eisenhaltigen Felsen entnommen hatten, rotbraun angestrichen wurde, gewährte das siebzig Fuß lange Gotteshaus von innen einen würdigen Anblick. Als es seiner Vollendung nahte, war Missionar Prozesky bei uns zu Besuch, der die Hinterwand, die Kanzel und Apsis mit künstlerischer Hand durch Malerei zierte und den Fenstern der Apsis durch Überspannen mit geölter, bemalter Leinewand das Ansehen von bunten Glasfenstern verlieh. Auch eine Empore wurde in die Kirche gelegt. Weiber und Kinder hatten an ihrem Teile auch fleißig mitgearbeitet, und so war das Werk ein rechtes Werk der Gemeinde geworden, dessen sie sich am Tage der Einweihung (15. März 1868) von Herzen freuen konnte. Endlich hatten auch die herrliche Altarbekleidung und die schönen heiligen Gefäße, welche uns von der Schwesternschaft des Diakonissenhauses Bethanien in Berlin vor Jahren geschenkt worden *waren, hier eine für ihre* Verwendung würdige Stätte gefunden. Der *Einweihungsgottesdienst* war herzerhebend und erbaulich; mehrere

Missionare, die zum Fest gekommen waren, feierten mit uns und dankten mit uns dem Herrn, daß die durch Kreuz und Leiden geführte Gemeinde solchen Tag sehen durfte. Da das Kirchlein nur etwa sechshundert Menschen faßte, wenn auch die Leute, wie es geschah, auf dem schönen Lehmflur dicht gedrängt nebeneinander hockten,*) so war es für unsere damals schon auf achthundert Seelen angewachsene Bevölkerung nur eben groß genug. Ich konnte zu meinem Bedauern den Bauern, die am Tage der Einweihung aus der Nachbarschaft herbeigekommen waren, nicht einmal Plätze in der Kirche zur Teilnahme an der Feier bewilligen; sie nahmen das auch nicht übel auf, da sie es selbst für recht erkannten, daß zunächst die Leute, welche die Arbeit gethan hatten, und für die sie gethan war, Zutritt haben mußten. Sie hatten aber durch Fenster und Thüren mit Verwunderung den mit einem Kruzifix**) geschmückten Altar angestaunt und dem Altardienst zugeschaut und glaubten nun der Versicherung eines alten schottischen Schulmeisters, daß wir römisch wären. Einige Jahre später empfanden wir das Bedürfnis nach einem großen Schulgebäude; das alte Kirchlein, welches Schule geworden war, genügte dem vorhandenen Bedürfnis nicht mehr, denn es besuchten täglich dreihundert Kinder den Unterricht. Da wurde denn das große stattliche Schulgebäude errichtet (1871), in welchem später täglich vierhundert Kinder unterrichtet worden sind. Wir erbauten es auf einem mit wild durcheinander geworfenem Felsgestein bedeckten Vorhügel des Schanzberges. Es fand so in der Mitte des bewohnten Gebiets seine Stelle, und das wüste Felsgestein schreckte uns nicht ab, denn es sollte gerade durch das Gebäude bedeckt werden. Die Männer formten und brannten 40000 Steine, und die Kinder trugen sie alle fröhlich und singend nach und nach an den Ort des Baues; wurden sie müde, so kamen die Mütter mit ihren Tragkörben und halfen. Das sehr hohe Fundament, zu dessen Füllung unendliche Mengen von Steinen herbeigetragen und herangewälzt wurden, mauerten die Eingeborenen selbst auf, da sie inzwischen in dieser Art gröberer Maurerarbeit recht erfahren und geschickt geworden waren; die Mauern führte ein deutscher Maurer auf, das Dach wurde äußerst geschickt von Baßuto mit Grasstroh gedeckt, und wir hatten nach der Einweihung die Genugthuung, Raum genug für den Unterricht der Jugend und auch der Katechumenen zu

*) Bald brachten die Männer selbstverfertigte kleine Feldstühle mit in das Gotteshaus, während die Weiber noch jahrelang während des Gottesdienstes auf dem Lehmflur saßen.

**) Ein uns befreundeter holländisch reform. Prediger, der uns zuweilen besuchte und sich gern mit dem blinden Josef unterhielt, fragte diesen bald darauf, weshalb auf dem Altar das Kruzifix stünde. „Mynheer," war dessen Antwort, „wir schwarzen Leute sind unwissend; wenn wir nie ein Kreuzbild des Herrn gesehen hätten, würden wir uns gar nicht vorstellen können, wie unser Herr für uns gelitten hat. Wir sind aber auch vergeßlich und denken nicht oft genug an seinen Tod; wenn wir nun in die Kirche kommen, sehen wir das Kruzifix und werden dadurch sogleich an seine Liebe erinnert." „Was würdet ihr aber thun," wurde weiter gefragt, „wenn einige von euch das Kruzifix als Gott ansehen und anbeten wollten?" worauf der liebe Blinde erwiderte: „Dann würden wir mit dem Kruzifix thun, wie Hiskias mit der ehernen Schlange *that, nachdem* sie abgöttisch verehrt worden war." (Vergl. 2 Kön. 18, 4.)

haben. Diese unsere Schule war und ist vielleicht noch jetzt nicht nur das größeste, sondern auch das schönste Schulgebäude im ganzen Transvaallande.

Aber auch äußere Arbeiten anderer Art und Bauten zu anderen Zwecken nahmen schon damals in den ersten Jahren unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Unsere „Handwerkerbrüder" oder Missionskolonisten hatten mit uns Missionaren aus dem Lande Sekukunis weichen müssen. Wenn irgendwo in Transvaal, so war hier der Ort, wo sie eine nutzbringende Thätigkeit mußten entfalten können. Weder sie selbst noch die Missionare dachten daran, daß es möglich sei, sie wieder in Gegenden zurückkehren zu lassen, wo souveräne Häuptlinge herrschten, wo also um der Unsicherheit der Verhältnisse willen der Aufbau der Stationen auf das allergeringste, notwendigste Maß beschränkt bleiben muß, wohin auch die Verbindung so schwierig und kostspielig war, daß es nicht richtig gewesen wäre, die Reisekosten noch durch Ausgaben für Brüder zu vermehren, die für unser Werk nicht unentbehrlich waren. Botschabelo aber entwickelte sich mehr und mehr zu einem bedeutenden Etappenplatz, wo Expeditonen ausgerüstet wurden und unsere in Feindesland vorgeschobene Postenkette einen Rückhalt fand.*) Hier gehörte der Grund und Boden der Gesellschaft, und hier konnte man es verantworten, daß gute Häuser gebaut wurden, ja es konnte nicht darauf ankommen, ob einige Häuser mehr errichtet werden mußten, da man sicher sein konnte, daß sie, wenn je einmal verlassen, bei der stetig steigenden Entwicklung doch bald wieder Verwendung finden würden. Hier mußten die wachsenden Bedürfnisse der Eingeborenen Handwerkern Arbeit schaffen, und hier war noch am ehesten zu erwarten, daß Eingeborene sich würden willig finden lassen, europäische Handwerke zu erlernen; so war es richtig, daß die drei Missionshandwerker versuchten, sich hier einen Arbeits- und Wirkungs-Kreis zu schaffen. Einer unter diesen dreien war ein Maurer, der erwähnte Brückenbauer (Kupfernagel). Die Leute lernten, wenn sie mit ihm arbeiteten, manchen Handgriff, und er selbst war eine tüchtige, wenn auch zu wenig geschulte Arbeitskraft. Da er aber verheiratet war, nahm natürlicherweise die Arbeit für die Einrichtung des eigenen Hauses, des eigenen Gartens und der eigenen Wirtschaft viel von seiner Zeit in Anspruch. Die Sprache der Leute kannte er nicht und hat sie auch nicht erlernt. Er wurde bald darauf nach der Kapkolonie versetzt.

Der zweite Handwerker war ein Tischlermeister, der sein Handwerk zwar aus dem Grunde verstand, sich aber so wenig in fremdländische Verhältnisse hineinfinden konnte, daß sein Wille, alles so zu machen, wie er es in Deutschland gelernt hatte, ihn für Afrika ziemlich unbrauchbar werden ließ. Er lernte kaum verständlich holländisch sprechen, vom Erlernen auch nur eines Satzes der Baßutosprache konnte daher keine Rede sein. Selten kam er dazu, einige Fenster und

*) *Solche Stationen, welche in dieser Weise den Missionaren als Stützpunkte dienten, waren im Mittelalter viele Klöster, wie Fulda, Chorin, Lehnin, Trebnitz, und Bischofsitze wie Bremen, Magdeburg, Havelberg.*

Wagenbauerei in Botschabelo.

Thüren für Missionarshäuser oder andere Stationsgebäude anzufertigen. Seine Zeit hatte er vollauf nötig, für eigenes Obdach und Werkstätte zu sorgen, und da er auch beim Errichten von Mauerwerk zu pedantisch genau verfuhr, brauchte er zu solchen Arbeiten so viele Zeit, daß die Kosten, die er verursachte, in keinem rechten Verhältnis zu den Resultaten seiner Arbeit standen.*) Auch wenn er für Bauern arbeitete, nahm er nicht so hohe Preise, daß die Kosten für seinen Unterhalt durch den Ertrag solcher Arbeit gedeckt worden wären. Eingeborene konnten von seiner Kunstfertigkeit nichts lernen, weil ihm nicht nur die Fähigkeit abging, mit ihnen zu sprechen, sondern auch die Fähigkeit, ihnen etwas begreiflich zu machen. Während der Anwesenheit des Herrn Direktor Wangemann kamen diese Verhältnisse zur Sprache, und der gute Freund schied in Frieden aus unserem Dienst und ließ sich als Tischlermeister in dem damals aufkommenden nahen Dorfe Middelburg nieder. Da er sich nicht verheiratete und für seine Person unendlich genügsam war, verdiente er dort auch so viel, daß er kärglich leben konnte.

Der dritte unter unseren Handwerkern, Lademann, war ein Wagenbauer, ein gelernter Stellmacher, der in Berlin vor seiner Aussendung noch so viel als möglich von der Schmiederei erlernt hatte. Er war intelligent und praktisch, fleißig und verträglich, und seine Kunst konnten wir gerade damals brauchen. Häuser, gut oder schlecht, konnten wir Missionare selbst erbauen, aber Wagen nicht, und doch konnte man beim Anlegen einer neuen Station wohl ohne Haus, nicht aber ohne Wagen sich behelfen. Jeder Missionar, dem der Auftrag wurde, an einem neuen Orte die Arbeit anzufangen, mußte notwendigerweise einen Wagen haben. Nun waren Wagen damals in Transvaal selten zu kaufen, denn einzelne Buren machten wohl gelegentlich Wagen und zwar von ganz ausgezeichneter Beschaffenheit, allein es war mit vielen Umständen verbunden, wenn man von ihnen bedient sein wollte. Diese Leute betrieben die Arbeit nicht fabrikmäßig, man mußte ihnen deshalb Holz und Eisen zum Wagen liefern; oft forderte der Schmied auch, daß man ihm Kohlen verschaffen müsse, wenn er arbeiten solle. Mit dem Verdeck versehen und anstreichen mußte der Besteller den Wagen jedenfalls selbst. In Natal bestanden einige größere Wagenbauereien, allein die dort gefertigten Wagen hatten einen üblen Ruf. Sie wurden aus nicht gründlich getrocknetem Holze erbaut und trockneten im trocknen Winter unseres Landes so zusammen, daß sie zusammenfielen. Auch war es sehr schwer, Reparaturen an Wagen ausgeführt zu erhalten, und wenn Wagen nicht in gutem Zustande erhalten werden, dauern sie überhaupt nicht lange, da sie aber in Südafrika einen hohen Wert darstellen, ist es geboten, sie zu schonen und nach Möglichkeit zu erhalten.

So drängten die Umstände zur Errichtung einer Wagenbauerei in Botschabelo, welche sich auch in der Folgezeit als richtig und nützlich bewährt hat. In zehn Jahren legten wir damals zehn neue

*) *Die Kolonisten oder Handwerker, welche im Dienste der Berliner Gesellschaft standen, erhielten festes Gehalt.*

Missionsstationen an; diese und auch die später gegründeten neuen Stationen wurden von hier aus mit tüchtigen Wagen versehen, und da die letzteren immer wieder nach Botschabelo zurückkamen oder Botschabelo passierten, konnten sie auch immer aufs neue in stand gesetzt werden. Auch Bauern nahmen unsere Werkstatt für ihre Bedürfnisse von Zeit zu Zeit in Anspruch, und auch die Eingeborenen mußten öfter Wagen und Pflüge hier reparieren lassen. So erweiterte sich das Geschäft eine lange Zeit hindurch Jahr für Jahr. Für die Verwaltung Botschabelos war es außerdem sehr wichtig, daß sich Werkstätten an Ort und Stelle befanden, in denen die bei vielen Bauten notwendigen Schmiedearbeiten, sowie auch manche Holzarbeiten verfertigt werden konnten. Direkte Einnahmen konnten aus diesem Geschäft niemals weder in die Stationskasse, noch an die Missionsgesellschaft abgeführt werden, da die für Gesellschaft und Station gelieferten Wagen und Arbeiten nicht bar bezahlt wurden; allein diese Arbeiten wurden abgeschätzt und gebucht, und es hat die Gesellschaft nicht nur keine Mehrausgaben von dem Bestehen dieser Werkstätten gehabt, sondern sie haben außer dem Nutzen, den sie sonst schafften, der Gesellschaft im Laufe der Jahre viele andere Ausgaben erspart.*)

Zugleich war die Anstalt eine Industrieschule für unsere Eingeborenen. Immer sind während ihres Bestehens eingeborene Lehrlinge und Arbeiter dort beschäftigt worden. Da der Chef des Ganzen (Lademann) sehr fleißig und pünktlich war, und da beständig auch andere deutsche Handwerker in dem Geschäft arbeiteten, so wurden an die schwarzen Lehrlinge dieselben Anforderungen in Bezug auf Arbeitsdauer und Fleiß gestellt, als in Europa, was für Afrika und für Afrikaner vielleicht zu viel war. Früh um sechs Uhr im Sommer, um sieben Uhr im Winter läutete die Glocke der Werkstatt, und mit den gewöhnlichen Pausen ging die Arbeit in scharfer Weise ihren ununterbrochenen Gang bis abend sieben Uhr. Einer unserer Baßuto lernte als Stellmacher und einer als Schmied vollkommen aus, während andere halb auslernten und dadurch so viel profitierten, daß sie sich wenigstens mit dem Reparieren von Wagen und mit Zimmerarbeit beschäftigen konnten. Da eigentliche Industrieschulen (wie

---

*) Die nach Berlin jährlich eingesendeten Berichte über den Stand und den Ertrag des Lademannschen Geschäftes enthalten über Jahresabschlüsse folgende Angaben:

1867—68	Aktiva	ℳ	6076,90	Passiva	ℳ	5473,10	Ertrag	ℳ 603,80
1868—69	„	„	12115,50	„	„	9850,70	„	„ 2264,80
1869—70	„	„	21614,30	„	„	15812,30	„	„ 5802,—
1870—71	„	„	24749,50	„	„	18113,50	„	„ 6636,—
1871—72	„	„	27442,30	„	„	25065,90	„	„ 2376,40
1872—73	„	„	28576,30	„	„	22363,30	„	„ 6213,—
1873—74	„	„	24504,50	„	„	18594,90	„	„ 5909,60
1874—75	„	„	35991,40	„	„	33972,50	„	„ 2018,90
1875—76	„	„	45754,—	„	„	40851,70	„	„ 4902,30
1876—77	„	„	38466,90	„	„	35206,90	„	„ 3260,—
1877—78	„	„	42055,30	„	„	36306,30	„	„ 5749,—
1878—79	„	„	40751,90	„	„	38877,60	„	„ 1874,30
1879—80	„	„	31176,50	„	„	31025,75	„	„ 150,75

z. B. Lovedale) großer Zuschüsse bedürfen, so ist das, was in unserer Wagenbauerei zur industriellen Erziehung der Eingeborenen geschehen konnte, immerhin recht anerkennenswert.

Als die Wagenbauerei in vollem Betriebe war, gewährten die zu ihr gehörenden Gebäude einen stattlichen Anblick. Das Haus, welches die Werkstätten enthielt, war etwa siebenzig Fuß lang. Zuerst trat man in die Schmiede, da arbeiteten die Leute an zwei Feuern mit Steinkohlen, welche zwei Tagereisen von hier auf der Hochfläche gegraben wurden. An einer Feilbank waren die Schraubstöcke und die Bohrmaschine befestigt. In der anstoßenden Werkstatt für Holzarbeit standen vier Hobelbänke, hier wurde unter den Augen des stets mitarbeitenden Chefs gesägt, gehobelt, gedreht, daß es eine Lust war. Hinter diesem Gebäude fand sich ein Schuppen, wo große Mengen von zugerichtetem Wagenholz, wie die Bauern es zum Verkauf gebracht hatten, zum Austrocknen aufgeschichtet lagen. Von solchem Wagenholz findet sich auch in den holzärmeren Gegenden Transvaals, besonders in Bergen und Klüften, immer noch eine ziemliche Menge. Unter den Vorräten an Eisen fehlten schwere eiserne Achsen nicht, welche den Gebrauch der früher beliebten Achsen von Eisen- und Ölbaumholz immer mehr verdrängten. Nachdem wir auch bei diesem der Feuersgefahr so sehr ausgesetzten Gebäude es vergeblich mit einem Kalkdach versucht hatten, war es mit dem zweckmäßigen, aber teuren Dach aus Wellblech versehen worden. Daneben stand das stattliche, rebenumrankte Wohnhaus des Meisters, mit Wirtschaftsgebäuden und kleinen Häusern für die schwarzen Lehrlinge. Das Ganze lag an einem humusreichen Bergrand, den ein üppiger Mimosenbusch krönte. Der Abhang wurde in Terrassen verwandelt und war bald mit den herrlichsten Fruchtbäumen über und über bedeckt. Auch in den Gärten vor den Häusern wucherten Bäume und Hecken förmlich und trugen reiche Frucht; denn auch hier war das Erdreich von guter, fruchtbarer Beschaffenheit.

Fünfzehn Jahre lang hat die Wagenbauerei in dieser Gestalt bestanden und Nutzen geschafft, da führten die veränderten Verhältnisse zu ihrer Auflösung. In Natal und Transvaal konnte man endlich gute Wagen verhältnismäßig billig kaufen; die Zeit, in welcher die Zahl der Stationen sich fortwährend schnell vermehrte, war auch vorüber, so daß wir nicht mehr so viele neue Wagen brauchten. Handwerker, welche Reparaturen machten, hatten sich im Lande hin und her niedergelassen, und die nördlichen Stationen wählten als Verbindungsweg nach Natal die leichtere westliche Straße, die über Pretoria führte, so daß es schwierig wurde, von diesen Stationen Wagen nach Botschabelo zur Reparatur zu senden. So war für die Erhaltung der großen Einrichtung kein wirkliches Bedürfnis mehr vorhanden. Lademann, der älter und zeitweilig kränklich geworden war, ließ sich bei Pretoria auf einem eigenen Grundstück nieder, und die Gebäude, die er erbaut hatte, wurden zu anderen Zwecken bestimmt.

Als äußerst wünschenswert mußte si[illegible] bald
bauung einer Mühle für unsere Kolonie [illegible]

die Baßuto sich noch gern mit dem einfachen Mahlapparat begnügten, den sie von ihren Eltern überkommen hatten, so war doch für die weißen Bewohner des Platzes der Gebrauch der eisernen Handmühlen zu beschwerlich und kostspielig. Die Bauern in der Umgegend hatten auf einigen Höfen die kleinen Wassermühlen errichtet,*) welche man in Südafrika „Normann" nennt, die aber nur wenig mehr als die Handmühlen leisten, wenn ihr Betrieb auch billiger ist. Wir konnten also unser Brotmehl in der Nähe nicht gemahlen erhalten und konnten hoffen, daß auch Bauern unsere Mahlkunden werden würden, wenn wir eine tüchtige Mühle errichteten. Wollten wir eine solche überhaupt bauen, so mußte sie so viel leisten können, daß ein Müller bei ihr angestellt werden konnte. Wasser für den Betrieb einer größeren Mühle war für die meiste Zeit im Jahre reichlich im Mochlotsiflusse, der selbst in ganz dürren Zeiten niemals ganz austrocknete; es galt nur, an den felsumsäumten Ufern des Flusses eine Stelle zu finden, wo ein Wehr angelegt werden und ein Mühlgraben ausgehoben werden konnte. Nach vielem Suchen und Überlegen, nach vielem Messen und abermaligem Messen mit der Wasserwage fand sich auf einem neu hinzugekauften Grundstück ein Ort, der die nötige Gelegenheit bot. Der leitende Ingenieur bei der Arbeit mußte ich selber sein, allein ich hatte nun bereits häufig genug kleinere Wasserleitungen angelegt, so daß ich es mit der großen auch versuchen durfte. Bei dem Ausschachten des Mühlgrabens mußte ich selbstverständlich den Leuten ihre Arbeit bezahlen. Sie arbeiteten aber damals noch so billig, daß die Vollendung des großen Werkes möglich wurde.**)

Ein Glück war es, daß die Arbeiter bei den Schanz-, Brücken- und Wege-Bauten bereits gelernt hatten, mit Felsblöcken umzuspringen und Brecheisen und Hebebäume zu gebrauchen; denn bei der Anlegung des Mühlgrabens waren außerordentliche Schwierigkeiten zu bewältigen. Fels lag hier streckenweis auf Fels; an einer Stelle mußte eine fünfzig Schritt lange Bank aus bröckelndem Gestein, das einige Fuß dick war, mit Hilfe von Hacken, die in unserer Schmiede besonders gut verstählt waren, langsam durchbrochen werden. Sechs Monate lang arbeiteten durchschnittlich zwanzig Leute ohne Beaufsichtigung und Führung durch einen Weißen, abgesehen von meiner eigenen Oberleitung, an dem schweren Werke, dann war der 1360 Schritt lange Graben fertig. An der flachsten Stelle war er einige Fuß, an der tiefsten aber zwölf Fuß tief, dabei war er vier bis fünf Fuß breit. Fünfhundert Schritt führte er durch Steine und Felsenbänke. Über zweitausend Kubikmeter Erde und Fels waren bei der Anlegung dieses Grabens von uns ausgeschachtet worden.

Das Mühlengebäude mauerten deutsche Maurer auf, und für Herstellung des Werkes gewann ich einen deutschen gelernten Mühlen-

*) Nur auf einem Hofe befand sich eine bessere oberschlächtige Wassermühle.

**) Für eine [illegible]cke, welche in Natal 6 Mark kostete, arbeiteten sie damals drei Wochen und aßen [illegible] eigene Kost dabei, für ein von den Missionsfrauenvereinen [illegible]estelltes und [illegible]ndtes Hemd oder einen Kittel 9 bis 12 Tage.

z. B. Lovedale) großer Zuschüsse bedürfen, so ist das, was in unserer Wagenbauerei zur industriellen Erziehung der Eingeborenen geschehen konnte, immerhin recht anerkennenswert.

Als die Wagenbauerei in vollem Betriebe war, gewährten die zu ihr gehörenden Gebäude einen stattlichen Anblick. Das Haus, welches die Werkstätten enthielt, war etwa siebenzig Fuß lang. Zuerst trat man in die Schmiede, da arbeiteten die Leute an zwei Feuern mit Steinkohlen, welche zwei Tagereisen von hier auf der Hochfläche gegraben wurden. An einer Feilbank waren die Schraubstöcke und die Bohrmaschine befestigt. In der anstoßenden Werkstatt für Holzarbeit standen vier Hobelbänke, hier wurde unter den Augen des stets mitarbeitenden Chefs gesägt, gehobelt, gedreht, daß es eine Lust war. Hinter diesem Gebäude fand sich ein Schuppen, wo große Mengen von zugerichtetem Wagenholz, wie die Bauern es zum Verkauf gebracht hatten, zum Austrocknen aufgeschichtet lagen. Von solchem Wagenholz findet sich auch in den holzärmeren Gegenden Transvaals, besonders in Bergen und Klüften, immer noch eine ziemliche Menge. Unter den Vorräten an Eisen fehlten schwere eiserne Achsen nicht, welche den Gebrauch der früher beliebten Achsen von Eisen- und Ölbaumholz immer mehr verdrängten. Nachdem wir auch bei diesem der Feuersgefahr so sehr ausgesetzten Gebäude es vergeblich mit einem Kalkdach versucht hatten, war es mit dem zweckmäßigen, aber teuren Dach aus Wellblech versehen worden. Daneben stand das stattliche, rebenumrankte Wohnhaus des Meisters, mit Wirtschaftsgebäuden und kleinen Häusern für die schwarzen Lehrlinge. Das Ganze lag an einem humusreichen Bergrand, den ein üppiger Mimosenbusch krönte. Der Abhang wurde in Terrassen verwandelt und war bald mit den herrlichsten Fruchtbäumen über und über bedeckt. Auch in den Gärten vor den Häusern wucherten Bäume und Hecken förmlich und trugen reiche Frucht; denn auch hier war das Erdreich von guter, fruchtbarer Beschaffenheit.

Fünfzehn Jahre lang hat die Wagenbauerei in dieser Gestalt bestanden und Nutzen geschafft, da führten die veränderten Verhältnisse zu ihrer Auflösung. In Natal und Transvaal konnte man endlich gute Wagen verhältnismäßig billig kaufen; die Zeit, in welcher die Zahl der Stationen sich fortwährend schnell vermehrte, war auch vorüber, so daß wir nicht mehr so viele neue Wagen brauchten. Handwerker, welche Reparaturen machten, hatten sich im Lande hin und her niedergelassen, und die nördlichen Stationen wählten als Verbindungsweg nach Natal die leichtere westliche Straße, die über Pretoria führte, so daß es schwierig wurde, von diesen Stationen Wagen nach Botschabelo zur Reparatur zu senden. So war für die Erhaltung der großen Einrichtung kein wirkliches Bedürfnis mehr vorhanden. Lademann, der älter und zeitweilig kränklich geworden war, ließ sich bei Pretoria auf einem eigenen Grundstück nieder, und die Gebäude, die er erbaut hatte, wurden zu anderen Zwecken bestimmt.

Als äußerst wünschenswert mußte sich auch sehr bald die *Erbauung einer Mühle* für unsere Kolonie herausstellen. Wenn auch

die Baßuto sich noch gern mit dem einfachen Mahlapparat begnügten, den sie von ihren Eltern überkommen hatten, so war doch für die weißen Bewohner des Platzes der Gebrauch der eisernen Handmühlen zu beschwerlich und kostspielig. Die Bauern in der Umgegend hatten auf einigen Höfen die kleinen Wassermühlen errichtet,*) welche man in Südafrika „Normann" nennt, die aber nur wenig mehr als die Handmühlen leisten, wenn ihr Betrieb auch billiger ist. Wir konnten also unser Brotmehl in der Nähe nicht gemahlen erhalten und konnten hoffen, daß auch Bauern unsere Mahlkunden werden würden, wenn wir eine tüchtige Mühle errichteten. Wollten wir eine solche überhaupt bauen, so mußte sie so viel leisten können, daß ein Müller bei ihr angestellt werden konnte. Wasser für den Betrieb einer größeren Mühle war für die meiste Zeit im Jahre reichlich im Mochlotsifluſſe, der selbst in ganz dürren Zeiten niemals ganz austrocknete; es galt nur, an den felsumsäumten Ufern des Flusses eine Stelle zu finden, wo ein Wehr angelegt werden und ein Mühlgraben ausgehoben werden konnte. Nach vielem Suchen und Überlegen, nach vielem Messen und abermaligem Messen mit der Wasserwage fand sich auf einem neu hinzugekauften Grundstück ein Ort, der die nötige Gelegenheit bot. Der leitende Ingenieur bei der Arbeit mußte ich selber sein, allein ich hatte nun bereits häufig genug kleinere Wasserleitungen angelegt, so daß ich es mit der großen auch versuchen durfte. Bei dem Ausschachten des Mühlgrabens mußte ich selbstverständlich den Leuten ihre Arbeit bezahlen. Sie arbeiteten aber damals noch so billig, daß die Vollendung des großen Werkes möglich wurde.**)

Ein Glück war es, daß die Arbeiter bei den Schanz-, Brücken- und Wege-Bauten bereits gelernt hatten, mit Felsblöcken umzuspringen und Brecheisen und Hebebäume zu gebrauchen; denn bei der Anlegung des Mühlgrabens waren außerordentliche Schwierigkeiten zu bewältigen. Fels lag hier streckenweis auf Fels; an einer Stelle mußte eine fünfzig Schritt lange Bank aus bröckelndem Gestein, das einige Fuß dick war, mit Hilfe von Hacken, die in unserer Schmiede besonders gut verstählt waren, langsam durchbrochen werden. Sechs Monate lang arbeiteten durchschnittlich zwanzig Leute ohne Beaufsichtigung und Führung durch einen Weißen, abgesehen von meiner eigenen Oberleitung, an dem schweren Werke, dann war der 1360 Schritt lange Graben fertig. An der flachsten Stelle war er einige Fuß, an der tiefsten aber zwölf Fuß tief, dabei war er vier bis fünf Fuß breit. Fünfhundert Schritt führte er durch Steine und Felsenbänke. Über zweitausend Kubikmeter Erde und Fels waren bei der Anlegung dieses Grabens von uns ausgeschachtet worden.

Das Mühlengebäude mauerten deutsche Maurer auf, und für Herstellung des Werkes gewann ich einen deutschen gelernten Mühlen-

*) Nur auf einem Hofe befand sich eine bessere oberschlächtige Wassermühle.

**) Für eine Decke, welche in Natal 6 Mark kostete, arbeiteten sie damals drei Wochen und aßen ihre eigene Kost dabei, für ein von den Missionsfrauenvereinen *hergestelltes und hinausgesandtes* Hemd oder einen Kittel 9 bis 12 Tage.

bauer, den ich freilich acht Tagereisen weit her holen lassen mußte. Das Wasserrad wurde von einem geschickten deutschen Tischler gemacht. So stand das Werk nach seiner Vollendung als ein Zeichen deutscher Kunst und deutschen Fleißes da. In einer Zeit, als ich einen tüchtigen deutschen Müller hatte, mahlte die Mühle in vierundzwanzig Stunden vierzig Sack Weizen. Der Mühlenbauer hatte auch zwei Drahtsiebe angebracht, welche nötig waren, um aus dem Maismehl die groben Hülsen zu entfernen. Das Weizenmehl wurde damals mit der Kleie von den Bauern nach Haus genommen oder auf den Markt gebracht; die Kleie wurde erst beim Gebrauch in jeder Haushaltung entfernt.

Der Mühlenbau und die Erhaltung der Mühle in gutem Zustande hat mir später große Mühe und gar manchmal Sorge bereitet. In der Anfangszeit, als ich einen technisch ganz unwissenden Müller hatte, wurde ich nur zu oft durch Eilboten benachrichtigt, daß die Mühle nicht mahlen wolle, oder daß das Wehr durchlässig sei, ich solle doch kommen und sehen, woran es läge; aber doch war ihre Einrichtung eine wertvolle Bereicherung des äußeren Arbeitsapparats, ohne den nun einmal solch Institut, wie Botschabelo, sich nicht entwickeln kann. Daneben hatte sie in späteren Jahren so reiche Einnahmen, daß der Gewinn, welcher der Stationskasse durch sie zufloß, ein immerhin erheblicher gewesen ist.*) Ich aber tröstete mich oft bei der Mühe, die sie machte, damit, daß auch die alten Missionare, welche Deutschland dem christlichen Kulturleben erschlossen haben, bei der Errichtung ihrer klösterlichen Missionsstationen gleich anfänglich dafür zu sorgen pflegten, daß eine ordentliche Mühle gebaut wurde.

Mit Errichtung der Wagenbauerei und Erbauung der Mühle war die Verwaltung Botschabelos bereits so sehr in „Händel der Nahrung" d. h. in geschäftliche Unternehmungen verwickelt, daß wir gezwungen waren, noch einen Schritt weiter zu gehen, wir mußten nämlich einen Kaufladen errichten. Die Nötigung dazu lag in den unentwickelten Verhältnissen des Landes. Nur wenig Geld war damals unter Schwarz und Weiß im Umlauf. Der Eingeborene wollte nicht für Geld arbeiten, sondern lieber für eine Decke oder eine Hacke; denn entweder mußte er eine weite Reise unternehmen, um das, was er nötig hatte, zu kaufen, oder er mußte auf die Ankunft eines der damals das Land im Wagen durchziehenden Händler warten, bei denen alle Waren unerschwinglich teuer waren. So mußten wir der als Arbeiter beschäftigten Schwarzen wegen jährlich einen Vorrat von solchen Gegenständen zur Hand haben, welche für sie Geldwert hatten. Ähnlich stand es in Bezug auf die Bauern. Der Bauer suchte, wenn er Wagenholz zum Verkauf brachte, Leinewand, Kattun und englisches Leder zu Kleidern für sich und seine Familie und wollte sich nach der überstandenen Anstrengung der Arbeit und Reise an dem beliebten Kaffee laben. Wenn er in unseren Werkstätten etwas hatte arbeiten lassen, fehlte

*) *Über die Erträge der Mühle siehe Anhang VI.*

ihm das Geld; er brachte dafür aber gern Holz, Tabak, Korn und Häute, und wir mußten sehen, wie wir das alles verwerten konnten. Alle solche Geschäfte hatte anfänglich Br. Lademann führen müssen, allein sie wuchsen, und er konnte nicht Kaufmann und zugleich Vorsteher der Wagenbauerei sein, welche seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Die Baßuto hatten aber bald viele Sachen nötig, die nur durch Kauf zu erlangen waren, und es war wünschenswert, daß sie auf der Station, wo man sie vom Schuldenmachen abhalten konnte, ihre Handelsgeschäfte erledigen konnten. Da war es ein günstiger Umstand, daß ein Deutscher, Kamann mit Namen, gelernter Maurer von Profession, der seit einigen Jahren sich bei unseren Missionaren aufgehalten hatte, sich erbot, die Führung eines Handelsgeschäfts in Botschabelo zu übernehmen, und zwar unter der Bedingung, daß er an die Station die Hälfte des erzielten Reingewinns zahle. Die Missionsgesellschaft brauchte also kein Kapital in das Geschäft zu stecken, wurde als solche ebensowenig als wir Missionare in die geschäftliche Führung der Sache verwickelt, und es wurden im Laufe der Jahre für unsere Kasse doch ganz beträchtliche Einnahmen erzielt, während Herr K. immer gern behilflich war, geschäftliche Arbeiten aller Art, die durch Wagenbauerei, Mühle und Verwertung des Zehnt entstanden, uns zu erleichtern oder ganz abzunehmen.*)

Die geschilderten wirtschaftlichen Unternehmungen hätten reiche Erträge geliefert, wenn nicht gerade in den Jahren, in welche ihr Entstehen fällt, die Verhältnisse in Transvaal für Handel und Wandel überaus ungünstig gewesen wären. Durch die Raubjagd und durch das schonungslose Hinschlachten war das große Wild verschwunden, die Bürger waren an Entwicklung des Ackerbaues durch die seit Jahren wütenden Grenzkriege verhindert, Europäer scheuten sich, Kraft und Kapital an die Eröffnung der Hülfsquellen eines Landes zu wenden, in welchem keinerlei Sicherheit für ruhige Entwicklung bestand, dabei fehlte dem Lande ein Markt, auf dem die Produkte der Landwirtschaft mit Vorteil verwertet werden konnten**), und um das Unglück voll zu machen, griff die Regierung, damit sie ihre Beamten bezahlen könne, vom Jahre 1863 an zu dem unglück-

*) Verluste hat das Geschäft allerdings auch gehabt, wie das bei jedem kaufmännischen Unternehmen der Fall ist, es kommt eben bei solchen Geschäften darauf an, ob schließlich Verlust oder Gewinn überwiegt. Der Gewinn aber, den die Gesellschaft aus dem K.'schen Geschäft gezogen hat, ohne ihn anzustellen oder auch nur für ihn gutzustehen, ist ein ganz bedeutender gewesen, er hat es uns zum guten Teil ermöglicht, Botschabelo ohne bedeutende Zuschüsse aus der Missionskasse aufzubauen. Die jetzt noch der Berliner Gesellschaft gehörenden Plätze (große Grundstücke) Booisendal und Hartebeesthoek stammen aus den Beständen dieses Geschäftes, welches von Bauern für Schuldforderungen auch Land erhielt, auf dessen Besitz in Transvaal damals wenig Wert gelegt wurde.

**) Ehe das Diamantfeld im Anfang der siebziger Jahre sich entwickelte und dann für einen Teil von Transvaal ein guter Markt wurde, fuhren die Bauern ihr Korn oder Mehl frachtenweis nach dem Freistaat oder Natal. Um der schlechten Beschaffenheit der Wege willen konnten sie nicht mehr als 14—16 Sack aufladen und erhielten dann nur geringe Preise, in Maritzburg z. B., bis wohin die Leute aus unserer Gegend 15—20 Tage zu fahren hatten (70 deutsche Meilen weit), erhielten sie für den Sack Weizen 18—20 Mark.

lichen Mittel der Papiergeldfabrikation. In Pretoria bedruckte man das gewöhnliche englische blaue Schreibpapier, der Präsident Pretorius zeichnete, und man hatte eine Ein-Pfund- oder Fünf-Pfund-Sterlingnote. Das Land hatte aber keinen Kredit, und bald galt die Pfund-Sterlingnote nur die Hälfte ihres Wertes, sank aber dann auf den Wert von 2 Schill. 6 Pence engl. (M. 2,50) und blieb auf diesem niedrigen Fuße stehen. Die Regierung proklamierte Zwangskurs, um dem Übel zu steuern. Diese Maßregel aber hatte nur den einen Erfolg, das wenige noch vorhandene englische Gold- und Silber-Geld aus dem Lande zu treiben, denn die Transvaaler mußten ihren Verpflichtungen in den benachbarten Staaten durch Zahlung solchen Geldes nachkommen, während jeder Einwohner dieser Staaten, wenn er in Transvaal zu zahlen hatte, sich billiges Transvaal-Papiergeld kaufte. Auch wir erhielten damals in Wagenbauerei, Mühle und Laden jahrelang, wenn wir Geld vereinnahmten, dies wertlose Papiergeld, welches man schließlich nicht mit anderem Geld zusammen verrechnen konnte, sondern wie eine Art Tauschobjekt ansehen mußte.*) Unsere Geschäftsleute bevorzugten natürlich andere Tauschware, welche schließlich auch in Natal Geldeswert hatte, und so bestand der gesamte Umsatz unserer Geschäfte damals fast ausschließlich in Tauschhandel.**)

Unter diesen Umständen war es äußerst schwierig, die einmal errichteten Geschäfte am Leben zu erhalten und die für ihre Erweiterung und Erhaltung notwendigen Summen an barem Gelde aufzubringen. Die Missionsgesellschaft bezahlte aus ihrer Kasse noch die Gehälter für die Missionare und den von ihr angestellten Bruder Lademann. Zu all den großen, laufenden Ausgaben, welche auf einer so bedeutenden Station gemacht werden müssen, zu den Kosten, welche die Bauten und gewerblichen Einrichtungen verursachten, sollte die Gesellschaft nach den Abmachungen, die Herr Direktor Wangemann mit mir getroffen hatte, vom Jahre 1867 an nichts mehr beitragen, sie sollten durch die aus der Verwaltung der Station zu erzielenden Einnahmen gedeckt werden, deren Verwendung zu dem Zweck des Aufbaues der Station und Ausgestaltung der Einrichtungen mir überlassen wurde. Die Entwertung des Papiergeldes brachte aber diesen Einrichtungen so viel Schaden, daß ihnen die Kraft fehlte, sich sofort aus sich selbst heraus kräftig zu entwickeln. Ich mußte deshalb, um den kostspieligen Mühlenbau durchsetzen zu können und um später

*) Es kam damals vor, daß für ein einziges Pfund Kaffee eine Pfundsterlingnote in Tausch gegeben wurde.

**) Bekannt ist, daß Bürgers, nachdem er im Jahre 1872 Präsident geworden war, dadurch, daß er eine Anleihe von £ 63000 bei der Kapschen Bank machte, das Papiergeld al pari für Gold einzog. Die geplante Maßregel aber war vorher zum Vorteil einiger weniger ziemlich geheim gehalten worden. Wir hatten das Papiergeld, welches durch die Geschäfte Eigentum der Station geworden war, bereits vorher immer wieder nach Kräften verwertet, denn es konnte nur allzuleicht vollständig wertlos werden. Von einem Privatmann erstand ich damals den Platz Morgenstern (für £ 200 *Papier*) und bei Gelegenheit einer Auktion das Grundstück Blakplaats im Distrikt *Potchefstroom. Beide Grundstücke* sind später von der Gesellschaft mit großem Vorteil *verkauft worden.*

den Bau des Schulhauses und der großen Kirche durchzuführen, Geld aufnehmen. Die Station und ihre Gebäude durfte ich nicht mit solchen Schulden belasten, ich mußte sie auf eigene Rechnung und persönliche Verantwortung und Gefahr machen. Die Freude, daß trotz der schlechten Zeiten und des Rückganges des Landes Botschabelo sich auch gewerblich kräftig entwickelte, entschädigte mich für die Sorgen, welche mir manchmal wegen dieser Schulden kommen wollten.

Achtzehntes Kapitel.

Zunahme und Weiterentwicklung der eingeborenen Bevölkerung.

Am Anfang des Jahres 1873, welches einen gewissen Abschluß in der Entwickelung Botschabelos bildet, zählte die eingeborene Bevölkerung des Platzes 1315 Seelen. Aus Sekukunis Lande waren, besonders nachdem dort auch die übrigen Stationen hatten aufgegeben werden müssen, viele Leute uns nachgezogen. Im Jahre 1867 fügte es sich so, daß auch Mampuru, welcher sich vor Sekukunis Nachstellungen nach der nördlich vom Olifantsfluß gelegenen Bapedistadt Machakal geflüchtet hatte, bei uns Zuflucht suchte. Einer unserer Evangelisten, Zebedeus Lefula, hatte dorthin eine Reise unternommen, so hatte sich zwischen Dinkoanyane und Mampuru ein Verkehr angesponnen, der damit endete, daß unsere Leute beschlossen, der Bitte des Heimatlosen zu willfahren und durch das Entgegensenden einer bewaffneten Macht es ihm möglich zu machen, durch das feindliche Land zu uns zu fliehen. Unter den Leuten Mampurus waren manche, die sich früher zu unseren Katechumenen gezählt hatten, einige von den Weibern waren getauft, und er selbst hatte sich in den Tagen des Unglücks freundlich gegen das Evangelium und gegen die Christen gezeigt. So konnten wir seinen Wunsch nur mit Freuden begrüßen und konnten nichts dawider haben, wenn unsere Bapedi für den Sohn ihres alten, geachteten Königs Sekoati ihr Leben wagen wollten. Das Unternehmen war gefahrvoll, denn der Weg von Machakal führte zwischen den Städten von Unterhäuptlingen Sekukunis hindurch. Die sechzig Männer, welche das Wagestück unternahmen, sammelten sich in der Kirche zum Gebet, ließen sich Gottes Wort und Segen mit auf den Weg geben und zogen dann mit frischem Mut aus. Es gelang ihnen wirklich, sich in Nachtmärschen durch das feindliche Gebiet unbemerkt hindurchzuschleichen. Sie gelangten glücklich nach Machakal, wo sie sich in einem Versteck lagerten, und bald waren sie mit Mampuru und seinem dreißig Köpfe zählenden Haufen auf dem Rückwege begriffen. Obwohl die Furt im Flusse, durch welche der Weg von Machakal nach Moßecho führt, besetzt worden war, *hatte Sekukuni* doch zeitig genug von der Sache gehört, um den am

Wege wohnenden Unterhäuptlingen Befehl senden zu können, den Zug zu überfallen und alle Beteiligten zu töten; er mochte glauben, daß nicht nur die verhaßten Botschabeloer, sondern auch sein Bruder ihm diesmal nicht entkommen könne. Als die Flüchtlinge, von unsern Leuten gedeckt, am Olifantsflusse heraufzogen, sahen sie sich plötzlich von etwa fünfhundert Kriegern verfolgt, welche zu plänkeln und zu schießen anfingen. Von den Unseren schoß der friedsame Katechet Zebedeus zuerst, dann trieben sie durch einen frischen, mutigen Anlauf die Feinde zurück. Sie verloren nur zwei Leute, welche sich verirrt hatten und von Leuten Sekukunis getroffen und getötet wurden. Es war ein Schrecken Gottes auf unsere Feinde gefallen, die behaupteten, daß ihre Gewehre Feuer geweigert hätten, als sie auf die Christen schießen wollten.

Später, als aus allen Stämmen Arbeiter nach dem Diamantfelde zogen, wurde unsere Station der Durchgangsort für viele Leute aus dem Bapedilande, welche sowohl auf der Hinreise als auf der Rückreise bei ihren Verwandten einkehrten. In manchen, welche früher unsere Predigten gehört hatten, wurden die alten Erinnerungen wach, andere wurden bei uns, wo sie sich dem Beiwohnen der Gottesdienste nicht entziehen konnten, angefaßt. Wir Missionare freuten uns herzlich über die Menge echter Heiden, welche Sonntag für Sonntag im Gotteshause zu sehen war, und die Gemeindemitglieder gewannen auch für ihr eigenes Glaubensleben eine Stärkung durch die Pflicht, an diesen ihren Gästen Mission zu treiben. Es ging ein Hauch frischen Lebens durch die Gemeinde, und die Rede ließ sich hören: „Das Lehren ist unter uns mit Macht erstanden."

Auch Leute des gefürchteten Mapoch stellten sich ein; freilich drohte uns um solcher willen dann erneute Gefahr, aber wir waren stark geworden und fürchteten kaum noch einen Angriff. An Drohungen freilich fehlte es nicht, wenn ein bei dem Häuptling mißliebig gewordener Mensch oder gar ein Mädchen bei uns Zuflucht suchte, denn ein Mädchen repräsentiert ja so und so viele Stücke Vieh. In einigen Fällen kam dann der Vater oder Onkel mit seinen Kumpanen oder mit Abgesandten des Häuptlings und forderte wütend unter den schärfsten Drohungen die Herausgabe seines Eigentums. Es genügte ihnen dann nicht, mit Johannes oder Ramopudu gesprochen zu haben, sie versuchten, auch mich einzuschüchtern; und es war keine geringe Prüfung für Festigkeit und Geduld, das Schelten, Drohen und Toben der mit Speeren und Keulen heftig gestikulierenden wilden Kerle anzuhören, ohne zornig zu werden und unerschüttert zu bleiben. Wir antworteten immer wieder dasselbe in solchen Fällen. „Euer Kind", sagten wir, „ist nicht von uns gerufen, es ist freiwillig gekommen, aus Liebe zum Worte Gottes; will es wieder gehen und bei Euch bleiben, so ist es ihm unbenommen." Halfen nun die Künste der Überredung nicht, so zeigten die Heiden Riemen zum Fesseln und Stöcke zum Schlagen und wollten Gewalt gebrauchen. Das verboten *wir, dem widersetzten* wir uns auf das Entschiedenste und gaben den *endlich wütend davonziehenden* Leuten den Rat, ihren Häuptling zu

bewegen, daß er einen Missionar suche, ein Missionar sei das beste Stadtthor, wenn man das Volk am Fliehen hindern wolle.

Manchmal gelang es auch, die Leute zur Vernunft zu bringen oder zum Rückwege zu bewegen, wenn wir darauf hinwiesen, wie leicht ihr Kind durch ihr Toben so erschreckt werden könne, daß es weit fortliefe, nach einer andern Missionsstation hinter Pretoria oder nach der Natalkolonie, wo sie niemals mehr von ihm etwas hören würden. Die Heiden verstanden die Warnung und Drohung, die in diesen Worten lag, sehr wohl und erschraken.

Auch mit Buren kamen wir in Konflikt, weil einige Dienstleute von ihnen zu uns zogen. Ich that, was möglich war, solche Leute, die als Kinder von den Buren gekauft und bei ihnen aufgewachsen waren, von der Station fern zu halten. Diese „Eingebuchten" (ingeboekten), wie sie genannt wurden, waren in Sprache, Sitte und Lebensweise das Gegenbild ihrer Herren. Sie schienen mir zu unseren Baßuto nicht zu passen, verstanden sie doch zum großen Teil nicht einmal deren Sprache. Ich wollte die Einheit unserer Bevölkerung durch diese Leute, welche ein ganz neues, fremdes Element gewesen wären, nicht aufheben, hätte ich doch für sie besonderen Unterricht und Gottesdienst in holländischer Sprache einrichten müssen*), und nahm nur einzelne von ihnen um besonderer Umstände willen auf. Den anderen, die um Aufnahme baten, gab ich den Rat, lieber nach einem Bauerndorf zu ziehen, wo sie als Dienstleute der Weißen in ihren Lebensgewohnheiten bleiben und ihren Lebensunterhalt leicht erwerben konnten. Aber es lebten unter den Buren eine ziemliche Anzahl von Kindern der Bakopa, welche sie bei den Swasi gekauft hatten. Die meisten der Besitzer waren verständig und gaben die kleinen Mädchen und Knaben gegen entsprechende Vergütung an ihre Familien auf deren Bitten zurück.**) Es fehlte aber nicht an anderen, deren Hartherzigkeit uns manche Schwierigkeit und Ungelegenheit bereitete. Ein Knabe, dessen Bruder bei uns war, entlief seinem Herrn, der alle Bitten, ihn freizugeben, abgewiesen hatte. Der Herr kam zu Pferd, mit Gewehr und Ochsensambock bewaffnet, nach der Station und forderte die Auslieferung des Entflohenen. Ich verlangte Ausweis, daß der Bauer den Knaben, wie es das Gesetz vorschrieb, als seinen Lehrling habe einbuchen lassen; dem Gesetz war nicht Genüge geleistet, wir ließen den Knaben bei uns bleiben, und der Bauer ritt voller Zorn nach Haus. Kurze Zeit darauf erhielt ich einen Brief von dem Feldkornett, welcher mir „als Freund" den Rat gab, den Jungen auszuliefern, und mir mitteilte, daß eine Anzahl Bauern sich zusammengethan habe, welche mit bewaffneter Hand die Station überfallen und

*) Diese bei den Buren aufgewachsenen Leute standen in Bezug auf geistige Regsamkeit und Fassungsgabe ein gut Teil hinter unseren Baßuto zurück. Sie waren zum Gehorchen und zu maschinenmäßig zu verrichtender Arbeit, aber nicht zum Nachdenken erzogen worden.

**) Von der Summe, welche in Deutschland zum Loskauf der gefangenen Bakoyakinder gesammelt war, sind die Leute bei den dafür zu leistenden Zahlungen unterstützt worden.

des Gesuchten sich bemächtigen wollten. Hierauf antwortete ich, daß wir uns jederzeit den Gesetzen und der Obrigkeit des Landes fügen wollten, daß wir aber nicht gewillt seien, uns Akte roher Gewalt gefallen zu lassen, sondern daß wir uns gegen solche verteidigen würden, wenn es notwendig werden sollte.

So war die Station also eine Baßutostation und entwickelte sich als solche. Freilich waren auch die Baßuto verschiedener Stammesabkunft. Abgesehen von den Schattierungen unter den aus Sekukunis Land hergezogenen Leuten schieden sie sich in zwei bestimmte Gruppen, in die Gruppe dieser Leute nämlich, welche unter Dinkoanyane zusammenhielt, und in die Bakopa. Beide Gruppen ergänzten sich ihren Gaben nach in mancherlei Weise. Die Bakopa waren fester, rühriger, arbeitsamer. Schon als Heiden waren sie das gewesen, wie ihre überaus saubere, gut gebaute Stadt und ihre ausgedehnten Äcker zeigten. Die Männer waren dabei vielfach mit den Bauern in Berührung gekommen und hatten bei denen viele Handgriffe der Weißen erlernt. Aber das Christentum hatte den Haufen, der, durch die Not getrieben, nach Botschabelo zog, noch nicht völlig durchsäuert. Er war jedoch dem Evangelium nicht abgeneigt, und es zählte die kleine Gemeinde dieses Volkes einige besonders ernste, tüchtige Christen. Von den Weibern waren erst sehr wenige tiefer von der Macht des Wortes Gottes ergriffen. Ganz anders stand es mit den Bapedi, von denen die Erwachsenen samt und sonders eine für Eingeborene sehr scharfe Feuertaufe empfangen hatten, unter denen auch die Weiber vielfach tiefinnerlich vom Evangelium erwärmt waren. Unter ihnen herrschte ein christlicher Ernst, der mit dem Heidentum von Grund aus gebrochen hatte. Aber Arbeitslust und Arbeitstüchtigkeit fehlte vielen dieser Leute, in deren Heimat das Nichtsthun des Mannes für vornehm galt.*) Da hatten sie nun an den Bakopa gute Vorbilder, während von ihnen wieder Glaubenseifer und Lust und Liebe zu Gottes Wort auf diese Nachbarn ausging. Ramopudu, der vornehmste Sohn Maleos, wurde am 15. März 1868 getauft und erwählte den Namen Josua, den Namen des Mannes, der Israel zu seiner Ruhe geführt hatte. Seine Taufe fiel in die Zeit, als bereits die Mehrzahl seines Volkes dem Evangelium gehorsam geworden war.

So war denn in diesen ersten acht Jahren ein reges Leben unter den Bewohnern unseres Platzes, im äußeren wie im inneren Leben ließ sich ein beständiges, frisches Vorwärtsschreiten bemerken. Heiden, das heißt solche, welche nicht am Taufunterrichte teilnahmen und auch selten zum Gottesdienste kamen, fanden sich immer, wenn wir das Volk zählten, einige wenige, vielleicht zehn bis zwanzig. Sie hatten, von irgend welcher äußeren Veranlassung getrieben, den Weg zu uns gefunden, aber es gab hier kein Trinkgelage und keinen Tanz, und sittliche Vergehen waren mit strengen Strafen bedroht, da konnten solche Leute, welche Heiden sein und bleiben wollten, sich bei uns nicht

*) *Im Bapedilande* ließen die angesehenen Männer gern die Fingernägel lang *wachsen, damit man an ihnen* sehen könne, ihr Besitzer übe keine schwere Handarbeit.

wohl fühlen. Häufig kam es vor, daß sie bei Nacht und Nebel wieder verschwanden, daß sie in der Nacht förmlich flohen. Obwohl sie wußten, daß niemand sie am Fortgehen hindern und niemand ihnen wehren würde, ihre Habseligkeiten mit sich zu nehmen, scheuten sie sich doch, am Tage fortzuziehen, weil sie sich vor den anderen schämten, oder weil sie unbequeme Mahnungen fürchteten. Die Zahl der Katechumenen war beständig sehr groß; wurden auch über hundert Leute in einem Jahre getauft, so waren sie durch neu sich meldende doch immer schnell ersetzt. Manchmal zählten wir auf dem Platz mehr als zweihundert Taufbewerber.

Der Taufunterricht wurde in der Weise erteilt, die sich schon früher bewährt hatte. Nur waren wir jetzt in der glücklichen Lage, daß ältere, bewährte Gemeindemitglieder beim Unterricht der alten schwachköpfigen Leute uns wesentliche Hülfe leisten konnten. Ein alter, im Heidentum ergrauter Mann, noch mehr eine im Heidentum ergraute Frau ist nur selten fähig, das, was der weiße Missionar sagt und vorträgt, zu verstehen, geschweige recht zu verstehen. Solche Leute hatten nicht die Kraft, auch nur eine halbe Stunde oder dreiviertel Stunden lang dem Unterricht zu folgen. Ausnahmen gab es freilich auch hier. Aber für die meisten Leute dieser Art war der einfache Unterricht des Martinus oder des blinden Josef oder des Andries Sekoto ungleich förderlicher, als das Teilnehmen an der allgemeinen Katechumenenunterweisung. Ihre Landsleute konnten eben auf ihre Bedürfnisse und ihr Verständnis besser eingehen, abgesehen davon, daß für so schwache Menschen unsere Art, uns auszudrücken, immer noch schwer verständlich war. Auch jüngere Leute sammelten sich mit diesen älteren zu solchem Nebenunterricht und hatten Segen davon. Unter den Frauen, aber auch unter den Männern fand sich immer eine Anzahl solcher, denen es schwerer wurde, die Heilswahrheit zu erfassen. Wir machten die Bemerkung, daß die Leute, deren Gewissen erwacht war, deren innerer Sinn also mit Ernst auf göttliche Dinge gerichtet war, auch leicht dem Unterricht folgen konnten, und daß sich bei ihnen das Gehörte auch dem Gedächtnis einprägte, während solche, welche noch ohne eigene innere Erfahrung waren, sich auch schwerer des geringen Maßes von christlichem Lehrstoff bemächtigten, welches wir darboten, obwohl sie den ehrlichen Willen hatten, Christen zu werden.

Die Gemeinde wuchs durch die sich wiederholenden Taufen schnell, aber ihre Glieder gaben nur selten zu ernsterem Tadel und zur Betrübnis Anlaß. Ein Band ungeschwächten Zutrauens und herzlicher Liebe vereinigte sie mit ihrem Hirten. Die Sonntagsgottesdienste gestalteten sich seit der Einweihung der neuen zweiten Kirche immer mehr zu wirklichen Feiern. Zuerst läutete die Glocke, damit die Leute sich äußerlich bereiteten, dann läutete sie wieder zum Kommen der Gemeinde, und wenn die Kirche gefüllt war, kam der Küster, der treue Jan Maputle, welcher sein Amt unentgeltlich mit aufopfernder Treue verwaltete, und holte mich aus meiner nur wenige Schritte entfernten Wohnung ab. In der Kirche waren nur Getaufte ver-

sammelt, der Vorhang*), welcher während der Predigt und bei Bibelstunden die Apsis und damit auch den Altar verhüllte, war zurückgezogen, und bald ertönte der hundertstimmige Gesang der Versammlung kräftig durch das Gotteshaus. Dann folgte die Liturgie, nach deren Verlauf Eltern und Paten die zu taufenden Kinder zum Taufstein trugen. Mit dem Beginn des Hauptliedes tönte die Glocke aufs neue und rief die Katechumenen und Heiden herbei, welche nun die noch übrigen Plätze der Kirche füllten. Die Predigt behandelte in einer allen verständlichen Form eine biblische Geschichte, meist die Perikope des Sonntags, und dauerte eine halbe Stunde, dann schloß sie mit einem kurzen freien Gebete. Darauf verließen die Ungetauften, während ein Vers gesungen wurde, das Gotteshaus, der Vorhang wurde zurückgezogen, und die Gemeinde erhob sich zu der Schlußliturgie, welcher das Kirchengebet eingefügt war. Der Nachmittagsgottesdienst wurde von allen zugleich besucht und war einfacher Predigtgottesdienst ohne jeden Altardienst.

Erhebend war nicht nur die Feier des Gottesdienstes, sondern die ganze Sonntagsfeier vom Morgen bis zum Abend. Am Morgen lag tiefer Gottesfrieden über dem Platz, denn niemand störte die Sonntagsruhe, und erhebend war es, den Zug der Leute aus den Dörfern zum Gottesdienst und ihre Rückkehr mit anzusehen, da waren wirkliche Haufen, die da feierten. Auch die Haltung der Leute im Gotteshause war eine ausgezeichnete, es herrschte rege, bei vielen gespannte Aufmerksamkeit. Wollte einer und der andere müde werden, so half ihm sein Nachbar, konnte er der Müdigkeit nicht anders Herr werden, so erhob er sich von seinem Sitz. Die Mütter, welche Kinder auf dem Rücken trugen, saßen hintenaus. Gab es dort Störung, so sorgte der Thürsteher, der an jeder Thür zu finden war, daß die Mutter mit dem kleinen Schreihals sich hinausbegab. Am Sonntag Nachmittag fand man die Leute in den Höfen vielfach beschäftigt, Leseunterricht zu nehmen und zu erteilen, in anderen Höfen erfreuten sie sich der Gemeinschaft untereinander. Gegen Sonnenuntergang aber sammelten sich um die Vorsteher und Ältesten oder sonst lehrhaftige Leute kleine Häuflein hin und her auf dem Platze, um miteinander über die Predigt zu sprechen, besonders aber, um miteinander zu beten. An Segen aber kann es da nicht fehlen, wo die Hirten nicht nur pflanzen und begießen, sondern wo die Gemeinde selbst in solcher Weise Gott, der das Gedeihen allein geben kann, um Segen anruft.

Das heilige Abendmahl wurde vier- oder fünfmal im Jahre gefeiert, und jedesmal nahm daran die ganze Gemeinde teil. Wenige nur blieben bei solcher Feier zurück. Jeder, der das heilige Sakrament begehrte, kam, sich anzumelden. Als die Zahl der Abendmahlsgäste in die Hunderte stieg, war es eine saure Arbeit, die Leute anzunehmen, die mich tagelang in Anspruch nahm. Gern konnte man solchen Zeit

*) Auch in den altkirchlichen Basiliken war die Apsis durch solchen Vorhang (παραπέτασμα, velum) verhüllt, welcher später in den griechischen Kirchen zur Bilderwand wurde, von welchem auch bei uns in dem velum, womit wir die Abendmahlsgefäße und Elemente auf dem Altar verhüllen, noch ein Stücklein übrig geblieben ist.

widmen, welche etwas Besonderes auf dem Herzen hatten, aber die Mehrzahl meldete sich eben nur, und da zur Einleitung und Führung eines seelsorgerischen Gespräches Zeit gehört, welche an solchen Tagen fehlte, konnte eben nur die Meldung entgegengenommen und den sich Meldenden ein Segenswunsch gesagt werden. So lag der Wert solcher Anmeldung zumeist darin, daß die Leute erinnert wurden, sich für den Gang zum Tische des Herrn vorzubereiten, und weiter, daß ihnen klar blieb, es habe ihr Seelsorger das Recht, danach zu fragen, ob sie bereit und würdig seien. Wenn der zur Feier bestimmte Sonntag kam, fiel der Nachmittagsgottesdienst aus, und mit Einbruch der Dunkelheit rief die Glocke die Getauften in das nach Möglichkeit erleuchtete Gotteshaus. In dem besonderen, hier gehaltenen Gottesdienste fiel Beichte und Abendmahl zusammen. Die Predigt bezog sich auf die heiligen Handlungen, und das Beichtbekenntnis und die Privatabsolution eines oder des anderen, der unter Gemeindezucht gestanden hatte, gab der Feier oft einen besonderen Ernst, der erste Abendmahlsgang einer Schar Neugetaufter oft eine besondere Weihe. Die Präfation zur Konsekration, mit den uralten Antiphonieen, dem Gebet der Eucharistie: „Recht und würdig ist es“ und dem Sanktus, welche in der alten evangelischen Christenheit so oft ohne Verständnis, ja selbst in Kindergottesdiensten (!) gesungen werden, hatten bei diesem Abendmahlsgottesdienst wieder die rechte Stelle gefunden. Niemals wurden sie sonst in der Liturgie benutzt, aber hier heiligten sie die Feier und bekamen zugleich wieder ihre volle eigentümliche Bedeutung. Während der Austeilung sang die Gemeinde Passionslieder und andere passende Gesänge. Mir war bei solchen Feiern festlich und freudig zu Mute, wie einem Haushalter, der am Tische seines reichen Herrn Gäste um Gäste froh bedienen kann, weil seines Herrn Liebe und Güter kein Ende nehmen.

Die Festtage der Kirche gewannen im Bewußtsein der Gemeinde fortwährend an Ansehen, besonders wurde das Weihnachtsfest den Kindern bald lieb und wert. Aber das schönste Fest war doch immer das Taufffest, welches bei Gelegenheit der Taufe von Katechumenen gewöhnlich am Epiphaniastage jedes Jahres gefeiert wurde. Nachdem der Unterricht beendet war und niemand aus der Gemeinde gegen die Zulassung der zur heiligen Taufe Ausgewählten Einspruch erhoben hatte, ließen die Täuflinge die neuen Namen, welche sie meist schon seit längerer Zeit gewählt hatten, auf Zettel schreiben. Als Taufnamen waren die biblischen Namen beliebt, aber auch neue Namen wurden gebildet, die eine Beziehung zu den inneren und äußeren Führungen des Täuflings hatten. So kam der Name vor „Makchetoa“ = „der Geheiligte“, „Retlile“ = „wir sind gekommen“, „Rebone“ = „wir haben gesehen“, „Raloka“ = „der richtig Wandelnde“. Kindern gab man auch den Namen „Lebocha“ = „danke“ oder auch „Rekchopetsche“ = „wir haben erbetet“, nämlich das Kind. Die erwachsenen Männer behielten dabei ihren früheren heidnischen Namen, wenn er nichts Anstößiges enthielt; dieser sollte Familienname werden, damit durch ihn die Nachkommen stets an *ihren Vorfahren* erinnert würden, welcher noch Heide gewesen und

dann Christ geworden war. Später wurden sie von mir über den liturgischen Gang der heiligen Feier und von meinem lieben Küster Jan über einige zu beachtende Äußerlichkeiten belehrt. Zu letzteren gehörte das Reinigen und Waschen des Kopfes, da in jenen Zeiten noch viele der Leute sich ab und zu ihrer alten schwarzen Haarpomade bedienten. Kleider konnten damals erst wenige erschwingen. Allein alle hatten für die notwendige, reinliche Bedeckung gesorgt; ein reines langes Hemd, oder einen Kittel aus den deutschen Kisten, oder eine reine weiße Decke konnten auch Ärmere kaufen. Ein besonderer Gottesdienst, welchem nur Getaufte beiwohnen durften, wurde angesetzt und am Abend mit Dunkelwerden gehalten. Ich konnte meist bei dieser Gelegenheit mit rechter innerer Bewegung reden, und es war für alle, die der Handlung beiwohnten, tief ergreifend, wenn die Schar der dreißig, vierzig oder sechzig Täuflinge niederkniete und mit einem Munde dem Teufel entsagte, das Glaubensbekenntnis sprach und die Frage: „Wollt ihr getauft sein?“ mit lautem „Ja“ beantwortete. Dann traten die Täuflinge zu dreien oder vieren an den großen, wohlgefüllten Taufstein, jeder gab den Zettel, der seinen Namen trug, in die Hand des Täufers und wurde unter nicht zu sparsamem Ausgießen von mittels der Hohlhand oder mit beiden Händen geschöpften Wassers in den Namen des dreieinigen Gottes getauft. Zum heiligen Abendmahl wurden die Neophyten wie früher erst später vorbereitet und zugelassen.

Außer den Sonntagsgottesdiensten wurden für die Gemeinde noch wöchentlich zwei Bibelstunden gehalten. Ich hatte den Wunsch, die Gemeinde um mich zu haben, mit ihr allein zu sein und so vertraulich mit ihr reden zu können. Dazu gaben diese Stunden Gelegenheit, da ihnen weder Heiden noch Katechumenen beiwohnen durften. Ich las und erklärte hier zum ersten Anfang die Offenbarung St. Johannis, wozu mich ein vorhandenes Bedürfnis drängte. Die Christen lasen das Buch gern, hatten aber für seine alttestamentlich prophetische Bildersprache kein Verständnis. Ihnen waren Reiter Reiter, Heuschrecken Heuschrecken und das Tier aus dem Meer ein real zu denkendes Wesen. Als ihnen das Rätsel dieser Sprache gelöst war, bezeigten sie dafür viel Verständnis und faßten diese Gnadenoffenbarung des göttlichen Ratschlusses mit Dank und Freude auf. Sie hatten ja den „Zorn des Drachen“, die Macht des „Tieres“ und des „falschen Propheten“ an sich selbst erfahren, und der Gegensatz von Welt und Gottes Reich war ihnen deshalb viel verständlicher, als den Gliedern der alten Christenheit. Später haben wir die apostolischen Briefe miteinander gelesen, für deren Inhalt die Gemeinde auch viel Verständnis hatte; denn diese Briefe sind ja Briefe von Missionaren an die von ihnen gesammelten Gemeinden. Besonders viel Stoff zu anregenden Erörterungen über die in der Gemeinde herrschenden Zustände gab der erste Brief an die Korinther mit seinen vielfach auf praktische Verhältnisse eingehenden Ausführungen und Mahnungen. Dabei wurde das Gelesene von mir nicht nur erklärt, sondern mit den Leuten besprochen. Zu dem Ende fehlte der Stunde jedes kirchliche Gepräge. Der Altar der Kirche blieb verhüllt,

und ich saß im Hausanzuge an einem Tischchen unter den Leuten, welche, ihre neuen Testamente in der Hand, meinen Bemerkungen folgten und Fragen stellten.

Das Leben unter und mit dem Worte Gottes zeitigte an den Gliedern der Gemeinde auch schöne Frucht. Es lebten viele von ihnen ein Leben in der Zucht des Geistes; war es doch in der Zeit der ersten Liebe und Kraft bei ihnen Gebrauch, auch mitten in der Nacht sich vom Lager zu erheben und so wenigstens einmal bei nächtlicher Zeit das Herz vor Gott auszuschütten. Eheleute beteten miteinander, auch vereinigten sich Freunde oder Freundinnen, um gemeinsam das Gebet zu pflegen. Das Wort Gottes wurde nicht allein gern gehört, sondern gern gelesen. Als es mir gelungen war, größere Partieen der Übersetzung des neuen Testaments in Südsesuto kommen zu lassen, herrschte ein wahrer Jubel, und der Vorrat war schnell genug ausverkauft. Bei Besuchen traf man die Leute am Sonntage oder auch alltags, wenn das Wetter sie hinderte, auf die Äcker zu gehen, häufig still in ihren Häusern lesend an. Dadurch, daß die heiligen Schriften in die lebende Volkssprache hatten übersetzt werden müssen, war den Leuten das Verständnis ihres Inhalts erleichtert, wie auch der Umstand, daß wir bei unseren Predigten keine „Bibelsprache" reden konnten, sondern uns zur Verkündigung des Evangeliums der eben gebräuchlichen täglichen Umgangssprache bedienen mußten, das Verständnis unserer Predigten erleichterte. Jedenfalls waren die Leute der Meinung, daß sie das, was sie lasen und hörten, auch wirklich verstehen müßten. War ihnen eine Stelle des Neuen Testaments oder der Predigt unverständlich, so befragten sie sich untereinander oder suchten bei uns Missionaren Rat. Man konnte auf sie in Wahrheit das Wort des Psalms anwenden: „Wie habe ich dein Gesetz so lieb, täglich rede ich davon." Ps. 119, 97. Täglich kam es vor, am Sonntag auch wohl mehreremale, daß einzelne oder mehrere mit Fragen über den eigentlichen Sinn von Schriftstellen zu mir kamen.

Auch mit anderen Anliegen, wenn Krankheit oder Schulden Sorgen machten oder ein Bauer nicht den bedungenen Lohn zahlen wollte, kamen die Leute zu uns und sahen es als selbstverständlich an, daß der Missionar, ihr „Vater", für ihre Klage ein Ohr und für ihre Not ein Herz habe. Die Frauen wendeten sich in Bezug auf äußere Dinge gern an die Missionarsfrau und liebten es auch, ihr am Sonntage Besuche abzustatten, wie sie auch wieder höchst erfreut waren, wenn wir sie in ihren Höfen und Häusern besuchten. Bei Hochzeiten mußten wir Gäste sein, und es wurde uns von den bereiteten Speisen auch ein Topf Bier (Kafferbier giebt vortreffliche Biersuppen) oder ein Stück Fleisch in das Haus getragen. Wir waren freundlich in allen Stücken zu den Leuten und saßen auf ihren Höfen gern mit ihnen auf ihren Matten oder krochen auch in Hütten [illegible] Türen, allein wenn sie zu uns kamen, ließen wir sie [illegible] Tisch oder auf Stühlen niedersitzen. Sie hätten [illegible] zu benehmen gewußt, und wir hätten uns

durch zu enge häusliche Berührung mit den Schwarzen von dem Umgang mit den Buren ausgeschlossen.

Von dem inneren Leben einzelner hatten wir oft Gelegenheit, erfreuliche Züge zu beobachten. Unsere Baßuto waren als Heiden dazu erzogen, alle ernsten Gefühle in sich zu verschließen. Es ist, als ob das Heidentum seine Blöße nicht offenbar werden lassen will, als ob es nicht zeigen lassen will, daß es für Seelenleid und Verzweiflung keinen Trost und keinen Rat weiß, wenn es den Trauernden versagt ist, abgesehen von dem ceremoniellen Heulen und Klagen bei Todesfällen, ihrem Schmerz durch Thränen oder Worte Luft zu machen. So war auch bei unseren Christen das innere Leben selten äußerlich sichtbar stürmisch bewegt. Selten war es, daß einer Thränen zeigte,*) wenn er auch tief bewegt war über eine Sünde, selten auch, daß einem einmal der Mund überfloß von rühmendem Bekenntnis ihm widerfahrener Gnade. Wenn man aber die Leute bei ihrem täglichen Thun beobachtete, wenn man ihren heiligen Ernst der Sünde gegenüber sah, wenn man sie beten hörte oder sie auf dem Kranken- und Sterbe-Bette voller Trost und Hoffnung sah, da wurde es offenbar, daß durch Gottes Gnade ihr Herz ergriffen und erneuert war. Aber es kam doch auch wohl vor, daß der Mund einmal überfloß von dem, des das Herz voll war. Da kamen eines Tages zwei sehr liebe Jungfrauen zu mir, Mirjam und Rahel, von denen die letztere unter den Weibern war, die wir in Sekukunis Land zuerst taufen konnten. Ihre Angesichter, ihre Augen leuchteten. Sie wüßten nicht, wie sie dem Herrn für seine große Liebe, mit welcher er sie getragen habe und noch trage, genugsam danken könnten! Ihre Herzen wären übervoll, da sie schmeckten wie gnädig und freundlich der Herr sei. Ich schrieb damals ins Tagebuch: „Wie tief sind doch diese lieben Seelen in der Gnade gegründet, wie tief innerlich verzehrt sie die Liebe zu Jesu." Und das war kein Schein, denn diese beiden blieben und sind, soweit mir bekannt, auch heute noch ein Segen für die Gemeinde.**)

Die Kranken wurden von ihren Angehörigen treu gepflegt und von den Gemeindehelfern fleißig besucht. Am Lager der Sterbenden knieten wir mit den um sie versammelten Freunden nieder, befahlen sie Gott im Gebet und segneten sie. Der Afrikaner ist stark und geduldig im Ertragen von Leid, hier war diese Gabe geheiligt durch den Glauben an Christum, den Todesüberwinder.

---

*) In diesem Stück ist der Charakter der Hottentotten von dem der Baßuto und Kaffern grundverschieden. Eine junge Korannafrau war zu uns verschlagen worden. Die wollte ohnmächtig werden, wenn sie Gemütsbewegung unter dem Hören der Predigt ergriff, oder sie saß in meiner Studierstube und bat um Zusprache, während ihr die Thränen über das Angesicht rannen. Dabei verführte sie zur selben Zeit einen unserer jungen Männer, so daß sie vom Platz verwiesen werden mußte.

**) *Zeugnisse über* das innere Leben der Gemeinde in dieser Zeit aus dem *Munde des Herrn Direktor* Wangemann und anderer Missionare finden sich in *Wangemanns „Berliner Mission* im Baßutolande," Seite 257—270.

Merkwürdig war, daß viele Kranke vor ihrem Ende Stimmen hörten und Gesichte sahen; meist sahen sie weiße Gestalten, welche sie oft als „die unseren" bezeichneten, die gekommen seien, sie zu rufen. Es wollte uns erscheinen, als ob dies „Gesichte sehen" wirklich ein gewisses Zeichen des von Gott bestimmten Endes sei, aber es erschreckte das nicht, sondern löste die Herzen von der Welt und ließ sie sich bereiten für ihre Heimat.*)

Wie oft habe ich mir an den Krankenbetten Kraft geholt zu gläubigem, stillem Ertragen von Kreuz und Leid, und wie oft hat sich an den Sterbelagern, bei armen Schwarzen, die unter sich nur den Lehmflur und die Matte und über sich eine schlechte, oft zerrissene Decke hatten, mein Herz mit Preis und Dank gegen den Herrn erfüllt, welcher nun auch diesen Armen den letzten Trost der Sündenvergebung und der Gewißheit ihres ewigen Heils geschenkt hatte. Die müssen selbst nichts wissen von Herzens- und Gewissens-Angst und der durch sie dem Menschen drohenden Verzweiflung, welche höllisches Feuer ist, die kühlen Verstandes den Nutzen der Mission danach bemessen, ob der Schwarze durch sie brauchbarer für den Dienst des Weißen wird, oder danach, wieweit der Christenglaube den Schwarzen für europäische Kultur empfänglich macht. Sie ahnen nichts von dem tiefen innern Elend der Heiden, in welches sie niemals hineingeschaut haben, und ahnen nichts von dem Frieden, den der Glaube an Christum auch solchen bringt, sonst könnten sie ihnen nicht den einzigen wahren Trost mißgönnen, der auch im Thal der Todesschatten den nicht verläßt, der ihn ergriffen hat.

Auch bei der Behandlung der Leiche trat der Gegensatz zwischen früher und jetzt, zwischen Heidentum und Christentum, hell leuchtend klar hervor. Das Sterben schon flößt den Heiden, die es mitansehen müssen, Grauen ein, aber noch größer als dies ist das Entsetzen, welches sie vor dem Toten empfinden. Ist es doch bei manchen Stämmen Sitte, den Sterbenden in das freie Feld zu tragen und seinem Schicksal zu überlassen, nur damit das Haus und die Familie nicht durch den Tod verunreinigt werde. Ist doch die Leiche ein Gegenstand, den man, wenn irgend möglich, nicht berührt, oder aber ein Gegenstand des finstern Aberglaubens; wird doch von den Zauberärzten aus den Leichen Gift und andere Medizin gebraut. Wie anders war das alles bei unseren Christen, welche den Leichen der Gestorbenen sofort Liebe bewiesen und sie ehrten, ohne daß wir je nötig gehabt

*) Vor mir liegt ein Blatt im Seßuto, auf welchem ein Freund des Heimgegangenen mir über das in jener Zeit erfolgte Ende eines jungen Mannes (Lekchesmane) in folgender Weise berichtet:

„Er richtete sich von seinem Lager auf, rief sein Weib und sprach: „Bringe das Kind, damit ich euch grüßen kann, denn ich gehe jetzt, ich sehe hier Leute, welche gekommen sind, mich zu holen." Darauf grüßte er die Seinen und sprach: „Saget der Gemeinde, daß ich heimgehe, sie soll für mein Weib und mein Kind sorgen." Seine letzten Worte aber waren das Gebet: „Herr, ich danke dir, daß du kommst und mich schnell heimholest. Komm, nimm mich hin, führe mich in deine Stadt, das Jerusalem da droben, denn hier leide ich Schmerz, führe mich in dein heiliges Jerusalem!" Andere Beispiele siehe: Wangemann, Berliner Mission im Bassutolande, S. 265. 266.

hätten, sie darüber zu belehren oder gar zu ermahnen. Freilich hatten die Leute anfänglich keine Särge, sie hüllten die Leiche mumienartig in blaues, grobes Baumwollenzeug, wie es die Eingeborenen der Ostküste überall gern kaufen und tragen, dann wurde sie auf ein Brett gelegt, befestigt und so zum Gottesacker hingetragen. Ein Aufseher war über den Gottesacker gesetzt, welcher den Verwandten den Ort wies, wo das Grab seine Stelle haben sollte. War alles bereit, so läutete die Glocke, in der Nähe des Trauerhauses sammelte sich die Gemeinde, dann ordnete sich der Zug. Voran schritten die Schulkinder unter des Lehrers Führung, dann kam die Bahre, welche Freunde des Verstorbenen trugen, ihr folgte unter der Führung des Geistlichen die Gemeinde. Still und lautlos rauschten die Füße der Hunderte über den Erdboden. Freunde, die dem Verstorbenen einen letzten Dienst erweisen wollten, lösten einander beim Tragen ab, bis man auf der Begräbnisstätte angekommen war. Hier tönte der kräftige Gesang glaubensfroh über die Gräber, und dann lauschte alles mit gespannter Aufmerksamkeit der kurzen Ansprache. Die Anverwandten standen nicht in stumpfer Trauer da, sondern man sah Thränen fließen, welche Liebe dem Heimgegangenen nachweinte. Blumenspenden, wie sie das Feld oder kleine Blumengärten boten, wurden reichlich in das Grab geworfen, dann schaufelten die Männer unter dem Gesange des Schlußverses Erde hinein und holten später Steine herbei, welche in Afrika gewöhnlich die Grabhügel bilden, damit nicht wilde Tiere das Grab entweihen möchten, und alle gingen still nach Haus zurück.

Die Furcht vor dem Tode und vor Leichen ist bei den afrikanischen Völkern ein wesentliches Stück ihres heidnischen Aberglaubens, welcher durch die Kraft des Glaubens an Christus bei der Gemeinde, soweit Menschen sehen konnten, vollkommen überwunden war. Obwohl der Kirchhof ziemlich weit entfernt von den Wohnungen abseits lag, und obwohl oberhalb desselben im freien Felde sich einige Gräber von Heiden fanden, die bei uns gestorben waren, so ist es doch in all den Jahren (soweit mir bekannt bis heute) niemals vorgekommen, daß ein Grab entweiht wurde, daß im Verborgenen, unter dem Schleier der Nacht, irgend jemand versucht hätte, die von Heiden so sehr begehrten Stücke oder Stückchen eines Leichnams zum Zwecke von irgendwelcher Zauberei zu rauben. Niemals sind irgendwo, sei es an Gärten, in Höfen oder Häusern Zeichen gefunden worden, daß heidnischer Aberglaube im Verborgenen fortlebte. Einmal kurz nach Anlegung der Station geschah es, daß Weiber, die noch nicht getauft waren, einem neugeborenen Kindlein, welches mit zwei verkrüppelten überzähligen Zehen zur Welt gekommen war, diese Zehen abschnitten, ohne uns zu fragen, ob sie das thun dürften. Darin sahen die Ältesten und Richter einen Akt von zweifelhaftem Charakter, und ich schloß die Betreffenden eine Zeitlang vom Katechumenate aus. Dies ist der einzige Fall, in dem etwas wie abergläubisches Wesen in der großen Gemeinde zu Tage kam und gestraft wurde. Jede Sitte, welche nur irgendwie als eine abergläubische gedeutet werden *konnte, wurde unnachsichtlich* abgeschafft; diesen Dingen gegenüber *kannten die Leute keine* Toleranz, und hier war klare Entschiedenheit

auch gewiß an ihrem Platze. Zu recht bezeichnendem Ausdruck kam diese Entschiedenheit jenem Mampuru gegenüber, welcher 1867 bei uns Zuflucht suchte. Ihm waren die Gesetze der Station gleich bei seiner Ankunft vorgehalten worden, besonders hatten wir ihm deutlich gemacht, daß die Beschneidung und jede Art von Zauberei bei uns nicht geübt werden dürfe. Kurz darauf aber wurde ich in der Nacht herausgeklopft. Dinkoanyane schickte mir die Botschaft, daß ein Weib den Mampuru beobachtet habe, wie er in einer Wachthütte auf dem Acker die Zauberwürfel befragte, auch habe er ein Horn mit fraglicher Medizin, vielleicht sei es Regenmedizin, in seinem Besitz. Der Schuldige wurde vorgefordert, und obwohl er leugnete, ruhte die Gemeinde nicht, bis sie der Zaubermittel habhaft geworden war und sie teils mir ausgeliefert, teils in den Fluß geworfen hatte. Ebenso schickte die Gemeinde einem Zauberer, den unser Gast von fernher hatte rufen lassen, Bewaffnete entgegen, die ihm das Betreten der Station verweigerten und ihm befahlen, in sein Land zurückzukehren. Ich hatte in diesem Falle weniger Bedenken, als die Leute, und sagte: „Laßt den Mann doch herkommen, vielleicht wird selbst ihm der Aufenthalt hier zum Segen," allein unsere Christen wollten davon nichts hören, „denn," sagten sie, „an solch einem Zauberer ist alles Medizin, seine Haare, sein Speichel, er könnte in der Nacht seine Teufelskünste treiben, auch wollen wir nicht, daß unsere Kinder solch einen Menschen sehen." Der Zauberer aber war nicht wenig erstaunt, daß es Baßuto gäbe, welche seine Kunst verachteten, da man doch von weit und breit ihn riefe und ihm Geschenke sende, um seiner Wohlthaten teilhaftig zu werden.

Wie empfindlich im Punkte des heidnischen Aberglaubens das Gewissen unserer Christen war, sollte ich an einem besonderen Fall recht klar erkennen. Ein Getaufter, Zacharias Lepuku, arbeitete mit einem Heiden zusammen bei einem Bauer, der auch Matebelen in seinem Dienst hatte, von denen dem Zacharias ein Riemen gestohlen wurde. Trotz alles Drohens und aller Bitten wurde das Gestohlene nicht zurückgegeben. Da verfiel der Geschädigte auf eine List. Er befahl seinem Genossen nachts Kohlen rings um die Hütte des Diebes zu streuen, damit der denken solle, man wolle Zauberei gegen ihn anwenden, man habe ihn behext. Das Mittel wirkte, und Zacharias erhielt sein Eigentum zurück. Auf dem Heimwege erwacht sein Gewissen. Zu Hause angekommen, ruft er die Ältesten und klagt sich an, daß er den Schein der Zauberei auf sich geladen habe. Laut weinend und schreiend: „Ich habe Gott verleugnet, ich habe mich den Heiden gleichgestellt," kam er zu mir, und obwohl ich ihn nach Vermögen tröstete, stand er am anderen Morgen wiederum laut schluchzend und weinend vor meiner Thür. Bei der nächsten Beichthandlung verlangte er selbst Absolution vor versammelter Gemeinde, die ihm gewährt wurde.

Auch in Bezug auf die heidnische Form der Ehe war reine Bahn gemacht. Der eine getaufte Sohn Maleos, Sefako, war in Vielweiberei zurückgefallen und kam mit vier oder fünf Weibern zu uns. Mahnungen und Ausschließungen vom Abendmahl hatten keine

Wirkung. Nach einem Jahr beantragte ich bei der Synode seine völlige Ausschließung aus der Gemeinde und machte sie von der Kanzel bekannt. Das wirkte, er schlug in sich und entließ die Weiber bis auf eine, that Buße und ist seither ein tüchtiger, ernster Christ geworden und geblieben. Dies war das letzte Mal, daß wir mit Neigung zu Vielweiberei zu kämpfen hatten.

Auch die heidnische Form der Eheschließung durch Zahlung von Vieh war und blieb bei uns vollständig überwunden.*) Wenn auf manchem anderen Missionsgebiet die Meinung laut geworden ist, diese Sitte sei nicht auszurotten, sie werde im geheimen von den Leuten unter dieser oder jener Form doch geübt, so ist die Ursache für diese Erscheinung wohl darin zu suchen, daß die Frage von den Missionaren verschiedener Missionsgesellschaften verschiedenartig behandelt worden ist, oder daß man es dieser Sitte gegenüber gleich anfänglich an der nötigen Entschiedenheit und Strenge fehlen ließ. Wir haben von Überbleibseln dieser Sitte oder ihrem Wiederaufleben unter unserem Volke nichts erfahren.

Zu einer Zeit aber (Ende 1868) wollte eine andere Unsitte bei unseren Christen wieder Eingang finden, die nämlich, daß Eltern ihre kleinen Töchter, die noch die Schule besuchten, jungen Männern, die darum anhielten, zur Ehe versprachen. Ich legte die daraus entstehenden Unzuträglichkeiten den Häuptlingen und Gemeindehelfern dar, es wurde auf einer Volksversammlung die Abschaffung der Unsitte beschlossen und verkündet, und als ich, um die Gewissen wach zu machen, am Sonntage darauf in Anlehnung an Matth. 18, 1—14 über unsere Pflichten gegen die Kinder eine Predigt gehalten hatte, entstand eine tiefgehende Bewegung in der Gemeinde, und man hörte hinfort nicht mehr von dergleichen Fällen.

Die Schule des Platzes entwickelte sich schnell und lieblich. Günstig war es, daß ich gezwungen war, sie selbst zu eröffnen und eine Zeitlang allein fortzuführen. Daß alle schulpflichtigen Kinder die Schule besuchten, war selbstverständlich. Die Kinder lernten gern und verhältnismäßig leicht lesen,**) biblische Geschichten behielten sie gut und lernten bald, sie ganz trefflich wiedererzählen. Etwas Schreiben lernten sie auch, und durch Unterricht in den Anfangsgründen der Naturgeschichte und Geographie suchte ich, sie zum Nachdenken über Gottes Wunderwalten in der Erhaltung und Regierung der Welt

---

*) Für eine Trauung wurden damals 10 Mark, für eine Kindertaufe 2,50 Mark an die Gemeindekasse gezahlt. Das waren in jener Zeit beträchtliche Leistungen, denn für einen Botengang nach Pretoria und zurück, welche Stadt 18 deutsche Meilen von Botschabelo entfernt ist, zahlten wir damals den letztgenannten Betrag von 2,50 Mark.

**) Merkwürdig ist es, daß die Afrikaner lesen können, auch wenn sie das Buch von der Seite oder gar von oben ansehen. Oft habe ich drei oder vier Erwachsene mit einem Buchstabierbuch lesen sehen, welches auf der Erde lag. Da andere Missionare dieselbe Beobachtung machten, scheint also der Sinn, dem die Form der Buchstaben sich einprägt, bei ihnen sehr entwickelt zu sein. Mrs. Ingham von Bansa *Manteke (Miss. News*, Sept. 88) schreibt: „Sie können lesen, wenn das Buch auf dem *Kopf steht und auch anders*, aber es scheint, als ob sie nicht die ganze Zeile auf *einmal überseh*en (*grasp*) können."

anzuregen. Ich halte solchen Unterricht gerade bei Afrikanern für wichtig, welche so wenig geneigt sind, die Wunderwerke Gottes anzustaunen, sondern die Welt nur mit den Augen der fleischlichen Genußmenschen anzusehen pflegen.

Die Schule machte mir ebenso viele Freude wie den Kindern auch, und die guten Früchte, welche ihr Einfluß bei ihnen zeitigte, traten bei ihnen bald in erfreulicher Weise hervor.

Missionar Düring, welcher später einige Jahre hindurch die Schule leitete, berichtet im Jahre 1869 über seine Arbeit, wie folgt: „Die Kinder in der Schule haben mir mit ihrer Lernbegierde viel Freude bereitet. An einigen Tagen mußte die Schule ausfallen, da ich die Kinder zu einer Arbeit nötig hatte. Als ich nun am Abend die Schule mit den Erwachsenen hielt, stellte sich ein ganzer Trupp der kleinen Schar ein, um das Versäumte nachzuholen. Über die Auffassungsfähigkeit einiger Kinder habe ich mich oft verwundern müssen. Ich glaube, sie würden unseren deutschen Schulkindern in den Volksschulen, d. h. solchen, die mit ihnen gleich langen Unterricht empfangen haben, wenig oder gar nicht nachstehen, wenn es auf eine Prüfung ankäme. Die Lernbegierde ist hier entschieden größer."

Welche Zucht die Schule ausübte, zeigte sich recht augenfällig in dem Verhalten der Kinder gegenüber dem Fruchtsegen, in welchem bald alljährlich die Gärten prangten. Unter den Eingeborenen gilt der geringste Felddiebstahl als Verbrechen. Wie aber die Kinder von klein auf gewöhnt worden waren, die so sehr begehrten halbreifen Maiskolben, das Zuckerrohr und die Wassermelonen der Gärten als unantastbar anzusehen, so war es gelungen, ihnen einzuprägen, daß auch das Obst unter demselben Schutze stehe. Die Wege nach der Kirche und Schule und zu meinem Hause führten durch meinen damals noch ganz offenen Pfirsich- und Aprikosen-Garten. Bei Tage und im Dunklen gingen die Kinder oft scharenweis hindurch, ohne daß kaum jemals eine Frucht fehlte. Ich hielt ein scharfes Auge auf die Bäume, welche meine Lieblinge waren, die ich selbst pflegte; wurde einmal das strenge Schutzgesetz übertreten, so gelang es fast immer, den Übelthäter zur exemplarischen Bestrafung zu ziehen.*)

Vielfach zogen wir die Kinder nach der Schule zu kleinen Diensten und Platzarbeiten heran. Oft haben sie Tag für Tag eine Stunde gearbeitet. Sie trugen kleine Steine in Löcher, die der Regen in die Wege gespült hatte, oder welche dadurch entstanden waren, daß wir den nur an einzelnen Orten vorhandenen guten Lehm zum Bauen hatten ausgraben müssen, oder sie begossen in dürrer Zeit die neugepflanzten Bäumchen oder trugen Ziegeln zu einer Baustelle. Wenn auch das einzelne Kind nicht eben viel leistete und wir den Kindern

*) Die reifen Früchte an den Bäumen und Hecken zeugten von der Sicherheit, der sie sich erfreuten, und waren Gegenstand der Bewunderung unserer weißen Nachbarn. Eine reiche Bauerfrau gab diesem Staunen in den Worten Ausdruck: „Wie ist es möglich, daß bei Ihnen alles voll reifer Früchte ist. Bei mir sorgen die weißen Freunde und schwarzen Dienstleute, daß die Früchte halbreif verschwinden, und hier sind Hunderte von Schwarzen. Ich kann mir die Sache nur so erklären, daß Ihre *Schwarzen glauben*, Sie seien allwissend und sähen alles, was sie thun!"

überhaupt nicht zu viel zumuten wollten und durften, so wurde doch immerhin, als die Schule erst einige Hundert Kinder zählte, manch tüchtiges Stück Arbeit von ihnen verrichtet. Wir sahen diese Arbeit als ein Äquivalent für das Schulgeld an, welches damals noch nicht gezahlt wurde. Es ist der Station dadurch manche Ausgabe für Arbeitslohn erspart worden.*)

Die Eltern waren zufrieden mit der Pflege und der Zucht, die wir den Kindern angedeihen ließen. Es war nicht zu verkennen, daß die christliche Schule in ihrem Bewußtsein an die Stelle der heidnischen Koma getreten war, bei welcher den Eltern ja nicht erlaubt wird, irgendwie in Bezug auf Behandlung der Kinder mitzureden, trotzdem diese Behandlung vielfältig eine grausame ist. Nur selten, wenn die Züchtigung eines Kindes das Maß überschritten hatte, wie es wohl vorkam, als schwarze Hilfslehrer angestellt waren, kam der Vater oder die Mutter und machte in bescheidener Weise Anzeige davon.

Auch in der Gemeinde wurde Zucht geübt, es war aber selten nötig, von einem der uns zu Gebote stehenden Zuchtmittel Gebrauch zu machen. Es verging manchmal ein ganzes Jahr, ohne daß ein Getaufter dazu Anlaß gab. Katechumenen wurden, wenn sie öffentliches Ärgernis gegeben hatten, für eine Zeit vom Unterricht ausgeschlossen und mußten unter Umständen länger auf die heilige Taufe warten. Gemeindeglieder, welche solches Ärgernis gegeben hatten, wurden von der Abendmahlgemeinschaft ausgeschlossen und durften während der Zeit, in welcher sie unter Zucht standen, dem Teil des Gottesdienstes nicht beiwohnen, welcher nur für die Gemeinde bestimmt war. Stets kamen solche bald und baten um Wiederaufnahme, welche dann gewährt wurde, nachdem durch den Betreffenden in der Beichthandlung vor der versammelten Gemeinde die Beichtfragen, welche in einer Form hergestellt wurden, die auf seine spezielle Sünde Bezug hatte, beantwortet worden waren und er darauf hin die Absolution empfangen hatte.

Bei dem Üben der Zucht unterstützten uns die Ältesten und Gemeindehelfer, und dieser Umstand machte sie möglich und wirkungsvoll. Diese treuen Leute wachten über den Wandel der einzelnen und unterließen es nicht, vorkommende Ausschreitungen zu unserer Kenntnis zu bringen. Ohne Hilfe solcher Mitarbeiter kann ein Missionar überhaupt keine Zucht üben, denn er lebt zu wenig mit seinen

*) Heinrich Barth (Reisen und Entdeckungen II Seite 657) sagt von dem Verhältnis der Negerkinder im Sudan zu ihren mohammedanischen Schulmeistern folgendes: „Man meint gewöhnlich, daß in Europa ein Schulknabe zu sehr geplagt werde, diese armen afrikanischen Buben aber werden bei dem wenigen, was sie lernen, fast noch mehr geplagt. Wenigstens habe ich sie oft in der kalten Jahreszeit, kaum mit einem Lumpen bedeckt, schon um vier Uhr morgens, um ein elendes Feuer hockend, ihre Lektion lernen sehen. Dabei haben sie ihren Schulmeistern alle möglichen Dienste zu leisten und werden von ihnen oft nicht besser als Sklaven behandelt.“ Es scheint also eine gewisse Lernbegierde bei den Kindern und der Zug, daß die Eltern dem Lehrer gern volle Gewalt über die Kinder zugestehen, in Afrika allgemein zu sein. Deshalb *ist die Arbeit* an den Kindern dort so wichtig, und deshalb sollten die größeren Schulen *stets mit den besten* Kräften besetzt sein.

ſchwarzen Gemeindegliedern, als daß er ſelbſt beobachten könnte, was in Höfen und Hütten und auf den Äckern vorgeht. Unter dieſen Leuten ſtanden die bewährten Häupter der Gemeinde von Moßecho und auch einige tüchtige Männer der Gemeinde aus Maleos Volk vornean. Einer der treuſten dieſer lieben ſchwarzen Chriſten, der charakterfeſte Jakob Mantladi, ſtarb in dieſer Zeit. Sein Tod war für die Gemeinde und für mich ein ſchwerer, unerſetzlicher Verluſt. Er ſtarb an einem Sonntage (dem 24. Juli 1870), und ich zeigte der Miſſionsgemeinde in Deutſchland ſeinen Heimgang damals mit folgenden Worten an:

„Der Heimgegangene iſt nicht durch mich oder den Dienſt eines unſerer Brüder erweckt, doch preiſe ich den Herrn, der es mir gegeben hat, dieſen Mann taufen und ihm faſt neun Jahre lang ein Seelſorger ſein zu dürfen. Ja, ich preiſe den Herrn für alles, was er mir und meiner Gemeinde an ihm und durch ihn dieſe Jahre hindurch gegeben hat. An ihm verliert nicht nur die Gemeinde aus den Heiden eins ihrer treuſten Glieder, an ihm verliere auch ich einen treuen Freund und Bruder, der mir oft zum Troſt, zum Vorbild und zur Mahnung geweſen iſt. Er war ein lauteres Kind Gottes, voll Demut, Einfalt und heiligen Ernſtes. Und wenn ich ausgeſendet geweſen wäre, nur um dieſen einen zu taufen und zu unterweiſen, ihm zu dienen mit geiſtlicher Gabe und ihm die Augen zuzudrücken, ſo müßte ich Gott dennoch preiſen, daß er mich den Weg nach Afrika hat gehen heißen. In der ſchweren leiblichen Not der Leiden ſeiner letzten Tage war ſeines Herzens Troſt das Wort des Herrn: „Ihr werdet weinen und heulen, aber eure Traurigkeit ſoll in Freude verkehret werden, und eure Freude ſoll niemand von euch nehmen.“ Zu dieſer Freude iſt er eingegangen und ich gönne ihm die Ruhe bei Jeſu im Licht von ganzem Herzen. Die Malzeichen des Herrn Jeſu, die er an ſeinem Leibe trug, als Zeichen ſeiner Treue in ſchweren Tagen der Anfechtung, hat er mit in ſein Grab genommen, in dem er entgegenſchlummert der Auferſtehung der Gerechten. Die Miſſionsgemeinde aber bete mit mir, daß ſeines Geiſtes auf uns bleibe in Botſchabelo, auf daß wir alle einen gleich guten Kampf kämpfen, wie dieſer unſer Bruder.“ *)

Eine Gemeinde, wie die unſere damals war, muß einen großen Einfluß auf die Heidenwelt ausüben bis in weite Fernen. Es war ſehr zu bedauern, daß unſeren Leuten der freie Verkehr in ihrem Heimatlande nicht geſtattet, daß er vielmehr vollkommen unmöglich war. Welche Miſſionskraft hätte auf ihre heidniſchen Volksgenoſſen ausgehen können! Bei der fortdauernden Feindſchaft Sekukunis konnten unſere Chriſten nur an ſolchen ihrer Landsleute Miſſion treiben, welche ſie in Botſchabelo beſuchten, und mit welchem Erfolge ſie an

*) Zum Zeugnis dafür, wie beſtändig und treu im Wandel und Dienſt ſolche Helfer aus den Eingeborenen Afrikas ſein können, möge die Thatſache dienen, daß unter den neunzehn unbeſoldeten Helfern, welche nach dem Jahresbericht von 1887 den Miſſionaren in Botſchabelo zur Seite ſtanden, nicht weniger als vierzehn ſchon in jenen Jahren an ſolchem Helferdienſt beteiligt waren, ſich alſo in all den Jahren als treu und zuverläſſig bewährt haben.

solchen und an den vorüberziehenden Arbeitern von ihrem Stamme arbeiteten, zeigte sich in der beständigen Vermehrung der Bevölkerung durch die so gewonnenen Leute. Aber unsere Christen versuchten es zu verschiedenen Malen, das Evangelium zu Häuptlingen zu tragen, bei denen die Thür nicht ganz verschlossen zu sein schien. So ging der treue, innige Zebedeus Lefula im Jahre 1867 nach Machakala zu Mampuru und stärkte die dort wohnenden, von jedem Verkehr mit Missionaren abgeschnittenen Christen. Nahe lagen uns Kraale der Matebelen, allein diese Leute waren so befangen in finsterem Aberglauben und standen deshalb noch so unter dem Banne ihrer Häuptlinge, daß alle Versuche, bei ihnen Eingang zu finden, scheiterten. Der kleine Häuptling Mokibe, unser Nachbar, stellte sich nach Möglichkeit freundlich zu unserem aufblühenden Gemeinwesen, allein gegen die Zumutung, auf seinem Felsennefte predigen zu lassen, wehrte er sich mit aller Entschiedenheit. Ebenso verschlossen blieb uns die Stadt Mapochs, auch als nach dem Tode des alten, vielgenannten Häuptlings dort sein Sohn Nyekelele das Regiment führte. Es wurde von uns im Anfang des Jahres 1869 eine Gesandtschaft dorthin abgefertigt, allein die alten Leute, hartgesottene, finstere Heiden, widerstanden dem Ansinnen, Missionaren Eingang zu gewähren, wie ein Mann. „Wir haben in Kraft unseres Heidentums die Weißen besiegt und die Swasi auch. Maleo ist durch Gottes Wort getötet, das Reich Sekukunis geteilt.“ Und ihr gotteslästerlicher Trotz kam in den Worten zum Ausdruck: „Wenn euer Gott uns straft, weil wir ihm nicht dienen wollen, wenn er Feinde über uns kommen läßt oder Krankheiten sendet, wenn unser Korn durch Sonnenbrand verdirbt, wenn das alles kommt, weil wir keine Missionare annehmen, so soll es uns willkommen sein. Wir wollen nicht! Und wenn unsere Kinder fliehen, um Gottes Wort hören zu können, so sollen sie weit fortgehen, so weit, daß wir von ihnen nichts mehr hören! Zu euch nach Botschabelo dürfen sie nicht ziehen, thun sie das und nehmt ihr sie auf, so giebt es Krieg!“ Als unsere Abgesandten mit diesen Worten zurückkamen, ergriff eine tiefe Bewegung die Gemeinde. Gebetstunden wurden gehalten, damit der Herr Thüren aufthue und seinem Worte Bahn mache. Zebedeus und Martinus wurden zu dem kleinen Baßutohäuptling Nkotoloane gesandt, fanden aber auch hier keine Aufnahme. „Gebt uns Gewehre, Pulver, Blei und Pferde, daß wir unserer Feinde uns erwehren können, das wird uns eine Gotteshülfe sein.“

Besserer Empfang wurde dem Jakob Motube bei einem Häuflein Bakopa zu teil, welches sich unten im „Buschfelde“ am Olifantsfluß angebaut hatte. Der Sohn Maleos, Mamatebe, welcher ihr Häuptling war, hob das Evangelienbuch, aus welchem unser Christ ihm vorgelesen hatte, in die Höhe und rief: „Dies Buch ist es, welches ich liebe, ich liebe das Buch!“ aber sein Volk trieb den unwillkommenen Gast von dannen. Bald darauf ordneten wir fünf unserer besten Leute, unter ihnen Zebedeus, Martinus, Tubudi und Petrus Tuloane nach Norden und Jakob Mantladi nach Osten ab. Aber es war für unsere Leute schwer, bei irgend einem heidnischen Häuptling Gehör zu finden, denn jeder empfing sie mit Mißtrauen, als seien sie nur

gekommen, ihm Leute zu rauben und nach Botschabelo hinzuziehen. Bis nach den nördlichen Grenzen des Transvaals zogen unsere Boten, und ihre Arbeit war an einzelnen nicht vergeblich, allein selbst unsere Missionare im Norden waren nicht dafür, daß der Versuch wiederholt würde, weil sie nicht ohne Grund fürchteten, daß das dadurch erregte Mißtrauen der Häuptlinge ihrer eigenen Arbeit schädlich werden könne. Bei manchen Missionaren war damals auch noch ein gewisser Widerwille und eine zu große Befangenheit gegen das selbstthätige Arbeiten eingeborener Evangelisten vorhanden; hatte doch einer unsere Abgesandten, welche Heiden besuchen wollten, die eine Tagereise von seiner Station wohnten, umkehren heißen, weil diese Heiden in dem ihm zugewiesenen Gebiete wohnten, obwohl er sie bis dahin noch niemals selbst besucht hatte.

Einmal schien es, als ob das Wort unserer Sendboten bei einem Häuptling guten Erfolg haben sollte. Von der Stadt Mpachlela in der Nähe von Machakala waren heilsbegierige Leute heimlich entwichen und zu uns gezogen. Wir knüpften mit dem dortigen Häuptling Mmutle Verbindung an, und er sprach brieflich seine Zustimmnng zu unserer Mahnung, Missionare aufzunehmen, aus. Es zogen auch bald darauf zwei unserer Brüder hin, fanden dort viel Leute, die ihr Kommen mit Freuden begrüßten, wurden aber sofort durch Abgesandte Sekukunis, zu welchem Mmutle in einem Abhängigkeitsverhältnis stand, zum Verlassen der neuen Station genötigt.

Die einzelnen Christen aber bereiteten bei gelegentlichen Reisen dem Evangelium doch hier und da den Boden, denn die geförderten von unseren Leuten trugen auf Reisen ihr neues Testament bei sich und versäumten es nicht, ihrer Missionspflicht nachzukommen. Jakob Makoetle kam bei Elephantenjagden in Gebiete, wohin bisher kein Missionar vorgedrungen war. Wie seine Versuche bei solchen Gelegenheiten, Heiden zu gewinnen, nicht vergeblich gewesen waren, sah ich einst, als ich, von ihm begleitet, im Distrikt Soutpansberg die kleine Außenstation eines kapschen Missionars besuchte. Aus der Menge der uns umringenden und uns bewillkommnenden Leute sprangen drei Männer auf Jakob zu und begrüßten ihn freudig. Es waren Heiden, die ihn ein Jahr zuvor im Jagdfelde getroffen und auf seinen Zügen begleitet hatten. Beim Abschiede hatten sie ihm versprochen, sie wollten einen Missionar aufsuchen, und sie hatten wirklich Wort gehalten, als Christen fand er sie hier wieder.

Der Einfluß aber, den Botschabelo auf die Heiden ausübte, war nicht auf den Erfolg solcher Missionsreisen seiner Christen beschränkt. Hunderte von Heiden berührten auf ihren Arbeitszügen unseren Platz und sahen hier mit Augen, daß Baßuto Christen werden und als Christen leben können, ohne in allen Stücken ihrer Väter und ihres Volkes Weise daran zu geben. Sie lernten christliches Familienleben kennen und nahmen aus dem täglichen Verkehr mit ihren christlichen Gastfreunden und aus dem Besuche der Gottesdienste manchen tiefen, bleibenden Eindruck mit nach Haus. Sie sahen auch, daß der Gott der Weißen Leute ihres Volkes segnen und vor ihren Feinden schützen könne, und daß Baßutohäuptlinge im Gehorsam gegen Gottes Wort

und durch das Wort Gottes ihr Volk regieren könnten. So stand das Evangelium bei uns auch für die Heiden nicht unter dem Scheffel, so waren unsere Christen auch für ihr Volk ein Salz, und Botschabelo war eine Stadt, die auf dem Berge lag, von welcher die Heiden in den nahegelegenen Dörfern Lieder sangen und sich in den entfernten Gegenden des Landes bei ihren Feuern unterhielten, denn es war der Platz, der unter Gottes Segen trotz der Feindschaft der heidnischen Könige und Fürsten blühte, wie ein Wunder vor ihren Augen.

Neunzehntes Kapitel.

Äußere Verhältnisse und Verfassung der Volksgemeinde.

Das äußere Bestehen der Station war dadurch gesichert, daß wir den „Platz", d. h. das Grundstück „Boshoek" (Boshuk), durch Kauf erworben hatten. Es war auf meinen Namen eingetragen, obwohl es der Gesellschaft gehörte, und ich hatte der Transvaalrepublik, ihrer Bevölkerung und Regierung gegenüber alle Rechte zu beanspruchen, welche der freie Bauer hatte, und diese Rechte waren sehr ausgedehnt, wenn man unter Recht weniger Anrecht auf bestimmte vom Staat zu gewährende Wohlthaten, als vielmehr die Freiheit versteht, zu thun und zu lassen, was man für gut hält. Das Grundstück hatte einem Manne gehört, welcher dort einmal in der Zeit des Einwanderns in das Land einige Monate mit seinen Herden gelegen hatte. Es war noch nicht ausgemessen, allein der Besitztitel war unangefochten und unanfechtbar. Die Bauern hatten im Anfang des Bestehens ihres Staates ihre „Kontore", wie man die Ämter der Landdrosten nannte, fast nur dazu nötig, daß dort ihre Grundansprüche registriert, ihre Besitztitel gebucht und ausgefertigt wurden. Diesem Bedürfnis genügten auch die Beamten von Anfang an in zufriedenstellender Weise. Es war gut, daß wir dieses Grundstück, wie auch viele andere Grundstücke, auf denen Stationen errichtet wurden, durch Kauf erwarben.*)

*) Die Missionsgesellschaft besaß keine Korporationsrechte (Eigentumsrechte) in Transvaal, und das wurde Grund dafür, daß wir die erworbenen Grundstücke auf die Namen einzelner Missionare schreiben ließen. Wahrscheinlich ist dadurch verhindert worden, daß der Volksrat den Missionsgesellschaften durch ein Gesetz verbot, Land zu erwerben. Der Wille der Bauern war es, daß dies geschehe, allein die gesetzgebende Versammlung wußte der Sache nicht beizukommen, denn die Missionare, auf deren Namen die Grundstücke eingetragen wurden, waren Bürger des Landes und hatten als solche dieselben Rechte wie die Bauern. Später mußten allerdings die Besitztitel der Grundstücke umgeschrieben werden, welches viel Schreibereien und auch Kosten verursacht hat. Sonstige Verwicklungen oder Streitigkeiten über Besitz sind dadurch nicht entstanden, da bei den Ankäufen vermieden worden ist, andere Teilnehmer, also die *Schwarzen oder die* Missionare, einen Teil des Grund und Bodens bezahlen zu *lassen. Die Gesellschaft kaufte* allein, und dadurch war ihr Besitzrecht unantastbar und *unbeanstandet.*

Da sich die Bevölkerung des Platzes fortwährend vermehrte, mußten wir auch an Vergrößerung unseres Landbesitzes denken. Wir konnten ja die Leute, die aus den Heidenländern geflohen waren, welche alles um des Evangeliums willen verlassen hatten und, um Aufnahme bittend, vor uns standen, nicht von unserer Thür weisen. Eine andere Missionsstation, auf welcher sie hätten Aufnahme finden können, gab es nicht in der Nähe, und ebensowenig konnten wir daran denken, eine zweite Station wie Botschabelo zu gründen.*) Da war es sehr günstig, daß in jenen ersten Jahren des Bestehens der Station der Besitz von Grund und Boden in Transvaal noch so überaus gering geachtet war, daß es uns möglich war, gleich in den ersten Jahren unseren Landbesitz nach Bedürfnis zu erweitern. Bei der Vermessung des ersten Grundstücks (Boshoek) wurde durch das Wohlwollen des Präsidenten Pretorius die östliche Grenze der Station an das Flüßchen Keerom gelegt, wodurch wir etwa 700 Hektar geschenkt erhielten. Nach Westen lag am Mochlotse ein herrliches Thal, von waldbestandenen, malerischen Bergrändern umsäumt. Der Besitzer, nach dem das Grundstück „van Kollers Platz" genannt wurde, wohnte an der Grenze Natals und forderte hohe Summen, allein als ich persönlich mit ihm verhandelte, gelang es mir, den Kauf für Zahlung von 4500 Mark abzuschließen. Wir erhielten dafür 3800 Hektar teilweis recht fruchtbaren Landes, welches uns schon wegen des darauf stehenden vielen und nicht nur zur Feuerung brauchbaren Holzes unentbehrlich war. Auch Ackerländereien wurden dort bald angelegt, und die Mühle konnte nur hier errichtet werden; außerdem fand das Vieh während der kalten Wintermonate Juni und Juli hier Abhänge und Klüfte, wo es vor rauhen Winden Schutz und an dem dort wachsenden besseren Grase Nahrung fand.

Trotzdem war immer noch Mangel an Land vorhanden, welches sich zum vorteilhaften Anbau von Mais und Kafferkorn eignete. So war die Erwerbung von anderen Grundstücken geboten, und es war höchst wünschenswert, daß sie sich ermöglichen ließ, ehe das Land im Preise stieg. Es gelang mir, die Plätze Groenfontein und Leuwpoortje zu erwerben**), und zwar zusammen 5261 Hektar für 4775 Mark. Nach einigen Jahren verfügten wir über ein Areal von

*) Nach Wallmannsthal gingen Baßuto nicht gern, weil dort das Matebelenelement in der Bevölkerung vorherrschte. Wenn wir um der Menge der Zuzügler willen eine neue Station hätten gründen wollen, so hätten wir zu hohem Preise Land kaufen müssen und hätten an dem neuen Ort die Feindschaft der Heiden und die Schwierigkeiten, welche manche Bauern bereitet hätten, aufs neue zu überstehen gehabt. Mit der Vergrößerung Botschabelos wuchs auch seine Macht und damit die Aussicht, daß es sich unter Gottes Hilfe den Heiden gegenüber werde halten können.

**) Auch solche Grundstücke erlangte man damals am leichtesten durch Tausch. Für Leuwpoortje gab ich ein anderes Grundstück, welches ich von einem Holländer zu diesem Zweck erworben hatte. Dies lag am Vaalfluß, in einer Gegend, welche die Buren unserer Gegend vorzogen, weil dort die Schafzucht mit Erfolg betrieben werden konnte, für welche bei uns das Klima zu warm und das Gras zu lang war. Groenfontein tauschte ich für ein ander Stück Land, einen nicht mehr neuen Wagen, 15 junge Kühe und 200 Schafe.

11 395 Hektar, welches der Berliner Missionsgesellschaft nur 10 775 Mark gekostet hatte.

So blühte unser Gemeinwesen in diesen Jahren fröhlich auf, trotzdem gar viele unserer guten Freunde unzufrieden damit waren, daß sich unter ihren Augen in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft ein Häuflein von Eingeborenen sammelte, welche als freie Leute ihre Äcker bauten und alljährlich an Wohlstand zunahmen. Mit derselben Mißgunst sahen sie überall auf die Entwickelung anderer Stationen, die der unseren ähnlich waren. Hermannsburger Missionare hatten solche Stationen im Herzen der Republik am Magaliesberge in dem Distrikt Rustenburg errichtet, und auf unseren Stationen Wallmannsthal und Waterberg sammelten sich auch immer mehr Farbige an. Nach der althergebrachten Anschauung der Bauern sollte es freie Schwarze, d. h. solche, welche nicht im Dienstverhältnis zu irgend einem Weißen stünden, überhaupt nicht geben in der Republik. Aber die Willkür, nach welcher man bisher mit den kleineren Häuflein der Baßuto, die hin und her im Lande wohnten, verfahren war, hatte man auf die durch Grundbesitz der Gesellschaft gesicherten Missionsstationen nicht ausdehnen wollen und können. Hier hatten sich neue Verhältnisse gebildet, denen gegenüber man erst noch Stellung nehmen mußte. Oft waren Bauern Zeugen, wie die Bewohner solcher Station fröhlich und willig an Kirchen und Schulen bauten oder auch Missionarshäuser errichten halfen, wie die Stationen dadurch ein ansehnliches Aussehen gewannen, während viele Bürger mit Mühe kaum noch einen oder zwei Dienstleute festhalten oder auch mieten konnten. Denn die von den Bauern groß gezogenen Dienstleute verließen ihre Herren damals in großer Anzahl, wanderten oder flüchteten nach Natal oder ließen sich auf Dörfern und Missionsstationen innerhalb der Republik nieder. Viele Bewohner der kleinen Kraale, die auf Bauerplätzen lagen, hatten anfänglich das Los, Hörige zu sein, die zur Arbeit bei ihren Herren verpflichtet waren, geduldig getragen, aber doch nur so lange, als die Hand ihrer Herren überall im Lande herrschte und sie überall auch finden konnte. Kaum zeigte es sich, daß bei Mapoch, Sekukuni, bei Mankopane und Mokoapane solche Leute Aufnahme fanden, als auch Häuflein auf Häuflein das von den Weißen wirklich beherrschte Gebiet verließ und die Zahl der feindlich gesinnten Baßuto vermehrte. Freie Arbeiter suchten unter den Bauern aber selten Beschäftigung; sie waren hier in Bezug auf Strafen, Lohnherabsetzung und Lohnentziehung zu sehr der Willkür ihrer Herren preisgegeben und suchten deshalb lieber in Natal, der Kapkolonie oder später auf den Diamantfeldern Arbeit. So war bei den Buren auf eine Zeit, in welcher sie Arbeiter vollauf hatten, die gezwungen waren, um keinen oder um den allergeringsten Lohn zu arbeiten, eine Zeit gefolgt, in welcher sie vielfach ganz ohne Arbeiter waren. Mit roher Gewalt konnte man nichts mehr ausrichten, da sollten gesetzliche Bestimmungen helfen, welche besonders auch die auf den Missionsstationen wohnenden Schwarzen zwingen sollten „dienstbar" zu werden. Unter dem 3. Juni 1870 wurde ein vom Volksrat vollzogenes „Kaffergesetz" (Kafferwet) publiziert, dessen

zweiter Paragraph lautete: „Niemand darf auf seinem Platz oder Plätzen Farbige unter solchen Umständen oder in solcher Menge wohnen lassen, daß sie als Gefahr oder Ruhestörung für die Nachbarn erscheinen können.“ Der Feldkornett sollte das Recht haben, solche Ansammlungen zu hindern und die betreffenden Leute zu vertreiben. Alle Leute, die „um Schutz zu suchen“ einwanderten, sollten vom Feldkornett irgend einem weißen Herrn zugewiesen werden. Weiter wurde bestimmt, daß binnen acht Tagen jeder innerhalb der Grenzen der Republik wohnende Schwarze an irgend einen Herrn vermietet sein müsse; der Herr des Platzes, auf dem die Leute wohnten, dürfe nur fünf Familien als in seinem Dienst stehend ansehen, die anderen seiner Leute könne er mieten, oder sie sollten sich an andere Bürger innerhalb der Republik vermieten. Es ist deutlich, wie die Bestimmungen dieses Gesetzes nicht nur die Vergrößerung, sondern auch das Weiterbestehen solcher Stationen, wie Botschabelo und Wallmannsthal, unmöglich gemacht hätten, wenn sie wirklich zur Ausführung gekommen wären, abgesehen davon, daß es dem Feldkornett freistand, unsere Bevölkerung, wenn sie als eine Gefahr oder Ruhestörung für die Nachbarschaft erschien, kurzen Weges zu vertreiben.

Wie eine Zentnerlast lag das Gesetz auf unseren Herzen. Sollte ich wieder nur gebaut haben, um das, was unser Fleiß geschaffen hatte, verlassen zu müssen und verfallen zu sehen? Sollten unsere schönen Gebäude, die Kirche, die Schulen, wieder Ruinen werden? Sollten denn unsere armen Leute, welche Äcker und Häuser schon einmal hatten verlassen müssen, gezwungen werden, wieder ihre Habseligkeiten auf den Rücken zu nehmen und weiter zu wandern, etwa nach der englischen Natalkolonie? Unsere Leute meinten, Sekukuni sei wieder erstanden, und hielten Gebetstunden wider die Bauern. Eine Begegnung mit Paul Krüger, den ich mit dem Vorsteher von Wallmannsthal zusammen aufsuchte, hatte keinen günstigen Erfolg, aber in der Nähe von uns war eine Landdrostei errichtet, und der Landdrost wollte mir wohl, da er es meinem Einfluß im Distrikt verdankte, daß er über seinen Gegenkandidaten den Sieg davon getragen hatte*), und da der Feldkornett auch mein Freund war, hatten diese Herren nichts dagegen einzuwenden, daß ich alle Männer Botschabelos als in meinem Dienst stehend einbuchen ließ und zwar auf des Feldkornetts Rat gleich für fünf Jahre. So hatten wir Ruhe, für welche wir Gott dankten, bis ein neues verschärftes Gesetz neue Not brachte und wirklich Unheil anrichtete. Wir bezahlten auch noch Abgaben, nicht nur 2 Schilling 6 Pence (M. 2,50) für jeden registrierten Mann, sondern jeder Erwachsene mußte 10 Mark Kopfsteuer an die Regierung der Republik entrichten. Nur mit Unmut und Widerstreben zahlten wir, denn wir genossen von seiten der Republik keinen Schutz. Die Unsicherheit, in welcher man damals überall an den Grenzen des verarmten Landes lebte, hatte

*) Damals wurden die Landdroste in Transvaal noch von den Bürgern gewählt. Da in ihren Händen die Rechtspflege lag, war dieser Gebrauch die Ursache vieler *Unzuträglichkeiten.*

einen wahrhaft bedrohlichen Charakter erreicht. Von der Grenze Natals an bis hinauf nach Soutpansberg und wieder von dort bis nach dem Vaalfluß war die Republik von Feinden umgeben, welche ihr leicht genug den völligen Untergang hätten bereiten können, wenn sie untereinander einig gewesen wären. Die Matebelen verkündeten laut, es sei das Ziel ihrer Politik, die Weißen über den Vaalfluß zurückzutreiben, und wir schauten oft zu unseren Felsenschanzen mit der Frage auf, ob nicht unser Christenhäuflein vom Heidentum völlig umbrandet hier vielleicht einmal einsame Grenzwacht würde halten müssen.

Mit den Matebelen lebten wir fort und fort in wenig verhüllter Feindschaft, welche einigemale zu einem hellen Brande aufzulodern drohte. Einmal war ein junges Mädchen, welches von einem der nächstgelegenen Kraale dieses Volkes zu uns geflohen war, durch ihre Verwandten gewaltsam geraubt und fortgeführt worden. Unsere Leute wollten das mit Fug und Recht nicht dulden und umzingelten in der Nacht das kleine Dorf, wohin man das Mädchen geschleppt hatte. Dessen Bewohner erschraken nicht wenig, als sie am Morgen sich umringt und in den Händen der Unseren sahen, die das Mädchen forderten, welches befragt, ob es bleiben oder wieder nach Botschabelo wolle, erklärte, man habe es mit Gewalt überfallen und fortgeschleppt, es wolle wieder nach Botschabelo, worauf es ohne Widerstand der Heiden zurückgeführt wurde.

Zur Verschärfung des Gegensatzes, in dem wir zu unseren heidnischen Nachbaren standen, diente es, daß Mampuru sehr bald heimlich Botschabelo verließ und bei dem Sohne Mapochs Aufnahme fand. Er wohnte mit den wenigen Männern, die ihm gefolgt waren, am Eingang einer Höhle, und es zeigte sich bald genug, daß er des Schutzes bedurfte, welchen eine solche im Falle der Not ihm bot. Nächtlicher Weile überfiel ihn eine von Sekukuni ausgesendete Schar, welche aber in seinen Schlupfwinkel nicht einzudringen vermochte. Bald hörten wir, daß er Pläne schmiede, mit Matebelen Botschabelo zu überfallen. Es war aber sein Bleiben dort von kurzer Dauer. Die Nähe von seinem feindlichen Bruder war ihm bald zu unheimlich und gefahrvoll; er verließ das Land der Matebelen heimlich und floh zu den Swasi, bei denen der abenteuernde Königssohn freundliche Aufnahme fand und eine Reihe von Jahren auch in Ruhe lebte.

Nicht lange Zeit nach dem erzählten Vorfall versetzten uns die Heiden einen empfindlich betrübenden Schlag. Drei Familien, welche von Bauern zu uns gezogen waren, hatten in der Nähe des Flüßchens Keerom ein kleines Vorwerk angelegt. Sie besaßen eine schöne Herde Vieh, welche die Habsucht der Heiden reizte. Da ein Mann von den Matebelen sich bei ihnen als Viehhirt verdingt hatte, war den Feinden jede Gelegenheit, die sie benutzen konnten, bekannt geworden. Andere waren bei ihrem Freunde auf Besuch anwesend, und am Abend vor dem heiligen Pfingstfest war der Augenblick gekommen, wo sie ihren *Mordplan* ausführen konnten. Ein Mann und eine Frau waren schon *an diesem Abend mit* ihrem Wagen zur Feier des Pfingstfestes nach *dem Hauptplatz gefahren*; es wollte dunkeln, da fielen die Mörder

über die nichts ahnenden Leute her und töteten zwei Männer, zwei Weiber und ein Kind, während sie die übrigen Kinder durch Kirrihiebe so verwundeten und betäubten, daß sie bewußtlos dalagen. Ein anderes Kind entrann und brachte uns die Nachricht, welche wir glauben mußten, da es von Blut überströmt war. Noch an dem Abend brachten unsere Leute die verwundeten Kinder nach unserem Hause, wo sie bis zu ihrer Genesung verpflegt wurden. Eine Frau hatte in knieender Stellung den Tod gefunden. In ihren Armen hielt die nach vorn übergebeugte Leiche den Säugling, der nur durch die von ihr noch eine Zeitlang ausstrahlende Wärme vom Tode des Erfrierens errettet worden ist; denn es geschah der Mord in einer bitter kalten Winternacht. Der noch in der Nacht herbeigerufene Feldkornett der Bauern wußte keinen Rat als den, daß wir den Vorfall nach Pretoria melden sollten; auf unser Anhalten gab er uns aber auch Erlaubnis, die Mörder zu verfolgen. Noch in der Nacht brachen unsere jungen Leute auf; ich begleitete sie zum Schauplatz der That und kehrte dann nach Haus zurück, um mit der übrigen Gemeinde das Fest zu feiern. Es waren traurige, bewegte Tage. Unsere Heerschar kam zurück, ohne etwas erreicht zu haben; die Räuber hatten zu großen Vorsprung gehabt und die Schlupfwinkel in der Nähe der Matebelenhauptstadt schon erreicht, wohin die Botschabeloer ihnen nicht zu folgen wagten. Wenn unsere Leute noch Heiden gewesen wären, hätten sie an dem ersten besten kleinen Matebelenkraale oder an nichts ahnenden Arbeitsleuten aus diesem Volke, welche in der Nachbarschaft bei Bauern arbeiteten, oder welche auf der Wanderschaft betroffen wurden, blutige Rache genommen; als Christen konnten und wollten sie das nicht thun. Es war mir aber lieb, daß von diesen an dem Vorgange unschuldigen Leuten gleich am ersten Festtage zwei Männer aufgegriffen und als Gefangene mir vorgeführt wurden. Einige Hitzköpfe hatten sie leider mit Kirrihieben bedacht, so daß sie blutend vor mir saßen. Mir aber gab diese kleine Ausschreitung willkommene Gelegenheit, der Botschaft, welche ich nun durch sie an den regierenden Sohn Mapochs (Nyekelele) sandte, einen besonderen Nachdruck zu verleihen. „Geht zu eurem Volk," sagte ich, „fragt euren Häuptling, ob der schändliche Überfall mit seinem Willen verübt worden ist. Fragt ihn, ob er Krieg haben will, ob er will, daß unsere Leute und seine Leute sich auflauern und gegenseitig töten. An euch habt ihr es erfahren, daß wir auch Matebelen in unsere Gewalt bekommen können. Wir hätten zehn oder zwanzig von euch töten können; wir haben es nicht gethan, weil wir Christen sind, die kein unschuldiges Blut vergießen wollen." Diese Worte und die verbundenen Köpfe der Boten thaten gute Wirkung, so daß schon nach zwei Tagen der eine dieser außerordentlichen Gesandten zurückkam und die Botschaft brachte, Nyekelele sei über den Mord betrübt; er werde das geraubte Vieh suchen lassen und zurücksenden. Daraufhin schickte ich zwei weiße Leute, welche das Vieh mit Ausnahme von zwei Stück, wie auch das geraubte Gewehr, wirklich zurückbrachten. Als mit der Herausgabe der fehlenden Stücke Vieh gezögert wurde, begab ich mich nach Verlauf einiger Wochen selbst nach der berühmten Räuberhöhle. Mit mir

war Missionar Richter und der Feldkornett der am Steelpoortfluß wohnenden Bauern, welchem von der Regierung der Auftrag geworden war, er solle die Auslieferung der Mörder verlangen. Von Zahlung einer Entschädigung war nicht die Rede bei dem jungen Häuptling, welcher in den vier Jahren seiner Herrschaft bereits übermäßig beleibt geworden war. Der Auslieferung der Mörder entzog er sich durch die in solchen Fällen oft gehörte wirksame Ausrede, daß sie geflohen seien und er sie erst suchen lassen müsse. Die Mäßigung unserer Christen erkannte er an; es machte sichtlichen Eindruck auf die ziemlich zahlreiche Versammlung, als ich mit der Hand auf sie hinweisend sagte: „So viele Leute von euch, als hier sitzen, hätten wir töten können, wenn wir eurem Brauch hätten folgen wollen; wir haben es nicht gethan, weil Gott nicht will, daß unschuldiges Blut vergossen wird!“ Merkwürdigerweise erklärte Nyekelele, er wolle einen Missionar bei sich aufnehmen; als ich es aber für gut hielt, gleich jetzt auszusprechen, daß die Christen an der Koma und an allerlei Zauberdienst nicht teilnehmen könnten, und daß er sich entschließen müsse, das Christentum wirklich zu dulden, wenn er einen Missionar rufen wolle, damit wir nicht an ihm dieselben Erfahrungen machten, wie an Sekukuni, da brach der Haufe der alten Männer in laute Rufe des Unwillens aus, und unter ihrem Einfluß war auch bei dem Häuptling gar bald nicht mehr die Rede von seinem Wunsch.

Es war indessen die Zeit gekommen, daß wir die Matebelen nicht mehr fürchteten. Unsere Dörfer waren wohlverwahrt, unsere Burgen bei einigermaßen zweckmäßiger Verteidigung für Eingeborene uneinnehmbar, unsere Leute waren in Besitz von Gewehren gekommen und wußten sie gut zu gebrauchen, ja es war bekannt, daß eine große Anzahl unserer Mannschaft aus ganz vortrefflichen Schützen bestand; denn das im Winter alljährlich vom Hochfelde herabziehende Wild gab unseren Männern Gelegenheit, sich im Schießen zu üben.*) So war Botschabelo so stark geworden, daß ein Überfall des Hauptplatzes von uns nicht mehr gefürchtet, aber auch nicht mehr erwartet wurde. Die Heiden wußten auch, daß wir bei Tage wie bei Nacht auf unserer Hut waren und selbst während der Feier der Gottesdienste die gebotene Wachsamkeit nicht aus dem Auge ließen. Da waren wir bald in der Lage, auch Männer oder ganze Familien von jenem Volke, ohne auf die Drohungen des Räuberfürsten zu achten, bei uns aufzunehmen. Nicht wenige der zu uns ziehenden Matebelen hatten bei längerem Aufenthalt unter den Bauern Dienstmägde geheiratet, welche bei diesen aufgewachsen waren. Solche Frauen weigerten sich, den Männern nach ihrem finsteren Heidenland zu folgen, da ihnen vor den dort herrschenden heidnischen Greueln graute, nach Botschabelo aber zogen sie gern, und so bildete sich bald bei uns ein neues Dorfsviertel, in welchem ausschließlich Matebelen wohnten.

*) Merkwürdig ist, daß ich niemals bei Leuten unserer Stämme Neigung beobachtet habe, das Gewehr in unzweckmäßiger Weise zu gebrauchen, z. B. anders als *ganz richtig anzuschlagen* und zu zielen, während von den Dualla am Kamerun *und anderen Bewohnern* der Westküste berichtet wird, daß sie beim Abfeuern vielfach *den Kolben des Gewehres* an die Hüfte setzen und das Gesicht fortwenden.

Der Herr hatte uns Raum gemacht im Lande, und Botschabelo wuchs (1 Mose 26, 22). Sekukunis Pläne waren stets zu Schanden geworden. Auch er dachte in diesen Jahren kaum noch daran, einen Überfall zu versuchen. Er wußte es, daß jeder Versuch dieser Art scheitern mußte, wenn er uns bekannt geworden war, und wußte auch, daß jeder Versuch uns verraten werden mußte, da unsere Bapedi zu sehr durch Bande der Freundschaft und Liebe mit seinen Leuten verbunden waren; aber er schickte im Laufe der Zeit öfters recht unheimliche Gesellen nach Botschabelo, welche sich als Arbeitsleute verdingen und eine Zeitlang bei uns aufhalten mußten. Wir hatten den Grundsatz, Heiden, welche sich anständig und ruhig verhielten, niemals die Aufnahme und den zeitweisen Aufenthalt zu versagen, deshalb ließen wir auch solche gewähren, welche unseren Leuten als Menschen bekannt waren, die Sekukuni zu geheimen und schwierigen Diensten zu gebrauchen pflegte. Was sie bei uns sollten, ist uns niemals klar geworden. Vielleicht sollten sie Zaubermittel ausstreuen, um uns zu vernichten. Es war aber auch möglich, daß sie Aufträge gefährlicherer Art hatten. Ich wurde zum öfteren von Gemeindegliedern ernstlich gewarnt, vor solchen Menschen auf meiner Hut zu sein. Da mein Arbeitszimmer an der Straße ganz zu ebener Erde lag und ich am Fenster noch oft bis in die Nacht arbeitend bei der Lampe saß, bat mich mein Küster dringend, ich solle doch Vorhänge vor das Fenster machen lassen, man könne mir von außen her zu leicht eine Kugel vor den Kopf schießen. Ich kam dem wohlgemeinten Rat nicht nach, weil ich nicht den Schein haben wollte, als fürchte ich mich vor solcher Gefahr, der ich mich nicht durch eigne Schuld und Mutwillen aussetzte. Kam ich doch oft genug abends in völligster Finsternis aus der Kirche, auf dem Wege nach meinem Hause konnte ich, wenn es Gott anders zuließ, von jedem beherzten Meuchelmörder niedergestochen werden.*) Aber eines Abends mußte ich doch sehen, daß die Besorgnisse meiner Freunde nicht umsonst gewesen waren. Ich saß wieder an meinem am Fenster stehenden Arbeitstisch bei der Petroleumlampe. Es mochte zehn Uhr sein, draußen war schwaches Mondlicht. Unter einem Baume, dessen Schatten sie verbarg, saß unweit von meinem Hause eine Anzahl Männer, welche hier nach dem Schluß der in der Kirche abgehaltenen Abend-Bibelstunde noch beisammen geblieben waren. Plötzlich bemerkten diese Leute einen Mann, der an der Gartenmauer entlang gebückt nach meinem Hause schlich, und als sie sahen, daß er mit einem Gewehr in der Hand sich dem

*) Als Missionar Nachtigal im Jahre 1872 bei einem Besuche auf Moßecho Sekukuni gegenüber Botschabelo erwähnte, brach der König in folgende Worte aus: „Hat Maranzeking (Merensky) Blut? Ich sage dir, das soll fließen, fließen soll es, auf die Erde fließen. Er wird keine zehn Jahre in Botschabelo bleiben, denn ich werde ihn morden lassen! Er und seine Leute sollen sterben, und wenn er tot ist, werde ich es dir sagen, daß du es den Seinen in seiner Heimat meldest. Du, du wirst es schreiben, daß sein Blut geflossen und er tot ist. Jetzt wirst du sagen: Sekukuni macht leere Worte, er thut es doch nicht, aber du wirst es erfahren, daß ich die Wahrheit rede und nicht lüge. Er ist mein Feind und wird mein Feind bleiben, daher will *ich sein Blut vergießen* zu einer Zeit, wenn niemand daran denkt!"

erleuchteten Fenster näherte, stürzten sie auf ihn los, um ihn zu fangen, er entging aber ihren Händen und entkam ihnen im waldigen Berge bei der Dunkelheit ganz und gar. Nun kam ich den Vorstellungen der Leute nach und ließ abends das Fenster von innen durch einen Vorhang verhüllen.

Wir wären damals dankbar dafür gewesen, wenn unsere Nachbarn, die Bauern, und ihre Regierung sich ein wenig mehr bemüht hätten, uns Schutz angedeihen zu lassen; aber wir waren damit entschieden zufrieden, daß sich kein Beamter des Landes um die inneren Angelegenheiten unseres Gemeinwesens kümmerte. Rings um uns her übten die Häuptlinge auf ihren Dörfern die Rechtspflege aus, Nachbar Mokibe verhängte sogar noch die Todesstrafe und ließ nach alter Weise einige seiner Leute totschlagen; da war es natürlich, daß auch wir die Rechtspflege auf unserem Platze in die Hand nahmen. Keiner unserer Leute hätte damals gewagt, von der Entscheidung unseres Rats an einen Beamten oder ein Gericht der Republik zu apellieren, es wäre an diesen Stellen die Klage eines Schwarzen gegen Schwarze auch kaum angenommen worden. Da es für uns aber höchst wichtig war, daß kein Beamter der Buren eine Handhabe fände, sich mit Angelegenheiten Botschabelos zu befassen, so mußte es auch verhindert werden, daß einer der bei uns wohnenden Weißen gegen einen unserer Leute bei einem Beamten der Republik klagbar würde. Nach Lage der Verhältnisse fiel es deshalb mir zu, in solchen Fällen Schiedsrichter zu sein, und ich muß bekennen, daß die mir dadurch auferlegte Last keine geringe war. Es ist ein ungemein undankbares Geschäft, bei Rechtshändeln zwischen Schwarzen und Weißen Recht zu sprechen. Viele Mißhelligkeiten werden verursacht durch Mißverständnisse, also Unkenntnis der Sprache, welche oft nur schwer und mühsam aufzuklären sind, und ungebildete Weiße sind oft schon deshalb entrüstet, daß das Ansinnen an sie gestellt wird, sie sollten über ihr Handeln Schwarzen gegenüber überhaupt einen dritten urteilen lassen. Sie wollen ihre Anschauung unter allen Umständen zur Geltung gebracht sehen und glauben, daß ihre Autorität unwandelbar geschädigt ist, wenn ihr Rechtshandel mit einem Schwarzen einem Richter vorgelegt wird. Unter diesen Vorurteilen hat der Vorsteher eines Platzes mit gemischter Bevölkerung oft schwer zu seufzen, gerade diese mir durch meine Stellung auferlegte Pflicht ist mir schwer und oft bitter gewesen, denn selbst Missionare sind nicht immer gerecht in ihren Forderungen Farbigen gegenüber, noch weniger Missionskolonisten, oder Handwerker, die auf der Station vorübergehende Beschäftigung suchen, und wenn Konflikte zwischen ihnen und den Baßuto bei uns auch nicht häufig waren, so waren sie doch oft peinlich und aufregender Art, trotz der Geringfügigkeit des Streitobjektes, um welches es sich meistens handelte.*) Auch zwischen Buren und unseren Leuten mußte

*) Als Beispiel sei folgender Vorfall erwähnt. Ein „Handwerkerbruder" will *auf unserer Badestelle*, welche von mir für uns Weiße reserviert war, baden und findet *einen Mann der Gemeinde* dort im Wasser. Aus Aerger über die Kontravention, *welche sich manchmal* getadelt worden [illegible] nimmt er [illegible] [illegible]en Kleider und

ich in jener Zeit, ehe ein Landdrostamt in unserer Nähe errichtet war, notgedrungen oft Schiedsrichter sein. Es mangelte auch nach dieser Seite hin nicht an Fällen, in denen es sehr schwer war, das Richtige zu treffen.

Den Baßuto gegenüber war unsere Autorität damals unbeanstandet. Josua Ramopudu war Häuptling der Bakopa, Dinkoanyane Oberhäuptling der Bapedi; unter letzterem standen auch die Vorsteher der von Leuten aus dem westlichen Teile von Sekukunis Land errichteten kleinen Dörfer.*) Händel konnten von jedem Haupt einer Sippe geschlichtet, Strafen nur von Josua oder Johannes verhängt werden, die in Gemeinschaft mit ihren Schöffen Recht sprachen. Vergehen gegen Leben und Eigentum wurden äußerst streng geahndet. Erstere (Körperverletzungen, Schlägereien) sind fast niemals vorgekommen, kamen sie vor, so waren die Strafen hoch. Ein angesehener, tüchtiger Christ gab einmal einem Heiden in gerechtfertigtem Zorn einen schweren Schlag auf das Knie. Er wurde zur Zahlung eines Rindes an den Geschädigten als Schmerzensgeld und eines zweiten als Bußgeld an die Gemeinde verurteilt. Ebenso hart, ja noch härter wurde der Diebstahl bestraft. Jeder grobe Diebstahl wurde dadurch geahndet, daß der Schuldige öffentlich ausgehauen wurde, und daß er außerdem noch Buße zahlen mußte. Im Wiederholungsfall wurde der Dieb vom Platze verwiesen. Obwohl die Baßuto als Heiden Prügelstrafe nicht kannten, sondern bei ihnen für gröberen Diebstahl Konfiskation alles Eigentums und bei schwerem Todesstrafe für Recht galt, so waren sie mit der Einführung der leicht durchzuführenden, wirkungsvollen Prügelstrafen sehr zufrieden, indem sie als ihres Volkes Rechtsgrundsatz hinstellten, daß der Dieb mit seinem Leibe zahle (lehodu lea leka ka mmele oa χaχoe). Neu und nur durch den christlichen Charakter unseres Gemeinwesens bedingt war die Festsetzung von derselben Strafe für Übertretung des sechsten Gebotes. Bei der schweren Schädigung der öffentlichen Wohlfahrt durch diese Sünde und in dem Bewußtsein, daß man der menschlichen Schwachheit ihr gegenüber zu Hilfe kommen muß, wie auch in der Erwägung, daß es gut ist, wenn eingeborenen Christen die Straffälligkeit dieser Sünde, welche die Heiden nur bei dem mit einem Eheweibe verübten Ehebruch anerkennen, recht deutlich vor die Augen geführt und in das

---

wirft sie ins Wasser, giebt auch dem Manne einen Stoß, den die Eingeborenen als Schlag rechnen. Der kommt, klagt über den Schlag und giebt an, er habe in seiner Westentasche fünf Mark getragen, die seien ins Wasser gefallen und verloren. Solche Vorfälle machten böses Blut, bereiteten mir viel Unannehmlichkeit und waren nicht leicht zu schlichten.

*) Als in einer Volksversammlung die Frage auftauchte, wer eigentlich in Botschabelo die souveräne Gewalt in Händen habe, ob der erste Missionar oder aber einer der Häuptlinge, stand Johannes Maele auf und erklärte, daß die Souveränität in Botschabelo dem Worte Gottes zukomme. Der entscheide eine Frage, welcher aus Gottes Wort nachweise, was Wahrheit und Recht sei, auch wenn ein armer Mann das thue, so müsse man seinen Worten folgen. Man hat in Europa die Souveränität des Gesetzes proklamiert, hier betonte man mit mehr Nachdruck die königliche Macht der Wahrheit, welche in dem Gesetz zum Ausdruck kommt, wenn es, wie es sein soll, mit Gottes Gebot im Einklang steht.

Gewissen geschoben wird, beschlossen wir, daß auch Sünden dieser Art durch öffentlich erteilte Schläge zu bestrafen seien. Beim Ehebruch sollte außerdem auf zeitweilige oder dauernde Verweisung von der Station erkannt werden, in anderen Fällen sollte auch beleidigten Eltern eine Buße gezahlt werden. Für sonstige Vergehen geringerer Art, sowie für Übertretungen gewisser notwendiger Ordnungen, z. B. für das unzeitige, schädliche Abbrennen der Weideländereien oder das Fernbleiben von angeordneter Gemeindearbeit, wurden Geldstrafen von ein bis fünf Mark festgesetzt. Da die älteren Leute unserer Gemeinde auch in ihren alten Verhältnissen vielfach Beisitzer bei Gerichtsverhandlungen gewesen waren, fehlte es nicht an solchen, welche sich zum Schöffenamte eigneten. Nach des Volkes Sitte entschieden die Schöffen oder der Rat, nicht etwa die Häuptlinge allein. Irgend welche Polizeimacht zur Aufrechterhaltung der Ordnung war nicht vorhanden, die hatten wir auch nicht nötig, denn den Bestimmungen und Geboten leisteten die Leute willig Folge. Wenn der Rat nicht einig werden konnte, legte man mir den Sachverhalt vor, d. h. man schickte zu mir und fragte um meine Meinung. Niemals bin ich hinübergegangen, um an einer Sitzung des Rats teilzunehmen, weil ich nicht den Schein haben wollte, als ob ich dessen Urteil unnötigerweise zu beeinflussen wünsche. Wenn aber der Grund dafür vorhanden war, kamen die Leute alle zu mir, oder ich beschied sie zu mir, und wir besprachen den vorliegenden Fall in meiner Studierstube. Nur sehr selten kam in jenen Jahren Diebstahl vor; in den ersten zehn Jahren des Bestehens der Station ist niemals ein Viehdiebstahl von unseren Leuten bei Bauern oder auch untereinander verübt worden.*) Kaum ist ein anderer Diebstahl, bei Bauern oder Händlern verübt, zu meiner Kenntnis gekommen, und selbst ein Diebstahl auf dem Platze gehörte damals zu der allergrößesten Seltenheit. Kamen viele Heiden auf einmal nach Botschabelo, wie es z. B. bei dem Anzuge Mampurus der Fall war, so spürten wir das bald durch das Vorkommen von Gelegenheitsdiebereien. Fast immer gelang es aber dann, den Dieb zu entlarven, und die strenge Bestrafung wirkte so abschreckend, daß das Übel sich nicht weiter ausbreitete.

Es ist klar, daß solche Ordnung nur dann auf einer Missionsstation oder an einem Orte durchgeführt und aufrecht erhalten werden kann, wenn der Ortsobrigkeit das Recht zusteht, das Anziehen von schlimmen Elementen zu verhindern, oder aber solche, die sich später als gefährlich erweisen, vom Platze zu verweisen. Da das Verweisen vom Ort aber im Volksrechte der Baßuto keine Stelle hat, so war der Rat selten oder nie gewillt, die dauernde Verweisung als Strafe zu verhängen, und es war dadurch auch mir durchaus nicht leicht, diese ultima ratio in Anwendung zu bringen. Schwarze haben Mut

*) Superintendent Grützner, welcher mich in Botschabelo während meiner Reise nach Deutschland in den Jahren 1874 und 1875 vertrat, berichtet unter dem 9. Februar 1876 wie folgt: „Im September (1875) wurden wir dadurch sehr betrübt, daß — das *erste Mal seit Bestehen* der Station — ein Gemeindeglied, etwa 19 Jahre alt, erst *vor 9 Monaten getauft*, sich als offenbarer Dieb auswies." In diesem Falle handelte *es sich um Viehdiebstahl* bei einem Nachbarn.

zum äußersten leidenden Widerstand. Ich entsinne mich eines Falles, in dem es wirklich nicht gelang, ein zanksüchtiges Weib, welches aus dem Süd-Baßutolande zu uns gewandert war, wieder los zu werden. Die Frau sollte fort, sie sagte, nein, sie ginge nicht. Sie erklärte mir das mit möglichster Liebenswürdigkeit ins Gesicht. Wir drohten mit Schlägen, sie sagte: „Schlagt mich tot, ich gehe nicht, ich liebe euch und liebe die Station.“ Ich ließ die Widerspenstige auf einen Wagen laden, über die Grenze bringen und abladen; am anderen Morgen war sie wieder da und blieb dann auch wirklich. Nach dieser Seite hin wäre die Verwaltung des Platzes leichter gewesen, wenn über mir eine Obrigkeit gestanden hätte, welche im Notfall durch ihre Polizeimacht mein Ansehen gedeckt und mein Recht als Vertreter der Eigentümerin von Grund und Boden, der Gesellschaft, geschützt hätte. So mußte ich mit dem großen Erfolge zufrieden sein, der darin lag, daß die Gemeinde im Einverständnis mit mir christliche Zucht und Sitte und alle Ordnung aufrecht erhielt, und konnte mich darüber freuen, daß das Erreichte eben nur durch die Macht des Evangeliums und der väterlichen Autorität erreicht war, welche ich selbst besaß.

Nachdem anfänglich zu den nötigen Arbeiten, die ich vorher mit den Vorstehern besprach, die Leute zu jeder Zeit, wenn es not that, gerufen worden waren, stellte es sich mit der Zeit als notwendig heraus, einen Monatsarbeitstag einzuführen. Bei Kirchbauten und Schulbauten leisteten die Männer sowohl als die Weiber jede Arbeit gern und selbstverständlich, ohne an Lohn zu denken, aber auf einer so großen Station sind auch immer viele andere Platzarbeiten zu verrichten. Schon die Instandhaltung der Wege und Brücken erforderte gerade in Botschabelo einen gewaltigen Aufwand von Arbeitskraft. Wir hatten ein langgestrecktes, tiefes Flußthal kultiviert. Die bergabführenden Wege wurden im Sommer Rinnsale für die oft wolkenbruchartig herabstürzenden Regenfluten, die um so mehr Schaden thaten, als an vielen Abhängen das Felsgestein in Sandboden gebettet war. Ich schlug der Gemeinde vor, es solle wenigstens jeder Mann einmal im Monat einen Tag da ohne Bezahlung arbeiten, wo ich ihn anstellen würde. Es kostete Mühe, die Leute zu bewegen, die Verpflichtungen auf sich zu nehmen. Die Frohndienste, welche die Buren von den in ihrem Machtbereich lebenden Eingeborenen beanspruchten, hatten unbezahlte Arbeit unpopulär gemacht. Dafür, daß das Gemeinwohl dadurch befördert würde, hatten die Verständigen Sinn, andere nicht, denn nur einzelne hatten bereits Wagen, und es schien ihnen vollständig gleichgültig, ob der Bauer, der ihnen ihr Korn abkaufen wollte, bequem auf gutem Wege oder über Felsgerümpel fahren müsse. Überhaupt hatte den Leuten im Heidenlande der Begriff des Gemeinwohles und der Pflicht, für andere mitzuarbeiten, ja vollständig gefehlt.*)

*) Als ich mit Josef über diesen Charakterzug des Volkes sprach, bekräftigte er dessen Vorhandensein dadurch, daß er sagte: „Bei den Heiden stößt sich der Mann seinen Fuß wund an dem Wege, an dem sich schon der Großvater gestoßen hat, und wenn einer im Wege sich einen Dornen in den Fuß tritt, zieht er ihn aus und wirft ihn wieder *in den* Weg, damit er noch einen anderen Wanderer steche.“

Indessen gelang es, die Leute willig zu machen, und ich rief jeden Monat bald mehr, bald weniger Leute für einen Tag zur Arbeit. Sie erhielten an solchen Tagen auch nicht Essen von mir, sondern aßen ihre eigene Kost. Da also der Stationskasse keinerlei Kosten aus dieser Ordnung erwuchsen, sah ich es auch mit möglichster Geduld an, wenn oft nur wenig geleistet wurde, denn jede hergestellte Arbeit war ein direkter Gewinn, eine direkte Ersparnis von Kosten für die Station. Ein Übelstand war der, daß es meist nicht möglich war, genügende Arbeitsmittel, Hauen, Brecheisen, Spaten u. s. w. an solchen Tagen zu beschaffen. Ich half mir später dadurch, daß ich kleinere Abteilungen nacheinander kommen ließ. Aber auch dann waltete oft der Übelstand, daß ich keine Zeit hatte, oder daß es mir zu schwer wurde, die Leute bei der Arbeit selbst anzustellen und zu beaufsichtigen, was bei der heißen afrikanischen Sonne auch keine leichte Aufgabe war. Aber doch ist durch diese Einrichtung eine Menge von Arbeit verrichtet worden, welche sonst ungethan geblieben wäre, oder welche sonst hätte teuer bezahlt werden müssen. Wenn ich in der Nähe meines Hauses selbst arbeiten ließ, oder wenn ich beim Bau eines Hauses die im Bauen geübten Maurer zusammen mauern ließ, fiel der Erfolg der Sache auch oft genug am Abend nach dem Sprichwort: „Viele Hände machen bald ein Ende" deutlich und erfreulich in die Augen. Als später einige Leute weiter umhergekommen waren und unter dem Hinweis darauf, daß solche Arbeitsverpflichtung sonst auf keiner Missionsstation zu finden sei, um Abschaffung dieser Sitte einkamen, schlug ich vor, daß solche ihre Verpflichtung durch Zahlung von zwölf Mark im Jahre ablösen sollten. Das wollte keiner, und der Arbeitstag blieb auch fernerhin zu Recht bestehen.

So wurde das Völklein nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich, nicht nur im einzelnen, sondern als Gesamtheit durch das Evangelium umgewandelt und erneuert; denn es war eben nur diese Macht, welche bestimmenden Einfluß auf unsere Baßuto ausübte. Die Macht der Buren war in unserer Grenzgegend geschwunden, und auch der Umstand, daß die Gesellschaft Grundherrin in Botschabelo war, hätte keine Kraft gehabt, die Leute in Gehorsam gegen ihre Anordnungen oder Wünsche zu halten. Ringsumher wohnten Heiden auf Plätzen, deren Besitztitel von Buren erworben waren, ohne sich im geringsten um diese ihre Grundherren zu kümmern; die Schwarzen sahen sich wieder als Herren des Landes an. Es war keine Instanz vorhanden, welche Macht gehabt hätte, oder die auch nur den Willen gehabt hätte, die Rechte der Gesellschaft gegen die Bewohner Botschabelos zu schützen, wenn es denen einmal eingefallen wäre, zu revoltieren und sich nicht mehr an diese Rechte zu kehren. Es waren eben damals Zeiten in Transvaal, in denen die Macht der Buren im Niedergang war. Aus ganzen Strichen waren sie durch feindliche Grenzstämme verdrängt, und die Trümmer von verlassenen *Farmen*, ja selbst von verlassenen Dörfern, wie Schumannsdal und *Potgietersrüst*, waren Denkmäler, welche die Eingeborenen immer wieder an die errungenen Siege erinnerten. Wenn damals die Bo-

tschabeloer sich gegen uns aufgelehnt hätten, wären Bann und Interdikt die einzigen Waffen gewesen, welche wir gegen sie hätten anwenden können.

Mir stand daher im Verkehr mit der Botschabeler Volksgemeinde immer klar vor Augen, daß das, was ich nicht mit Güte durch das väterliche Ansehen, welches ich genoß, erreichen konnte, vorläufig überhaupt nicht zu erreichen war, daß ich einen Konflikt vermeiden mußte, weil ein solcher zum Ruin der Station und Gemeinde geführt hätte. Ich sah aber auch, wie gern die Leute auf alle wirklich berechtigten Wünsche eingingen, und wie es möglich war, ihnen nach und nach die abhängige Stellung zur Gesellschaft, in der sie sich befanden, zum Bewußtsein kommen zu lassen.

Günstig wirkte es nach dieser Seite hin, daß gleich in den ersten Jahren nach Anlegung der Station Herr Missionsdirektor Wangemann als Vertreter der Gesellschaft unter uns weilte. Da sahen die Leute doch mit Augen, daß wir Missionare Obere hatten, daß wir nicht alles nach eigenem Gutdünken und Belieben ordneten und ordnen durften, sahen aber auch, daß hinter uns noch andere Mächte standen als der unsichtbare Gott und die nicht mit Händen zu fassende göttliche Wahrheit. So war es möglich, die Anwesenheit des genannten Herrn zur Befestigung unserer Verfassung zu benutzen, ja, es gelang sogar, die Leute zu dem Versprechen zu bewegen, Abgaben an die Gesellschaft zahlen zu wollen. Sie baten nämlich um Ankauf des für das Bestehen der Station unbedingt notwendigen Platzes Draaihuk, der wurde zugesagt, wenn sie abzahlen wollten, damit unsere Auslagen für Land sich verzinsten. Ich schlug als Abgabe die Einrichtung des Zehnt vor, man stimmte ihr bei, und es war damit das Verhältnis der Leute zur Grundherrschaft auf lange hinaus in der nach den Zeiten und Umständen günstigsten Weise geordnet.

Der Zehnt hat sich im Laufe der Jahre als die in jenen Zeiten einzig mögliche Abgabe bewährt. Geld gab es außer dem wertlosen Papiergelde fast gar nicht im Lande. Eine größere Geldabgabe hätten die Leute also gar nicht zahlen können. Der Zehnt war aber auch die gerechteste Abgabe, weil der, welcher bei der Verteilung des Landes mehr oder besseren Ackergrund erhalten hatte, oder der, welcher von Gottes Segen mehr begünstigt war, mehr als andere zahlen mußte. Außerdem stand die jährliche Abgabe in richtigem Verhältnis zu der jedesmaligen reicheren oder geringen Jahresernte. Es wurde festgesetzt, daß der Zehnt von Mais und Kafferkorn*) erhoben werden sollte.

*) Weizen bauten unsere Baßuto damals noch nicht. Man kann Weizen in der Gegend von Botschabelo nur im Winter bauen; da nun im Winter das Vieh Tag und Nacht im Freien bleiben muß, wenn es bei der in dieser Jahreszeit wenig Nahrung bietenden Weide bestehen soll, so muß das Land, auf dem Weizen gebaut wird, umfriedigt, d. h. ummauert sein; andere Mittel, um es einzuhegen, fehlen. Außerdem muß das Land so gelegen sein, daß es berieselt werden kann; dazu müssen Wasserleitungen angelegt werden. Zu diesen Einrichtungen fehlten den Leuten damals die Mittel. Auch fehlten Pflüge und Eggen und Ochsen, ohne deren Hilfe Weizenbau unmöglich ist, auch an Dungmitteln fehlte es noch, da der Viehbestand sich nur allmählich *vergrößerte. In späteren* Jahren fingen einige wenige, dann mehrere an, Stücke Landes

Leute, die zum erstenmal bei uns ernteten, blieben von der Abgabe befreit.

Der Zehnt ist von den Leuten später in geregelter und, wie ich Ursache habe anzunehmen, auch in ehrlichster Weise lange Jahre hindurch entrichtet worden. Dies ist umsomehr anzuerkennen, als eine Kontrolle fast unmöglich war. Da die Äcker Jahr für Jahr vergrößert wurden, indem die Leute immer wieder neues Land unter die Hacken nahmen, war es unmöglich, die Ländereien abzuschätzen und einen Mittelertrag festzusetzen, der verzehntet werden konnte. Es wäre dies auch schon deshalb nicht thunlich gewesen, weil in Afrika der Ertrag der Ernte den allergrößten Schwankungen unterworfen ist. Wenn es im Sommer zu heftig regnete, ertranken die Gärten in den Niederungen; regnete es zu wenig, so gaben die auf den höher gelegenen Stellen angelegten Äcker fast keinen oder geringen Ertrag. Es mußte also die jedesmalige Ernte des einzelnen Landbauers verzehntet werden. Dabei mußten die Leute das Recht haben, von der Ernte zu essen, bis der Tag des Verzehntens kam, und wieder konnte kein Tag als Zehnttag für alle ohne Unterschied angesehen werden, denn die Familien wurden je nach ihrer Arbeitskraft oder Menge des geernteten Kornes zu ganz verschiedener Zeit mit dem mühsamen Abhülsen des Mais fertig. Jede Familie verzehntete ihren Kornvorrat, nachdem diese Arbeit beendet war. Die Bapedi hatten einige Männer ernannt, welche das Geschäft des Messens zu beaufsichtigen hatten; es wurde aber dieses Amt den Betreffenden Ende der siebziger Jahre eine zu große Bürde, die sie ohne Entgelt billiger Weise nicht mehr tragen konnten, da sie tagelang, ja wochenlang dadurch von ihren eigenen Arbeiten zurückgehalten wurden. So wurde den Bapedi erlaubt, ohne solche Aufsicht ihr Korn zu verzehnten, wie es die Bakopa bisher gethan hatten, nur sollten stets bei dem Messen einige Männer der Gemeinde zugegen sein, damit im Falle der Beanstandung Zeugen vorhanden waren, welche die ehrliche Ablieferung des Zehnt verbürgen konnten. Wissentliche Veruntreuungen des Zehnt sind aber im Laufe der Jahre niemals zu meiner Kenntnis gekommen, und das Wachsen der Abgabe im Laufe der Jahre hielt gleichen Schritt mit der Erweiterung des Landbaues, der Zehnt stand auch immer im richtigen Verhältnis zu dem besseren oder geringeren Ertrag der Ernte. Als ich einst zu einem treuen Gemeindehelfer Bedenken äußerte, ob auch wirkliche Gewissenhaftigkeit im Abliefern der Abgabe obwalte, erwiderte er, ich solle mich darüber nicht sorgen. Die Leute kennten ja alle die Geschichte des Ananias und der Saphira und fürchteten Gottes Gericht über Lüge und Betrug. Mir war es immer eine ganz besondere Freude, wenn im Juli und August die Frauen von dem Segen, den Gott auf die Feldarbeit gelegt hatte, ihren Teil herbeitrugen. Ich hatte Mühe, in dem verhältnismäßig kleinen Wirtschaftsgebäude die Hunderte von Zentnern Mais unter-

zum Weizenbau herzurichten; da nun nicht gleich anfänglich festgesetzt war, daß auch *vom Weizen der Zehnt* entrichtet werden sollte, und die Anlage der Weizenländereien *große Auslagen von seiten* der Leute erforderten, bedurfte es später neuer Bestimmungen *für die von solchen* Feldern zu entrichtenden Abgaben.

zubringen. Große Kasten waren zur Empfangnahme auf dem Söller errichtet, aber oft mußte ich ein Gemach in dem Gebäude von oben vollschütten lassen, um Raum für die Menge schönen Kornes zu gewinnen.

Die Verwertung des Zehnt war mit Schwierigkeiten verbunden, welche den Stationsvorsteher mit einer nicht geringen Mühewaltung belasteten. Die Missionare und Missionskolonisten, die in Botschabelo wohnten, konnten für ihren Gebrauch 10 Sack (zwanzig Zentner) zu dem ein für allemal festgesetzten Preis von 5 Mark pro Zentner entnehmen; mancher aber machte von diesem Recht keinen Gebrauch, weil er für seinen Gebrauch selbst hinreichend Mais geerntet hatte. Der sonstige Verkauf war schwierig. Bis nach den achtzig deutsche Meilen weit entfernten Diamantfeldern haben wir Frachten gesendet, um bares Geld für unser Erzeugnis zu erhalten, welches im Lande bis zum Jahre 1873 kaum zu finden war; aber bei der großen Entfernung des genannten Marktes verzehrten die Kosten für den Transport den größten Teil des Gewinnes. Außerdem war der Kornwurm Jahr für Jahr unsere Plage. Wenn der Januar kam und die Preise stiegen, fing diese Plage an, sich bemerkbar zu machen, und es ist fast alljährlich ein gewisser Teil der Abgabe dadurch verloren gegangen.*) In späteren Jahren, als durch die Entdeckung der Lydenburger Goldfelder und durch die Kriege sich die Nachfrage nach Mais vermehrte, hat der Zehnt aber Jahr für Jahr der Station eine bedeutende Einnahme verschafft.**)

Zwanzigstes Kapitel.

Einige Reise-Erlebnisse.

Zu größeren Reisen in weit entfernt gelegene Gegenden lagen damals keine Ursachen vor. Gott hatte mir überreichlich Arbeit aufgelegt, und die Pflicht gegen die Gemeinde sowie die Liebe zu Weib und Kind hielt mich von Entdeckungsreisen zurück, zu denen mir freilich Lust und Kraft damals noch nicht geschwunden waren. Einmal, es war im Winter 1871, lagen die Umstände so, daß ich es glaubte verantworten zu können, wenn ich den Versuch wiederholte, die geheimnisvollen Ophirruinen zu erreichen. Aussicht, daß die Reise

*) Oft nahm ich den Plan in Erwägung, einen unterirdischen Kornbehälter zu bauen, um diesem Verlust zu entgehen; allein wenn der Bau seinen Zweck erfüllen sollte, hätte er mit Cement ausgeführt und so eingerichtet werden müssen, daß er mittelst einer Luftpumpe zum luftleeren Raum umgestaltet werden konnte. Ich scheute daher die großen Kosten, die er uns verursacht hätte.

**) Über den Ertrag des Zehnt und die übrigen Einnahmen Botschabelos siehe *Anhang Nr. VI.*

von Erfolg gekrönt sein würde, war vorhanden. Die inzwischen erworbene vollständige Kenntnis des Seßuto mußte mir von Nutzen sein; treue, mutige Leute fanden sich genug in Botschabelo, die mich gern begleitet hätten, und auf unseren Stationen im Norden Transvaals fanden sich andere, welche das Land jenseits des Limpopo schon öfter bereist hatten, so daß es uns auch an Wegweisern nicht gefehlt hätte. Die Ledersäcke, in denen die Reisevorräte verpackt werden sollten, waren genäht, und alles war zum Aufbruch bereit. Da kam die Mordnacht, in welcher die Leute an Keerom den Matebelen zum Opfer fielen, und nötigte mich, den Gedanken aufzugeben, die Station auf eine so lange Zeit zu verlassen.

Dennoch fehlte es nicht ganz an Reisen, welche an die früheren Zeiten erinnerten, denn ich mußte alljährlich von Amts wegen die Stationen im Distrikt Soutpansberg besuchen, und diese Reisen waren mir lieb und wert, wenn auch der Umstand, daß ich manchmal auf sechs bis acht Wochen von meiner Station und den lieben Meinen Abschied nehmen mußte, mir schwer blieb. Auf der Reise selbst wurde ich dafür reichlich entschädigt, wenn ich alte, treue Freunde wieder begrüßen durfte, welche Gott andere Wege, als mich, geführt hatte, die immer noch seufzend und kämpfend mitten auf dem steinigen und dornigen Acker unter freien Häuptlingen des Tages Last und Hitze in schwerster Weise trugen. Das Austauschen der inzwischen gemachten Erfahrungen regte an, bereicherte und berichtigte die gewonnenen Ansichten und stärkte den so notwendigen frischen Glaubensmut. Ich war ja inzwischen Superintendent geworden, und mein Freund Grützner verwaltete in dem nördlichen Kreise die Vice-Superintendentur, aber das that dem herzlichen brüderlichen Verhältnis, welches zwischen uns und unseren lieben Mitarbeitern herrschte, nicht den geringsten Eintrag. Die Superintendenturverfassung war durch Herrn Direktor Wangemann im Jahre 1867 unter Zustimmung aller damals in Transvaal arbeitenden Missionare eingeführt worden. Ihre Einführung war nicht aus Vorliebe für eine besondere Art von Kirchenverfassung geschehen, sondern infolge des vorliegenden praktischen Bedürfnisses. Die Konferenz hatte früher dem Komitee gegenüber eine nur beratende Stimme gehabt; freilich hatte es in der Natur der Umstände und Verhältnisse gelegen, daß unsere Transvaalkonferenz häufig in die Lage gekommen war, sofort auszuführende Beschlüsse zu fassen, da wir oft den Entscheid des Komitees über vorliegende Fragen gar nicht hätten abwarten können. Allein die Stationen hatten sich im Laufe der Jahre auf einem Kreise von dreihundert Kilometer Durchmesser ausgebreitet, so war es selten möglich, daß alle Missionare sich zu einer Konferenz vereinigten, und wenn, wie es nicht anders sein konnte, oft unmittelbar nach gehaltener Konferenz sich die Verhältnisse wieder änderten, so daß Abänderung oder Aufhebung der gefaßten Beschlüsse und neue Maßnahmen notwendig wurden, fehlte es an einer Stelle, welche beschlußfähig gewesen wäre. Solche Stelle wurde mit Aufrichtung der Superintendentur geschaffen. *Der Superintendent* konnte Anordnungen treffen und selbständig vorgehen, *wo es die Not* erheischte, wenn er es später vor der Konferenz,

welche den Namen Synode erhielt, und vor dem Komitee, vor allem vor seinem Gotte glaubte verantworten zu können. Das Komitee konnte dem einzelnen Manne auch Vollmachten übertragen, z. B. in Bezug auf das Vermögen der Gesellschaft und die Verwaltung der Geldangelegenheiten, welche einem Kollegium nicht übertragen werden können.*)

Diese Superintendenturverfassung, wie sie damals in Transvaal ins Leben trat, hat sich für die Verhältnisse in Süd-Afrika so bewährt, daß sie später in allen Kreisen des Berliner Missionsgebietes eingeführt worden ist.**) Da auf der jährlich oder halbjährlich stattfindenden Synode alle Angelegenheiten der einzelnen Stationen und der einzelnen Missionsarbeiter beraten und besprochen werden müssen, da deshalb auch alle Anordnungen des Superintendenten besprochen werden und über diese Verhandlungen Protokoll geführt wird, welches dem Komitee einzusenden ist, so übt die Synode eine gewisse Aufsicht über den Superintendenten aus, was diesem als einem schwachen Menschen auch ganz heilsam ist. Auf den Synoden lagen wir nicht nur unseren Beratungen ob, welche bei der Verschiedenheit der Verhältnisse, die auf den einzelnen Stationen vorlagen, immer eine ziemliche Zeit, fünf bis sechs Tage, in Anspruch nahmen, sondern wir suchten auch Erbauung in gemeinsamen Gottesdiensten; auch Vorträge, welche von einer Synode zur andern einzelnen Missionaren aufgegeben wurden, trugen zur Belebung des geistigen Verkehrs nicht wenig bei.

Für die Station, wo die Synode gehalten wurde, waren die Tage ihrer Dauer hohe Festtage. Wagen auf Wagen zog heran. In allen verfügbaren Stuben und Stübchen des Missionarhauses, in anderen Häuschen, auch wohl in Wagen und Zelten, waren die Gäste einquartiert. Herzlich begrüßten einander alte Freunde, und wenn am Tage des Schlusses einige eilen mußten, um ihr entferntes Arbeitsfeld möglichst bald wieder zu erreichen, so wurde dem Bedauern von allen Seiten Ausdruck gegeben, daß die Tage, an denen man wieder einmal Stärkung durch die Gemeinschaft untereinander gefunden hatte, so schnell zu Ende gegangen waren.

Wir Superintendenten aber hatten auf solchen Reisen auch, abgesehen von den Tagen der Synode, manche Freude. Wie herrlich war es, daß wir die neu gegründeten Stationen selbst besuchen konnten, so daß wir an den Fortschritten, die unser Werk trotz mannigfacher Hemmungen durch die Ungunst der Häuptlinge machte, uns erfreuen und an den vielfachen Leiden und schweren Mühen unserer Brüder innigen Anteil nehmen konnten. Die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten, lernten wir aus eigener Anschauung kennen, wir besuchten mit ihnen die Häuptlinge oder reisten zu anderen, bei denen die Thür noch nicht geöffnet war. Es fehlte nicht an Gelegenheit zu

*) Die schnelle Entwicklung unserer Transvaal-Mission zeugt von dem regen Leben, welches damals die Missionare dieses Landes beseelte. Von der Gründung Botschabelos an, also von 1865 bis zum Jahre 1875, also in 10 Jahren, haben wir dort 15 Stationen angelegt, von denen 13 auch Hauptstationen geblieben sind.

**) Vergleiche die „Missionsordnung der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen *Missionen unter den Heiden*." Berlin. Verlag des Missionshauses.

dienen, zu helfen, zu ermutigen und aus dem Schatze der eigenen Erfahrungen Rat zu geben, so daß die auf solche Reise verwandte Zeit wohl angewendet erschien.

Die Einförmigkeit der Reisen selbst wurde durch mancherlei kleine afrikanische Abenteuer unterbrochen, wie man sie damals noch in jenen Gegenden erleben konnte. Zwischen Botschabelo und dem bewohnten Teile des nördlichen Burenlandes dehnte sich das sogenannte Buschfeld aus, welches in der Länge von fünf bis sechs Tagereisen völlig unbewohnt war. Das Buschfeld ist eine trockene, mit Mimosenwaldungen bestandene Ebene, durch einige vom Hochfelde herkommende Flüsse durchströmt. Die Buren suchten hier Winterweide für ihre Herden, im Sommer aber lag das weite Gebiet öde und verlassen da, so daß das Wild Zeit fand, sich wieder von den Verheerungen, welche die weißen Gäste unter ihm angerichtet hatten, zu erholen, und von den Löwen, die früher hier in Herden zu zehn und zwanzig Stück angetroffen wurden, waren immer noch so viele übrig, daß der Reisende vor ihnen auf seiner Hut sein mußte.

Bei weiteren Reisen, die ich im Ochsenwagen unternahm, begleitete mich stets mein lieber Jakob Makoetle. Sein liebenswürdiger Charakter, in welchem Energie und Bescheidenheit, scharfer Verstand und tiefes Gemüt geeint waren, machte ihn zu dem angenehmsten Reisebegleiter, den man haben konnte. Dabei kannte er die afrikanische Wildnis wie kein anderer meiner vielen Leute. Mit Busch und Baum, Schlangen und Vögeln, Wild und reißenden Tieren war er gleich vertraut. Dabei war er mir in treuster Anhänglichkeit ergeben, wie ich ihm in wirklicher Freundschaft zugethan geblieben bin. Seine Geschicklichkeit, sein Mut, seine Ausdauer überragten die aller schwarzen und weißen Jäger, die mir bekannt geworden sind. Wenn er auch sechs Wochen oder länger mit mir durch das Land gezogen war, nahm er doch niemals Lohn für seine Dienste, obwohl er zugleich die schwere Arbeit des Wagentreibens verrichtete. Als wir einmal von einer sechswöchentlichen Reise nach dem Norden, auf welcher mich meine liebe Frau diesmal begleitet hatte, zurückgekehrt waren, sah ich, daß seine Kleider von den Dornen zerfetzt und unbrauchbar geworden waren. Ich beschloß, ihm einen neuen Anzug zu schenken. Jakob wurde gerufen und sah die hübschen Sachen einen Augenblick überrascht an, dann wurde er ernst, legte die Kleider auf den Stuhl zurück und sagte: „Nein, lieber Vater, die Sachen nehme ich jetzt nicht, denn es könnte so aussehen, als ob sie Bezahlung für den Dienst auf der Reise seien. Wenn ich meinen Vater und meine Mutter auf einer Reise begleite, die sie um ihrer Arbeit willen unternehmen, so ist mir das keine Arbeit, sondern Ehre und Freude."

Auf dieser selben Reise hatte er mit noch einigen unserer Baßuto mich und die Meinen aus augenscheinlicher Todesgefahr erretten können. Wir fuhren am Olifantsfluß entlang durch das erwähnte Buschfeld. Alle waren wohlgemut, und mir war es keine geringe Freude, wieder einmal an den Ufern des wohlbekannten Flusses Krokodile belauern und Wild schießen zu können, auch einige Bauern trafen wir, welche hier im Winterquartiere waren. Bei einem dieser

Lager im Buschfelde.

Leute, der mir wohlbekannt war, ließ ich zwei Ochsen stehen, welche sich die Füße durchgelaufen hatten, und nahm es dankbar an, daß der Mann mir zwei Vorochsen borgte. Ich wußte aber nicht, daß diese Ochsen öfter durch Löwen erschreckt worden waren, weshalb ihr Gebrauch höchst gefährlich war. Die Bauern hatten mir immer gesagt, auf Reisen habe man kaum eine andere Gefahr, welche Löwen bringen können, so zu fürchten, als die, daß die Ochsen scheuen. Wenn solch Spann von afrikanischen Ochsen durchgeht, so ist bei dem unebenen Terrain der Wagen bald in Stücke zerschmettert, und die Insassen kommen in äußerste Gefahr. Einer unserer Jungen war dem Wagen, auf dem ich mit meiner Frau, unseren drei Kindern und dem Töchterchen eines anderen Missionars saß, vorausgegangen und hatte einen großen grauen Aasgeier geschossen. Das Tier lag fünfzig Schritt vom Wege entfernt und war noch nicht völlig tot, als der heranrollende Wagen es zu neuen Zuckungen bewegte. Der große Vogel erhob sein graues Gefieder, und es sah aus, als ob ein Löwe seine Mähne in dem dürren Grase schüttelte. In diesem Augenblick sah ich den einen Vorderochsen vor Schreck das Maul weit aufreißen, der Leiter, der ihn am Riemen hielt, war zur Seite geschleudert, wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es die zehn Ochsen, die den Wagen zogen, die Schwänze flogen in die Luft, und mit zur Erde gesenkten Häuptern gingen sie mit der leichten Last unseres fast leeren Wagens durch. Gott gab, daß beim Umschwenken des Spannes der Wagen nicht umfiel, aber als die wütenden Tiere über die kleine, von Schluchten, Wald und Fels umsäumte Ebene sausten, mußte ich mir sagen, daß es eine Fahrt in den Tod sei. Ich hätte vom Wagen springen können, aber das Geschrei der armen Kinder hinter mir hielt mich fest. Vor mir, nur noch etwa hundert Schritte entfernt, starrte Fels bei Fels aus der Erde. Ich fragte mich, ob es nützen würde, wenn ich die beiden Ochsen niederschösse, als die Hülfe kam. Jakob war mit einigen jungen Leuten bei einem zweiten Wagen eine Strecke hinter uns zurückgeblieben; da unsere Ochsen nun nach rückwärts durchgingen, gewannen die schnellen Leute Zeit, ihnen vorzulaufen, und im letzten Augenblick, ehe das zerklüftete Terrain erreicht war, stürzten sie sich den wütenden Tieren entgegen. Einige warfen sich ihnen mit Todesverachtung förmlich in die Hörner, andere hieben an diese und die Stirnen mit den Kirris, und die Menschen mochten schon durch ihren Anblick beruhigend wirken, das Spann kam mit dem Wagen zum Stehen. Ich hatte Gott für eine neue Errettung aus schwerer Gefahr zu danken, die ich diesmal ganz anders fühlte, da es sich um das Leben von Weib und Kind handelte. Vereint aber dankten wir auch unseren tapferen Leuten, welche, wie sie sagten, es nicht hatten mit ansehen können, daß den Kindern ein so schreckliches Schicksal drohte.

Am Tage darauf kamen wir an einen Ort, an dem wirklich ein Haufe Löwen hauste. Im Sande des Flußbettes st[illegible]r bei Spur, welche die mächtigen Tatzer[illegible]rückt hatt[illegible] *war in* den Büschen der Jagd nachgeg[illegible] aber z[illegible] *mit der Botschaft* zurück, daß die kön[illegible] in ei[illegible] *Felsenhügel lagerten*, der sich unsern [illegible]erp[illegible]

Er erzählte, daß er einen Löwen gesehen habe, der vom Felsen herab Ausschau hielt, er habe auf ihn geschossen, da seien viele Löwen aufgesprungen und sichtbar geworden, deshalb hätte er es für besser gehalten zum Wagen zurückzukehren, ohne sich nach der Wirkung seines Schusses weiter umzusehen. Löwen wagen sich auch zur Nachtzeit nur selten an einen Wagen heran; nur in finsteren Regennächten sind sie dreister; am wenigsten sind sie zum Angriff geneigt, wenn Mondschein das Dunkel verdrängt hat. Dies erfuhr ich auf einer anderen Reise, die ich in Begleitung eines jüngeren Missionars durch dasselbe Buschfeld machte. Wir hörten einige Tage lang Nacht für Nacht das Gebrüll der Tiere, aber bei dem Wagen selbst wurden wir nicht belästigt. Freilich gebrauchten wir auch alle Vorsicht, welche Erfahrung uns bereits gelehrt hatte. Um die Ochsen und Pferde herum, welche gleich nach Sonnenuntergang fest an den Wagen gekoppelt wurden, schlugen wir einen Verhau von Dornenbaumästen, den wir noch mit möglichst vielen weißen Stücken Zeug behängten. Wir schliefen dann ohne beunruhigt zu werden, nur gegen Morgen hörten wir näher oder ferner das Gebrüll von Löwen, die sich an einem nächtlichen Mahl gütlich gethan hatten. Das eine unserer Pferde mußte früher in schlimmer Weise Bekanntschaft mit ihnen gemacht haben, denn sobald es das Gebrüll vernahm, zitterte es vor Furcht am ganzen Leibe und gab durch Schnorken seine Unruhe zu erkennen. An einem Abend passierten zwei Löwen laut brüllend die Büsche, welche die kleine Lichtung umsäumten, in deren Mitte unser Wagen stand. Es war heller Mondschein, aber vergeblich warteten wir, die Gewehre schußbereit in den Händen haltend, daß sie sich zeigen sollten. Sie mußten schon die Erfahrung gemacht haben, daß mit den Insassen afrikanischer Ochsenwagen nicht gut scherzen ist.

Mein Begleiter erlebte in dieser Gegend ein ernsteres Abenteuer. Er war trotz aller Warnungen von mir abgekommen, und da die Sonne untergehen wollte, eilte ich zum Wagen, denn gleich nach Sonnenuntergang regen sich die wilden Tiere. Das belfernde, klagende Geheul der Schakale macht den Anfang, dann lassen sich wohl die lachenden Rufe der Hyänen hören, endlich tönt auch der tiefe Baß des Löwen dazwischen. Beim Wagen fand ich den Gesuchten nicht. Der Schein unserer Feuer, Schreien und Schießen hätten ihn herbeirufen müssen, allein er kam nicht. Die Eingeborenen, welche bei dem Wagen waren, fürchteten sich, in der Dunkelheit den Gang in die Büsche zu wagen, nur Jakob war bereit, mit mir zu gehen. Wir eilten nach der Richtung, wo wir den Verlorenen vermuteten, schossen und riefen, bis er endlich mit zerfetzten Kleidern und in ziemlicher Erregung vor uns stand. Er hatte, als er einen Busch passierte, plötzlich das grollende Brummen eines Löwen dicht an seiner Seite gehört und mußte sich auf einen Dornbaum flüchten, der ihm übel mitspielte. Der Löwe kam herbei und sah sich die Sa[illegible]an, sein Gefangener hatte auch Muße ihn zu betrachten, denn [illegible]noch hell genug dazu; dann verzog sich das Raubtier, und

als wir unsere Nähe anzeigten, verließ auch mein guter Freund seinen dornigen Sitz und kehrte mit uns zum Wagen zurück.

Wie sehr aber die wilden Tiere da, wo Gewehre ihre Raubsucht in Schranken halten, bereits den Menschen und infolgedessen das Feuer scheuen, welches seine Nähe fürchten läßt, sahen wir am Tage, welcher dieser Nacht folgte. Wir hatten zwei Zebra getötet, hatten aber beide in der Wildnis lassen müssen; erst am Morgen wollten wir von dem Fleische holen, welches wir für unsere Leute sehr nötig hatten. Von dem einen fanden wir noch wenige Knochen; die Raubtiere hatten das Gras an dem Orte, wo sie ein nächtliches Fest gefeiert hatten, niedergetreten, so daß man denken konnte, es habe hier eine Schar von Menschen gehaust. Bei dem zweiten hatte Jakob ein kleines Feuer angezündet, an welchem er ein Stücklein Fleisch geröstet hatte; an diesen Platz hatten sich die Tiere nur bis auf hundert Schritt herangewagt und die begehrte Beute nicht anzutasten gewagt.

Im Distrikt Soutpansberg lag unsere nördlichste Station Blauberg dicht an der damaligen Grenze der Tsetsefliege. Schon auf der Reise dorthin mußten wir eine Bergecke passieren, wo es in Bezug auf dieses schädliche Insekt nicht ganz geheuer war. Daß in diesen Strichen Löwen nicht nur nicht fehlten, sondern sehr häufig waren, ist selbstverständlich; denn in den Tsetsestrichen gab es Wild vollauf. Auf einer Reise zu den Häuptlingen, welche das Bauerndorf Schumannsdal eingeäschert hatten, bei denen wir gern Stationen angelegt hätten, trafen wir abends bei einer Quelle ein, welche zwischen dem Blauberge und dem Soutpansberge lag; von den Bauern wurde sie Palmietfontein genannt. Hier war der Sand mit Löwenspuren buchstäblich bedeckt. Da es Mondschein war, beschloß ich mit Jakob, daß wir uns hier auf den Löwenanstand legen wollten. Hinter einer niedrigen Verblendung von Zweigen lagerten wir uns; unter einem Felsabhang thaten dasselbe einige junge Bauerjäger, deren Wagen in der Nähe stand. Anfänglich war es mir interessant, das Wild zu beobachten, welches bald einzeln, bald truppweise zur Tränke kam; die Quelle versiegte nämlich nach etwa fünfzig Schritten im Sande. Dann wurde ich müde und nickte ein. Aus meinem Halbschlummer wurde ich unsanft geweckt; ein Schuß donnerte, und in demselben Augenblick erschallte dicht vor mir das furchtbarste Löwengebrüll. Als ich aufsprang, sah ich zwei mächtige Löwen die gewaltigsten Sätze machen und dann dem Dickicht sich zuwenden. Ich konnte bei dem unsicheren Mondlicht nicht gleich abkommen, so daß ich nicht zum Schuß kam. Der hinterste Löwe schien zu wanken. Jakob berichtete, daß er die beiden Tiere bis auf wenige Schritt habe herankommen lassen; dann habe er dem vordersten die Kugel in die Brust gegeben. Es mußte verendet sein; denn sein Genosse kam bald allein zurück, um Wasser zu trinken. Wir sahen seine Augen rötlich schimmern und ließen ihn etwa dreißig Schritt von uns dem Wasser nahen. Er hatte *augenscheinlich* gewaltigen Durst; denn es dünkte uns gute zehn *Minuten zu währen*, daß er immer wieder die lechzende Zunge kühlte, *welche laut das* Wasser schlug. Da wir nur ab und zu seine Umrisse

in dem dunkler werdenden Mondlichte sahen, dann auch wohl wieder die unheimlich glühenden Augen, so schossen wir nicht; denn ein ordentlicher Jäger giebt den Schuß nicht gern ab, wenn er ihn nicht mit Aussicht auf Erfolg anbringen kann. Wir konnten den in dieser Nacht angeschossenen Löwen nicht suchen; denn unsere Pflicht gebot uns am anderen Morgen die Weiterreise; allein einige der Leute, die wir zurückließen, haben ihn verendet gefunden.

Im nächsten Jahre war ich wieder in der Gegend von Blauberg. Als ich bei Missionar Beyer anlangte, hatte am Tage vorher ein Wagen die Leiche eines im Jagdfelde von einem Löwen totgebissenen Bauern vorbeigeführt. Der Mann stieß auf das Tier, welches sich zum Sprunge niederduckte; vielleicht hätte er, wenn er sich die nötige Ruhe bewahrt hätte, noch im Bogen vorüberreiten können; allein er schoß vom Pferde herunter und schoß über den Löwen hinweg, welcher darauf ansprang. Das Pferd warf den Reiter ab, der vor den Löwen fiel und von diesem einen so schweren Biß erhielt, daß er bald darauf starb.*) Missionar Beyer war ein tüchtiger Jäger, und da ich die interessante Wildnis wieder so lange entbehrt hatte, so begaben wir uns beide, nachdem die durch das Amt gebotenen Geschäfte erledigt waren, durch die Berge in die Ebene, welche sich von hier aus nach dem Limpopo und über diesen Fluß hinaus nach Norden erstreckt. Eine Stunde von der Station sahen wir plötzlich über den Mimosen, fast über uns, Giraffenköpfe. Ich hatte diese herrlichen Tiere schon öfter gejagt; heute konnte ich wieder eine Herde von vier Stück, von denen eins durch uns angeschossen war, eine Strecke weit zu Pferde verfolgen. Aber obwohl ich bis auf hundertfünfzig Schritt herankam, gelang es mir nicht, eins der Tiere zu erlegen. Ich sah zu spät ein, daß mein Pferd nicht näher heranzubringen war, da es sich vor den fremdartigen Gestalten fürchtete. Die Giraffen erreichten einen Strich Bäume, in welchen Tsetse hausten, vor denen wir deshalb Halt machen mußten. Während der Nächte kampierten wir in einer kleinen Dornenburg, wie sie die eingeborenen Jäger zu ihrem Schutze vor den Löwen an Wasserplätzen anzulegen pflegten. Wir wurden auch nicht ernstlich beunruhigt, obwohl wir Löwen dicht beim Lager brummen hörten und am anderen Morgen Spuren ihre Anwesenheit bewiesen. In der nächsten Nacht richteten wir uns einen Stand oder vielmehr Sitz in der Form eines Storchnestes auf einem dürren alten Baume ein. Wir hatten mehrere Stücke geschossenen Wildes bis unter den Baum geschleift, auch sonst

*) Trotz der Tausende von Löwen, die in jenen Jahren in Transvaal geschossen worden sind, kamen Unglücksfälle dieser Art nur ungemein selten vor. Mir sind folgende bekannt geworden: Bei dem Kriegszug gegen Sechele im Jahre 1852 wurden die Gespanne einiger Wagen, die nachts fuhren, durch einen Löwen erschreckt. Ein Bauer, der zu Fuß hinter den Wagen hereilte, wurde von Löwen gefangen, zerrissen und aufgefressen. Dann ist ein junger Mann, der, aller Warnungen ungeachtet, vor Tagesanbruch vom Dorfe Schumannsthal fortritt, auf dem Ufer des Sandflusses von Löwen gefangen und aufgefressen worden. Gebissen und verwundet durch die Tatzen der Tiere sind freilich unter den Bauern, die ich kannte, mehrere, fast möchte ich sagen viele, allein da ihre Genossen bei der Hand waren, kamen sie mit solchen Denkzetteln davon.

noch von allen Seiten Spuren durch geschleifte Eingeweide und dergl. ziehen lassen, in der Hoffnung, daß Löwen und Hyänen sich unter unserem Sitz zum nächtlichen Schmause einfinden würden. Diese Hoffnung war indessen vergeblich. Anderes Wild passierte die Stelle; aber weder Löwe noch Hyäne noch Schakal ließ sich sehen. Löwen hörten wir in der Ferne brüllen, und Hyänen hatten eine von uns angeschossene Antilope in der Nähe hinter Büschen verzehrt; allein zu unserem Baume hatten sie sich nicht herangetraut. Es war Mondschein, und die Tiere der Wildnis waren dadurch vorsichtig. Unsere Leute meinten, schon der Geruch des von uns zu dem Schützenstand gefällten Holzes könnte sie verscheucht haben.

Von den Eingeborenen Nord-Transvaals, welche sich damals gegen die Bauern erhoben hatten, wurden wir bei solchen Reisen nicht bedroht. Man hatte an die Neutralität der Missionare glauben und diese achten gelernt. Ohne daß je einer unserer Brüder den Feinden der Republik Vorschub geleistet hätte, ohne daß je unser Grundsatz, niemals Pulver, Blei oder Gewehre den Schwarzen zu verkaufen, verletzt worden wäre, erkannten diese uns doch als ihre aufrichtigen Freunde an. Keiner der Missionare kam bei den wiederholten Kämpfen der Bauern mit den um Makapanspoort wohnenden Stämmen in Lebensgefahr oder wurde durch Unsicherheit, die ihm von seiten der Eingeborenen drohte, genötigt, seine Station zu verlassen oder aufzugeben. Matschie, welcher Ursache zum Verlassen des Dorfes Schumannsdal geworden war, wurde von Missionar Grützner und mir besucht und hätte gern gesehen, wenn einer unserer Brüder sich bei ihm niedergelassen hätte.

Auch in den Kriegen, welche jene Stämme damals unaufhörlich miteinander führten, verstanden es die Missionare, sich der Achtung aller Parteien zu versichern. Sie besuchten einander, ohne auf die Fehden der Häuptlinge, bei denen sie wohnten, Rücksicht zu nehmen; sie ritten von einem feindlichen Gebiet ungehindert in das andere hinüber, und es ist das Vertrauen, welches sie bei allen genossen, nicht nur für ihr weises und vorsichtiges Verhalten ein gutes Zeugnis, sondern auch für den Charakter der Afrikaner, von denen man mit Recht rühmt, daß ihnen eine gewisse gutmütige Ehrenhaftigkeit und Gefühl für Gerechtigkeit eigen ist.

Ich selbst freilich wurde von Sekukuni und seinen Unterhäuptlingen, von letzteren wohl nur um des Königs willen, als Feind angesehen. Wenn ich je einmal daran dachte, ob es nicht meine Pflicht sei, unseren Widersacher zu besuchen, traten unsere Leute solchem Gedanken so entschieden entgegen, daß ich ihn aufgeben mußte. Botschabelo war in seinen Augen eine Kolonie von Revolutionären, Deserteuren und entlaufenen Knechten; wenn er glaubte, ihr den Todesstoß versetzen zu können, wäre er vor einem Gewaltstreiche gegen meine Person nicht zurückgeschreckt. Deshalb mochten die Warnungen, daß ich vor seinen Dienern, welche sich zeitweilig manchmal in größerer Anzahl bei uns zu schaffen machten, mich hüten solle, nicht unberechtigt sein. Ein Haufe solcher Gesellen hielt sich gerade in Botschabelo auf, als ich wieder eine Reise nach dem Norden an-

trat. Ich kehrte nach längerer Abwesenheit auf dem Wege, welcher am Olifantsflusse, also an der Grenze des Bapedilandes, entlang führte, nach Hause zurück. Manchmal wollte mir unheimlich werden, als ich die Stätten passierte, wo Sekukunis Leute mit unseren Christen bei Gelegenheit der Flucht Mampurus handgemein gewesen waren, und wo man zwei von unseren Leuten ermordet hatte, besonders wenn wir jagenden Männern des feindlichen Gebietes begegneten. Ich hatte ein ausdauerndes Pferd beim Wagen, und als ich mich der Heimat auf zehn deutsche Meilen genähert hatte und hoffen durfte, sie mit einem scharfen Tagesritt zu erreichen, verließ ich den Wagen und eilte auf dem Fußwege, welcher durch die einsame Bergwildnis von Sekukunis Land nach Botschabelo führte, nach Haus. Unterwegs verließ ich den Weg, welcher in eine steinige Kluft führte, und ritt in der Ebene ohne Pfad um einen Berg herum, weil ich hier besser die Schnelligkeit des Tieres ausnutzen konnte. Nach etwa einer Stunde Reitens fand ich mich in den Weg zurück und sah mit Erstaunen, daß im Wege die Spuren vieler Männer standen, die eben vorbeigegangen sein mußten. Als ich Botschabeloer traf, hörte ich, daß es jene Knechte Sekukunis gewesen seien, ein Kriegsgerücht hatte sie veranlaßt, sich auf die Heimreise zu begeben. Wenn ich nicht den Weg verlassen hätte, wäre ich in jener einsamen Gebirgskluft mit ihnen in einer ganz menschenleeren Gegend zusammengetroffen. So hatte ich Gott zu danken, daß ich der Gefahr, die mir drohte, durch seine Gnade entgangen war.

Reisen nach den näher gelegenen Stationen, im Umkreise von zwanzig und mehr Meilen, machte ich damals und bis zu meinem Scheiden aus Transvaal auf einer mit Mauleseln bespannten Karre. Solche afrikanische Karre ist nicht ein ungefüges Ding, sondern ein stark gebautes, mit Federn und Patentachse versehenes Kabriolett. Ich fuhr immer nur in Begleitung eines Dieners, dem es oblag, die Maulesel zu hüten, wenn ausgespannt war, und sie anzutreiben, wenn wir reisten. Die Zügel hielt ich selbst. Mit vier tüchtigen Mauleseln legten wir acht bis zehn deutsche Meilen am Tage zurück, und so war dies Gefährt dem Ochsenwagen bedeutend vorzuziehen, wenn es auch nicht soviel Bequemlichkeit als dieser bot. An Gepäck nahm ich die nötigsten Kleider und für das Nachtlager einige wollene Decken und eine Baßuto-Pelzdecke mit, als Proviant Kaffee, Brot und Zubrot (etwa die im Auslande viel benutzten Sardinen in Blechen). Ich rüstete mich in dieser Weise aus, weil ich, wenn es irgend vermieden werden konnte, nicht bei Buren, sondern im freien Felde übernachtete. Die gastlichen Leute nahmen mir dies freilich leider übel, aber ich sparte dadurch viel Zeit, konnte abends reisen, soweit es anging, und konnte des Morgens mit Tagesgrauen wieder aufbrechen. Außerdem hatte ich die Maulesel, welche durchtriebene Ausreißer sind, stets unter Augen. Unter irgend einem Baume, am liebsten an einem felsigen Abhange, wurde ausgespannt und Kaffee gekocht, während die Zugtiere weideten, und dann legten wir uns, nachdem die Tiere an der Karre befestigt waren, im Grase zur Ruhe nieder. Oft begnügten wir uns mit Steinen als Kopfkissen, wie schon der Erzvater

Jakob gethan hat, und in der reinen, frischen Luft, unter dem leuchtenden Sternenzelt des prächtigen südlichen Himmels schliefen wir trefflicher, als es in den meist dumpfigen und geräuschvollen Bauerhäusern der Fall gewesen wäre. Löwen waren in diesen Strichen sehr selten geworden. Ich erinnere mich nur einmal das Brüllen eines solchen gehört zu haben, während wir schutzlos, von Dunkel umgeben, am Wege lagen. Gott bewahrte mich wieder, wie so oft auf meinen vielen Reisen, vor allem Schaden. In Erinnerung an die mancherlei Bewahrungen, die ich auf Reisen erfahren habe, ist mir die Fürbitte für Reisende lieb geworden, wie sie sich in der Litanei der Brüdergemeinde findet, welche allsonntäglich betet:

„Unsere Reisenden zu Land und See segne und behüte!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Neue Zeiten und neue Schwierigkeiten.

Eine neue Zeit brachte für Südafrika und somit auch für Transvaal die Entdeckung der seither weltberühmt gewordenen Diamantfelder am Vaalfluß. Es ist bekannt, wie im Jahre 1869 zuerst in dem am Oranjefluß gelegenen Distrikt Hopetown einzelne Diamanten gefunden wurden, wie man dann, diesen Funden nachgehend, die Gegend am Vaalfluß als die eigentliche Heimat der Edelsteine erkannte und schließlich in der Gegend des heutigen Kimberley wahre Nester diamantführender Erde in großartigster Ausdehnung fand. Bis dahin hatte Südafrika nur ein Produkt, nämlich Schafwolle, aufzuweisen, welches Wert auf dem Weltmarkt besaß, und es fehlte deshalb den Kolonisten, die in Gegenden wohnten, in welchen Schafzucht nicht getrieben werden konnte, ein Vorteil bietendes Erwerbsmittel. Transvaal besonders litt unter diesen Verhältnissen schwer. Den hier lebenden Buren fehlte ein kaufkräftiger Markt für die Erzeugnisse ihrer Landwirtschaft. Sie waren in Bezug auf den Verkauf ihres Weizens, Tabaks und ihrer getrockneten Früchte wieder auf die Schafbauern des Freistaats angewiesen, unter denen sie auf mühsamen, lange Zeit beanspruchenden Handelsfahrten diese Gegenstände meist nur durch Eintausch von Hammeln absetzen konnten. Es ist schon früher darauf hingewiesen worden, wie unter solchen Umständen die Buren verarmen mußten, nachdem die Quelle der früher eine Zeitlang mit Erfolg betriebenen Raubjagd auf Strauße, Elefanten und anderes Wild versiegt war, und wie durch die Verarmung der Bevölkerung die Republik am Rande des Bankerottes stand. Die Inangriffnahme der Diamant-

gräberei schaffte bald Wandel auf diesem Gebiete. Nicht nur fand der Bauer nun Absatz für die Erträge seiner Farm, sondern die in Massen nach den Diamantgruben wanderden schwarzen Arbeiter verdienten hier Geld, welches sie zum großen Teil mit zurück in ihre Heimat brachten. Sie wurden kauffähig und belebten durch Nachfrage nach Kaufmannsgütern den Handel oder gewährten dem Bauer Gelegenheit, Rindvieh zu gutem Preise zu verkaufen, denn die sparsamen Baßuto legten ihr Geld besonders gern in diesem für sie die meisten Vorteile bietenden Besitze an. Man konnte bald genug spüren, daß das wirtschaftliche Leben in ganz Südafrika einen neuen Aufschwung nahm.*)

Bald genug wurden auch unsere Baßuto von dem lockenden Lohn, der an dem wunderbaren Orte gezahlt wurde, angezogen. Anfänglich ging es dort, wie ich mit eigenen Augen bei einem Besuche sehen durfte, recht ordentlich zu. Die Menschen, die am Vaalfluß zusammenströmten, waren meist in Südafrika geboren und hatten deshalb etwas von dem christlich-kirchlichen und soliden Sinn, der den meisten südafrikanischen Weißen eigen ist. Auf einem Lager der Digger, Cawoodshope genannt, fanden wir eine mustergiltige Ordnung. Hier herrschte damals kein Kaiser oder König. Weder England noch eine der beiden Burenrepubliken übte dort auch nur einen Schein von Macht und Einfluß aus; die dreitausend Männer, welche hier zusammenströmt waren, regierten sich selbst, aber sie regierten sich besser, als eine europäische Polizeimacht sie regiert hätte. An dem Zelte, welches die Stelle des Rathauses vertrat, „Zelt des Komitee" genannt, waren die Gesetze angeschlagen, welche die Volksgemeinde gemacht hatte, und unter diesen Gesetzen befanden sich nicht nur Bestimmungen über den Schutz der Personen und des Eigentums, sondern es war festgesetzt, daß am Sonntage nicht gearbeitet, und daß am Sonntage kein Branntwein verkauft werden dürfe.

Ein besonderer Umstand diente mit dazu, daß unsere Botschabeloer Leute mit dem Diamantfelde bekannt wurden. Anfänglich grub man hauptsächlich auf dem der Berliner Missionsgesellschaft gehörenden Gebiet von Pniel, und von seiten des Komitee wurde der Gedanke angeregt, es möchten Botschabeloer Leute dort zum Besten der Gesellschaft graben, da der Grund und Boden ja Missionseigentum sei. Wir rüsteten eine Expedition aus, an welcher fünfundzwanzig unserer

*) Welche Schätze dort im Schoße der Erde lagen und endlich ihr entnommen wurden, ist wunderbar. Vom Jahre 1871—1885 wurden allein aus der einen Kimberleymine Diamanten im Werte von £ 20000000 zu Tage gefördet, während der jährliche Ertrag aller Minen jener Gegend auf 50—60 Mill. Mark geschätzt werden muß. 1881 und 1882 erfolgten Einstürze von Wänden der Grube, wodurch die Arbeit gehindert wurde, und deren Folgen nur mit dem Aufwand von 30 Millionen Mark beseitigt werden konnten. Seither hat der Ertrag der Minen wieder zugenommen, so daß die Ausbeute des Jahres 1886 einen Wert von £ 3504750 (Mark 70095000) und die des Jahres 1887 £ 4242476 oder Mark 84849520 betrug. Von dem Gewinn, welcher trotz der großen Betriebskosten immerhin wenigstens ein Dritteil der genannten Summe ausmacht, ist Südafrika freilich nur der geringste Teil zugeflossen, denn ausländisches Kapital bemächtigte sich bald des wertvollen Besitzes und zog den *Reingewinn an sich.*

Männer sich beteiligten. Die Gesellschaft gab einen Wagen und die sonstige Ausrüstung, auch so viel Proviant als möglich war; die Leute gaben die Arbeitskraft. Der Gewinn sollte zwischen der Gesellschaft und den Leuten geteilt werden; allein bei Pniel waren solche Schätze nicht zu finden, wie sie später bei Kimberley entdeckt wurden, und es war Gottes Wille nicht, auf diese Weise der Gesellschaft und unseren Christen Reichtümer zufallen zu lassen. Nach fünf Monaten kamen die Leute zurück, und obwohl sie nach Aussage aller, die sie beobachtet hatten, sehr fleißig gewesen waren, hatten sie nur acht kleine Diamten gefunden, welche ich ihnen gern allein überließ, da sie so lange Zeit sich treulich darum gemüht hatten.*)

Unsere Botschabeloer wurden auf dem Diamantfelde bald als Arbeiter geschätzt, denn damals gingen unsere ordentlichen, gesetzten Männer**) nach den Minen, bei denen wir so ziemlich sicher sein konnten, daß sie den Versuchungen des dortigen Lebens zum Trunk und zu anderen Lastern würden widerstehen können, und darin täuschten wir uns nicht. Unsere Leute waren zu tief in Gottesfurcht gegründet und stützten und beaufsichtigten auch in der Fremde einander, so daß sie sich sittlich hielten und ihre Tüchtigkeit dadurch aufs neue bewährten, aber sie wurden nach anderen Seiten hin nicht zum Guten beeinflußt. Es ist eine Erfahrung, die sich immer wiederholt, daß Schwarze weniger leicht von den Weißen, als durch das Beispiel von ihresgleichen verdorben werden. Was der Weiße redet oder thut, geht ihn wenig an, wenn er aber mit anderen Eingeborenen zusammenkommt, die ihm imponieren, läßt er sich leicht beeinflussen. Die Minen aber waren nicht nur ein Sammelpunkt für Weiße aus aller Herren Ländern, sondern auch für Schwarze aus allen Gegenden Südafrikas. Wenn nun auch unsere Baßuto, besonders die ernsten Leute unter ihnen, die geringen Kenntnisse tadelten, welche die farbigen Christen der Kapkolonie im Worte Gottes hatten, und von ihrem christlichen Leben nichts Gutes zu berichten wußten, so hatten doch die Erzählungen jener gewitzteren Leute über das, was ihre Missionare verlangten und über die auf den Stationen der Kapkolonie geltenden Gesetze viel Interesse für sie. Leider ist es mit der Zucht in den englischen Gemeinden meist nicht gut und mit der bürgerlichen Zucht auf den englischen Missionsplätzen meist schlecht bestellt. Daß Leute von dort her die strenge Zucht, welche in Botschabelo ausgeübt wurde, verurteilten, war selbstverständlich, und ebenso, daß sie gegen die unentgeltliche Verrichtung von Arbeiten bei Kirchen und Schulbauten wie gegen unseren Monatsarbeitstag sehr viel zu sagen hatten.

---

*) Die Steine wurden in England für £ 23. 7. 7. verkauft. So hatten die Leute eigentlich nur Schaden von der Expedition, und die Gesellschaft hatte keinen Gewinn. Ich hatte noch den persönlichen Nachteil von der Sache, den jeder Weiße hat, der Ursache ist, daß ein Schwarzer sich in eine verfehlte Spekulation einläßt.

**) Später ist dies anders geworden. Später gingen ältere, verheiratete, zuverlässige Leute von unserer Station überhaupt nicht mehr dorthin, wohl aber die jüngeren, *welche Lust hatten*, die Welt zu sehen, von denen dann viele dort den auf sie lauernden Gefahren erlagen, und besonders solche, welche der elterlichen Zucht und der Zucht unserer Platzgesetze entfliehen wollten.

Wenn diese Einflüsse sich auch nicht sofort in augenfälliger Weise bei unseren von den Diamantenfeldern nach Hause zurückgekehrten Arbeitern bemerkbar machten, so waren sie doch im Verborgenen fort und fort wirksam und mußten dazu mitwirken, daß das unbedingte Vertrauen gegen uns, welches bis dahin die unbestrittene Herrschaft behauptet hatte, bei einem Teil der Leute ins Wanken geriet.

Aber auch Einflüsse anderer Art gingen von den Diamantfeldern auf weite Kreise der eingeborenen Bevölkerung aus. Die Leute der verschiedensten Stämme strömten hier zusammen und hatten vollauf Gelegenheit, miteinander zu verkehren und ihre Ansichten auszutauschen. Die traditionelle Feindschaft, in welcher viele Stämme miteinander lebten, kam hier zum Schweigen, und in einem Stück, in der Feindschaft gegen die Weißen, besonders gegen die Buren, fanden sich alle einsgesinnt. Die bisher zum Teil mit glücklichem Erfolge gegen die weißen Eindringlinge geführten Kriege wurden besprochen, Pläne und Hoffnungen in Bezug auf die Zukunft erwogen. Die Heimkehrenden wurden Emissäre für die neuen Mitteilungen und neuen Gedanken und trugen sie weithin ins Land hinein. Zugleich aber verdienten sie Geld und kauften hier bald Gewehre in bisher ungewohnter Zahl und von besserer Beschaffenheit. Waren die Baßuto und Betschuanen früher mit dem Besitz von alten Steinschloßgewehren zufrieden gewesen, so kauften sie nun einläufige, auch doppelläufige Büchsen und verhandelten die schlechteren Feuerwaffen an die tiefer landeinwärts wohnenden Stämme. Die englischen Beamten der Diamantfelder hinderten diesen Handel nicht oder konnten ihn nicht hindern, denn die Minenbevölkerung hatte den Vorteil, daß Massen von Arbeitern hierdurch herbeigezogen wurden. Allein die englische Regierung wird sich kaum von dem Vorwurf reinigen können, daß sie diesen Handel begünstigte, weil sie hoffte, daß aus der größeren Wehrfähigkeit der Eingeborenen den Buren in Transvaal Schwierigkeiten erwachsen würden.*)

Die Bewegung, welche auf Grund dieser Vorgänge die Eingeborenen Transvaals ergriff, wurde zum Überfluß dadurch vermehrt, daß die Regierung der Republik im August des Jahres 1872 ein neues „Kaffergesetz" publizierte, welches bestimmt war, die aufbegehrenden Eingeborenen in die alten Schranken zurückzuweisen. Zu dessen Durchführung fehlten aber damals dem Staate die Mittel; dazu enthielt es ebenso ungerechte, als unverständige Bestimmungen, so daß seine Veröffentlichung die größte Aufregung zur Folge hatte. Dieses Gesetz schrieb vor, daß jeder männliche, erwachsene Eingeborene einen Paß besitzen und jährlich erneuern müsse, für dessen Ausfertigung er ein Pfund Sterling zahlen solle, dabei aber müsse

*) Die englische Natalkolonie blieb freilich durch diese von den Diamantfeldern ausgehende Bewegung nicht ganz unberührt. Im Jahre 1873 brachen auch hier Unruhen unter den Eingeborenen aus, welche nur durch das schnelle und thatkräftige Eingreifen der Kolonialbehörde im Keime erstickt wurden. Libalele, der betreffende Häuptling, wurde gefangen und deportiert. Wie eine Vergeltung erscheint es auch, daß die Engländer später in dem Sulukriege und in dem Kriege Sekukunis etwas von den bitteren Früchten kosten mußten, die ihre auf den Diamantfeldern befolgte Politik getragen hatte.

er einen schriftlichen Beweis vorzeigen, daß er bei einem Bürger des Landes dienstlich vermietet sei.

Man muß zugeben, daß das Gesetz so abgefaßt war, daß den Buren recht bedeutende Vorteile von seinen Wirkungen hätten zufließen müssen, wenn die Eingeborenen gutmütig und schwach genug gewesen wären, sich den Bestimmungen des Gesetzes zu fügen. Die Eingeborenen hatten Geld verdient auf den Diamantfeldern, sie sollten deshalb angezapft werden und hinfort jährlich ein Pfund Sterling in die Staatskasse bezahlen. Hüttentaxe den Leuten aufzulegen wagte man nicht, denn in den größeren Heiden-Städten, wo die Leute ihre Macht kannten, hätte man nichts erhalten, deshalb sollten die Schwarzen kommen und die Abgabe selbst in den Landdrosteien der Buren bezahlen, das wäre für die Beamten ungefährlich und ganz bequem gewesen. Da aber die einzelnen Buren von der Abgabe, auch wenn sie gezahlt wurde, keinen Vorteil sahen, hatten die klugen Gesetzgeber noch die Bestimmung hinzugefügt, daß jeder Eingeborene seinen Paß, der zugleich als Beweis für die Zahlung der Abgabe galt, nur dann erhalten solle, wenn er einen Beweis beibrächte, daß er bei einem Bürger des Landes im Dienst sei, daß er „unter Kontrakt" stehe, wie der Ausdruck der Schwarzen lautete. Die Absicht war, die Eingeborenen am Gehen nach dem Diamantfelde zu hindern und den Bürgern möglichst billige Arbeit zu verschaffen; denn es ist in die Augen fallend, daß, wenn es möglich gewesen wäre, die Scharen der eingeborenen Männer dazu zu zwingen, daß sie Dienste bei den wenigen Buren nahmen, die Bezahlung oder Nichtbezahlung von Lohn ganz in den Händen der Herren gelegen hätte. Außerdem sollten Pässe nach dem Auslande (Diamantfelde) nur an solche, die den Pfund-Sterl.-Paß bereits gelöst hatten, gegen Nachbezahlung von zwei Mark und fünfzig Pfennigen ausgegeben werden. Wie der „Herr" des Schwarzen sich zu dessen Wunsch, ins „Ausland" zu gehen, stellen müsse, war in dem Gesetze nicht gesagt. Es ist klar, daß dies Gesetz nicht nur in sich voller Widersprüche, sondern daß es auch unausführbar war. Es wurde deshalb schon nach fünf Monaten durch ein anderes Gesetz ersetzt, welches die Bestimmung enthielt, daß der Eingeborene, welcher für das Glück, einen solchen Paß zu besitzen, ein Pfund bezahlte, nicht einen Beweis beibringen müsse, daß er für das ganze Jahr sich vermietet habe, sondern daß sechs Monate genügten. Im übrigen war das letztgenannte Gesetz ebenso unausführbar als das erste. In Mapochs, Mapelas und in Sekukunis Lande hätte man jeden Beamten der Republik verlacht, der danach hätte fragen wollen, ob die Bewohner dieser Gebiete auch wohl solche Pässe besäßen. Wollten also die Eingeborenen mit den Bestimmungen des Gesetzes nicht in Konflikt kommen, so brauchten sie nur hübsch zu Hause zu bleiben; das thaten sie auch, und die Folge war, daß aus diesen Ländern auch die wenigen Arbeiter ausblieben, die sonst Jahr für Jahr bei den Buren für Wildhäute oder für andere Gegenstände auf *einige Monate* oder Wochen Arbeit zu suchen pflegten. Für die unter *der Gewalt der Buren* lebenden Leute war es leicht, das Gesetz *dadurch zu umgehen*, daß einer einen solchen Paß löste, den dann drei

oder vier gelegentlich benutzten, denn die Bevölkerung war nicht registriert, und man vergaß zu fordern, daß das Signalement des Eigentümers in den Paß aufgenommen werde. Die Wirkungen des Gesetzes waren diesen seinen Eigentümlichkeiten entsprechend. Die freien Stämme blieben unbehelligt, aber Landdrost, Feldkornett und Kommandant hatten eine neue Handhabe, solche Baßuto, welche zwischen den Bauern lebten, auszusaugen, oder auch einen Trupp von Arbeitern, die nach dem Diamantfelde wanderten, aufzugreifen, den Leuten das Pfund Sterling pro Paß und Mann abzuverlangen und sie, da sie Geld fast niemals bei sich führten, zwangsweise als Arbeiter einzustellen, damit sie das Geld verdienen könnten. Die Folge war natürlich die, daß die Baßuto der freien Stämme bald Wege ausfindig machten, durch deren Benutzung sie die von Bauern bewohnten Striche umgingen, oder aber, daß sie zu Hause blieben. Am meisten getroffen wurden durch das Gesetz die Bewohner der unter den Bauern liegenden Missionsstationen, also auch die Bewohner Botschabelos. Zunächst mußten unsere Leute das Geld für die Pässe zahlen. Zu uns kam der Feldkornett, er wußte, daß unsere Leute durch unsere Autorität zu Gehorsam und Pflichttreue angehalten wurden. Die Abgabe zahlten auch alle unsere Leute unbeanstandet, wenn nur nicht der „Kontrakt", die Forderung, daß sie alle Dienstleute der Bauern werden sollten, wie ein Damoklesschwert über ihren Häuptern gehangen hätte! Die betreffenden Gesetze waren im Staatsanzeiger nicht nur in der holländischen, sondern auch in der Baßutosprache veröffentlicht worden; zum erstenmal war das mit einem Gesetze geschehen! Scripta manent! In den Häusern und auf den Höfen lasen die Leute wieder und immer wieder die Worte durch, welche die gefürchtete Bestimmung enthielten, und es bemächtigte sich infolgedessen aller unter den Buren lebenden Baßuto eine gewaltige Aufregung. Mehrere Häuptlinge, welche nördlich vom Magaliesberge wohnten, fühlten sich nicht stark genug, den Forderungen der Bauern mit den Waffen in der Hand Widerstand zu leisten. Zahlen und dienen zugleich wollten sie nicht, sie wanderten deshalb aus und suchten weiter nördlich und westlich gastlichere Striche auf, und ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß auch wir vielleicht bald gezwungen sein würden, Botschabelo, die Stätte vieler Arbeit und vieles Segens, zu verlassen und irgendwo in der Ferne, sei es im Norden unter den Heiden, sei es in Natal unter der englischen Regierung, eine neue Zufluchtsstätte zu suchen. Diesem Gedanken gab ich auch bei Besprechung mit unseren Häuptlingen Ausdruck, und er fand bei einigen derselben einen nur zu gut bereiteten Boden. Der Anstoß war zu einer Bewegung gegeben, welche nach Ablauf eines Jahres mit dem Fortziehen des Johannes Dinkoanyane und eines Teiles seiner Leute endete.

Bei der Partei der Unzufriedenen, welche sich unter diesen Einflüssen allmählich bildete, wurde das Vertrauen, mit dem man bisher auch in allen äußeren Angelegenheiten auf uns Missionare geschaut hatte, nach und nach erschüttert. Die Loyalität, deren wir uns den Bauern gegenüber von Anfang an befleißigt hatten, mußte ihnen

schwer verständlich sein. Wir sahen in den Bauern eine „bestehende Gewalt“ (Römer 13, 1), der wir schon deshalb Gehorsam schuldig waren, weil wir uns dazu verpflichtet hatten, und weil wir unter der Bedingung und Voraussetzung solches Gehorsams im Lande zugelassen worden waren; aber denjenigen unserer Leute, welche von dem Geiste nationaler Reaktion ergriffen wurden, erschien die Macht und Autorität ihrer angestammten Fürsten viel legitimer, als die der weißen Eindringlinge. Sie waren nach Botschabelo gekommen, um dem Worte Gottes gemäß als Christen leben zu können, nicht aber, um den Bauern unterthan zu sein. Wenn sie nun sahen, daß diese in unseren Gegenden über größere Gemeinschaften unserer Landsleute keine Macht ausübten, daß sie aber auf unserer Station, gestützt auf unser Ansehen, Abgaben einforderten und mit der weiteren Anwendung der vorerwähnten Gesetze drohten, so ist es erklärlich, daß bei kräftigen, zu Widersetzlichkeiten neigenden Naturen der Wunsch lebendig werden mußte, durch Wegziehen von der Station die ersehnte Freiheit wiederzugewinnen. Dazu kam, daß die Bewohner des nahegelegenen Bauerndorfes Nazareth uns ebenso oft unbequeme Nachbaren waren, als wir es ihnen sein mochten. Das Dorf besaß ungemein ausgedehnte Weidegründe. An den Grenzen hatten die Botschabeloer vielfach Grundstücke, welche zu dem Dorfgebiet gehörten, zu Ackerland gemacht. Die Dorfbewohner hatten davon den Vorteil, daß ihr Vieh in den abgeernteten Maisgärten später gute Winterweide fand. Bis dahin aber that das Vieh vom Dorfe auf diesen Äckern oft empfindlichsten Schaden, für den wir selbstverständlich keinen Ersatz beanspruchen konnten. Der Landdrost aber nutzte die gute Gelegenheit aus, welche ihm die Publikation der obenerwähnten Gesetze gab, und rief öfters eine ganze Anzahl von Leuten zur Arbeit gegen geringe Bezahlung, und wir mußten uns um jener drohenden Gesetze willen solchen Forderungen gegenüber willfährig erweisen.

Aber auch auf der Station selbst waren manche Umstände den Leuten, welche von der nationalen Bewegung ergriffen waren, nicht nach dem Sinn. Ihren Dörfern gegenüber stand nicht nur Kirche und Schule mit den Missionshäusern, sondern auch Laden und Wagenbauerei nebst den Wohnungen der dort arbeitenden Beamten. „Schön ist es nicht,“ hieß es nun, „wenn man Tag für Tag auf die Thüren von Häusern sieht, in denen Weiße wohnen.“ Auch beklagten sich die Leute gelegentlich darüber, daß der oder jener ihnen vorgehalten habe, sie müßten hübsch gehorsam sein, denn sie wohnten nicht auf eigenem Grund und Boden, sondern auf Grund und Boden, welcher der Missionsgesellschaft gehöre. „Wenn das freilich auch wahr ist, so ist es doch schmerzlich, wenn man das immer wieder hören muß und sich wie ein verwaistes Kind fühlt, welches keine Heimat hat,“ und endlich entstand auch ein Konflikt zwischen Johannes Dinkoanyane und mir selbst, dessen Natur für die Anschauungen der Leute und für die Lage der Dinge in jener Zeit recht bezeichnend ist.

Die Reaktion des nationalen Geistes unter einem Volk äußert *sich oft durch Neubelebung* alter Sitten und durch das Ausscheiden

von allem Fremdartigen.*) Unsere Christen waren ihrer Lebensweise und Sitte nach Baßuto geblieben. Manches an den alten Lebensgewohnheiten war aber langsam wie von selbst geändert worden, so war z. B. das Rotschmieren des Körpers fast ganz verschwunden, weil es mit der Behandlung, die man Büchern und Kleidern schuldete, unverträglich war. Die Männer hatten auch das teilweise Rasieren des Kopfes unterlassen, bei den Bakopa war diese Rasur (Podi genannt) auch bereits von fast allen Weibern unterlassen, bei den Bapedi aber entspann sich darüber Streit, als einzelne Weiber anfingen, dasselbe zu thun. Johannes Dinkoanyane und viele seiner Männer hatten eine Abneigung gegen die langen Haare der Weiber, sie fanden die alte Tracht schöner, zumal die langen Haare nach ihres Volkes Sitte bei Weibern Zeichen der Trauer waren. „Wenn uns Verwandte aus Sekukunis Lande besuchen und sehen unsere Frauen mit langen Haaren herumhantieren, so mögen sie kaum etwas bei uns essen, so ekelhaft ist ihnen das.“ Manche Männer wollten ihren Frauen das Ändern der Sitte nicht erlauben, weil sie ihnen in anderer Tracht nicht gefielen. Unter den Frauen gab es aber solche, welche auf Grund einer Neigung zur Weltflucht, zur Askese, also auf Grund einer sogenannten pietistischen Richtung, das Haar wachsen ließen und ein Kopftuch trugen. Wenn es nun möglich gewesen wäre, der Sache ihren Lauf zu lassen, so hätten sich die Gegensätze allmählich ausgeglichen, allein Johannes Dinkoanyane erließ plötzlich ein Gebot, daß keine Frau seines Dorfes, die bis jetzt die Rasur getragen habe, sie fahren lassen dürfe. Ich erklärte ihm, daß er zu solcher Verordnung auf der Station das Recht nicht habe, aber den Weibern, deren Männer gegen die langen Haare waren, empfahl ich, ihren Männern in diesem Stücke nachzugeben und gehorsam zu sein. Johannes empfand es tief, daß es ihm nicht gestattet sein sollte, seinen Leuten in solcher rein äußerlichen Angelegenheit Vorschriften zu machen. Er wußte recht gut, daß unser Recht, Bestimmungen zu treffen, sich von dem Recht auf Grund und Boden herleite, und wenn die Feindschaft gegen die Bauern den Wunsch hatte rege werden lassen, aus ihrem Machtbereich fortziehen zu können, so entstand nun der andere Wunsch in ihm, durch Landbesitz, durch Wohnen auf eigenem Grund und Boden, in die Lage zu kommen, in äußeren Angelegenheiten frei und selbständig walten zu dürfen.

Anfänglich trat er nicht offen und ehrlich mit diesem Plane hervor. Er mochte mit denen, die als seine Vertrauten in dieser Angelegenheit mit ihm berieten, es für besser halten, erst langsam, ohne meinen Widerstand wachzurufen, also heimlich, die nötige Anzahl für das Fortziehen zu gewinnen, denn die weitaus größte Zahl des Volkes war zufrieden und dankbar für das, was Gott ihnen in Botschabelo an Ruhe und Wohlstand geschenkt hatte. Ich hörte sehr bald, was vorging, und stellte ihn wegen seines heimlichen Treibens zur Rede; er gab alles zu und bat nur, daß ich ihn nicht „fortwerfen“ möge,

*) Sekukuni verbot damals in seinem Lande das Tragen von Beinkleidern, *welche er „Säcke“ zu nennen* pflegte.

sondern ihm einen Missionar als Prediger mitgeben, damit er nicht ohne Gottes Wort sei. Von vornherein zeigte ich ihm auch, daß seine Pläne sich nicht verwirklichen ließen. Wenn er eine Farm kaufe, bleibe er unter der Obrigkeit der Bauern; wenn er diesen entfliehen wolle, müsse er sich entweder den Swasi oder Sekukuni unterwerfen. Er betrug sich gegen mich demütig und bescheiden wie früher, und ich muß sagen, daß er persönlich sich in der schmerzlichen Angelegenheit die Ruhe und Besonnenheit bis zuletzt bewahrt hat, welche einem ernsten Christen ziemt.

Auch das Betragen der mit ihrem Häuptlinge an das Fortgehen denkenden Leute gegen mich ließ bis zuletzt, einige Ausnahmen abgerechnet, nicht viel zu wünschen übrig; sie waren den Platzordnungen gehorsam und leisteten bei dem großen Kirchbau, den wir damals unter Händen hatten, dieselbe Hilfe wie alle anderen, obwohl sie wußten, daß sie das vollendete Gotteshaus nicht mehr würden benutzen können. Allein zu den Leuten, welche sich weigerten, ihr Vornehmen zu billigen, besonders zu denen, die es für ihre Pflicht hielten, es scharf zu verurteilen, kamen sie mehr und mehr in tiefgehenden, später fast bedrohlichen Gegensatz, welcher zu einer schmerzlich empfundenen Trennung führte. Der blinde Josef, Martinus und die anderen Führer des zurückbleibenden Teils standen dem neuerwachten nationalen Sinne nicht nur kalt, sondern mißtrauisch und fast feindselig gegenüber. Sie fürchteten, daß mit dem nationalen Wesen heidnische Einflüsse Macht gewinnen könnten. Diesen Befürchtungen gaben sie gelegentlich auch unverhohlenen Ausdruck, und das erbitterte wieder die Gegenpartei, welcher es mit dem Willen, dem Evangelium gehorsam zu bleiben, doch wirklich Ernst war. Es kamen diese Gegensätze zu gegenseitiger Aussprache auf einer Volksversammlung, die ich abhielt, um meinen Bedenken und Warnungen vor aller Ohren klaren Ausdruck zu geben. Monatelang herrschten Zustände in Botschabelo, die mich lebhaft an die Zustände erinnerten, wie sie in manchen Christengemeinden des deutschen Vaterlandes in Zeiten kirchlichen Kampfes sich einstellten, z. B. zur Zeit der altlutherischen Separation. Ein gewisser Fanatismus machte sich auch bei uns bemerkbar. Beide Parteien hielten gesondert von einander ihre Beratungen und Gebetstunden, und es war manchmal herzbeweglich, den Jammer der Gewissensnot mit anzusehen, in welchen einzelne durch diese traurige Zertrennung hineingerieten. Da wurden viele treue, einfältige Leute hin und hergerissen, nach der einen Seite durch Liebe und Anhänglichkeit, mit der sie an ihren Lehrern und geistlichen Vätern hingen, nach der anderen durch die Treue gegen den angestammten Häuptling, die dem Afrikaner in so rührender Weise eigen ist, für welche die Anhänger des Johannes auch alle Stellen der heiligen Schrift geltend machten, die von dem Gehorsam gegen „Fürsten" handeln, hin und her gerissen von dem Wunsch, das, was sie in Botschabelo durch saure Arbeit hatten mit schaffen dürfen, auch ferner zu besitzen, und dem Verlangen, mit ihrem Volk gegen die Bauern stehen zu dürfen. Da waren Frauen, welchen es Herzens- und Gewissenssache war, bei ihrer lieben Kirche zu bleiben, die aber unter schweren Kämpfen doch zu der Gewißheit kamen, daß

sie ihre Männer deshab nicht verlassen durften. Bande der Verwandtschaft und Freundschaft wurden zertrennt, denn der Riß ging mitten durch die Bevölkerung des Bapedidorfes, von welcher fast genau die Hälfte sich zum Fortziehen und die Hälfte zum Bleiben entschloß. Wie tief die Herzen erschüttert wurden, wurde mir eines Tages klar, als ein Mann (Zacharias Lepoku), der nicht zur Entscheidung kommen konnte, mir unter Thränen mitteilte, wie die Versuchung ihn verfolge, durch Selbstmord Ruhe zu suchen. Selbst mein treuer, anhänglicher Jakob Makoetle konnte eine Zeitlang nicht den Gedanken überwinden, ob er nicht ziehen müsse. Gott erhörte unser Flehen, daß er dennoch blieb. Ich hätte seinen Verlust schwer ertragen können. In die Zeit lebhafter Agitation fiel die regelmäßige Abendmahlsfeier der Gemeinde, und es wirkte versöhnend, daß wir uns noch einmal um den Tisch des Herrn versammeln konnten. Nur einige von den zum Fortziehen sich bereitenden Leuten schlossen sich selbst aus, und einigen wenigen mußte ich die Teilnahme verweigern.

In sonstiger Hinsicht thaten die Leute, was sie konnten, um ihrem Unternehmen den Erfolg zu sichern. Ihr Sinn stand nach Osten; hier, in dem Gebirge zwischen Lydenburg und dem Swasilande, hatten früher einige unserer Bakoni gewohnt. Das Land war an Bauern ausgemessen, allein Johannes dachte daran, ein Stück Grund zu kaufen. Er begab sich selbst dorthin, mietete Winterweide für das Vieh, machte dann einen Besuch in dem Dorfe, fand aber so viele Schwierigkeiten, daß nach seiner Rückkehr manche seiner Leute zum Bleiben rieten. Aber Präsident Bürgers gab bald darauf Erlaubnis, daß die Leute sich dicht bei dem Dorfe Lydenburg niederlassen durften. Am 4. Oktober*) zogen etwa 230 Seelen aus Botschabelo dorthin.

Leider hatten manche Vorfälle der allerletzten Zeit dazu beigetragen, daß die Fortziehenden mit Mißtrauen gegen uns Missionare erfüllt waren. Da die Botschabeloer Leute auf meine Autorität hin von der Regierung die Erlaubnis erhalten hatten, Feuergewehre zu führen, war es meine Pflicht, den Landdrost darauf aufmerksam zu machen, daß die Fortziehenden die Gewehre mitnähmen. Er beruhigte sich darüber damit, daß er ihnen für jedes Gewehr eine außergewöhnliche Abgabe von zehn Mark auflegte. Da er gedroht hatte, im Falle der Weigerung den Zug mit Waffengewalt zu verhindern, wurde ausgesprengt, ich wolle es, daß die Bauern sie auf dem Wege niederschössen. Als die Nachricht kam, daß Bürgers in Deutschland Krupp-Kanonen und Gewehre für die Republik bestellt habe, hieß es, wir Missionare hätten ihm das geraten, damit er die Baßuto besiegen könne. Daß unwissende oder übelwollende Weiße solche Dinge den Leuten mitteilten, erfuhr ich in mehreren Fällen. Unter diesen Ein-

*) Dieser Auszug des Johannes war der Anfang von einer Reihe gewaltiger politischer Stürme in Südafrika. Durch Johannes geriet Sekukuni in den Krieg mit den Buren, welcher die Annexion Transvaals durch England zur Folge hatte. Die Annexion wurde der Anlaß zum Sulukriege und später zum Freiheitskampfe der Buren. Wenn Schneemassen im Gebirge lagern, genügt der Anstoß, den ein einsamer Vogel giebt, um den Ball ins Rollen kommen zu lassen, der endlich als Lawine Thäler verwüstet.

drücken war der Tag des Fortzuges überaus traurig, denn die Mehrzahl verließ Botschabelo, ohne Abschied von mir zu nehmen, andere kamen und baten mich herzlich, ihrer nicht zu vergessen, und viele Weiber verließen den Platz, wo sie so viele Gnadenhilfe Gottes erfahren hatten, nur unter Thränen.

Johannes ließ sich nur für kurze Zeit bei Lydenburg nieder. Kaum versuchten die Bauern, ihn ihre obrigkeitliche Gewalt fühlen zu lassen, als er bei Nacht und Nebel eine unzugängliche Kluft am Speckbaumfluß (Moßechlabye) aufsuchte und sich dort als freier Häuptling niederließ. Er wurde von Sekukuni als Unterhäuptling angenommen, sein und seiner Leute Geschick war wieder mit dem Volke seiner Väter verflochten, und wie er an diesem Geschick teilnahm und für die Sache seines Volkes kämpfte und starb, wird später erzählt werden.

Die Abtrennung eines bedeutenden Teils der Gemeinde hatte sich vollzogen, und die Verhältnisse lagen so unglücklich, daß es uns nicht möglich war, diesen unseren Getauften die regelmäßige Pflege durch Wort und Sakrament zu gewähren. Ich hatte Johannes, als er immer wieder bat, ihm einen Missionar als Pastor zu setzen, den Bescheid erteilt, daß ein Missionar bei ihm nur wohnen könne, wenn er auf eigenem oder gemietetem Grund und Boden in rechtssicheren Verhältnissen lebe, und wenn er sich verpflichte, einen bedeutenden Teil des Gehaltes für ihn aufzubringen. Bei Lydenburg nahm er einen Platz in einer Gegend in Besitz, von welcher Sekoati bereits anerkannt hatte, daß er auf sie zu Gunsten der Bauern verzichte.*) Er dachte nicht mehr daran, das Land dort zu kaufen, sondern war bereit, es mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Ihnen dorthin zu folgen, dort mit ihnen zu wohnen, war für uns ein Ding der Unmöglichkeit, denn wir hätten uns dadurch ihres Aufstandes teilhaftig gemacht. Wir hielten es aber für geboten, den irregeleiteten Leuten noch in anderer Weise zu zeigen, daß wir ihr Thun verurteilen mußten, und so beschloß die Synode (im Oktober 1873), daß sie nicht ohne weiteres als berechtigte Glieder der Lydenburger Gemeinde, sondern daß sie als unter Zucht stehend angesehen werden sollten, und nur denen die Teilnahme am Abendmahl zu gestatten sei, welche bei den dort stehenden Missionaren in genügender Weise ihre Mißbilligung der Ausschreitungen**), die vorgekommen waren, ausgesprochen hätten. Es entspann sich auch ein Verkehr der Lydenburger Missionare***) mit den Leuten, der aber bald durch den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Johannes und den Bauern unterbrochen wurde.

Die kleine Gemeinde, welche sich in dieser betrübenden Weise von uns getrennt hatte, war also ganz und gar sich selbst überlassen.

---

*) Sekoati hatte in einer Übereinkunft zugegeben, daß der Steelpoortfluß als östliche Grenze seines Gebietes angesehen werden solle.

**) Zu diesen gehörte es, daß Johannes das Vieh der Bapedi, die in Botschabelo zurückgeblieben waren, welches sie mit dem seiner Anhänger nach dem Winterweidefeld geschickt hatten, erst nicht herausgeben wollte, da es Recht bei den Eingeborenen ist, *daß der, welcher dem Häuptling nicht folgt, wenigstens sein Eigentum verliert.* Später *hat er allerdings das Vieh*, 35 Stück, zurückgeschickt, aber doch erst nach vielen Mahnungen.

***) *Siehe* Berliner Missionsberichte, 1875, Seite 182—184.

Wir hatten die Befürchtung nicht los werden können, daß sie bei dieser Stellung den Einflüssen des Heidentums erliegen werde. Aber das Wort, mit welchem mich der treue Martinus tröstete, als ich wehmütigen Herzens dem das Dorf verlassenden Zuge nachschaute, erwies sich als Wahrheit: „Heiden werden sie nicht wieder. Sie tragen in ihren Herzen das Wort Gottes, welches in sie gepflanzt ist; das wird auch die Kraft haben, sie im Glauben zu erhalten.“ Johannes und seine Leute sind Christen geblieben! Einige wenige setzten ihren Wanderstab weiter, zogen zu ihren Verwandten in Sekukunis Land und vermengten sich mit heidnischem Wesen, vier Männer nahmen dort ein zweites Weib, aber in der Felsenburg des Johannes hat bis zu ihrer Erstürmung durch die Swasi (im Jahre 1876) das Wort Gottes und mit ihm christliche Zucht und Sitte geherrscht. Offenbare Sünden, wie Trunkenheit und Unzucht, wurden gestraft, niemand nahm dort ein zweites Weib, und man blieb unverworren mit Zauberei und Komagebräuchen. Allsonntäglich wurde Gottesdienst gehalten, Johannes predigte oft selbst, manchmal ein anderer; auch Gebetstunden hielt man und sammelte sich auch sonst um Gottes Wort. Den Kindern wurde ein Lehrer gesetzt, welcher täglich Schule hielt und auch am Sonntage die Kinder zu einem besonderen Gottesdienste versammelte. Todkranke Kinder und todkranke Katechumenen wurden getauft, aber sonst wagte man nicht, die Ordnung der Kirche zu übertreten, das heilige Abendmahl hat niemand ausgeteilt. Weil der Geist des Glaubens noch lebendig blieb, übten die Leute, welche nun das Land ihrer Väter wieder besuchen durften, auch missionierenden Einfluß auf die Heiden aus. In Sekukunis Lande war immer noch lebhaftes Verlangen nach Gottes Wort. Dinkoanyane erzählte, daß er Tag und Nacht keine Ruhe habe, selbst in der Nacht seien Weiber zu ihm gekommen, die nach dem Evangelium fragten. Manchmal habe man ihn mit der Bitte aus dem Schlafe geweckt: „Lehre mich ein Gebetlein.“ Er habe bitten müssen, daß die Nachtbesuche aufhören möchten, damit nicht böser Schein auf ihn falle. In Sekukunis Lande lebte das alte verborgene, noch hier und da glimmende Feuer auf, und der alte Heide bedrohte wieder die angeregten Leute. Sebeke mußte seine Weiber versammeln und schlagen. Seine vornehmste Frau, Serutane, sagte: „Schlage mich nur, ich glaube an Gott; wenn wir um des Wortes Gottes willen geschlagen werden, so ist das keine Schande!“ Auch bei Sebaße und am Hofe selbst regte es sich wieder. Fast wäre deshalb aufs neue zwischen Sekukuni und Johannes Feindschaft ausgebrochen. Als ein Mann um des Glaubens willen über des Letzteren Dorf nach Botschabelo floh, ließ Sekukuni mit Überfall, Mord und Tod drohen*). So hat das geschilderte Schisma den

*) Daß das kleine Völklein für die Heiden ein Salz geworden ist, bezeugt auch Missionar Bauling in Lydenburg in einem Briefe an den Verfasser vom 1. August 1887, in welchem es heißt: „Die Dinkoanyaneschen haben sich zerstreut zum Segen vieler Heiden. Ich habe fast in jedem Jahre einige getauft, welche zuerst durch diese Leute *mit dem Worte Gottes in* Berührung gekommen sind.“

Beweis geliefert, daß das Christentum in den Herzen der Afrikaner so feste Wurzeln fassen kann, daß die aufgegangene Saat und gereifte Frucht auch solche Stürme, auch nationale Reaktionen, überdauert, ja daß eine aus den Heiden dieses Volkes gesammelte Gemeinde selbst in Gegensatz zu ihren Missionaren treten und leben und dennoch eine Christengemeinde bleiben kann. So betrübend für uns daher auch dies Schisma war, so hat seine Entwickelung uns doch die Hoffnung gestärkt, daß die Baßuto berufen sind, ein christliches Volk zu werden.

Als Johannes von Botschabelo fortzog, stand bei mir die Ueberzeugung fest, daß er mit den Seinen schwerer Züchtigung entgegengehe. Ich gab ihm den Spruch als Losung mit auf den Weg: „Siehe, ich will deinen Weg mit Dornen vermachen" (Hosea 2, 6), und erinnerte ihn an des Heilandes Wort: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen." Diese Vorausficht und Voraussage hat sich in der Folge nur zu bald verwirklicht.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Abschluß der Arbeit auf Botschabelo und eine Besuchsreise in die alte Heimat.

Trotz der Unruhe, welche der Fortzug des Johannes Dinkoanyane in unserem sonst so stillen Botschabelo verursachte, wurde doch zu derselben Zeit, als ihre Wogen hochgingen, mit Eifer und Erfolg an der Fertigstellung einer neuen großen Kirche gearbeitet.

Für die Zahl unserer Bevölkerung und Gemeindeglieder*) war auch unser zweites Gotteshaus bald zu klein geworden. Es war rührend anzusehen, wie an jedem Sonntage eine ganze Anzahl von Leuten vor den Kirchthüren saßen, mitsangen, so gut sie es vermochten, und versuchten, so viel als möglich von der Predigt zu verstehen. Die Gemeinde ging deshalb auf den Gedanken eines Neubaues mit Freude ein, wenn er auch bedeutende Lasten auf ihre Schultern legte.

Denn um einen Neubau handelte es sich, obwohl die beiden Giebelseiten der alten Kirche nicht abgebrochen, sondern als Kreuzbalken des neuen Gotteshauses weiter dienen sollten; es empfahl sich nämlich, die neue Kirche quer durch die alte hindurch zu bauen, welchem Plane glücklicherweise keine Terrainschwierigkeiten im Wege standen. Da wir Vorlagen für einfache Kirchbauten aus Deutschland erhalten hatten, konnten wir bei der Ausarbeitung des Bauplanes

*) *Am 1. Januar* 1873 zählte die Station 1315 Bewohner, von denen 1034 *getauft waren.*

auch auf Form und Stil Rücksicht nehmen und gingen mit rechter Liebe und Lust an das große Werk.

Das Terrain, auf welchem der Bau errichtet werden sollte, war voller Felsen. Solche Blöcke, welche lose auf anderen lagen, wurden hinweggeräumt, zwischen anderen, die fest in der Erde lagen, wurde Schutt und Erde fortgeschaft, bis überall harter Fels bereit stand, den Grundmauern als unerschütterliche Unterlage zu dienen. Dann wurden Bruchsteine nach dem Winkelmaß behauen und auf einem erst in den felsigen Bergrand gegrabenen Wege mittelst eines in unserer Wagenbauerei eigens dazu hergestellten Rollwagens herangefahren. Die Männer waren zu gleicher Zeit mit dem Ziegelstreichen beschäftigt; wochenweise arbeiteten sie und lösten sich ab, und es erstand Ziegelofen neben Ziegelofen, bis endlich zweimalhunderttausend Steine fertig waren und gebrannt werden konnten. Keine geringe Mühe war es, das Holz, welches zum Brennen der Steine nötig war, herbeizuschaffen; es mußte in den Bergen gehauen, zerstückt und über Stock und Stein herangefahren werden. Die zum Dachstuhl nötigen Balken und Sparren wurden in den Pongolawäldern bei den dort wohnenden früheren Hermannsburger Missionskolonisten bestellt und von daher acht Tagereisen weit herangefahren. Diese vorbereitetenden Arbeiten dauerten noch fort, als wir Ende Sommers den Grundstein legten, welcher mit den gewöhnlichen Dokumenten gefüllt war. Zwei geschickte europäische Maurer hatten die Arbeit angenommen, und da mit ihnen und unter ihrer Leitung eingeborene Maurer arbeiteten, so schritt die Arbeit rüstig vorwärts. Als die Mauern aufgeführt waren, stand auch das Gebälk des Dachstuhls fertig gezimmert da, unsere schwarzen Zimmerleute hatten die meiste Arbeit daran gethan. Aufgestellt wurde es durch die Missionare mit Hilfe der übrigen weißen Bewohner des Platzes, denn es war eine gefährliche Arbeit, die dabei zu verrichten war. Wie es bei der Armut des Landes an langem Holze nicht anders sein kann, fehlt in Südafrika bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich feste, sichere Rüstung, und das erschwert dann jede Arbeit in der Höhe ungemein. Dieser Umstand erschwerte auch das Aufführen des Turmes, welcher die Kirche zieren und die Glocke tragen sollte, aber auch er wurde vollendet und schließlich die Spitze von dem Missionar einer benachbarten Station, der in allerlei Erz- und Eisenwerk ein Meister war, kunstgerecht mit Zink bekleidet. Das Dach der Kirche wurde mit Grasstroh gedeckt. Man hat in Afrika nur die Wahl, Dächer mit Grasstroh oder aber mit Wellblech einzudecken. Wellblech ist wegen der unter ihm waltenden Hitze nicht zu empfehlen, auch ist man unter einem Wellblechdache der Gefahr ausgesetzt, daß jeder heftigere Regen, wie er in Südafrika im Sommer so häufig eintritt, ein solches Getöse verursacht, daß man kaum den Gesang, noch weniger eine Predigt vernehmen kann. Holz ist so teuer, daß man nur in den seltensten Fällen unter der Dachbedeckung noch eine Bretterverschalung anbringt. Bei unserer Kirche legten wir auf das Lattenwerk des Daches hübsche Matten und ließen das hohe, spitze Dach über dem inneren Raume der Kirche, ohne eine Decke einzulegen, stehen; das hatte den Vorteil, daß ein größerer

Raumgehalt entstand, was bei dem starken Verbrauch von Luft in der stets gedrängt vollen Kirche später sehr wichtig war. Zur rechten Zeit war auch eine Kiste mit bestelltem buntem Glase aus Deutschland angekommen, und zu gleicher Zeit traf auch ein lieber Bruder aus dem Norden Transvaals ein, um die Spitze der gotischen Fenster, die Fenster der Altarnische und zwei runde Fenster in den Giebeln der Kreuzbalken in wahrhaft künstlerischer Weise mit harmonisch bunten, in Blei gefaßten Mustern auszuschmücken. Fast neun Monate lang dauerte die Arbeit des eigentlichen Bauens. Da aber die ganze Bevölkerung an der Arbeit teilnahm, konnte sie in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit bewältigt werden. Oft waren tagelang hintereinander hundert Männer bei dem Bau beschäftigt, aber auch die Weiber und Kinder waren nicht müßig. Die 200000 Ziegelsteine, welche vermauert wurden, sind von ihnen auf den Bauplatz hingetragen worden, ebenso wurde der Lehm und das Wasser zum Mauern von ihnen herbeigetragen.

Das Gotteshaus bot nach seiner Vollendung einen schönen Anblick dar. Wenn man durch die im Turm befindliche Hauptthür tritt, liegt das Hauptgebäude hell und geräumig da, dessen Länge von der Außenseite des sechsundsechzig Fuß hohen Turmes bis zur Hinterwand der Altarnische 120 Fuß beträgt. Die Altarnische ist vom Chorraum durch einen zwanzig Fuß hohen gotischen Bogen getrennt und ist selbst gewölbt; die Wölbung ist blau angestrichen. Das Holzwerk wurde braun und die Wände mit gedämpftem Weiß gefärbt. Die Kanzel zeigt, daß man mit geringen Mitteln oft recht Hübsches herstellen kann. Der eine englische Maurer führte sie aus guten Luftsteinen nach unserem Plane auf und putzte sie mit Geschick ab, dann wurde sie mit silbergrauer Ölfarbe gestrichen und that ihre Dienste ebenso gut als jede andere; dazu sah sie viel würdiger aus, als die meisten der in Afrika hergestellten Holzkanzeln, die dort auf das allerteuerste bezahlt werden müssen.

Der Tag der Einweihung, der 26. Oktober 1873, war für uns alle ein hohes Fest, welches Öl in die Wunde träufelte, die der Gemeinde durch den kurz vorher erfolgten Abzug so vieler ihrer Glieder geschlagen war. Wir durften rühmen: „Der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden, er bleibet ihre Zuversicht, ihr Segen, Heil und Frieden!“ denn wir sahen es mit Augen, daß es ihm gefalle, auch ferner seinen Herd und sein Feuer unter uns zu haben. Wir versammelten uns bei dem Schulgebäude, in welchem während der Zeit des Bauens Gottesdienst gehalten worden war; voran gingen wir Missionare, die heiligen Geräte und die Bibel tragend, dann folgte die Gemeinde und die Schar der Katechumenen; auch die Kinder fehlten nicht. Singend zogen wir in das schöne Gotteshaus, und als, nachdem der Altardienst vorüber war, die Thüren sich auch für alle Ungetauften wieder öffneten, füllte sich der Raum so vollständig, daß mein Sorgen, es sei nach der Verminderung der Bevölkerungszahl die Kirche viel zu groß, beschämt wurde. Drei Wochen nach dieser erhebenden Feier stand vor dem Altar der Kirche ein Sarg, in welchem unser zweites Töchterlein, Magdalene, gebettet lag. Nach

kurzer, heftiger Krankheit war das liebe, fromme Kind entschlafen, und wir trugen seinen Leib von hier unter der Beteiligung der ganzen Bevölkerung hinaus auf den Gottesacker, wo er an der Seite eines vorangegangenen Brüderleins seine Ruhestätte fand.

So war dies Jahr reich an Leiden und reich an Freuden gewesen, welches den Abschluß meiner ersten Arbeitszeit in Afrika bilden sollte. Ich hatte von unserem verehrten Komitee in Berlin die Weisung erhalten, zu einem Besuch nach Deutschland zurückzukehren. Die Leitung der Station konnte ich für die Zeit meiner Abwesenheit in die Hände meines Freundes und Mitsuperintendenten Grützner legen, welcher schon um seiner Stellung zu der Bakopa-Gemeinde willen wie kein zweiter unter den Missionaren Transvaals der schweren Aufgabe gewachsen war, mich in dieser Zeit zu vertreten. Der Tag des Abschieds

Kirche und Missionarshaus in Botschabelo.

war kein Trauertag, denn wir schieden auf Wiedersehen. Zehn Jahre waren verflossen, seit wir das Land Sekukunis hatten verlassen müssen, zehn Segensjahre waren es gewesen. Die unwirtlichen, sumpfigen Ebenen und wildbewachsenen Bergränder unseres Thales waren mit Dörfern bedeckt, in denen fröhliches Leben herrschte. Unsere Häuser, die Schule, die neue Kirche, alles bezeugte es, daß Gott mit unserem Thun gewesen war, und über tausend dem Heidentum entronnene Baßuto grüßten uns und wünschten uns mit dem herzlichsten „sepelang cha botse“ (reiset wohl) gute Reise. An solchen Tagen beugt sich das arme Menschenherz unter dem Gewicht empfangener Gnade und wird zu innigem Dank gegen den bewegt, der trotz aller Sünde und Schwachheit sein Werk über Bitten und Verstehen gesegnet hat.

Eine Reise in die Heimat ist jedem Missionar, welcher eine längere Reihe von Jahren in der Heidenwelt gearbeitet hat, von Herzen zu gönnen. Je ausschließlicher er in seinem Verkehr und in seiner

Arbeit allein auf die Eingeborenen angewiesen war, desto notwendiger ist ihm eine solche Erholungszeit. Die seiner Pflege befohlenen Leute stehen, so sehr auch sonst Charakterunterschiede bei ihnen hervortreten, doch alle auf derselben Bildungsstufe. Gewisse Nationalfehler treten bei ihnen wieder und immer wieder hervor, mit denen zu kämpfen auf die Dauer ermüdet oder gar mutlos macht. Im Verkehr mit den Heiden und in gewissem Maße auch im Verkehr mit den Getauften ist es ihm geboten, die Autorität seines Einflusses durch Bestimmtheit aufrecht zu erhalten. Dabei ist er selten in der Lage, auch in schwer zu entscheidenden, zweifelhaften Fällen den Rat eines erfahrenen Bruders einholen zu können, denn die erfahrenen Missionare sind dünn gesät und stehen anderen Stationen vor, den jüngeren Mitarbeitern, mit denen fast ausnahmslos die zweiten Stellen besetzt sind, fehlt aber noch die Reife des Urteils. Da ist der einsam stehende Arbeiter in der Gefahr, einseitig zu werden und seine Anschauungen und sein Handeln für mehr oder weniger unfehlbar zu halten. Deshalb thut es ihm gut, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, auf der Hin- und Rückreise nach der Küste die Arbeit anderer Kreise kennen zu lernen. In der Heimat aber wird er von seinen Vorgesetzten und von den verschiedensten Freunden, wie auch auf den Festen zum Berichten über seine Erfahrungen angeregt. Er muß sich selbst und anderen also Rechenschaft geben über seine Arbeit, das klärt und festigt, und im Gespräch mit einsichtigen Gottesmännern werden seine Anschauungen ans Licht gezogen und berichtigt. Er versucht daheim seine Kraft an anderer Arbeit und lernt seine schwachen Seiten besser kennen, als es geschieht, wenn er immer nur eingeborenen Heiden oder Christen dient. Auch andere Umstände sind geeignet, ihn in der Heimat neue Kraft und Frische finden zu lassen. Hier tritt ihm in lebendigster Weise die Zeit wieder vor die Seele, wo er in der Stille des Gebetskämmerleins sich seinem Herrn zum Dienste unter den Heiden angelobte, wo er dann vor dem Altar vor vielen Zeugen ein gut Bekenntnis ablegte und sich zur Treue in seinem Dienst verpflichtete, das führt ihn in die Selbstprüfung vor Gottes Angesicht. In der heimischen Kirche fließen die Lebensquellen reichlich, welche ihn einst geistlich erneuert haben, und er kann nun wieder nehmen, empfangen, sammeln, nachdem er so lange Zeit hindurch hat geben und immer wieder geben müssen. War es draußen seinem Bewußtsein fast entschwunden, daß er der Sendbote seiner Kirche ist, und daß eine große Gemeinde treuer Freunde des Reiches Gottes den Wegen nachgeht, welche Gott ihn führt, und ihn und sein Werk betend auf dem Herzen trägt, so tritt ihm das alles bei seinen Reisen, bei den vielen Missionsfesten, welche er mitfeiern kann, in überwältigender Macht entgegen. Deshalb ist es für ihn selbst von großem Segen, daß er im Vaterlande nicht unthätig sich ausruhen darf, sondern daß er berufen ist, als Missionsprediger von dem Werk, dem er lebt, hin und her zu zeugen in den Gemeinden.

Und doch ist auch hier es geboten, eine Grenze inne zu halten, *welche durch die* geistige wie körperliche Begabung des einzelnen *Missionars gegeben* ist. Nicht alle können auch auf diesem Gebiete

dasselbe leisten, ohne dabei an Kraft einzubüßen, statt an Kraft zu gewinnen. Zu wünschen wäre deshalb jedenfalls, daß in dieser Hinsicht auf die individuelle Veranlagung des Betreffenden mit möglichster Sorgfalt Rücksicht genommen werden könnte. Die Missionsleitung in der Heimat hat damit freilich eine sehr schwere Aufgabe zu erfüllen, denn gerade bei der wachsenden Teilnahme des christlichen Volkes an dem Missionswerke ist das unmittelbare Zeugnis, welches dem Munde eines Missionars, eines Augenzeugen, entströmt, von hohem Werte, und es ist ja nur erfreulich, wenn soviel Bedeutung auf die persönliche Berührung der Missionsgemeinde mit in der Heimat weilenden Missionaren gelegt wird.

Auch ich erfuhr es, welchen Segen der Missionar bei solcher Arbeit in der Heimat haben kann, und wie sie trotz der mit ihr verbundenen Anstrengung doch Geist und Glauben erfrischt, ja stärkt und stählt; allein körperliche Leiden, welche sich bei mir bereits in den letzten Jahren bemerkbar gemacht hatten, fanden dabei nicht nur keine Heilung, sondern verschlimmerten sich sogar in bedenklicher Weise, so daß ich Deutschland nach einundeinhalbjährigem Aufenthalt mit frischem Mut und herzlicher Dankbarkeit für alle mir zu teil gewordene Liebe, aber doch mit Bangen in Bezug auf meine Arbeitstüchtigkeit verließ.

Die beiden Seereisen hin und zurück bildeten die beste Ruhe- und Erholungszeit für uns. Obwohl wir alle unsere Kinder und bei der Herreise nach Deutschland noch die beiden Töchterchen eines anderen Missionars bei uns hatten, und Kinder in dem Alter unter zehn Jahren bekanntlich schwer zu beaufsichtigende Schiffspassagiere sind, so fand doch meine liebe Frau sowohl als ich selbst Kräftigung durch die Seeluft und die Seebäder, welche man auf den bei der Überfahrt benutzten englischen Postdampfern Tag für Tag haben kann. Welch Unterschied zwischen diesen kolossalen Maschinen, welche uns jetzt hinübertrugen, und den Segelschiffen, die wir bei den ersten Reisen benutzt hatten! Ich war im Jahre 1858 auf einem Schiffchen von 120 Tonnen aus dem Nieuwediep in Holland ausgelaufen, und 96 Tage hatte es gedauert, ehe wir endlich in der Tafelbai Anker werfen konnten. Wenn wir damals Tag für Tag Salzfleisch, Speck oder Stockfisch essen mußten, so war jetzt auf dem Dampfer der Tisch zum Frühstück, zu Mittag und Abend mit allen nur denkbaren Fleischsorten und Leckereien besetzt. Jetzt brauste das schwimmende, gewaltige Haus so schnell durch den Ozean, daß man kaum noch je Muße und Gelegenheit hatte, Tiere des Meeres zu erblicken, welche die Kurslinien der Dampfer mehr und mehr meiden. Damals sahen wir in der langen Zeit Delphine und fliegende Fische, Walfische und Haifische, fingen auch einen der letzteren, jetzt war kaum je etwas im Meere auffällig. Mit dem Kapitän und der Mannschaft wurde man früher bekannt, während jetzt jeder Beamte des Schiffes seinen Dienst versah, wie etwa die Eisenbahnbeamten den Zug und die Fahrgäste bedienen. Dankbar aber waren wir, daß unser Dampfer an einigen Punkten anlegte. So lernten wir Madeira mit seinem Hauptort Funchal kennen, dem in Bezug auf Schönheit der Lage und der Natur rings umher kein Ort auf dem ganzen weiten Erdboden zu vergleichen ist; so das von verkommenem portu-

giesischem, kanarischem und afrikanischem Gesindel bewohnte St. Vincent, welches so öden Anblick bietet, daß man es aus der Sahara hierher versetzt wähnt, es aber seinem sicheren und geräumigen Hafen zu danken hat, daß hier Dampfer auf Dampfer anlegt, um Kohlen einzunehmen. Auch bei Ascension legten wir an, einem aus dem Meere aufgestiegenen Vulkan, der nur auf der höchsten Spitze einen grünen Schimmer zeigt, dessen Fuß umwallt ist von im Meer erkalteten Lava-Bänken, welche im Großen genau das Bild zeigen, wie das Blei, welches die scherzende Jugend in der Silvesternacht geschmolzen ins Wasser prasseln läßt. Die Urbewohner dieser Insel, riesige Seeschildkröten, boten einen ebenso fremdartig vorweltlichen Anblick, als das schwarze, graue Berggebilde. Da besuchten wir auch St. Helena, eine Erinnerung an die geschwundene Größe Napoleons und die schwindende Größe Englands. Schnell aber kamen wir und gingen wir, schnell war auch unsere Rückreise beendet, und wir sahen die geliebten Küsten Südafrikas wieder auftauchen aus dem Blau des Meeres.

In dem schönen Natallande jauchzten die Kinder auf bei dem Anblick der herrlichen Natur, hatten wir doch in Europa nichts gesehen, was sich mit dem Bilde vergleichen läßt, welches hier das Herz erfreute. Die grünen Abhänge der Berge, mit saftigem Grase bedeckt, mit Bosketts von wilden Bananen, Farnen und Fächerpalmen durchzogen, und tiefe Waldklüfte, von denen der Fürstensteiner Grund in Schlesien ein europäisches Abbild ist, entzückten das Auge. Weniger gefielen uns Natals übermütige Sulu, obwohl wir in dem gastlichen Hause des lieben Missionars Posselt in Neudeutschland Zeit fanden, uns mit ihnen auszusöhnen.

Heimisch fühlten wir uns erst vollkommen wieder, als wir endlich mit den von Botschabelo uns entgegengeschickten Wagen auf der Station Königsberg zusammentrafen. Mit unseren treuen Leuten, unter denen sich auch Jakob Makoetle befand, zogen wir bald über das Hochfeld, wo uns auch die Bauern freundlich und herzlich bewillkommneten. In der Nähe der Station kamen uns andere Leute mit frischen, von der Gemeinde geschickten Ochsen entgegen, welche unsere müden Zugtiere ersetzten. Bald lag der liebe Platz vor uns, und als die Wagen sichtbar wurden, eilte trotz des Regens, welcher gerade fiel, uns Schar auf Schar entgegen, und unter dem Jubel von klein und groß, unter den üblichen afrikanischen Freudenbezeugungen, unter dem Donner von Schüssen, unter Lachen und Händedrücken hielten wir Einzug. Die Glocke läutete, das schöne Gotteshaus füllte sich, und unsere Herzen demütigten sich vor Gott, der uns wieder diese Ebenezerstunde erleben ließ, und wir spürten mit der Gemeinde die Wahrheit des Wortes: „Das ist ein köstlich Ding, dem Herren danken und lobsingen deinem Namen, du Höchster."

Mein lieber Freund hatte die Station trefflich verwaltet. Er genoß das besondere Vertrauen der tüchtigen Bakopa, da er ja früher deren Missionar gewesen war. Diese hatten nach dem Fortgange *Dinkoanyanes*, wodurch die Zahl der eigentlichen Bapedi auf die *Hälfte reduziert war*, herrschenden Einfluß und die Leitung der Be*völkerung überkommen*. Dem Wühlen einiger Anhänger des Johannes,

welche noch bis nach der Ernte bleiben und dann verziehen wollten, setzte er bald ein Ziel, indem er ihnen den längeren Aufenthalt auf der Station versagte. Als Johannes immer noch nicht sich entschließen konnte, das den in Botschabelo gebliebenen Bapedi gehörige einbehaltene Vieh zurückzusenden, erwies es sich wirksam, daß Superintendent Grützner dreißig Scheffel Korn mit Beschlag belegte, welche jener noch in Botschabelo stehen hatte, das Vieh wurde zurückgeschickt. Die Arbeit und Verwaltung war fortgeführt in der gewohnten Weise, auch die äußere Arbeit hatte nicht geruht, sondern die Leute hatten unter der thatkräftigen Leitung tüchtige Strecken neuer Landmauern an den über die Station führenden Straßen hergestellt. So konnte ich mit herzlichem Danke gegen Gott und dem schuldigen Danke gegen meinen Vertreter im Februar 1876 die Verwaltung wieder in meine Hände nehmen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Weiterentwicklung der Verhältnisse bis zur Annexion der Republik durch das englische Reich.

Schnell fühlte ich mich in den mir bekannten Verhältnissen wieder wohl, und die alte Arbeit nahm aufs neue ihren gewohnten Gang, als der Horizont sich mit Kriegswolken verhüllte. Der Ort, von wo das Ungewitter aufstieg, war die Kluft am Speckbaumflusse, wo Johannes Dinkoanyane sich mit den Seinen niedergelassen hatte. Hier hatte die kriegerische Schar mit bewundernswerter Energie und großem Geschick eine Felsenburg erbaut, welche für die damalige Zeit in Transvaal als uneinnehmbar gelten mußte. Eine Ringmauer, in Anlehnung an natürliche Felsenwände angelegt, schützte das Ganze, während im Innern eine kleinere Burg, einige kleine Höhlen und Löcher zwischen Felsblöcken in Zeiten äußerster Gefahr eine letzte Zuflucht boten. Die Häuser und eine für die Zahl der Bewohner genügend große Kirche standen inmitten der Befestigungen. Ringsum waren die Bergabhänge mit terrassenförmig angelegten Gärten bedeckt. Man hätte sich der fleißigen, geschickten Arbeit dieser Leute freuen müssen, wenn sie solche Felsenwerke nur zum Schutz gegen irgend welche raubsüchtig angreifenden Feinde errichtet hätten. So aber war die Besetzung dieses Ortes eine Aufkündigung des Gehorsams gegen die Republik, ja eine Art von Kriegserklärung gegen die Weißen. Die Bapedi hatten früher hier geherrscht, als aber die Buren einwanderten, hatten sie sich eben erst von dem Zustand äußersten Verfalles erholt, in welchen sie durch die Raubzüge Moselekatses und anderer Sulufürsten geraten waren. Damals sahen sie es ruhig mit an, daß die Buren die Gegend bei Lydenburg in Besitz nahmen.

Sekoati hatte als Grenze zwischen ihm und den Bauern den Steelpoortfluß anerkannt, jetzt aber, da die Eingeborenen Transvaals erstarkt waren und wieder Front machten gegen die weißen Eindringlinge, hatte Dinkoanyane hier die Führung und den gefährlichen Vorpostendienst für seines Volkes Sache übernommen.

Als solcher Vorkämpfer war er auch seinem Bruder Sekukuni angenehm. Letzterer hatte früher sich einer sehr vorsichtigen, loyalen Politik den Buren gegenüber befleißigt, aber im Jahre 1869 hatte er einen Anfall der Swasi mit glänzendem Erfolge abgeschlagen, und seither kannte sein Hochmut keine Grenzen mehr. Die so sehr gefürchteten Feinde hatten einen Einfall gewagt. Klugerweise ließ der König ihre Scharen unangefochten bis vor Moßecho kommen, dann begannen die Bapedi von allen Seiten das Feuergefecht. Die Swasi waren nur mit Schild und Speer bewaffnet; ging nun eine ihrer Abteilungen zum altgewohnten Sturmangriff über, so wichen die Baßuto zurück, um, wenn die Feinde ermüdet waren, bald wieder tödliche Schüsse in ihre dichtgedrängten Reihen abzugeben. Besonders viele Leute verloren die Swasi auf dem Rückmarsch, wo die Bapedi in dem ihnen genau bekannten, mit Regenschluchten durchzogenen Gelände sie überall umschwärmten, Hinterhalte legten und von den ermüdeten, sonst so tapferen Kriegern eine große Anzahl niederschossen. Im ganzen sollen fünfhundert Swasi bei dem mißglückten Angriff gefallen sein. Dieser Erfolg hatte Sekukuni so ermutigt, daß er es wagte, ein anderes Heer der Swasi, welches von einem nach Soutpansberg unternommenen Zuge zurückkehrte, am unteren Olifantsfluß anzufallen. Auch hier siegten seine Leute und trieben die gefürchteten Feinde in die Flucht.

Mit der Furcht vor den Swasi war auch die Furcht vor den Bauern geschwunden, die man gefürchtet hatte, weil man wußte, daß jenes Volk mit ihnen im Bunde sei. Ohne die Swasi, glaubte man, seien die Bauern nicht im stande, eine Bergfeste einzunehmen. Die Swasi fürchtete man nicht mehr, weshalb sollte man also jetzt nicht versuchen, das früher verlorene Terrain zurückzuerobern?

So war Johannes Dinkoanyane ein Unterhäuptling seines Bruders geworden. Daß er ein Christ war, daß er sich auch weigerte, der Aufforderung des Königs nachzukommen, seine Tochter nach Moßecho zur Koma zu schicken, übersah man klugerweise bei Hofe. Das Christentum der Burgbewohner am Speckbaumfluß war ihre Privatangelegenheit, sie konnten trotz ihres Glaubens dem Bapedireiche wichtige Dienste leisten.

Nicht allen Gliedern des Völkleins, welche den Führern auf ihren mannmutigen, aber trotzigen und selbsterwählten Wegen hierher gefolgt waren, war übrigens wohl zu Mute, denn nicht alle waren so kriegslustig veranlagt und so blind, daß ihnen nicht die ungeheure Gefährlichkeit des Unternehmens klar gewesen wäre. Einige dreißig Erwachsene waren demütig genug, bei unserer Lydenburger Gemeinde *um Aufnahme zu* bitten, und man muß es Johannes, der diesen *Schritt selbst nicht that*, zur Ehre anrechnen, daß er niemand daran *hinderte; allein zu einem* guten Verhältnis zwischen den Führern und

den Missionaren in Lydenburg konnte es nicht kommen, solange die Leute in ihrer politischen Verblendung beharrten. Sie wurden manchmal von den Missionaren besucht, die dann auch stets Gottesdienst abhielten, aber jede Erörterung der politischen Lage mußte die Anbahnung eines besseren, eines Vertrauensverhältnisses, stören. Solche Erörterung ließ sich aber nicht vermeiden, denn immer wieder bat Johannes um einen Missionar, und immer wieder mußte ihm gesagt werden, daß ein solcher mit ihm zusammen an dem gewaltsam occupierten Orte nicht wohnen könne und dürfe. Bei diesen Erörterungen mußte seinem eigenwilligen Sinne und Handeln entgegengetreten werden, und das bestärkte bei ihm oder anderen der Führer die Meinung, daß die Missionare ganz auf seiten der Bauern stünden und bereit seien, diese auch mit Rat und That zu unterstützen. Missionar Nachtigal berichtete nach einem Besuche: „Es kommen mir die Leute vor wie Kranke, die an einer fixen Idee leiden, denn sobald man nicht von ihrem Wegziehen spricht, reden sie sehr lieb und vernünftig." Im Anfang des ereignisreichen Jahres 1876 fehlte es nicht an Zeichen, daß bei einem Teile der Verirrten eine Ernüchterung eingetreten war. Viele beklagten es, hier wie Verstoßene in einer Felsenwildnis hausen zu müssen, und gedachten der schönen Gottesdienste und Segnungen, die sie nun mutwillig entbehren mußten. Die Kinder hatten sich ein Liedlein gemacht, in dem sie ihrem Verlangen nach Botschabelo Ausdruck gaben; wenn sie das sangen, hielten sich die Erwachsenen die Ohren zu. Man hörte davon, daß ein Teil Anstalt mache, zurückzuziehen nach Lydenburg oder Botschabelo, und dieser innere Zustand mochte den Führern bedrohlich erscheinen, so daß sie nun zu offenem Aufstande drängten. Wie gewöhnlich unter solchen Verhältnissen, wo Stoff vorhanden ist, der des zündenden Funkens harrt, war der endliche Anlaß zum Kriege ein geringfügiger. Ein Bauer hatte in der Nähe der Burg des Johannes ein Stück Grund gekauft und dort eine Fracht Holz aufgeladen. Die Baßuto bedrohten ihn, das sei ihr Grund und Boden, warfen das gehauene Holz herunter und schickten ihn mit leerem Wagen nach Hause. Bald darauf trieb Sekukuni durch eine drohende Botschaft die Bauern vom Waterfallsfluß fort, und Dinkoanyanes Leute nahmen von deren prächtigen Gärten und Ländereien mit Freuden Besitz. Jetzt nahm die weitere Entwicklung der Dinge einen schnellen Verlauf. Zunächst folgte ein thörichter Akt von seiten der Goldgräber, welche sich damals in den östlich von Lydenburg gelegenen Gebirgen gesammelt hatten und nun eine Störung ihrer Arbeiten befürchteten. Sie setzten auf den Kopf Sekukunis einen Preis von 20000 Mark, auf den des Dinkoanyane einen von 10000 Mark. Die Bauern sammelten ein schwaches Heer als Demonstration, was zur Folge hatte, daß ein Hilfskorps von Sekukunis Leuten bei Dinkoanyane eintraf, diese raubten Vieh bei den Bauern, welches vom König aber wieder ausgeliefert wurde. Am 10. Mai ging der größte Teil unserer Lydenburger Stationsleute zum Feinde über, und da jetzt von Westen her ein Heer der Bauern in das Bapediland einfiel, erfolgten nun einige glückliche Streifzüge der Dinkoanyaneschen Leute in das Lydenburger

Gebiet, von welchen sie reiche Beute an Vieh mit in ihre unzugänglichen Felsklüfte heimbrachten. Aber der Tag war nahe, an welchem der Herr den christlichen Empörern ein „bis hierher und nicht weiter!“ zurief. Am 12. Juli traf ein Haufen von zweitausendundvierhundert Swasi in Lydenburg zur Hilfe der Bauern ein. An demselben Tage aber zogen Sekukunis Mannschaften, welche wochenlang bei Dinkoanyane ausgehalten hatten, ab. Da das Spionagesystem bei den Eingeborenen meist vortrefflich organisiert ist, erscheint es unverständlich, daß die Baßuto von dem Eintreffen ihrer Todfeinde auf dem Dorfe keine Ahnung hatten. Am 15. Juli sahen sie den Staub der von der einen Seite der Kluft anrückenden Bauernschar. Da nichts davon bemerkt wurde, daß auf der anderen Seite die Swasi direkt auf die Felsenburg anmarschierten, ließ Johannes eine Abteilung seiner achtzig Männer den Bauern entgegengehen; kaum aber waren sie mit denen ins Gefecht geraten, als sie von der Höhe die anrückenden Swasi gewahrten, umkehrten und den Ihrigen zu Hilfe eilten. Die Bauern begnügten sich, von sicherer Höhe aus einige Schüsse aus ihren von einem deutschen Artilleristen kommandierten Kruppkanonen abzugeben, dann erfolgte das verabredete Zeichen, auf welches hin die Swasi mit Löwenmut den schweren Angriff wagten. Die äußere, acht Fuß hohe Ringmauer wurde im Sturm übersprungen, obwohl gleich fünfzig der Angreifer dabei fielen. „Es sah aus,“ so erzählt ein Augenzeuge, „als ob Schilde über eine Mauer geworfen würden.“ Dann erfolgte ein blutiger Kampf um die inneren Verschanzungen, welche nicht eingenommen wurden, und die Swasi kehrten, nachdem sie das Vieh erbeutet hatten, vier Weiber und vier Kinder mit sich führend, voll Ingrimm darüber, daß die Bauern sich am Sturme nicht beteiligt hatten, in ihr Land zurück.

Von den tapferen Verteidigern des Felsennestes lagen zweiundzwanzig Männer tot auf der Walstatt, neunzehn andere waren verwundet. Auch einige Weiber und Kinder hatten den Tod gefunden, doch nur sehr wenige, so tapfer waren sie von den mutigen Männern verteidigt worden. Unter den Verwundeten war zum Tode getroffen Johannes selbst. Eine Kugel hatte ihm beide Arme zerschmettert und das Gesicht durchbohrt. Wehrlos geworden, suchte er das Innere einer Höhle auf; seinen gleichfalls verwundeten Diener ermahnte er, vor ihm den schützenden Ort zu betreten. Ihn selbst trugen seine klagenden Getreuen später in ein Haus. Hier ließ er sich aus der Schrift Worte des Lebens vorlesen und gab den Seinen das Gebot: „Wenn ich gestorben bin, so bringt meine Kinder zu meinen Lehrern, damit sie im Worte Gottes unterrichtet werden und im Glauben aufwachsen:“ er gab noch seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß er von der Hand eines tapferen Swasikriegers und nicht von der eines Buren seine Todeswunde empfangen habe, dann starb er und wurde unter Gebet mit seinem auch gefallenen Freunde Isaak Mosepele im Viehkraal begraben. Ihm war ein Los zu teil geworden, welches er sich *selbst* erwählt hatte, das man aber beklagen muß. Wenn Johannes *Dinkoanyane seine* schönen Gaben dem Dienste der Gemeinde, die *aus seinem Volke* gesammelt war, erhalten hätte, so hätte er auch

seinem Volke als solchem mehr Nutzen geschafft, als dadurch, daß er zum Schwerte griff und für irdische Zwecke kämpfte und starb.

Kurz sei des weiteren Schicksals seines Volkes gedacht. Nach dem Tode des Hauptes fehlte den Überbleibenden der Halt, auch der Zusammenhalt; war doch auch David Mpyane, der nächste nach Dinkoanyane, gefallen. Ein Teil kam bald nach Lydenburg zurück,*) ein anderer Teil wandte sich nach Botschabelo, die Mehrzahl blieb bei Martha, der Frau des Johannes, welche eine liebe, stille Christin geblieben war, und baute sich unter ihrer Führung auf einem Berge Morone am Steelpoortflusse an, wo sie in ihrer Weise als Christen weiter lebten. Nachdem endlich wieder Frieden in das Land eingekehrt war, begab sich Martha mit siebenundzwanzig Witwen nach Lydenburg, damit sie, dem Willen ihres verstorbenen Mannes gemäß, ihre Kinder unter der Pflege der Missionare erziehen könne. Die Felsenburg am Speckbaumflusse wurde von den Bauern zerstört, nachdem sie von ihren Bewohnern verlassen worden war. Ihre Trümmer werden noch nach vielen Jahrzehnten die schmerzliche Kunde lebendig erhalten, daß hier eine kleine tapfere Schar eingeborener Christen versucht hat, sich dem Strom der europäischen Eindringlinge entgegenzustemmen, daß Johannes mit seinen Leuten hier für die Sache seines Volkes heldenmütig eintrat, kämpfte und starb.

Während dieser Vorgänge war auch an der westlichen Grenze von Sekukunis Lande das Kriegsfeuer in hellen Flammen ausgebrochen. Die Transvaalrepublik hatte den Kampf mit dem übermütigen Häuptling trotz anfänglichen Widerstrebens doch aufnehmen müssen.

Präsident der Republik war damals Thomas Bürgers. In der Kapkolonie war dieser Mann als Prediger lange Zeit Führer der freisinnigen Partei auf der Synode der reformierten Kirche gewesen; dann war er auf Empfehlung des bekannten Präsidenten des Freistaats, des Herrn Brand, im Jahre 1872 zum Präsidenten Transvaals gewählt worden. Da unter der patriarchalischen Herrschaft des Martinus Pretorius das Staatsschiff auf der Sandbank des Bankerottes aufgefahren war, wo es umbrandet von der Feindschaft der Eingeborenen zu zerschellen drohte, sollte nun ein Mann mit europäischer Bildung versuchen, durch moderne Staatsweisheit dem drohenden Untergang zu wehren.

---

*) Von Lydenburg aus schrieben mir damals zwölf der Zurückgekehrten folgenden Brief: „Wir grüßen dich und sagen: Wie geht es dir noch? Geht es dir noch gut und deinen Kindern allen? Weiter thun wir dir kund, o Lehrer, daß wir in Auflehnung gegen die Gemeinde fortgezogen sind, aber seit wir fort sind, haben wir noch keine, gar keine Ruhe gehabt. Wenn die Knechte Gottes uns zurechtwiesen, waren unsere Ohren verstopft, aber wir gedenken an das Wort, daß sich ein Glied nicht vom Leibe trennen kann, auch gedenken wir des Wortes, welches der Vorsteher einer Gemeinde sprach: „Ich habe meine Krone verloren, helft mir danach suchen.“ Wir haben ihm nicht suchen helfen. Deine Krone ist durch Räuber zerrissen, deshalb haben wir eine große Schuld auf uns.“

Im Jahre 1888 lebten von den Leuten des Johannes etwa dreißig Erwachsene wieder in Botschabelo, gegen vierzig auf der Station Lydenburg und dreißig bis vierzig im Bapedilande, von denen sich die Mehrzahl zu unseren dortigen Gemeinden hielt. Mehr oder weniger tief in das Heidentum zurückgefallen mögen etwa zehn andere der Leute sein. Dreißig Männer sind im Kriege gefallen.

Bürgers hatte manche schöne Gaben, so war ihm die Gabe der Beredsamkeit in hohem Grade eigen, er war von scharfem Verstande und hatte ein freundliches, liebenswürdiges Wesen im Umgange, ohne welches niemand afrikanische Buren regieren kann; allein er war eitel und eingebildet genug, um seine Kräfte zu überschätzen; dabei war er ein unpraktischer Sanguiniker, der so voll hochfliegender Pläne war, daß er keine Zeit hatte, an die grundlegenden Arbeiten zu denken, ohne die sich nichts im Staatsleben erreichen läßt. Anstatt mit Reformen in der Verwaltung Ernst zu machen, unfähige und betrügerische Beamte durch neue zu ersetzen und so langsam die vollständig verrostete und wurmstichige Staatsmaschine in Gang zu bringen, jagte er der fata morgana eines europäischen Staatsbildes nach und brachte unsägliches Unheil über das seiner Fürsorge anvertraute Land. Zunächst gelang es ihm am Kap so viel Geld zu leihen, daß er das elende, wertlos gewordene Papiergeld einwechseln konnte, das erschien den Bauern als eine wunderbare Leistung. Dann reiste er im Lande umher und machte überall, besonders an den bedrohten Grenzen, die glänzendsten Versprechungen. Als aber die Goldfelder langsam anfingen, einigen Ertrag abzuwerfen, schien es ihm die höchste Zeit zu sein, daß eine Eisenbahn von der Küste her gebaut werde, und um dazu Geld zu borgen, machte er eine kostspielige Reise nach Europa. Während er hier in Portugal, Belgien und Holland Gast an den königlichen Höfen war und in hoher Politik machte, zogen über Transvaal die Gewitter zusammen, von deren Wetterleuchten er im Taumel des berückenden Lebens, welches er führte, nichts zu ahnen schien. Sein Thun grenzte an das Thun eines Irrsinnigen. Nachdem er auf seine in Holland gemachte Anleihe hin genügend Geld erhalten hatte, befrachtete er zwei Schiffe mit Eisenbahnmaterial und dirigierte die nach Delagoabai, einem damals halbwüsten Ort, wo sich kaum ein halbes Dutzend gebildeter Europäer aufhielt. Da dort nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen waren, und überhaupt alle Vorbedingungen für den Bau der geplanten Eisenbahn fehlten, so wurden Schienen, Schwellen und Lokomotiven ans Ufer geworfen, wo das Ganze später, in besseren Zeiten, als altes Eisen verkauft worden ist.

Mit Unterrichtsminister und Gymnasialdirektor, mit Beamten und Bedienten kam der in Europa hoch gefeierte Mann endlich nach Transvaal zurück, um seine Pläne zu verwirklichen. Da traf ihn die Kunde, in Lydenburg sei ein Krieg mit Dinkoanyane und wahrscheinlich mit Sekukuni unvermeidlich, und vom Südosten her wurde gemeldet, daß die Sulu viele an der Grenze wohnenden Leute von ihren Farmen vertrieben hätten. Nichts konnte Bürgers unerwünschter kommen als ein Krieg, denn in Holland hatte er die Verhältnisse des Landes als gesichert hingestellt. Wenn Kriegsgerüchte nach Holland kamen, wurde der Erfolg der Anleihe in Frage gestellt, und er hatte doch im Volksrat bereits erklärt, daß die Anleihe voll gezeichnet worden sei. Als im April die Unruhen stärker wurden, schickte er daher nach Botschabelo *ob bat, daß ich einen* Brief von ihm zu Sekukuni schicken solle, in *welchem er zum* Frieden mahnte; zugleich bat er mich, ich solle meinen

Einfluß geltend machen, daß Sekukuni Frieden halte,*) ja er schickte einen von uns getauften, bei Pretoria wohnenden Häuptling, Jan Kekane, direkt zu Sekukuni und ließ nichts unversucht, daß der Frieden erhalten bleibe. Aber plötzlich änderte sich sein Verhalten. Im Volksrat fand seine begeisterte Rede, durch die er die Vernichtung aller ruhestörenden Feinde des Landes proklamierte, lebhafte Zustimmung, und Bürgers ließ sich selbst den Oberbefehl über das Heer geben, welches sich nun wirklich in einigen Wochen an den Grenzen sammelte. Es war das größeste Bauernheer, welches Transvaal bis dahin gesehen hatte, es zählte wohl zweitausend Mann oder mehr.

Gering muß die Kenntnis gewesen sein, welche der Präsident von dem Charakter der Bauern hatte, denn es war eine schwierige, kaum zu lösende Aufgabe, ein Heer dieser Leute in damaliger Zeit, wo sie noch nicht gehorchen gelernt hatten, zu regieren. Verheiratet waren alle, alle verließen deshalb ungern Haus und Hof, Weib und Kind. Die bisher den Eingeborenen gegenüber befolgte Politik war eine derartige gewesen, daß ein großer Teil gerade der besseren Leute bei jedem neuen Kafferkriege von vornherein überzeugt war, daß der Krieg ein ungerechter sei. Ein Interesse an Beseitigung der Unsicherheit hatten nur die wenigen nächstwohnenden und zunächst bedrängten Grenzbewohner. Wagen, Ochsen und Pferde waren Eigentum der Bürger, alles was daran zu Schaden kam, fühlte man; verpflegen mußte jeder sich selbst, nur Fleisch wurde täglich in den Lagern verteilt, wer nichts weiter hatte, mußte zufrieden sein. Da war es kein Wunder, daß mit jeder Woche, die ein Feldzug dauerte, die Gefahr wuchs, daß der bekannte meuterische Ruf „huis toe!“ „Nach Haus!“ erhoben wurde, dem dann meist nur zu bald die That nachfolgte.

Bürgers aber traute sich viel zu und zog, von den besten Hoffnungen beseelt, am Olifantsfluß abwärts, während der alte Martinus Pretorius am Steelpoort entlang durch Mapochs Gebiet in Sekukunis Land eindrang, ein Hilfskorps von Matebelen mit sich führend. Die Hauptarmee fand bei einigen kleinen Felsenhügeln, Matebes-Kop genannt, den ersten Widerstand. Mit dem Aufwande aller Kräfte und mit Hilfe der neuen Kruppkanonen wurden die Verschanzungen der Eingeborenen nach zweitägigem, scharfem Gefecht genommen. Die Bewohner flohen mit der Besatzung in der zweiten Nacht. Aber schon hier, wo die Bauern drei Mann Tote und eine Anzahl von Verwundeten beklagten, mußte der Anführer sehen, daß es nicht leicht sei, seine Landsleute zu kommandieren. Der Verlust erschien zu groß; jeder Kommandant und Feldkornett, ja jeder ältere Bauer hatte an der Führung zu tadeln und wußte, wie man die Sache hätte anders angreifen müssen. Günstig war es, daß bald darauf die Baßuto versuchten, das augenblicklich von Mannschaften entblößte Lager des

*) Ich gab dem Präsidenten damals den Rat, nur mit Dinkoanyane zu verhandeln, und wenn es nötig sei, Krieg zu führen, dabei aber vorläufig unbeachtet zu lassen, wenn Sekukuni seinem Bruder Hilfe leiste. Nach dem Siege über Dinkoanyane könne er von Sekukuni Genugthuung fordern, wenn Grund dazu vorliege. Auf diese Weise wäre ein Krieg mit Sekukuni wahrscheinlich vermieden worden. Der Rat wurde *aber nicht befolgt.*

Pretorius anzufallen. Die Baßuto sind stark in der Verteidigung ihrer Felsenburgen, denn sie sind tüchtige Schützen, aber im offenen Felde leisten sie wenig, weil ihnen militärische Disziplin fehlt. Da konnte es nicht fehlen, daß sie an dem Tage, als sie sich in die Fläche wagten, eine Niederlage erlitten. Nun vereinigten sich die beiden Bauernheere, und die Hunderte von Ochsenwagen und die vielen berittenen Bauern (es mochten deren über tausend sein) übten auf die hier in der Nähe wohnenden Vasallenhäuptlinge einen solchen Eindruck, daß sie von Sekukuni abfielen und sich mit den Bauern verständigten. War doch der blutige, verräterische Zug des Königs gegen den hier wohnenden Mochoete und ein in späterer Zeit von ihm unternommener Zug gegen Machal, den Oberhäuptling dieser Gegend, noch überall in lebendigem Andenken. Bürgers zog am Olifantsfluß mit dem vereinigten Heere weiter, mußte aber bald erfahren, daß solch Bürgerheer um so schwerer zu regieren ist, je zahlreicher es wird. Ein mit Hilfe der Matebelen Mapochs gegen Mmutle ausgeführter Handstreich hatte Erfolg, aber vor der Stadt Sekukunis angekommen, sahen sich die Bauern Felsenburgen gegenüber, wie sie ihnen gewaltiger und unzugänglicher noch nicht vorgekommen waren. Dem Drängen der Führer, von einem Sturme abzusehen, gab Bürgers nicht Folge. Er befahl einen Angriff, der nur eben kaum versucht wurde, und mußte es erleben, daß gleich darauf der größte Teil der Bauern die Wagen einspannte und gegen seinen Willen auf dem Wege, den man gekommen war, nach Hause zog. Nur mit Mühe schlug sich der verlassene Präsident mit den ihm treugebliebenen Leuten, unter denen sich einige Deutsche hervorthaten, nach Lydenburg durch und kehrte entmutigt und erbittert nach der Hauptstadt Pretoria zurück.*)

Die Bauern hatten, um ihren Rückzug zu decken und ihre Grenzen vor Einfällen der Feinde zu schützen, zwei Forts errichtet und bemannt, Fort Bürgers am Steelpoortflusse und Fort Olifant am Flusse gleiches Namens. In jedem hatten sie eine schwache Besatzung zurückgelassen. Da Bürgers es voraussah, daß auch diese wichtigen Punkte bald verlassen werden würden, da die Bauern dem Kriege abhold waren, so griff er zu dem einzigen Mittel, welches ihm die Möglichkeit gewährte, den Krieg zu Ende zu führen, er bewog den Volksrat, eine außerordentliche Kriegssteuer auszuschreiben (zweihundert Mark für den angesessenen Mann) und warb Söldner an, welche gegen täglichen Sold und das Recht auf alle Beute an Vieh auf eigene Hand gegen den Feind operieren sollten. Für den Fall, daß sie ihn zur Unterwerfung brächten, sollten jedem der Teilnehmer einige tausend

*) Die Verluste der Eingeborenen waren während dieses Krieges bis dahin folgende gewesen: Es fielen bei der Einnahme von Dinkoanyanes Burg 26 Männer und 5 Kinder,
bei dem Kampf um Matebes Berg 19 Männer und 3 Frauen,
bei dem versuchten Angriff auf das Lager des Pretorius 20 Männer,
in Mmutles Stadt, Mpachlela, etwa 100 Männer,
bei dem Angriff auf die Hauptstadt 3 Männer. Weiße waren 6 oder 7 Mann
von ihren Hilfsvölkern etwa 15 gefallen.

Gegend am unteren Olifantsfluß.

Morgen Land in dem eroberten Gebiet als Eigentum zugewiesen werden.

Abenteurer aus dem Kaplande, Engländer, Franzosen und Deutsche besetzten nun die Forts, man nannte diese Haufen moderner Landsknechte bald „Flibustier". Der tapfere Kommandant des von Fort Bürgers aus operierenden Haufens, ein früherer preußischer Offizier, ein Herr von Schlickmann, fiel aber bald, und nach seinem Tode geschah nur wenig von diesem Punkte aus. Glücklicher war die unter Kommandant Ferreira stehende Besatzung von Fort Olifant. Einem Heere Sekukunis, welches hier den Häuptling Machal angriff, wurde mit ihrer Hilfe eine schwere Niederlage bereitet, bei welcher der bekannte Bruder Sekukunis, Maschupye, mit etwa hundert seiner Leute fiel.

Da hier im westlichen Teile von Sekukunis Lande sämtliche Unterhäuptlinge von ihrem harten Herrn abgefallen waren, schien für uns Missionare die Zeit gekommen, mit diesen unseren alten Bekannten wieder in Verbindung zu treten, zumal unsere früher hier errichtete Station Patametsane allein auf Befehl Sekukunis verlassen worden war. In dem Heere, welches unter Bürgers gegen des Feindes Hauptstadt gezogen war, hatten auch Botschabeloer Männer als Wagentreiber und Krankenträger gedient. Sie hatten sich einen guten Namen gemacht, und so hatte Kommandant Ferreira ihrer fünfzig der Besatzung von seinem Fort zugezählt. Um nun diese meine Gemeindeglieder und zugleich jene Häuptlinge zu besuchen, begab ich mich im Anfang des Dezember, denn über all den kriegerischen Ereignissen waren Monate dahingegangen, nach dem genannten Fort.

Fort Olifant lag auf einem steinigen Hügel an dem Ufer des Flusses, seine Wälle waren aus Rasenstücken aufgeführt und sieben bis acht Fuß hoch. Zwei Bastionen waren mit Kruppkanonen armiert. Die siebenzig „Flibustier", welche außer unseren Leuten die Besatzung bildeten, hausten in Strohhütten und Zelten; an interessanten Persönlichkeiten unter ihnen fehlte es nicht. Ich lernte zum Beispiel endlich den Leutnant G. kennen, von welchem ich bereits viel gehört hatte, denn er war der Anführer des Botschabeloer Kontingents; von seinen Leuten wurde er ob seiner Leibeslänge Goliath genannt. Das hatte sich der einstige Kadett in Walstadt nicht träumen lassen, daß er in Afrika Schwarze kommandieren würde und noch dabei in solchem Aufzuge! Auf dem Kopf trug er den denkbar breitesten Kalabreser und auf diesem, als habe er seiner Länge noch eine Elle zusetzen wollen, einen Busch der längsten Straußenfedern. Am Tage nach meiner Ankunft besprachen unsere Männer mit mir die Frage, ob es nicht thunlich sei, daß einige von ihnen als meine Boten zu Sekukuni gehen könnten, um ihm zu raten, daß er Frieden mache. Abgesandte hätten bei ihrem Volke, selbst bei Heiden, auch im Kriege nichts zu fürchten. Es handele sich um ihres Volkes Wohl und Wehe. Die Fortsetzung des Krieges verschlimmere die Lage nur. Schon mache *sich Hungersnot* bemerkbar, welche bei fortdauerndem Kriegszustande *vielen den Untergang* bringen und die Bapedi zur Unterwerfung *zwingen müsse.* Da der Kommandant gegen das Vorhaben nichts

einzuwenden hatte, gingen auch wirklich Simon Tschoeni und Petrus Tuloane mit einer zum Frieden mahnenden Botschaft, von unseren Wünschen und Gebeten geleitet, nach Sekukunis Hauptstadt ab.

Ich war indessen Zeuge, wie das Fort verlassen und ein anderes in höher gelegener Gegend angelegt wurde, von wo aus die Freiwilligen die fruchtbaren Ebenen, die sich bei unserem alten Kchalatlolu ausdehnen, beherrschen konnten. Dorthin zog ich mit dem Kriegerhaufen, der in der Nähe auch ein Gefecht bestand; aber der Feind versäumte die gute Gelegenheit, uns anzugreifen, solange kein neues Fort errichtet war. Gelegenheit, mit den Häuptlingen wegen der Stationierung von Missionaren zu verhandeln, bot sich auch; sie waren, wie nicht anders erwartet werden konnte, nicht abgeneigt gegen deren Kommen. Unsere Christen freuten sich meiner Anwesenheit und der Gottesdienste, die ich hielt, und mit den deutschen Landsleuten konnte ich auch manches ernste Wort reden. Besonders liebte es Goliath, mich abends bei meinem Wagen aufzusuchen, er war dann mein Gast beim Abendthee. Wir spielten gelegentlich eine Partie Schach und sprachen miteinander vom lieben Vaterlande. Hier an den Enden der Erde, im afrikanischen Heidenlande, trug mir mein neuer Freund Streich auf Streich der berühmten Jungen Max und Moritz vor. Er konnte das ganze Büchlein auswendig und behauptete, diese Knittelverse seien die besten, welche je auf deutschem Boden gewachsen wären. Und doch lag ein Gedanke, der immer wieder kehrte, mir während dieser Tage schwer im Sinn, der Gedanke nämlich, daß unsere Boten vielleicht mit der Aufforderung des Königs zurückkehren könnten, ich solle selber nach der Hauptstadt kommen und meine Friedensmahnung noch einmal persönlich wiederholen. Ich war seit jener Nacht der Flucht, seit nun zwölf Jahren, niemals bei Sekukuni gewesen. Seine Flüche waren mir gefolgt, seine Drohungen waren Jahr für Jahr stärker und unverhohlener geworden. Vor meinem Auge stand der mögliche Verrat; war es denn wirklich meine Pflicht, die mir befohlene Gemeinde, die lieben Meinen zu vergessen und mich freiwillig ihm zu stellen, wenn er mich rufen ließ?

Und wie ich dachte, so kam es wirklich. Unsere Boten waren zurückgekommen und riefen mich zu geheimer Besprechung in den Schatten eines Baumes, der draußen vor den schnell erstehenden Rasenwällen des neuen Fort Weeber stand. Bald hörte ich das Wort: „Sekukuni will dich selber sehen und die Worte, die du durch uns gesendet hast, aus deinem eigenen Munde hören!“ Ich mußte gehen, das stand bei mir fest. Es war meine Pflicht, als Christ und Missionar den Heiden zu zeigen, daß ich zu ihnen gutes Zutrauen hatte, wo ihnen selbst die eigene Volkssitte Treue und Glauben gebot. Der Kommandant rief seine Offiziere zur Beratung, und deren Ausspruch lautete, daß unserem Gehen nichts in den Weg zu legen sei. Von den Gemeinen, schwarz und weiß, erfuhr niemand etwas von unserem Vorhaben. Aber der Leutnant G., der lange „Goliath,“ trat hindernd in den Weg. In seiner gutherzigen Weise erklärte mir der tapfere Mann, daß ich nicht gehen dürfe. Er meinte, es sei schade um mein Leben, mich hätte Gott zu Besserem aufgespart, als von

dem Heidenkönig massakriert zu werden. „Lassen Sie mich gehen, oder andere von unserem Haufen, an unserem Leben ist ja nichts gelegen," sagte er. Als ich ihm begreiflich machte, daß das nicht anginge, weil der König mich persönlich sprechen wolle, bot er sich an, als mein Begleiter mitzugehen, und als ich ihm sagte: „Die Feinde kennen Sie und fürchten Sie ganz besonders, es würde Ihre Gegenwart das Mißtrauen der Leute rege machen," wollte er sich schwarz anstreichen und in Verkleidung als schwarzer Diener mich begleiten. Das klang wie Scherz, war aber doch ernst gemeint, und die selbstlose Liebe des rauhen, tapferen Landsmannes that mir wohl und stärkte mich auch in der Freudigkeit zu meinem Gange.

In der Morgenfrühe verließen wir das Fort. Ein deutscher Freund, Herr Schulz aus Lydenburg, begleitete mich. Die Regierung hatte ihm eben den Posten eines Kommissars für Eingeborene anvertraut, so war es für ihn von Wert, den feindlichen Häuptling kennen zu lernen. Voran gingen unsere Boten mit einer weißen Flagge, die freilich unbedeutend klein ausgefallen war. Hinter ihnen zogen wir zu Pferde her, ohne Waffen. Bald war der gefährliche Grenzstrich hinter uns, wo man in dem Gebüsch leicht hätte auf uns feuern können, ehe wir erkannt waren. Vor mir lagen wieder die gewaltigen, dunkelblauen, felsgekrönten Bergzüge des Lolu. Nahe bei Kchalatlolu zogen wir vorüber, da tönte vom Gebirge her der gellende, langgezogene Kriegsschrei herunter in die Ebene; man hatte die Pferde erkannt und glaubte, daß eine feindliche Patrouille nahe. Bald sahen wir uns gegenüber im Dorfe, welches am Fuß der Berge lag, sich Krieger sammeln, aber unsere schwarzen Begleiter hießen uns warten, gingen vor, meldeten uns an, und man empfing uns höflich, wie das ja Sitte der Baßuto ist. „Für jeden, der nach der Hauptstadt zieht, ist der Weg frei; wer zu dem Könige geht, der ist nicht unser Feind," sagten die Häuptlinge.

Wir waren von einer ziemlichen Menge umringt, und immer wieder kamen neue Haufen von Kriegern angestürmt. Von diesen grüßten mich einige trotzig: „Sei gegrüßt, Bauer," und als andere ihnen das verwiesen, fragten sie: „Sind das nicht dieselben Leute, welche uns gestern getötet haben?" Wir konnten aber, von freundlichen Worten geleitet, bald weiter ziehen. Es schien, als ob die hier wohnenden Baßuto des Krieges müde seien, denn sie konnten ihre in der weiten Ebene liegenden, schönen Äcker nicht benutzen, und als ob sie mir deshalb zu meiner Friedensmission Glück und Erfolg wünschten.

Die Sonne schien heiß, und ich suchte bald Wasser an einer kleinen Quelle, welche mir von früher her bekannt war. Hier fand ich Weiber, welche Wasser schöpften. Nicht wenig erschraken sie beim Anblick des feindlichen Pferdes; als sie mich aber erkannten, jubelten sie und thaten wirklich die Bitte, welche der Herr dem samaritischen Weibe in den Mund legte: „Gib uns ein wenig von dem lebendigen Wasser des Wortes Gottes." Ein Mann kam und fragte: „Kennt *ihr den* Weißen?" und die Antwort war: „Gewiß, das ist unser Onkel, *es ist Maritzeking.*" „Sei gegrüßt Maritzeking" tönte es bald von *einen, bald von* der andern Seite, und von einem Kraal, wo

Verwandte unserer Bakopa wohnten, trug man mir Bier nach, damit ich mich erquicke. Ein älterer Mann, der am Wege saß, ließ sich mit mir in ein Gespräch über die Freiwilligen der Forts ein. Er lobte Schlickmanns Leute, das seien Männer, die wirklich kämpften; Ferreiras Corps aber habe vorgestern das Vieh nicht erobert, sondern mit Hilfe der Schnelligkeit der Pferde gestohlen. Immer tiefer kamen wir in die sich in wildester Unordnung durcheinander ziehenden, ungeheuren Schluchten des Lolu hinein, welche, von oben gesehen, einen grauenhaft schönen Anblick boten. Die Phantasie ist kaum im stande, sich das Bild vorzustellen, welches sich dort dem erstaunten Auge bietet. Niemals, so mußten wir uns sagen, werden die Schwarzen aus diesen natürlichen Festungen vertrieben werden können, wenn nicht der Hunger sie schließlich nötigt, diesem Gewirr von Abgründen zu entfliehen. Denn wie die ungeheuren Schluchten jedem Vordringen von Wagen, Kanonen und Pferden unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen, so ist auch der einzelne Mensch, der als Feind diesen Gebirgsteil betritt, hoffnungslos der Gewalt ortskundiger Gegner ausgeliefert, denn verwirrend starren hier Felsgebilde hinter Felsgebilden, mit Dickicht umzogen, ihn von allen Seiten an. Mit Mühe stiegen wir, die Pferde vorsichtig am Zügel führend, oder an den schlimmsten Stellen sie losgelöst ihrer eignen Klugheit überlassend, die wilde Gebirgswand in einer Schlucht hinab. Zwei Stunden lang ging es steil bergab, dann lag der Berg Moßecho, wo ich so manche schwere Stunde verlebt hatte, vor uns. Sekukuni aber hatte seine Stadt von dem einsam stehenden Berge hinweg an den Fuß des Gebirges zwischen und an felsgekrönte Vorsprünge verlegt, einige Außenteile waren beim Angriff der Buren angezündet worden, wir fanden sie aber bereits wieder aufgebaut. Der Name dieser neuen Stadt war „Tschate".

Von den Weibern wurde ich überall freundlich begrüßt, viele der Männer aber schauten mich mit so finsteren, zornigen Mienen an, daß man deutlich merkte, sie wollten weder von meinem Friedensrat, noch vom Frieden selbst etwas wissen. Ich wurde bei Sebaße, meinem alten Bekannten, einquartiert. Der alte Minister schien aber in Staatsangelegenheiten mehr Autorität zu besitzen, als in seinen Häusern und Höfen; denn eine seiner Frauen setzte dem Befehle, daß sie ihr Haus räumen und für uns, seine Gäste, herrichten solle, in zungenfertiger Weise energischen Widerstand entgegen. Mir machte es Freude, wieder einmal bei Baßuto zu Gast sein zu können. Man ließ uns nicht darben. In Zeit von zwei Tagen schlachteten wir zwei fette Schafe; Brei aus Kafferhirse war Zubrot und das altgewohnte Bier die Würze. Es kamen alte Bekannte, mich zu sehen, unter ihnen die drei getauften Frauen, welche die einzigen Glieder der Gemeinde von Ga-Ratao gewesen waren, die bei unserem Auszug zurückblieben. Sie waren manchmal von Christen aus Lydenburg besucht worden und waren noch Christinnen. Auch einige Weiber suchten mich auf, welche mit Dinkoanyane Botschabelo verlassen hatten. Sie teilten mir verstohlener Weise mit, daß ein kleines Häuflein allsonntäglich sich zum Gottesdienst versammele. Sonst aber war unsere Lage un-

heimlich. Geschäftsträger kamen von Sekukuni und stellten allerlei Fragen, deren Natur Mißtrauen verriet. Es schien mir, als ob am Hofe eine Kriegspartei und eine Friedenspartei miteinander stritten, und als ob ich zwischen ihnen hin und her gezerrt würde. Kcholokoe, der vornehmste Bruder des Königs, zeigte sich wieder recht verständig, aber gegen das Vordringen der Weißen war auch er erbittert. „Das Land unserer Väter werden die Weißen erobern, wenn wir nicht mehr leben, wenn wir gefallen sind, eher nicht!" sagte er. Am meisten wirkte meine Mitteilung, daß die Freiwilligen des Forts vielleicht heute oder morgen, während ich bei ihnen sei, irgendwo einen Angriff versuchen würden, denn man sah darin einen Beweis, daß ich mit deren Plänen nichts zu thun habe. Ein Mann teilte mir im Vertrauen mit, daß Sekukuni meinem Begleiter mißtraue, weil die Engländer auf den Goldfeldern £ 1000 auf seinen Kopf gesetzt hätten. Endlich, am Morgen des dritten Tages, wurden wir zu dem König befohlen. Auf dem Kchoro wartete auf ihn eine Menge Volks, plötzlich trat er aus einem der inneren Höfe, sah mich an und rief: „Maritzeking, bist du hier, du hast dich lange nicht bei mir sehen lassen; ich dachte, du wärest mein Feind!" Gott gab mir die rechte Antwort: „König, wer anders, als du, hat mich als Feind betrachtet? Wenn ich dein Feind wäre, so wäre ich jetzt nicht hier. Ein Feind kommt nicht, wenn er gerufen wird." Das schien verständlich, sein von Leidenschaften verzerrtes Angesicht wurde freundlicher, und er forderte mich auf, mit ihm allein zu sprechen. Als wir abseits saßen, fragte er zunächst nach des Krieges Ursache; ich antwortete, daß ich vom Kriege absolut nichts wisse, da weder er noch Bürgers mir darüber etwas mitgeteilt habe. „Du sprichst die Wahrheit," erwiderte er, „du hast seit Ausbruch des Krieges in deinem Hause bei deinen Büchern gesessen und hast mit dem Kriege nichts zu thun. Der Krieg ist ein Krieg der Kinder. Dinkoanyane hat dem einen Bauer Holz vom Wagen genommen, welches der gefällt hatte und ist grob gegen andere gewesen. Bürgers hat mir dann zwei Briefe, beide desselben Inhalts, geschickt; ich habe seinen Worten beigestimmt, allein ehe ich antworten konnte, kam das Heer der Bauern und fiel in mein Land ein. Nun haben sie mich auch da unten am Meer bei den Engländern verklagt, ich sei ein Ruhestörer. Was wollen die Bauern eigentlich von mir?" Ich ermahnte ihn, die Vergangenheit zu vergessen und an die Hungersnot zu denken, welche seinem Volke den Untergang drohe, und bat ihn, nach Pretoria zu schicken und dort sich nach den Forderungen der Transvaalregierung zu erkundigen. Er meinte, daß er dies schon hätte thun wollen, aber die Bauern hätten einen Abgesandten des Unterhäuptlings Mmutle gefangen genommen und nur gegen Lösegeld herausgegeben, das habe ihn erschreckt, denn nach Baßutositte seien Gesandte unverletzlich. „Nun aber vertraue ich dir meine Gesandten an, bringe sie nach Pretoria und bringe sie wieder zurück!" Die Audienz war beendet, ich besuchte des Königs Mutter, die ich fast erblindet fand, dann sollte ich noch einen Ochsen erhalten, schlachten und essen, als ich ich aber dankte, wurde meine Eile, nach Hause zurückzukehren, als berechtigt anerkannt, und ich nahm gern mit einem

Verwandte unserer Bakopa wohnten, trug man mir Bier nach, damit ich mich erquicke. Ein älterer Mann, der am Wege saß, ließ sich mit mir in ein Gespräch über die Freiwilligen der Forts ein. Er lobte Schlickmanns Leute, das seien Männer, die wirklich kämpften; Ferreiras Corps aber habe vorgestern das Vieh nicht erobert, sondern mit Hilfe der Schnelligkeit der Pferde gestohlen. Immer tiefer kamen wir in die sich in wildester Unordnung durcheinander ziehenden, ungeheuren Schluchten des Lolu hinein, welche, von oben gesehen, einen grauenhaft schönen Anblick boten. Die Phantasie ist kaum im stande, sich das Bild vorzustellen, welches sich dort dem erstaunten Auge bietet. Niemals, so mußten wir uns sagen, werden die Schwarzen aus diesen natürlichen Festungen vertrieben werden können, wenn nicht der Hunger sie schließlich nötigt, diesem Gewirr von Abgründen zu entfliehen. Denn wie die ungeheuren Schluchten jedem Vordringen von Wagen, Kanonen und Pferden unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen, so ist auch der einzelne Mensch, der als Feind diesen Gebirgsteil betritt, hoffnungslos der Gewalt ortskundiger Gegner ausgeliefert, denn verwirrend starren hier Felsgebilde hinter Felsgebilden, mit Dickicht umzogen, ihn von allen Seiten an. Mit Mühe stiegen wir, die Pferde vorsichtig am Zügel führend, oder an den schlimmsten Stellen sie losgelöst ihrer eignen Klugheit überlassend, die wilde Gebirgswand in einer Schlucht hinab. Zwei Stunden lang ging es steil bergab, dann lag der Berg Moßecho, wo ich so manche schwere Stunde verlebt hatte, vor uns. Sekukuni aber hatte seine Stadt von dem einsam stehenden Berge hinweg an den Fuß des Gebirges zwischen und an felsgekrönte Vorsprünge verlegt, einige Außenteile waren beim Angriff der Buren angezündet worden, wir fanden sie aber bereits wieder aufgebaut. Der Name dieser neuen Stadt war „Tschate".

Von den Weibern wurde ich überall freundlich begrüßt, viele der Männer aber schauten mich mit so finsteren, zornigen Mienen an, daß man deutlich merkte, sie wollten weder von meinem Friedensrat, noch vom Frieden selbst etwas wissen. Ich wurde bei Sebaße, meinem alten Bekannten, einquartiert. Der alte Minister schien aber in Staatsangelegenheiten mehr Autorität zu besitzen, als in seinen Häusern und Höfen; denn eine seiner Frauen setzte dem Befehle, daß sie ihr Haus räumen und für uns, seine Gäste, herrichten solle, in zungenfertiger Weise energischen Widerstand entgegen. Mir machte es Freude, wieder einmal bei Baßuto zu Gast sein zu können. Man ließ uns nicht darben. In Zeit von zwei Tagen schlachteten wir zwei fette Schafe; Brei aus Kafferhirse war Zubrot und das altgewohnte Bier die Würze. Es kamen alte Bekannte, mich zu sehen, unter ihnen die drei getauften Frauen, welche die einzigen Glieder der Gemeinde von Ga-Ratao gewesen waren, die bei unserem Auszug zurückblieben. Sie waren manchmal von Christen aus Lydenburg besucht worden und waren noch Christinnen. Auch einige Weiber suchten mich auf, welche mit Dinkoanyane Botschabelo verlassen hatten. Sie teilten mir verstohlener Weise mit, daß ein kleines Häuflein allsonntäglich sich zum Gottesdienst versammele. Sonst aber war unsere Lage un-

bereits während des Krieges sich auf die Seite der Bauern geschlagen hatten. Dann wurde verlangt, daß der König Sekukuni ein Unterthan der Republik sein und den Gesetzen der Republik gehorchen solle.*) Zu meiner nicht geringen Verwunderung hatten die Gesandten dagegen nichts einzuwenden, sagten aber nach der Sitzung ganz offen zu mir, es sei ihnen nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen. Sie wollten das Korn, welches auf dem Felde stünde, ernten; hätten sie erst wieder neue Vorräte in ihren Felsenburgen, dann könnten die Weißen immer kommen. Ich erklärte ihnen mit nachdrücklichem Ernst, daß diese Art diplomatischer Schlauheit, abgesehen von ihrer Verwerflichkeit, bei den Verhandlungen mit den Weißen, die zu Papier gebracht würden, nicht angebracht sei, daß sie durch ihr Thun ihren König und ihr Volk betrögen, und daß ich Sekukuni ermahnen würde, solche Listen nicht zu üben und zu dulden.

Da das aufgestellte Dokument den Vermerk trug, daß der Vertrag in Kraft treten solle, wenn der König selbst die drei Punkte gutgeheißen habe, über welche man sich scheinbar geeinigt hatte, weigerte ich mich nicht, es als „Zeuge" zu unterzeichnen. Die Abgesandten beider Teile machten sich sofort auf die Reise nach Sekukunis Stadt, sie wurden von Dolmetschern, Leuten meiner Gemeinde, begleitet, welche ich auf die Wichtigkeit des Vertrages aufmerksam gemacht und ermahnt hatte, dem Könige zu sagen, daß er nicht unterzeichnen dürfe, wenn es nicht sein Wille sei, sich den Bestimmungen, die man ihm vorhalten werde, voll und ganz zu unterwerfen.

Am 15. Februar wurde dem König das betreffende Dokument vorgelegt. Er erklärte sich bereit, das geforderte Vieh zu zahlen, in Bezug auf die Grenze war er zufrieden, daß die abgefallenen Unterhäuptlinge Unterthanen der Weißen sein sollten. Die Zumutung, Unterthan der Republik zu werden und deren Gesetzen zu gehorchen, wies er von sich, ebensowenig versprach er, Tribut oder Abgaben

*) Die Frage, ob Sekukuni bisher ein Unterthan der Republik gewesen sei, ob daher der Ausbruch ein Krieg oder eine Rebellion genannt werden müsse, wurde damals in den Zeitungen und in Depeschen, die zwischen Kapstadt und Pretoria gewechselt wurden, lebhaft erörtert. Bürgers war unklug genug, beweisen zu wollen, daß Sekukuni sein Unterthan sei. Er berief sich auf jenen bereits früher erwähnten Kauf des Landes von den Swasi. Siehe Anhang Nr. II. Gewiß ist, daß in diesem „Kauf" das Bapediland mit einbegriffen ist, aber ebenso gewiß ist, daß die Swasi kein Recht hatten, es zu verkaufen. Nicht von den Swasi waren die Bapedi in den zwanziger Jahren unterjocht, sondern von Moselekatse, der ein Feind der Swasi war, diese waren damals in einem ebenso elenden Zustande durch die Eroberungszüge der Sulu als die Bapedi. Daß die ersten Treckbauern von Sekoati freundlich behandelt wurden und einige sich am Lolu niederlassen konnten, gab ihnen doch kein Recht auf die Souveränität im Lande. Der Angriff, welchen die Bauern 1852 auf die Stadt Sekoatis machten, wurde abgeschlagen, und als Sekoati im Jahre 1861 starb, wurde Sekukuni als König anerkannt, ohne daß ein Wort von Unterthanenstellung fiel. Im Jahre 1869 erschien die erste Karte der Republik, die von der Regierung anerkannt wurde, auf ihr war Sekukunis Land als außerhalb der Grenzen liegend angegeben. Sekukuni hat niemals Abgabe bezahlt, noch ist es je einem Beamten der Republik eingefallen, von einem *Dorf seines Gebietes* Abgabe einzufordern. Er war ein freier Häuptling und wäre *wahrscheinlich frei geblieben*, wenn er sich nicht zu einer feindlichen Politik hätte bewegen lassen. (*Siehe auch* die Anmerkung auf Seite 102.)

zu zahlen. Wenn die Weißen etwas haben wollten, möchten sie kommen und es verlangen, dann wolle er sehen, ob er willfahren könne; aber verpflichten wolle er sich zu keiner Zahlung, seine Unterthanen könnten nicht an eine andere Regierung zahlen, als an ihn selbst. Trotzdem forderten ihn die Gesandten auf, er solle das Dokument unterzeichnen, welches die drei obengenannten Punkte enthielt. Es war in der holländischen Sprache verfaßt, und niemand unter den anwesenden Eingeborenen konnte es lesen und verstehen. Immer wieder sagte man ihm von seiten der Weißen, er möge zeichnen. Da rief Makoropetsche unsere drei Botschabeloer Leute als Zeugen auf, daß er nur zeichne, um seine Zustimmung zu der Bezahlung des Viehes und der vereinbarten Grenze zu bekunden, dann unterzeichnete der König. Weder seine Räte noch seine Leute besaßen Erfahrung genug, um zu wissen, daß unter diesen Umständen ein neues Dokument hätte aufgestellt, oder ihm wenigstens eine Klausel hätte beigefügt werden müssen.

Ich erfuhr sogleich den ganzen Sachverhalt durch meine Boten und vermutete, daß Unheil die Folge sein würde. Kaum glaublich erschien es mir, als ich hörte, daß man in dem benachbarten Middelburg den Friedensabschluß gefeiert habe. Noch größer war mein Erstaunen, als der Staatsanzeiger der Republik verkündete, daß der Frieden geschlossen sei, weil Sekukuni sich mit den ihm gestellten Bedingungen, auch mit der Bedingung, Unterthan der Republik zu werden, einverstanden erklärt habe.

Mir war es klar, daß ich zu solchem Handeln nicht schweigen durfte. Auf meinen Rat hatte sich Sekukuni zu Verhandlungen herbeigelassen. Während der Verhandlungen war ich sein Vertrauensmann, und im Vertrauen auf meine ehrliche Unparteilichkeit hatte mich der Präsident der Republik gleichfalls zu seinem Vertrauensmann ernannt. Durch das gefälschte Dokument, wie man es nennen muß, und die Verkündigung seines Inhalts wurde die Bevölkerung der Republik betrogen, bei welcher es den Glauben erweckte, daß der Friede auf Grund der völligen Unterwerfung des Feindes zustande gekommen sei, wurden aber auch die Eingeborenen betrogen, welche glaubten, daß man auf Grund der von Sekukuni angenommenen, in den ersten beiden Paragraphen enthaltenen Bestimmungen ihnen Frieden gewähre. Um die Regierung zur Remedur zu bewegen, konnte ich den Weg der Öffentlichkeit betreten. Ich konnte den wahren Sachverhalt in den Zeitungen darlegen oder konnte dem Präsidenten privatim darüber Mitteilung machen. Jenes Mittel zu ergreifen, scheute ich mich, weil ich einsah, wie sehr das bereits schwer geschädigte Ansehen unserer Regierung darunter leiden mußte, darum wählte ich den zweiten. Da ich aber zu Präsident Bürgers nicht das Vertrauen hatte, daß er ohne Rücksicht auf Personen und den Vorteil, welchen er in seinen Verhandlungen mit der englischen Regierung von dem scheinbar errungenen Erfolg haben konnte, die Wahrheit an das Licht ziehen würde, so sandte ich denselben Bericht über die geschilderten Vorgänge auch an Sir Theophilus Shepstone, welcher ja gerade deshalb im Lande war, um über die Beziehungen der Republik zu den eingeborenen Grenzstämmen *Klarheit* zu gewinnen.

Der weitere Verlauf der Angelegenheit hat die Bekundungen der Eingeborenen in vollem Maße bewahrheitet. Ein gemischte Kommission, bestehend aus Vertrauensmännern des Präsidenten und des englischen Bevollmächtigten, reiste über Botschabelo zu Sekukuni und stellte den wahren Sachverhalt fest.*) Da aber bereits Waffenstillstand eingetreten war, blieb dieser unter stillschweigender Übereinstimmung beider Teile bestehen, und die gar bald eintretende Annexion Transvaals durch England ließ dann die Vergangenheit in den Hintergrund treten gegen die alles bewegenden Ereignisse einer neuen Zeit.

Durch die Vorgänge, welche ich geschildert habe, war ich eine politische Persönlichkeit geworden, und zwar gegen meinen Wunsch und Willen. Jene Reise zu Sekukuni, die den ersten Anlaß dazu bot, hatte ich mit Widerstreben, getrieben nur von dem Gefühl der Pflicht, gemacht. Und doch war es diese Reise, welche sogleich Ursache wurde, daß man mich politischer Tendenzen verdächtigte. Zeitungen englischer Richtung behaupteten, daß ich für die Bauern, um den Engländern den Vorwand zum Einschreiten zu nehmen, den Frieden zusammengeflickt hätte.**) Die Bauerpartei aber war fest überzeugt, daß ich den Gang nur als englischer Geschäftsträger gemacht hätte. Wer glaubt in solchem Fall, daß man Gefahr für Leib und Leben auf sich nimmt um Gottes und des Gewissens willen? Als nun später meine Enthüllungen das täuschende Friedensdokument zerrissen hatten, war dies in den Augen der gar nicht oder falsch unterrichteten Menge nur ein Beweis dafür, daß man in jener Annahme sich nicht geirrt hätte. Hatte sie doch um so mehr den Schein der Wahrheit für sich, als eben um diese selbe Zeit durch die englische Intervention das wankende Gebäude der Republik den letzten entscheidenden Stoß erhielt.

Unter dem 16. Januar 1852 hatte England die Unabhängigkeit der Transvaalrepublik anerkannt. Die Bestimmungen freilich, welche in den neuen Artikeln der am Sandrivier geschlossenen Konvention***) enthalten waren, hatten beide beteiligten Mächte nicht gehalten. Wenn jeder, der die Geschichte Transvaals kennt, vorausgesetzt, daß er sich nicht der Fälschung schuldig machen will, unumwunden zugestehen wird, daß die Buren sich jahrzehntelang an das in Artikel VI enthaltene Verbot der Sklaverei in ihrem Verkehr mit den Eingeborenen und untereinander nicht gekehrt haben†), so ist es ebenso klar, daß

---

*) Siehe über die geschilderten Vorgänge das Blaubuch vom April 1877 (C. — 1748) Seite 142—149. Daß mein Brief an Sir Theophilus Shepstone auf Seite 143 abgedruckt wurde, ist ein Vertrauensbruch. Shepstone hatte mich schriftlich versichert, daß jede Mitteilung von mir an ihn würde betrachtet werden als „strictly private and confidential."

**) „The notorious patched up Merenskys peace" wurde er von dieser Seite genannt.

***) Siehe Anhang IV.

†) Siehe Nixton complete story of the Transvaal. Cap. IV. Das sonst treffliche Buch: „De Worstelstryd der Transvalers door Ds. Cachet" verzweigt fast alles, was den Bauern zum Nachteil gesagt werden kann, und ist deshalb Quelle für die Geschichte dieser Zeit nur mit Vorsicht zu gebrauchen.

England den dritten Artikel, durch den es auf alle Verbindungen mit den Eingeborenen im Norden des Vaalflusses verzichtete, mißachtet hat, als es auf Grund einer von Waterbur vor langer Zeit abgegebenen Erklärung auch den nördlich vom Vaalfluß gelegenen Teil der Diamantfelder annektierte, wie dann der später auf diesen Feldern schwunghaft betriebene Verkauf von Feuerwaffen und Munition auch gegen die Bestimmung des sechsten Artikels war. Von seiten Englands ist denn auch nicht die Verletzung des Sandriviervertrages als Grund für die bekannte, viel besprochene Annexion der Republik geltend gemacht worden, sondern andere Momente kamen in Betracht, welche diesen Staatsstreich erst wünschenswert erscheinen ließen und dann seine Ausführung ermöglichten.

Solange Transvaal ein politisch ohnmächtiger Staat war, überließ England ihn seinem Schicksal; einigen Vorteil hatten von seinem Bestehen ja auch die englischen Kolonieen, in deren Häfen durch die nach Transvaal gehenden Waren der Betrag der Einfuhrzölle gemehrt wurde. Als aber durch Präsident Bürgers das Staatsleben der Republik einen neuen Impuls erhielt, folgten die englischen Politiker den Bewegungen des kleinen Landes mit Aufmerksamkeit. Bürgers soll, wie es bei seinem nationalen Standpunkt und bei seinem Charakter natürlich war, wenig nach der Gunst der Minister in London gefragt haben, er suchte im Gegensatz gegen England Anschluß an Deutschland, Portugal, Holland und Belgien. Von Deutschland abgewiesen, fand er bei den letzgenannten Mächten die gewünschte Unterstützung.

Portugal gab Versprechungen in Bezug auf den Bau einer Eisenbahn von Delagoabay aus, Holland sollte und wollte das Geld dazu geben, und der König der Belgier stellte einen gut besoldeten Konsul in Pretoria an, welcher die zwischen beiden Staaten angeknüpften Beziehungen pflegen sollte.

Vom Standpunkt der englischen Politik war die Erstarkung der Republik eine Gefahr für den englischen Besitz in Südafrika, so kam der Krieg mit Sekukuni für englische Interessen gerade zu rechter Zeit. Nichtsdestoweniger ist der Vorwurf ungerecht, daß er durch englische Emissäre veranlaßt worden sei; wir haben die Begebenheiten, wodurch der Krieg entstand, bereits geschildert. Er war die notwendige Folge des Mangels an Weisheit und Voraussicht bei der Behandlung der Eingeborenen, welche in Transvaal traditionell geworden war. Weiter diente den Zwecken Englands der Haß, den der Sulukönig Cetschwayo gegen die Buren im Herzen trug. Die Buren bei Utrecht beanspruchten einen Strich Landes, welchen sie von Panda gekauft hatten; Cetschwayo weigerte sich, ihre Ansprüche anzuerkennen. Infolgedessen war die Grenze jenes Distrikts in beständiger Unruhe. Immer wieder mußten die einzelnen Farmer ihre Plätze verlassen und Lager beziehen. Die mordlustigen jungen Krieger der zahlreichen Regimenter, über welche der Sulukönig gebot, verlangten stürmisch und immer stürmischer, daß ihnen der Einfall in Transvaal gestattet werde. Auch diese Feindseligkeit der Sulu gegen die Republik hat man den Engländern zur Last gelegt, nach meinem Wissen und nach meiner Überzeugung mit Unrecht. Im Gegenteil

muß man es dem Einfluß der englischen Regierung in Natal und zwar besonders dem Einfluß des Sir Theophilus Shepstone zuschreiben, daß es nicht schon längst zum Kriege zwischen den beiden Streitenden gekommen war.*) Shepstone war gegenüber den Forderungen der Sulu, er solle einem Einbruch in Transvaal ruhig zusehen, unerschütterlich, denn er war klug genug, um einzusehen, wie der Ruin Transvaals und die Verstärkung des barbarischen Heidentums nicht nur den Handel der eigenen Kolonieen schädigen, sondern schließlich auch ihr Bestehen gefährden müsse. Die Not, in welcher die Republik damals sich befand, wurde noch dadurch vermehrt, daß sie durch den Krieg mit Sekukuni am Rande des Bankerottes stand. Die Buren wollten nicht mehr gegen den Feind fechten, aber sie wollten auch nicht die Ausgaben für den Unterhalt der Freiwilligen bezahlen. Sie zahlten die außerordentliche Kriegsabgabe nicht, ja zahlten zum großen Teil überhaupt keine Steuern. Schulden hatte man für die Kraft des Landes übergenug. Die Einnahmen stockten, und niemand war mehr zu finden, der dem armen Lande auch nur wenige hundert Pfund Sterling hätte borgen wollen.**) Wenn aber der südafrikanische Staat, welcher berufen war, nach Norden hin europäische Macht und Kultur zu repräsentieren, der Wucht der auf ihn einstürmenden Schwierigkeiten erlegen wäre, so hätte das die allergefährlichste Rückwirkung auf die Lage der übrigen Kolonialstaaten Südafrikas, ganz besonders aber auf die Lage der durch das benachbarte Sulureich am meisten gefährdeten Natalkolonie ausüben müssen.

Diese Verhältnisse drängten zu einer Dazwischenkunft der englischen Macht, die dadurch erleichtert wurde, daß noch in anderer Hinsicht die inneren Zustände Transvaals einer gefährlichen Krisis entgegentrieben.

Es war nämlich die Zeit herangekommen, in welcher die Wahl eines Präsidenten stattfinden mußte. Bürgers hatte die Hoffnungen nicht erfüllt, welche man auf ihn gesetzt hatte. Durch seine abenteuerliche, leichtsinnige Verwaltung hatte er das Land an den Rand des Abgrundes gebracht. Die Buren hatten mit Recht alles Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit verloren und wollten ihren Nationalhelden Paul Krüger an seine Stelle setzen. Andere dachten daran, einen gebildeten,

---

*) Vergleiche Bluebook 1877 C. 1776 S. 100 Nr. 73 und S. 115 u. 150 und Bluebook 1879 C. 2374 S. 123—125.

**) Als Transvaal annektiert wurde, waren die Bürger der Regierung an Grundsteuer allein £ 17000 schuldig. An Kopfgeld, welches Weiße ohne Grundbesitz und Schwarze bezahlen sollten (10 Schilling pro Kopf), betrug die jährliche Einnahme nur etwa £ 1000. Von den Eingeborenen trugen fast nur die Bewohner von Missionsstationen zu dieser Abgabe bei. Die Gehälter an die Beamten hatte man nicht mehr zahlen können, die Regierung schuldete ihnen £ 3512. 16. 8., ja selbst für den Postverkehr standen Forderungen von solchen, die Kontrakte mit der Regierung geschlossen hatten, in der Höhe von £ 7334. 4. 9. aus. Dabei betrug die feste Schuld des Landes £ 156000, und die schwebende Schuld hatte fast dieselbe Höhe erreicht. Für manche Darlehen wurden 10 ja 12 Prozent gezahlt, so daß die wirkliche Jahreseinnahme der *Republik eben noch hingereicht* hätte, die Zinsen für diese Schulden zu decken. Um *[illegible]00 für den Staat* borgen zu können, mußte der Präsident die bekannte Salzpfanne *[illegible]retoria als Sicherheit* verpfänden.

geschulten, höheren Beamten des Kaplandes zu wählen, nur ein kleiner Teil der Beamten war geneigt, eine abermalige Kandidatur des bisherigen Präsidenten zu unterstützen. Bürgers selbst war einer Einmischung der Engländer geneigt, weshalb? ist schwer zu sagen. Vielleicht hoffte er, mit ihrer Hilfe an der Spitze des Staates bleiben zu können, die Bauern hingegen hofften vielfach, ihn mit Hilfe der Engländer los zu werden. Jedenfalls war durch die Uneinigkeit der Parteien diesen der Weg geebnet, den sie zu gehen wünschten.

In England war damals Lord Carnarvon Minister für die Kolonieen. Er besaß Einsicht und war vom besten Willen beseelt, den schweren Anforderungen, die sein Amt stellte, zu genügen. Die beste Lösung aller Schwierigkeiten, mit denen die englischen Kolonieen und die Bauernstaaten in Südafrika zu kämpfen hatten, schien ihm die Vereinigung dieser Länder zu einem Staatenbunde unter englischer Oberhoheit. Der Plan mußte, wenn er durchführbar war, allen Beteiligten viele Vorteile bieten. Eine Regelung der Zollfrage und die Handhabung einer von allen Seiten gebilligten Politik in Bezug auf die Eingeborenen ließ sich nur auf diese Weise erreichen. Der Verwirklichung dieses Planes schien aber der ungeordnete Zustand Transvaals im Wege zu stehen. Man war der Meinung, daß die übrigen Staaten sich ungern würden herbeilassen, mit diesem bankerotten, innerlich zerrissenen und äußerlich gefährdeten Gemeinwesen in Bund zu treten, und glaubte, daß man erst versuchen müsse, durch eine entscheidende Maßnahme eine Änderung in der Lage der dortigen Verhältnisse zu bewirken. Die Maßnahme, welche man ins Auge faßte, war die vollständige Annexion des Landes. Sir Theophilus Shepstone wurde mit der Ausführung betraut; unter dem 5. Oktober 1876 erhielt er die Vollmacht, das ganze Land oder einen Teil desselben dem englischen Reiche einzuverleiben, jedoch nur, wenn die gesetzgebende Versammlung oder die Einwohner oder ein genügender Teil der Einwohner mit dieser Maßnahme einverstanden wäre.*)

Ende Januar traf der Gesandte in Pretoria ein, er war begleitet von fünf oder sechs Herren und einer Eskorte von fünfundzwanzig Nataler Polizisten. An der Grenze und weiter auf Dörfern und an verschiedenen Punkten des Weges kamen ihm Bürger des Landes entgegen, begrüßten ihn mit Adressen, geleiteten ihn und ließen ihn in Versammlungen über den Zustand des Landes Vortrag halten. Auch in Pretoria fand er gute Aufnahme, er zog neben seinem Hause die englische Flagge auf und bemühte sich im persönlichen Verkehr die Erreichung seines Zieles zu befördern. Es schien, als ob Bürgers in einem gewissen Einverständnis mit ihm arbeite. Der Präsident hielt Reden vor dem versammelten Volksrat, in denen er den hoffnungslosen Zustand des Landes aufdeckte. Mit der diesem

*) Diese Bedingung ist in der erwähnten Vollmacht folgendermaßen formuliert: Provided first, that no such Proclamation shall be issued by you with respect to any district, territory or state, unless you shall be satisfied that the inhabitants thereof or a sufficient number of them or the Legislature thereof desire to become Our subjects, nor if any conditions unduly limiting our power *and authority* therein are sought to be imposed.

Manne eigenen glänzenden Beredsamkeit vorgetragen, verfehlten sie nicht, Eindruck zu machen. Als Heilmittel schlug er eine durchgreifende Verfassungsänderung vor, welche aber abgelehnt wurde. Inzwischen waren die Verhandlungen mit Sekukuni, wie wir gesehen haben, ohne Erfolg; an der südöstlichen Grenze klirrten die Sulu mit den Waffen, und die Finanzlage des Landes zeigte nicht das geringste Symptom der Besserung. Adressen auf Adressen wurden dem englischen Gesandten zugestellt, so daß er nach England berichten konnte, daß von etwa achttausend Bürgern des Landes zweitausend und fünfhundert ihn schriftlich begrüßt hätten; und so geschah es, daß am 12. April des Jahres (1877) Sir Theophilus den Mut hatte, die Annexion des Landes an das englische Reich zu proklamieren.

Der Präsident antwortete mit einem schwachen Protest, befahl aber dem Staatssekretär, den Schlüssel des Regierungsgebäudes Herrn Shepstone auszuliefern; die Beamten in der Hauptstadt und in den Distrikten blieben in ihren Stellungen und leisteten bald der Königin den Eid der Treue. Im Lande blieb alles ruhig, und nur wenige hegten Befürchtungen in Bezug auf die weitere Entwicklung der Dinge. Nur solche, die den Charakter der Transvaalbauern aus langjähriger, eigner Erfahrung kannten, sahen nicht ohne Sorge in die Zukunft. Denn wenn die Annexion auch ohne den Schein eines gewaltsamen Druckes ausgeführt worden war,*) so hatte das Volk sich ihr gegenüber doch eben nur passiv verhalten. Selbst in den erwähnten Adressen war die Frage der Annexion meist ganz unberührt geblieben. Wenn aber auch keine Gewaltthat im eigentlichen Sinne, so war es doch eine That, welche auf das den Buren so tief innewohnende Gefühl für Freiheit und Recht und auf ihre Abneigung gegen englische Herrschaft zu wenig Rücksicht nahm. Solch eine Frage mußte in Transvaal dem Volke vorgelegt und durch das Volk entschieden werden. Daß dem Lande Hilfe not that, schnelle Hilfe, war auch den ungebildeteren unter seinen Bürgern klar. An den östlichen Grenzen und im Norddistrikt sehnte man sich, aus dem Zustand fortwährender Bedrohung durch die Eingeborenen befreit zu werden. Hätte der Abgesandte Englands den Bürgern Transvaals ihre Not vorgestellt und zugleich die Hilfe, welche England dem Lande leisten wolle, und dagegen verlangt, daß sie einen Teil ihrer Selbständigkeit daran geben sollten, hätte er die Bürger sich auf die getroffene Vereinbarung verpflichten lassen und dann auf Grund solcher Vereinbarung gehandelt, so wäre dem Sir Theophilus viel Schande, dem Lande viel Jammer, und England wären die Niederlagen von Bronkers-Spruit, an Langes Neck, Schuinshoogte und dem Majubaberge erspart worden.

*) Gegenüber den hierüber verbreiteten falschen Ansichten sei bemerkt, daß zur Zeit der erwähnten Proklamation noch kein englischer Soldat den Boden Transvaals betreten hatte. Erst einige Wochen später zogen achthundert Mann mit zwei Kanonen *über die Grenze und in* Pretoria ein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Untergang von Sekukunis Reich.

Die Zeit, welche unmittelbar auf die Annexion folgte, war ruhig, und die Aussichten in die Zukunft schienen gut zu sein. Die Bewohner Transvaals atmeten auf im Gefühl der Sicherheit, welches sie so lange entbehrt hatten, und von englischer Seite war man geneigt, die Verhältnisse in rosigem Lichte anzusehen.*) In Botschabelo freuten wir uns von Herzen der neuen Zeit, da weder Feinde noch Kontraktgesetze uns bedrohten, selbst unser alter Feind Sekukuni schien überwunden zu sein. Die Forts wurden von den Freiwilligen verlassen.**) In Fort Weeber bei Kchalatlolu residierte unser Freund, der Grenzkommissar Schulz, und auf dem Wege, der hier vorbei führte, entstand bald ein lebhafter Verkehr zwischen unseren Bapedi und ihrer alten Heimat. Da nach dem Kriege hier Mangel und Hunger herrschte, kamen viele Heiden, um bei ihren Freunden und Verwandten unter unseren Leuten zu betteln oder zu arbeiten, manche suchten auch unseren Kaufladen auf, um sich endlich wieder mit neuen Decken zu versehen. Mit großer Gastfreundschaft wurden sie bei uns aufgenommen, oft genug erhielten sie Geschenke; es war nicht selten, daß einer unserer Christen seinen heidnischen Verwandten ein Stück Vieh schenkte. Auch vornehme Leute stellten sich bei uns ein. Die Frau des Ministers Sebaße kam zum Besuch, der Häuptling Moreoane schickte Gesandte und ließ um Missionare bitten, und mein Freund Sebeke kam mit Gefolge und hielt sich eine Zeitlang bei uns auf. Sonntag für Sonntag strömte ein langer Zug von Heiden ins Gotteshaus, über deren Anwesenheit bei der Predigt wir uns herzlich freuten. Auch unsere Christen durften es nun wagen, frei und offen ihrer Väter Land zu besuchen, und konnten dort ungehindert mit ihren Anverwandten verkehren. Das Volk Sekukunis war uns dankbar, daß wir uns um Herstellung des Friedens bemüht hatten. Man empfing die Christen wohlwollend, sie fanden häufig Gelegenheit, auf den Dörfern förm-

*) Damals war die Stimmung im ganzen Lande eine solche, daß ein Bauernpastor, Ds. Jooste, selbst ein Bur von Geburt, in einem Briefe, den er nach einer durch Transvaal unternommenen Reise an eine Kapsche Zeitung schrieb, behaupten konnte, daß von hundert Bürgern des Landes neunundneunzig mit der Annexion zufrieden seien.

**) Da es den Freiwilligen nicht gelungen war, Sekukuni zu unterwerfen, so wurden sie von der englischen Regierung mit 400 Mark pro Mann bei ihrer Entlassung abgefunden, sie erhielten aber nicht die tausend oder zweitausend Morgen Land, welche ihnen für den Fall versprochen waren, daß Frieden geschlossen würde. Im Jahre 1878 verklagten sie die Regierung wegen Nichterfüllung ihrer Verbindlichkeit. Zu meinem Leidwesen wurde auch ich als Zeuge nach Pretoria geladen. Der sehr geachtete und als unparteiisch anerkannte Richter Kotzé kam aber zu der Entscheidung, daß mit Sekukuni Friede nicht geschlossen worden sei. Der auch vorgeladene Kommandant Ferreira erklärte selbst, daß der König dem bewußten Artikel, in welchem völlige *Unterwerfung versprochen* war, nicht beigestimmt habe.

liche Predigten zu halten. Als der Hunger, die stete Folge der Kriege in Afrika, schwerer auf dem Lande lastete, konnte Botschabelo ihn lindern. Es wurden in den Wintermonaten (1877), die dem Kriege folgten, von hier aus 4—500 Sack Mais und Kafferkorn nach dem Bapedilande gefahren, der König selbst, welcher unsere Christen so oft als Hungerleider verspottet hatte, mußte dankbar sein, daß er mit seinem Hofhalt von dem Ertrage unserer Äcker kaufen konnte. Mit manchen von unseren Leuten ließ er sich in freundliche Gespräche ein. Einem legte er eine holländische, große Bibel vor, die er merkwürdiger Weise in seinem Besitz hatte, vielleicht hatte er damit seinem unwissenden Volke imponieren wollen. Nachdem er den Mann geprüft hatte, ob er auch Holländisches lesen könne, und seine Zufriedenheit mit seinen Leistungen bezeugt hatte, schickte er ihn zu seiner Mutter und seinen Weibern, er könne denen biblische Geschichten erzählen. Er handelte, wie früher, nach augenblicklichen Launen, und es fehlte ihm der Mut, der Bewegung, welche unter seinem Volk durch den lebhaften Verkehr mit uns und mit den versprengten Gliedern von Dinkoanyanes Haufen entstanden war, mit der früher bewiesenen Schärfe entgegenzutreten. Gelegentlich öffnete er seinen Mund zu Scheltreden über die sich wieder breit machende Frömmelei, aber es kam vor, daß ihm dann öffentlich entgegengetreten wurde. In seiner Familie ging trotz seiner Zauberkunst nicht alles nach Wunsch. Einer seiner Söhne schlachtete von des Vaters Herden, ohne zu fragen, ein anderer stand ihm nach dem Leben, und als er seine Anschläge entdeckt sah, tötete er sich in seines Vaters Hofe durch einen Gewehrschuß selbst. Der König fühlte sich nicht mehr wohl in seinem Lande und nicht mehr sicher in seiner Stadt. Der Umstand, daß ein großes Heer der Weißen mit so vielen Wagen und Kanonen den Weg hierher gefunden hatte, und daß sein an den Grenzen wohnendes Volk durch die Freiwilligen in die Berge getrieben worden war, machte ihm schwere Gedanken, zugleich beunruhigte ihn die sich wieder bemerkbar machende Bewegung zu Gunsten des Christentums, so daß er sich mit dem Plane beschäftigte, sein Hauptquartier weiter nach Norden in die unzugänglichen Gebiete jenseits des Olifantflusses zu verlegen. Indessen nahmen die Dinge einen solchen Lauf, daß es bald genug zu einem neuen Zusammenstoß zwischen ihm und der englischen Regierung des Landes kam.

England hatte mit Transvaal eine gefährliche Erbschaft übernommen. Wenn es auch leicht genug war, der finanziellen Bedrängnis des Landes durch Zahlung eines Zuschusses aus Reichsmitteln (£ 100000) und durch eine besser geordnete Verwaltung abzuhelfen, so blieben doch die in hoffnungslose Verwirrung geratenen Beziehungen zu den eingeborenen Stämmen bedrohlich genug. Die Sulu hatten der Annexion Transvals mit Befriedigung zugesehen, denn sie hofften, daß die Engländer ihre Ansprüche in Bezug auf die Grenzstreitigkeiten anerkennen würden. Um so größer war ihre Enttäuschung, um so grenzenloser ihre Wut, als sie sahen, daß diese Hoffnung eitel gewesen war. Als Sir Theophilus Shepstone in einer Versammlung an der Grenze des Sululandes den versammelten Häuptlingen mit-

teilte, daß seine Entscheidung zu Gunsten Transvaals ausgefallen sei, entstand ein Sturm des Unwillens, wie er ihn nach seiner eigenen Aussage im Verkehr mit Eingeborenen noch niemals erlebt hatte. Es wurde sogar eine Kugel über seinen Kopf geschossen. Er kehrte wohl schon damals mit der Überzeugung nach Pretoria zurück, daß ein Krieg mit diesem stärksten aller südafrikanischen Stämme unvermeidlich sei.

Sekukuni und andere Häuptlinge Transvaals standen aber mit dem Sulukönige in diplomatischem Verkehr, der durch Gesandte vermittelt wurde. Zu den von hier ausgehenden, aufreizenden Einflüssen kamen noch Zuflüsterungen, die von seiten mancher mit der englischen Herrschaft unzufriedenen Grenzburen dem Bapedihäuptling zugetragen wurden, der dann auch unverständig genug war, den Versuch zu wagen, das, was er im Bauerkriege verloren hatte, von der neuen Regierung des Landes zurückzuerobern.

Der englische Administrator hatte aus Sparsamkeitsrücksichten die Freiwilligen aus den beiden Grenzforts zurückgezogen, das war aber eine verfrühte Maßregel gewesen.*) Die Folge davon war, daß, nachdem der König zweihundert und fünfundvierzig Haupt möglichst wertlosen Viehes und eine Summe Geldes, vielleicht ein oder zweihundert Pfund, gezahlt hatte, von weiteren Abzahlungen auf die versprochenen zweitausend Stück Vieh nicht mehr die Rede war. Doch in dieser Hinsicht konnte man Geduld haben und Nachsicht walten lassen, allein bald zeigte es sich, daß Sekukuni auch nicht willens war, sich an die andere Verpflichtung zu binden, die er auf sich genommen hatte, nämlich an die Anerkennung einer Grenze zwischen seinem Gebiete und dem der Unterhäuptlinge, welche im Kriege von ihm abgefallen waren und nun innerhalb der Grenzen Transvaals sicher wohnen sollten. Ganz in der Nähe von Fort Weeber lag eine Stadt, deren Bevölkerung während des Krieges sich auch auf Seite der Bauern gestellt hatte, im Grunde aber war ein Teil derselben Sekukuni freundlich gesinnt geblieben, denn dessen eigene Schwester Lekcholane herrschte dort. Kaum hatten die Freiwilligen das Fort verlassen, als einige kleine Häuptlinge sich von Lekcholane trennten und eine eigene Felsenfeste bezogen. Bald kam es zwischen ihnen und Lekcholanes Volk zu Streitigkeiten und Scharmützeln, Lekcholane klagte bei ihrem Bruder, und im Januar 1878 hatte dieser seine Versprechungen soweit vergessen, daß er ein Heer die vereinbarte Grenze überschreiten und einen Angriff auf jene Häuptlinge (Pokoane und Lechoelere) versuchen ließ. Da die Regierung die Verpflichtung hatte, den Bedrängten zu Hilfe zu kommen, war hiermit der Anfang zu neuen Feindseligkeiten gegen Sekukuni selbst gegeben.

Fort Weeber wurde wieder besetzt, freilich bezogen es nur fünfundzwanzig Freiwillige, aber sie waren verstärkt durch einen Trupp von tapferen Sulupolizisten, und auch fünfundzwanzig Leute von

*) Wir gehen auf die Ereignisse, welche den Krieg zwischen der englischen Regierung und Sekukuni veranlaßten, etwas genauer ein, weil über die Ursachen dieses Konfliktes *viel Unklarheit* verbreitet ist.

eine englische Kolonne unter Colonel Rowlands einen Hand-
gen die Hauptstadt des Feindes. Aber nachdem der genannte
in der Dornenwildnis, die sich am Speckbaumflusse und am
rtflusse hinzieht, die Etappen durch kleine Forts besetzt und
hatte, blieben ihm nur noch fünfhundert Mann, mit denen
u dem Berge Moßecho gelangte, um hier zu erkennen, daß
daheim geblieben wäre. Er sah ein, daß er gegen die
te des Königs nichts ausrichten konnte, und da die Einge-
ihn nicht an die Wasserplätze heranließen, kam die Kolonne
schmachtet wieder in Fort Bürgers am Steelpoortflusse an.
opäische Infanterist ist in gebrochenem, afrikanischem Terrain,
die Entwicklung größerer Massen verbietet und nur zerstreutes
zuläßt, dem Afrikaner der südlichen Länder (dem Kaffer oder
) nicht gewachsen. Er ermüdet leichter, wird von Hunger,
d Hitze mehr mitgenommen, besitzt nicht die Gelenkigkeit des
enen im Springen über Graben und Fels und versteht nicht,
r, das Terrain auszunützen, welches ja auch nur denen Vor-
et, die es genau kennen. Außerdem ist bekannt, daß die
der Eingeborenen die der Europäer bei weitem übertrifft.
lich ging das Gerücht durch das Land, daß Sir Garnet
), der „einzige" General Englands, wie ihn Engländer zu
pflegen, nachdem er Sululand pacifiziert hatte, im Anmarsch
sei. Ihm ging der Ruf großer Thatkraft und Klugheit
Er hatte am Redriver in Kanada, im Aschantilande und
Sululande bewiesen, daß er es verstehe, die verrostete, eng-
rmeemaschine nach Möglichkeit in Gang zu bringen. Die
eit und Beschränktheit mancher Offiziere überwand er oder
r unschädlich, und die nur an Branntwein und Tabak denkenden
en brachte er durch Strenge und persönliches Eingreifen in
r ist, wie es scheint, ein schwacher Politiker, aber ein tüchtiger
wenigstens hat er in Südafrika Erfolge auf militärischem

Demobilisirung; als das Ultimatum erfolglos war, erklärte er den Krieg
ar 1879.)
iesem Kriege verloren die Engländer an regulären Truppen und Freiwilligen
0 Mann, an eingeborenen Hilfsmannschaften ebensoviel. Solche Verluste
ropäer in afrikanischen Kriegen noch nie erlitten. Nach einigen kleineren
folgte am 22. Januar 1879 das Gemetzel von Isandhlana, wo es der
unbemerkt dem englischen Lager zu nähern, während General
Truppenmacht verlassen hatte und sich noch in der Nähe
Vorräten und zwei Kanonen fiel in die Hände der
nglisches Regiment (800 Mann) und Natalsche
den letzten Mann abgeschlachtet. Am 29. März
des in Ägypten später berühmt gewordenen
ndert Freiwillige bei Hlobane
und brachte ihnen schwere
die Lüneburg, vernichteten
Mann. Endlich, als
landet waren, konnte
ren und schlug die
neral Wolseley
und Cetschwayo

Botschabelo trafen bald dort ein. Der englische Befehlshaber, Major Clarke,*) war ein ernster, christlich gesinnter Mann, welcher that, was in seinen Kräften stand, die Zwistigkeiten gütlich beizulegen. Das aber war unmöglich. Ein Teil des Berges, an dem Lekcholane wohnte, wurde gestürmt, und bald darauf wurde die Häuptlingsfrau durch eine in ihrem eigenen Hofe einschlagende Granate so erschreckt, daß sie mit ihrem Anhange zu ihrem Bruder floh. So war in der unmittelbaren Nähe des Forts wieder Ruhe, aber das Kriegsfeuer war einmal wieder entbrannt, die Bapedi gingen an einzelnen Punkten angreifend vor, und es herrschte genau derselbe Zustand, wie er nach Beendigung des großen Feldzuges unter Bürgers gewesen war. Der noch übrige Teil des Jahres 1878 und die erste Hälfte des Jahres 1879 verlief unter beständigen Scharmützeln zwischen den Freiwilligen und den Bapedi. Beide Teile hielten es für besser, ernsthafte Gefechte möglichst zu vermeiden. Nur noch einmal versuchte der Major Clarke, eine am Fuße des Lolu an der Magnetshöhe gelegene Felsenfeste anzugreifen, mußte aber dabei erfahren, daß es gefährlich sei, mit einer so geringen Macht die Eingeborenen in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Eine mächtige Höhle, welche hinter dem angegriffenen Dorfe lag, bot der Bevölkerung sichere Zuflucht, und seine tapfere Schar konnte froh sein, als es ihr gelungen war, sich aus dem Felsengewirr vor dem Feinde, der mit jedem Augenblick verstärkt wurde, wieder zurückzuziehen. Vor jener Höhle ließen die Freiwilligen eine Anzahl von Gefallenen zurück, unter welchen auch einige Deutsche waren, die hier auf fremder Erde, treu gegen die, von denen sie Sold genommen, ihr Blut verspritzt hatten. Die Deutschen machten sich in jenem Kriege einen guten Namen bei Freund und Feind wegen ihrer Tapferkeit. Nach diesem Versuch begnügte sich Major Clarke, die Forts zu halten, von denen er zwei, Fort Mamolobe und das Fort auf Magnetshöhe, bis dicht an die felsigen Vorhügel des Lolu herangeschoben hatte. Im letztgenannten Fort (Faught a Ballagh genannt, eine irische Bezeichnung, die bedeutet: „macht eine Gasse frei") waren die Angreifer zeitweilig die Belagerten. Indessen hielten diese Forts den Feind in Schach und verhinderten ihn, in den Ebenen die Äcker zu bestellen; so wurde ihm doch Abbruch gethan; zu wuchtigeren Schlägen fehlte es den Engländern an Kraft, da der inzwischen ausgebrochene Sulukrieg alle ihnen zur Verfügung stehenden Truppen in Anspruch nahm. Nicht wenig mögen die Vorgänge im Sululande dazu gedient haben, den Mut Sekukunis zu geduldigem Ausharren anzufeuern.**) Im Juli

*) Später als Sir Marshall Clarke Administrator des Süd-Baßutolandes, welches sich unter seiner weisen Verwaltung mehr und mehr von den überstandenen Kriegen erholte. Die Südbaßuto waren auf dem Punkte, wieder zu verwildern; durch den persönlichen Einfluß Sir Marshalls ist aber unter ihnen eine Wendung zum Besseren eingetreten.

**) Der Krieg wurde den Sulu von den Engländern erklärt. Es war eine *Grenzverletzung* vorgekommen, diese aber bot nur den Anlaß zu den gestellten Forderungen. *Der Grund* zu dem Kriege lag in der Bedrohung Natals und besonders *Transvaals* durch die gefürchteten, tapferen Krieger. Sir Bartle Frere

versuchte eine englische Kolonne unter Colonel Rowlands einen Handstreich gegen die Hauptstadt des Feindes. Aber nachdem der genannte Offizier in der Dornenwildnis, die sich am Speckbaumflusse und am Steelpoortflusse hinzieht, die Etappen durch kleine Forts besetzt und gesichert hatte, blieben ihm nur noch fünfhundert Mann, mit denen er bis zu dem Berge Moßecho gelangte, um hier zu erkennen, daß er besser daheim geblieben wäre. Er sah ein, daß er gegen die Felsenfeste des Königs nichts ausrichten konnte, und da die Eingeborenen ihn nicht an die Wasserplätze heranließen, kam die Kolonne halb verschmachtet wieder in Fort Bürgers am Steelpoortflusse an. Der europäische Infanterist ist in gebrochenem, afrikanischem Terrain, welches die Entwicklung größerer Massen verbietet und nur zerstreutes Gefecht zuläßt, dem Afrikaner der südlichen Länder (dem Kaffer oder Moßuto) nicht gewachsen. Er ermüdet leichter, wird von Hunger, Durst und Hitze mehr mitgenommen, besitzt nicht die Gelenkigkeit des Eingeborenen im Springen über Graben und Fels und versteht nicht, wie dieser, das Terrain auszunützen, welches ja auch nur denen Vorteile bietet, die es genau kennen. Außerdem ist bekannt, daß die Sehkraft der Eingeborenen die der Europäer bei weitem übertrifft.

Endlich ging das Gerücht durch das Land, daß Sir Garnet Wolseley, der „einzige" General Englands, wie ihn Engländer zu nennen pflegen, nachdem er Sululand pacifiziert hatte, im Anmarsch begriffen sei. Ihm ging der Ruf großer Thatkraft und Klugheit voraus. Er hatte am Redriver in Kanada, im Aschantilande und nun im Sululande bewiesen, daß er es verstehe, die verrostete, englische Armeemaschine nach Möglichkeit in Gang zu bringen. Die Schlaffheit und Beschränktheit mancher Offiziere überwand er oder machte er unschädlich, und die nur an Branntwein und Tabak denkenden Gemeinen brachte er durch Strenge und persönliches Eingreifen in Zug. Er ist, wie es scheint, ein schwacher Politiker, aber ein tüchtiger Soldat; wenigstens hat er in Südafrika Erfolge auf militärischem

---

forderte Demobilisirung; als das Ultimatum erfolglos war, erklärte er den Krieg (4. Januar 1879.)

In diesem Kriege verloren die Engländer an regulären Truppen und Freiwilligen etwa 1600 Mann, an eingeborenen Hilfsmannschaften ebensoviel. Solche Verluste hatten Europäer in afrikanischen Kriegen noch nie erlitten. Nach einigen kleineren Gefechten folgte am 22. Januar 1879 das Gemetzel von Isandhlana, wo es der Suluarmee gelang, sich unbemerkt dem englischen Lager zu nähern, während General Chelmsford es eben mit starker Truppenmacht verlassen hatte und sich noch in der Nähe befand. Das Lager mit allen Vorräten und zwei Kanonen fiel in die Hände der Angreifer, seine Verteidiger, ein englisches Regiment (800 Mann) und Natalsche Freiwillige, wurden fast bis auf den letzten Mann abgeschlachtet. Am 29. März griffen die Sulu das befestigte Lager des in Ägypten später berühmt gewordenen Generals Wood an, nachdem sie zwei Tage vorher zweihundert Freiwillige bei Hlobane getötet hatten. Wood schlug ihren heldenmütigen Angriff ab und brachte ihnen schwere Verluste bei. Am Flusse Intombe, nahe der deutschen Kolonie Lüneburg, vernichteten sie eine andere englische Abteilung von zwei bis dreihundert Mann. Endlich, als nach Verlauf von Monaten Truppen in genügender Anzahl gelandet waren, konnte Lord Chelmsford auf Ulundi, die Stadt Cetschwayos, marschieren und schlug die Hauptarmee des Feindes am 4. Juli in offener Feldschlacht. General Wolseley gelang es bald darauf, einige Häuptlinge auf seine Seite zu bringen und Cetschwayo zu fangen. Der Krieg soll England £ 5000000 gekostet haben.

Gebiete gelabt, während seine politische Schöpfung im Sululande und seine politischen Vorhersagen in Transvaal nicht standgehalten haben. Freilich war er nicht in der Lage, das, was er angeordnet hatte, selbst zu pflegen und auszubauen, und bei dem häufig ganz unzeitigen Eingreifen des Ministeriums in London müssen auch die passendsten und weisesten Maßregeln der Kolonialbeamten nur zu oft ihren Zweck verfehlen. Eines Tages erhielt ich die Einladung, nach Middelburg zu kommen und bei Sir Garnet am lunch teilzunehmen. Die Offiziere des Stabes, den der berühmte General um sich hatte, machten allerdings einen andern Eindruck als die meisten englischen Offiziere, die wir bisher gesehen hatten, sie erinnerten in Haltung und Auftreten an den preußischen Offizier, besonders imponierte der Stabschef, Col. Brackenbury, durch sein militärisches Auftreten und seine schnell erworbene Einsicht in die Verhältnisse. Wenn wir früher oft bemerkt hatten, daß Offiziere, die nach Sekukunis Land gingen, so wenig Interesse an der ihnen gestellten Aufgabe zeigten, daß sie es kaum der Mühe wert hielten, bei einem Besuch in Botschabelo einige Fragen über Land und Leute und über den feindlichen König zu thun, obwohl sie von dem allen absolut nichts wußten, so zeigten die Fragen des genannten Herrn, daß er über die ihm gestellte Aufgabe nachgedacht hatte und sich deren Erfüllung angelegen sein ließ.

Freilich konnten wir nicht alle Wünsche der Herren erfüllen, obwohl sie mit größter Liebenswürdigkeit vorgetragen wurden. Sir Garnet wünschte, mich seinem Stabe zu aggregieren, für welche Ehre ich aber sehr entschieden danken mußte, denn wenn ich auch die Gelegenheit benutzt hätte, die Leiden des Krieges zu mildern und für Herstellung des Friedens einzutreten, so wäre ich doch von allen Eingeborenen als der angesehen worden, welcher das englische Heer herbeigerufen habe. Ebenso mußten wir es ablehnen, Botschabeloer Leute als Spione in den Dienst der Herren treten zu lassen. Anders war es mit der Bitte, daß hundert unserer Männer Dienste im englischen Heere nehmen möchten, um als Krankenträger ausgebildet zu werden. Obwohl unsere Leute des Dienstes im Lager und Felde bereits müde waren, wurde es doch ermöglicht, die verlangte Zahl zu stellen.

Sir Garnet machte uns bald einen Gegenbesuch in Botschabelo, er nahm alles genau in Augenschein, besuchte Kirche und Schule, besichtigte die Gebäude des Ladens, unsere Werkstätten und die Dörfer der Eingeborenen. Mit klarem Blick beobachtete er alles, und äußerte sich höchst befriedigt über den Zustand des Platzes und der Bevölkerung. Im persönlichen Umgang hatte er etwas überaus Liebenswürdiges und lud uns und die ganze Bevölkerung Botschabelos zu einer für den Abend anberaumten Parade ein.

Eine Parade englischer Truppen in Middelburg, keine zwei Stunden von Botschabelo! Wer hätte noch vor kurzer Zeit geglaubt, daß solch ein Ereignis möglich sei! Unsere Leute legten Sonntagskleider an und strömten hinüber, auch wir Missionare, unsere älteren Kinder, die Handwerker, wir alle wollten das seltene Schauspiel mit ansehen, welches sich dort, wo eben noch Herden von Bleßbock-Antilopen

geweidet hatten, unseren Blicken darbot. Für die Verhältnisse des Landes war es eine ganz bedeutende Macht, die hier versammelt war; für uns Deutsche freilich ließ der Anblick der Truppen, ihre Haltung und ihr Vorübermarschieren manches zu wünschen übrig. Fünfzehnhundert Mann englischer Infanterie, einhundertundfünfzig Dragoner und zweihundert Freiwillige bildeten das Heer, welches sich hier zum Vormarsch gegen Sekukuni gesammelt hatte. Die roten Uniformen der englischen Truppen, die sich bei Reitern besonders unangenehm machten, paßten so wenig in das Bild der Landschaft und ihrer Bewohner, daß man sich unwillkürlich fragen mußte, weshalb an dieser zu schweren, zu leicht schmutzenden und vor allem zu gut von den Feinden auf das Korn zu nehmenden Bekleidung noch immer festgehalten wird. — Heiterkeit erregte der Anblick der mit Ochsen bespannten Kanonen, welche zu der Artillerie der Republik gehört hatten und nun mit ihrer Bedienung in englischem Dienste standen. Wir hatten Gelegenheit auch das Zelt Sir Garnets zu betreten, welches in seiner Einfachheit und durch den Mangel jedes überflüssigen Schmuckes und jeder zu entbehrenden Bequemlichkeit den soldatischen Sinn seines Besitzers kennzeichnete, der auch in Bezug auf Essen und Trinken ein Freund der größten Mäßigkeit zu sein schien.

Während dieser Tage hatte Major Clarke dem Könige noch einmal Frieden, freilich unter harten Bedingungen, anbieten müssen. Wieder waren zwei unserer Getauften die Vertrauenspersonen, denen man die Ausrichtung der wichtigen Botschaft übertrug. Sekukuni sollte die Oberhoheit der Königin von England anerkennen, sollte Frieden mit Schwarz und Weiß halten und augenblicklich 2500 Stück Vieh als Strafgeld bezahlen. Die Boten aber fanden schlechte Aufnahme, und die Botschaft fand kein Gehör, so zog Sir Garnet mit seiner kleinen Armee nach Fort Weeber. Hier konnte er bald die Berge des Lolu mit eigenen Augen betrachten. So finstere Schluchten und so steile Bergwände hatte er wohl noch niemals gesehen. Er sagt in einem Bericht über diese Berge „the more I looked at them, the less I liked them" und kam zu der sehr richtigen Erkenntnis, daß er mit zwei- bis dreitausend Weißen nicht wagen dürfe, solche Bergfesten anzugreifen, wenn er seine Macht nicht den schwersten Verlusten, ja vielleicht der Vernichtung aussetzen wolle. Daher griff er zu dem alten Mittel, dessen Anwendung die Weißen in Südafrika so oft den Erfolg bei ihren Kriegen verdankten, er suchte eingeborene Hülfsvölker in möglichst großer Zahl heranzuziehen. Von dem Distrikt Soutpansberg zog ein Haufe von etwa tausend Eingeborenen unter dem dort wohnenden Kafferkommissar, Herrn Dahl, herbei, von Süden kamen einige hundert Matebelen, und von Osten ein tüchtiges Heer (wohl über 5000 Mann stark) rachedurstiger Swasi, von Mampuru begleitet, welche bestimmt waren, den Hauptschlag auszuführen.

Im November zogen so die feindlichen Heerscharen von allen Seiten heran, einem Ziele strebten sie zu, das war die Stadt Sekukunis. „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler" erfüllte sich aufs neue. Gerade fünfzehn Jahre waren verflossen seit jenen

Novembertagen, in denen der König die Gemeinde aus seiner Stadt und seinem Lande vertrieb. Jetzt war die Stunde des Gerichtes da, welche aufgehalten worden war durch die Gebete derer, die für den alten Heiden um Gnade, um Buße und Erneuerung gefleht hatten; denn es war viel für ihn gebetet worden in Europa, in Afrika, ja von den verborgenen Betern in seinem eigenen Lande. „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein, ob aus Langmut er sich säumet, bringt mit Schärf' er alles ein."

Am Abend des 27. November war die Stadt Tschate von allen Seiten eingeschlossen. Die Aussichten waren nicht günstig. Durch den Einfall des Swasiheeres erschreckt, waren die Bewohner der Dörfer und Städte genötigt, eine genügende Anzahl von Männern zu der Verteidigung der eigenen Burgen und Schlupfwinkel, in denen ihre Frauen und Kinder Zuflucht suchen mußten, und zum Schutze des Viehes zurückzulassen. Wären die Engländer allein gekommen, so hätte sich fast die gesamte Mannschaft des Landes auf der Hauptstadt gesammelt, denn von den Weißen wußte man, daß sie sich nicht in den Gebirgen zerstreuen und die einzelnen Höhlen angreifen würden; da aber die Swasi im Lande waren, war dies anders. Die Häuptlinge konnten nur einen Teil ihrer Leute zur Verteidigung der Hauptstadt abgeben. Sekukuni mochte im Grunde des Herzens bange sein, allein er setzte sein festes Vertrauen auf seine Zauberei, der er zuschrieb, daß es ihm bis jetzt gelungen war. Aber es deuteten diesmal manche Zeichen auf Unheil, obwohl die Wahrsager behaupteten, daß die Würfel Gutes prophezeihten. Einer aus ihrer eigenen Mitte, Ukokone mit Namen, schalt sie Lügner und rief aus: „König, du wirst mit den Weisen kämpfen und nicht siegen, sie werden dich sogar fangen und binden, aber töten werden sie dich nicht!" Man steckte das Gras in Brand, um dem Feinde Schwierigkeiten zu bereiten, aber das Feuer wandte sich gegen die Hauptstadt und mußte ausgeschlagen werden. Schlachtochsen, welche man töten wollte, liefen, schwer verwundet, brüllend durch die Stadt, drangen bis auf den Versammlungsplatz der Häuptlinge und befleckten diese mit ihrem Blute. Solche Vorgänge wurden als böse Vorzeichen angesehen.

Am 28. November erfolgte der Angriff. Von Osten her erstiegen die Swasi unter der Führung von einigen englischen Kompagnieen regulärer Infanterie das Gebirge, sie sollten von oben her der Stadt und ihren Verteidigern in den Rücken fallen. Bei dem Hauptangriff schonte der General zunächst die englischen Truppen. Er ließ von diesen den sogenannten Fechthügel (fighting hill), welcher wie ein vorgeschobenes Fort die Zugänge zu der Stadt deckte, cernieren, während der gefährlichste Punkt der Befestigungen am Hauptgebirge von farbigen Freiwilligen aus dem Kaplande gestürmt werden sollte. Auch die Baßuto-Kontingente aus Soutpansberg bekamen schwere Arbeit, und Ferreira übernahm mit seinen Freiwilligen, unter denen *viele* Deutsche waren, den Angriff auf eine vorspringende Felsenecke, *von der aus man leicht* in den von dem Könige und seinen Weibern *bewohnten Stadtteil* eindringen konnte; er hatte einen Bruder Se-

kukunis bei sich, welcher ihm und seinen Leuten als ortskundiger Führer diente.

Der Kampf begann. Die Granaten der kleinen Kruppkanonen schlugen gegen die Felsblöcke des Fechthügels, sprangen, und der Hagel ihrer Stücke, sowie die prasselnden Salven der Infanterie trieben die Verteidiger hinab in die Höhlen, in denen auch vierhundert Weiber und Kinder Zuflucht gesucht hatten. Die Sturmkolonnen setzten sich in Bewegung und griffen an den bezeichneten Punkten an, Ferreira drang in den Hof des Königs ein, obwohl von seinem Corps fast der vierte Teil verwundet wurde. Tapfer wehrten sich die Bapedi und verteidigten Schritt für Schritt ihre Steinschanzen und Felsenburgen, als von oben, von dem Berge her, an dessen Fuß man kämpfte, das schreckliche Kriegsgebrüll der Swasi ertönte, welche sich nun wie Tiger auf ihre Beute stürzten. Freilich in die Höhlen vermochten auch sie nicht einzudringen; was sich hier hinein gerettet hatte, blieb bewahrt, allein alles, was draußen sich hinter Busch und Fels geborgen wähnte, wurde ohne Erbarmen niedergestochen, der Greis, das Weib und das schwache Kind. Sekukuni saß im tiefsten Innern einer Höhle, als der Sturm der Feinde über ihn hinwegbrauste. „Wir sind überwunden", sprach zu ihm Mojalludi, sein Oheim, „nimm deine Waffen, kämpfe und stirb als ein Mann!" Aber zu solcher That konnte sich der entnervte, grausame Mann nicht aufraffen. Jener ging, tötete einen Feind und starb des Kriegers Tod, dieser blieb stumm und in sich gekehrt sitzen und starrte auf den Boden. Es muß ein furchtbares Bild gewesen sein, als die Stadt an allen Enden brannte und der Rauch sich mit dem Pulverdampf, der von dem noch wütenden Kampfe aufstieg, vermischte. Furchtbar war auch der Eindruck, als das schreckliche Kriegsgebrüll der heidnischen Hilfsvölker sich mit dem Wehgeschrei der bedrängten und sterbenden Frauen und Kinder vermischte. Als die Swasi sich mit den Engländern vereinigt hatten, wurde von allen Verbündeten der Fechthügel umringt. Mit den Swasi und Freiwilligen vereinigte sich hier auch die englische Infanterie zu tapferem Sturm. Zwischen den Kolonnen der Stürmenden, dem feindlichen Feuer gleich wie sie ausgesetzt, befanden sich unsere Leute, welche zum Krankenträgerdienst ausgebildet und eingeübt worden waren. Sie haben ihre Aufgabe (siehe Anhang V.) zur höchsten Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten erfüllt. Auch der Fechthügel wurde genommen, die englische Flagge wehte auf seinem Gipfel, und die Ausgänge des Höhlenlabyrinths in seinem Innern wurden bewacht. Der Tag war gewonnen, es blieb nur noch übrig, die errungenen Erfolge festzuhalten und weiter auszunutzen, damit die Unterwerfung des Feindes erreicht werde. Auch das gelang Sir Garnet in vollem Maße. Das Schicksal Sekukunis mußte ausschlaggebend sein. Der saß voller Trauer und Furcht in seiner Höhle bis an den Abend. Im Schutze der Dunkelheit sandte Kholokoe, sein Bruder, ihm die Botschaft: „Komm hervor und fliehe, wir sind überwunden", aber der König antwortete: „Nein, man giebt seine Sache nicht verloren um eines Tages Kampf, laß uns morgen den Streit erneuern." Da sagte man ihm, daß die Stadt eingenommen und

daß die Mannschaft der Außenplätze zurückgeflohen sei nach ihren Orten, um den Ihrigen beizustehen, wenn die Swasi sich plündernd zerstreuen sollten, und der König entschloß sich zur Flucht. Von einigen hundert Weibern und Kindern und wenigen Männern begleitet, floh er in der Nacht in das Gebirge nach Ga-Ratao zu. Es war ein Gottesgericht, daß er diese Berge nun als Flüchtling durchwandern mußte, in denen unsere Christen in der Verfolgungszeit und später auch so oft bei Nacht umhergewandert waren. Ein Diener schleppte ihm seine Geldkiste nach, die schwer gewesen sein muß, denn der Mann trug sie auf der Schulter und konnte sie trotzdem bald nicht mehr weiter tragen. Das viele Gold und Silber schob in der Kiste hin und her, wenn der Träger seiner schweren Last eine andere Lage gab. Endlich konnte dieser nicht mehr weiter und teilte das dem Könige mit. Der wollte zunächst sein Leben retten, was hilft das kalte Gold in solcher Lage? Er gab Befehl, den Schatz zurückzulassen, und man versteckte ihn zwischen Felsen im Gebüsch.*)

Der flüchtige König erreichte auf der Höhe des Gebirges die Höhle Ga-Tipe, da wollte er bleiben, aber schon waren die Verfolger auf seiner Spur. Nkopodi hatte ein Weib gefangen, welches um die Flucht wußte, und bald war die Höhle umringt, in welcher Wasser fehlte. Major Clarke, der mit Ferreiras Freiwilligen die Höhle belagerte, schickte einen Gefangenen hinein und ließ Sekukuni sagen, er solle hervorkommen, da er überwunden sei. Der ließ den Major bitten, zu ihm zu kommen, und als dieser nochmals in die Höhle rief: „Komm heraus, ich habe dich überwunden," stand der Gesuchte bald zitternd und bebend vor ihm. Die Gewehre seines Gefolges schlug man an den Felsen in Stücke, ihn selbst legte man auf eine Krankenbahre und trug ihn hinunter in das Lager, wo er am 2. Dezember ankam. Er war sehr furchtsam, denn er glaubte, daß die Swasi ihn ermorden würden. General Wolseley nahm den Gefangenen in Empfang und war mit ihm und einem Teil der Truppen bald auf dem Rückwege nach Pretoria.

Ich hatte dem General versprochen, daß ich zur Herstellung des Friedens meine Hilfe nicht versagen wolle, wenn ihm die Unterwerfung des Stammes gelungen sei. Es war deshalb meine Pflicht, mich nach

*) Über den weiteren Verbleib des Geldes ist viel geforscht worden, besonders weil das Gerücht ging, es sei ein großer Schatz an Diamanten mit dabei. Möglich ist es, daß Sekukuni solche in seinem Besitz hatte, da von den Arbeitern auf dem Diamantfelde beim Graben viele Edelsteine gestohlen wurden, besonders in den ersten Jahren nach Entdeckung der Felder, als die Maßregeln noch nicht getroffen waren, welche jetzt das Stehlen dort sehr erschweren oder unmöglich machen. Von den gestohlenen Steinen kamen immer einige in den Besitz der Häuptlinge, denen Heimkehrende sie als Geschenk mitbrachten. Der König hatte einen kleinen Buschmann als Leibdiener, welcher um die Geheimnisse seiner Schätze wußte, der wurde von jenem Bruder Sekukunis, der mit den Engländern war, Nkopodi, mit nach Pretoria geführt. Nkopodi soll nun später mit weißen Freunden zurückgekommen sein, um den Schatz zu heben. *Die Leute, welche seinen* Versteck kannten, eilten voraus, schütteten das Geld in das *Gras und legten den leeren* Kasten an einen anderen Ort, wo man ihn fand und mit *Bedauern den Inhalt* vermißte. Das Geld selbst wurde dann später von den Ver*ten geholt, und wenige* teilten es unter sich.

Sekukuni in Gefangenschaft.

dem Kriegsschauplatze aufzumachen, sobald die Nachricht von den geschilderten Vorgängen in Botschabelo eintraf. Jakob Makoetle begleitete mich wieder. Als wir unterwegs Kunde davon erhielten, daß Sekukuni gefangen sei, kostete das meinem schwarzen Freunde einige verstohlene Thränen. Er klagte über die dadurch seinem Volke widerfahrene Schmach, viel lieber hätte er es gesehen, daß sein früherer König in der Schlacht gefallen wäre, als daß er ihn nun in den Händen der Weißen als wehrlosen Gefangenen wußte. In Fort Weeber fand ich Briefe aus dem Hauptquartier, die mich dringend ersuchten, nach der verbrannten Stadt zu eilen, um Major Clarke behilflich zu sein, den Frieden herzustellen. Ich hörte dort auch, daß der General bereits vorbeigezogen war. Sekukuni aber mußte ich sehen. In dunkler Nacht ritt ich, von dem bei Machal stationierten Missionar begleitet, dem Lager nach, welches wir endlich um Mitternacht erreichten. Colonel Brackenbury gab uns einen Unterschlupf in seinem Zelt, denn ehe der Morgen anbrach, konnten wir den König nicht sehen; ich vermochte aber nicht zu schlafen, denn ich war innerlich zu tief bewegt. Durch die Stille hörte ich eine klagende Stimme die Worte rufen: „re bolailoe“, „wir sind getötet“, es konnte Sekukunis Stimme sein. Endlich dämmerte es, die Pferdeknechte erhoben sich, und dem General wurde Meldung von unserem Kommen abgestattet, worauf wir Erlaubnis erhielten, das Zelt des Gefangenen zu betreten. Rings um dasselbe lagen Soldaten, vor dem König stand eine Wache mit aufgepflanztem Bajonett. Da saß mein früherer Freund und späterer Feind, neben ihm zwei mit ihm gefangene Diener und ein Weib. Der Raum war durch eine Laterne schwach erleuchtet. Zuerst erkannte er mich nicht, und ich wollte dadurch schon zweifelhaft werden, ob ich wirklich den rechten Sekukuni vor mir hatte, endlich hörte ich ihn den Diener fragen, ob ich vielleicht der Mann wäre, der mit Maritzeking vor zwei Jahren bei ihm gewesen sei. Ich konnte mich jetzt nicht länger halten und rief: „Sieh mich doch an, König, ich bin Merensky selbst!“ Da riß er die Augen auf, streichelte liebkosend meinen Bart und sagte: „Das wußte ich, daß du kommen würdest. Ich habe noch heute zu meinem Begleiter gesagt: „Wenn Merensky hört, daß ich gefangen bin, kommt er gewiß,“ aber ich konnte nicht glauben, daß du so schnell Nachricht erhalten würdest.“ Er habe gebeten, sagte er, ihn über Botschabelo zu führen, aber man habe das nicht gethan. „Bitte für mich die Engländer,“ sprach er dann, „bitte für mich, daß sie mich nicht töten, bitte, daß sie mich zurückkehren lassen in mein Land. Ich will gehorsam sein, will keinem Menschen etwas zu Leide thun, ihr Missionare sollt kommen und predigen, niemand soll euch hindern.“ Ich mußte daran denken, wie oft ich auf dem Kchoro oben auf Moßecho bittend vor ihm gestanden hatte, bittend und flehend um Gnade für unsere armen Christen, und konnte mich nicht enthalten, ihn an den Tag zu erinnern, da ich in der Verfolgungszeit von ihm Abschied nahm und ihm die Worte, die ich damals gesprochen hatte, ins Gedächtnis zurückzurufen: „Gottes Reich wird bestehen, Dein Reich wird untergehen!“ Er bekannte, daß alles eingetroffen wäre, was wir ihm gesagt hätten, entschuldigte sich aber mit der Ausrede, daß ihn Menschen, er meinte

seine Räte und seine Brüder, betrogen hätten. Nachdem wir einen beweglichen Abschied von einander genommen hatten, sahen wir den General. Er war gesprächig, und man sah ihm die Freude über den glänzenden Erfolg des Feldzuges an. Überraschend war es mir, als er der Bitte, ich solle Major Clarke helfen, den Frieden herzustellen, unaufgefordert die Versicherung hinzufügte, daß er unserer Gesellschaft Grund und Boden zur Anlegung von Missionsstationen im Bapedilande schenken wolle, er wünsche nur, daß wir solche sogleich besetzen möchten, denn er habe sich von der segensreichen Arbeit der Berliner Missionare in diesem Lande mit eigenen Augen überzeugt. Dann schieden wir; der General zog mit seinem Gefangenen der Hauptstadt zu, während wir meinen Wagen aufsuchten und die Reise nach dem Bapedilande fortsetzten.

Durch die häufigen Heereszüge waren die kaum sichtbaren Jagdwege, welche einzelne Händler oder Jäger früher in diesen Gegenden benutzten, zu Heeresstraßen umgewandelt worden. Am Olifantsfluß waren wahre Wagenburgen zu sehen, denn die Hälfte der Armee war bereits wieder auf dem Rückmarsch. Auch einem Hilfscorps von Baßuto begegneten wir. Es war eine Genugthuung für den Nationalstolz meines guten Makoetle, daß so viele Weiße und Schwarze operieren mußten, um sein Volk überwinden zu können.*) Es hieß, daß die Straße nicht ganz sicher sei, allein die Engländer befolgten eine sehr kluge Politik. Wie sie im Zululande nach der Gefangennahme Cetschwayos gehandelt hatten, so handelten sie hier, sie zwangen dem Volke den Frieden förmlich auf. Im ganzen Lande machten sie bekannt, daß sie gesiegt hätten, der Häuptling sei gefangen, die Schulzen der Dörfer sollten kommen, ihre Unterwerfung anzeigen und die Gewehre ausliefern. In Fort Albert am Olifantsfluß waren ganze Haufen von gefangenen Weibern und Kindern, welche eben Erlaubnis erhalten hatten, heimzukehren. Sie gingen mit meinem Wagen und gegen Abend von hier aus nach ihren Dörfern im Gebirge. Ich benutzte die gute Gelegenheit, durch sie die Friedensbotschaft und die Friedensbedingungen auszubreiten und bekannt zu machen. Dann begegneten wir den verwundeten Engländern unter der Obhut unserer Botschabeloer Leute, welche einige Schwerverwundete den ganzen Weg weit tragen mußten, weil solche auf dem unebnen Wege das Fahren im Ochsenwagen nicht vertragen konnten. Die Offiziere waren des Lobes voll über die Haltung unseres Kontingents.**) In der Nacht rasteten wir an einer einsamen Stelle in den Büschen, neben uns hatte ein Händler ausgespannt. Einmal wurden wir dadurch alarmiert, daß aus nächster Nähe von einem Busch aus ein Schuß auf unsere Wagen abgefeuert wurde, auch fielen am Morgen noch einige Schüsse im Dickicht vor uns, als zwei Ordonnanzen oder Postreiter es passierten, allein unser Wagen kam dort, als es heller geworden war, unangefochten vorbei. Ich hatte

*) Sekukuni ist schließlich allerdings durch Übermacht besiegt worden. Nach dem Abfall der früher erwähnten Unterhäuptlinge hatte er nicht mehr als etwa 4000 Krieger, gegen ihn führten den letzten, entscheidenden Schlag 3000 Weiße und ungefähr 8000 Schwarze.

**) Siehe die Zeugnisse im Anhange Nr. V.

zwei Leute bei mir, welche rote englische Uniformen trugen, deren einen ließ ich zu Pferde vor dem Wagen und einen hinter dem Wagen reiten, jeder mußte als Gewehr einen Prügel über die Schulter nehmen. Das war eine Kriegslist, welche die Leute glauben ließ, daß wir militärische Bedeckung hatten. Als schon der Berg Moßecho in Sicht war, begegnete uns das Volk der Hauptstadt, welches aus dem Kampf das Leben gerettet hatte. Aus dem Fechthügel waren die Insassen ans Tageslicht gekommen, nachdem man einige Felsen am Eingange mit Schießbaumwolle gesprengt hatte. Der ganze Hügel hatte gebebt und die Geflüchteten trauten nicht mehr seinem Schutze. Auch aus den anderen Höhlen waren die Weiber und Kinder hervorgekommen, ebenso hatte sich mit Sekukuni ein Haufe Volks ergeben, und diese Leute der näheren Umgebung des Königs sollten nun unter Mampurus Herrschaft nahe bei unserem alten Gerlachshoop sich ansiedeln. Wie einst die Christen von der Hauptstadt vertrieben worden waren und arm und elend das Land verlassen mußten, so mußte jetzt der Rest ihrer stolzen Dränger von damals die gleichen Wege in die Fremde gehen.

Im englischen Lager vor der verbrannten Stadt wurde ich von Major Clarke und Major Stewart, der später auf dem Wege nach Chartum einen rühmlichen Soldatentod starb, auf das freundlichste empfangen. Kcholokoe und Mampuru und andere bekannte Eingeborene sah ich bald. Ersterer war aus seinem Schlupfwinkel hervorgekommen, als er hörte, daß ich im Lager sei. Er hatte die Vergangenheit noch nicht vergessen. „Ich denke an das Wort, welches mir Sebuschane sagte, als wir die Christen von der Stadt vertrieben, daß das Wort Gottes wieder hierher zurückkommen werde, wenn Gott auch uns Häuptlinge deshalb von hier treiben müßte.“ Auch Sebeke besuchte ich in diesen Tagen und betrat wieder den Boden von Ga-Ratao. Gern hätte ich es gesehen, wenn ein Missionar hier zunächst wieder Einzug gehalten hätte, aber Major Clarke blieb dabei, daß wir zuerst an dem Orte der vernichteten Hauptstadt eine Station anlegen sollten, er war auch nicht geneigt, der Gesellschaft noch mehr Grund und Boden im Lande zu schenken, als nur eben hier fünftausend acres. Mit Mühe bewog ich ihn, uns auch an der Stelle des früheren Kchalatlolu wenigstens den alten Gartengrund zu überlassen. Er schien gerade mit diesem Platze andere Pläne zu haben, da er aber absolute Vollmacht hatte, die Verhältnisse zu regeln, mußte ich mit seiner Entscheidung mich beruhigen.

Wir besuchten auch die verwüstete Stadt, krochen sogar in die Höhlen des Fechthügels hinein. Aus der Asche des Hauses, in welchem Sekukuni gewohnt hatte, lasen wir Stücke zusammengeschmolzener Perlen auf. Auch eine Quantität zerhackten groben Eisendrahts fand sich, der hatte als Schießmaterial dienen müssen und zeigte, daß des Königs Vorrat an Blei bereits erschöpft gewesen war. Nicht weit von seinen Wohnhäusern fanden sich hinter dichten Hecken zwischen Felsen die Überreste seines Zauberhauses. Verbrannt war auch dieses Haus, aber in dem Hofe lagen die Zauberwürfel des Königs, mit denen er noch am Abend vor dem Sturm Orakel erfragt hatte. Auch eine Art Psychograph aus Rohr lag da, welcher ebenfalls zur Er-

forschung der Zukunft gedient hatte.*) Unter Felsenvorsprüngen standen kleine Töpfe, welche schmutziges Fett, Regenmedizin, enthielten. Die Höhle, in welcher der König Zuflucht gesucht hatte, zeigte an ihrem Eingange Blutspuren, es waren die beiden Söhne des Königs gefallen (auch der Kronprinz Moroamotsche), und einer seiner Brüder war bei Verteidigung der Höhle schwer verwundet worden. Aus dem tiefsten, innersten Schlupfwinkel zog mein findiger Makoetle zwei große Säcke mit Pulver ans Licht, welche Major Clarke ausgeliefert wurden. Schrecklich war der Anblick der Leichen, welche hinter dem Hügel der Höhle lagen, hier hatte eine Schar von Weibern des Hofes Schutz gesucht und vor den Kugeln der Weißen auch Schutz gefunden, aber nur um durch die Speere der von der andern Seite anstürmenden Swasi zu fallen. Da lag Sekukunis alte Mutter; ein Töpflein Bier, welches sie zur Labung mitgenommen hatte, stand unberührt neben ihr. Ein junges Mädchen hatte entfliehen wollen und lag von dem Haufen der anderen entfernt, man sah noch deutlich den Ausdruck des Entsetzens in seinem Angesicht. Unter den Weibern, deren furchtbare Wunden bereits eine Herberge ganzer Haufen von Würmern geworden waren, erkannten wir die Tochter des Häuptlings Tibane, welche im Herzen eine Christin war. Einige andere Leichen erregten nicht unser Mitleiden, es waren die der Knechte und Hofschranzen, welche den König stets zu allen Schandthaten angereizt hatten.

Unsere Friedensarbeit nahm indessen guten Fortgang. Boten trugen das Wort, daß die Waffen ruhen sollten, von Dorf zu Dorf, und immerwährend kamen Häuptlinge, um ihre Gewehre abzuliefern. Freilich brachten sie verhältnismäßig wenige; sie hatten auch das älteste und elendeste Zeug zusammengesucht, aber sie legten mit der Auslieferung ein Zeichen der Unterwerfung ab. Was gebracht wurde, verbrannten die Pioniere sofort, nur die Freiwilligen durften es sich erlauben, bessere Stücke beiseite zu bringen, um sie mit nach Haus zu nehmen.

Unseren Rückweg nahmen wir über Lydenburg und reisten einige Tage lang auf der Straße, die die Swasi bei ihrer Rückkehr benutzt hatten. Tausende von Rindern hatten sie erbeutet, aber auch nicht wenige Kinder, obwohl die englischen Offiziere das Rauben von Kindern untersagt hatten. Auf Grund dieses Befehls aber hat unser Missionar Bauling in Lydenburg den wilden Kriegern, mit eigener Hand tapfer zugreifend, eine Anzahl dieser Kinder abgenommen, andere waren unterwegs ermüdet und getötet worden; wir fanden Leichen solcher Kinder am Wege. Früher hatten die Engländer es den Buren vorgeworfen, auch in amtlichen Depeschen, daß sie bei ihren Kriegen sich der grausamen Swasi bedienten, jetzt hatten sie dasselbe gethan und thun müssen, weil das Gericht über Sekukuni und seine Stadt sich vollziehen sollte.

Noch einmal habe ich das Land Sekukunis besuchen dürfen, als

*) Bischof Hannington hatte in Mirambos Stadt mit einem Zauberer zu thun, welcher dasselbe Instrument gebrauchte, um Offenbarungen zu empfangen. Siehe Life of Hannington, S. 276.

das englische Lager vor der zerstörten Stadt wieder abgebrochen war und Friedensboten dort ihren Einzug hatten halten können. Es erfüllte sich hier an den Missionaren wieder das prophetische Wort (Jesaias 61, 4): „Sie werden die alten Wüstungen bauen, und was vor Zeiten zerstöret ist, aufbringen." Am 27. Januar 1880, also acht Wochen nach der Einnahme der Hauptstadt, gründete Missionar Winter die Station Moßecho, und unter seinen Gehilfen befand sich auch Martinus Sebuschane. Wir hatten mit Besetzung des Ortes nicht säumen dürfen, obwohl die um diese Zeit des Jahres fallenden Sommerregen die Reise und die Anlegung der Station recht schwierig machten. Der Missionar erlebte sogar das Unglück, daß, infolge dieser Regen, Dach und Giebel des fertiggestellten Häuschens bei nächtlicher Weile ins Innere des Hauses stürzten, und er mit Weib und Kind nur durch ein Wunder vor Verletzungen und Tod bewahrt blieb. Da inzwischen ein Missionshandwerker aus Deutschland angekommen war, der bei der Einrichtung dieser Station gute Dienste leisten konnte, begab ich mich mit diesem im Oktober auf die Reise, welche uns zunächst noch einmal nach Mapochs Felsennest führte. Hier herrschte bereits nach des genannten Häuptlings Tode der dritte seiner Söhne, auf welchem der Verdacht lastete, daß er seinen Vorgänger aus dem Wege geräumt habe. Wir wollten sehen, ob das Gericht über Sekukuni nicht insoweit Eindruck auf Nyabele, den jetzt herrschenden Häuptling, gemacht habe, daß er dem Worte Gottes Einlaß in sein Land gestatte. Ein Missionar, der bereit war, sofort seine Stadt zu besetzen, wurde ihm vorgestellt; allein wir fanden taube Ohren und harte Herzen. Des Häuptlings Brüder, die mit ihm zu Pferde unseren Wagen aufsuchten, stampften vor uns im Takt den Boden, einen Kriegstanz summend, und die Antwort war: „Wenn der Missionar uns das Land zurückschaffen kann, welches uns die Bauern genommen und die Engländer uns nicht zurückgegeben haben, so mag er kommen, sonst nicht." Hier war das alte, finstere Heidentum in voller Macht; anders sah es in Sekukunis Lande aus. In Kchalatlolu wohnte wieder ein Missionar, und es sammelte sich in einem eben errichteten Kirchlein wieder eine kleine Gemeinde von suchenden Seelen und von solchen, die bereits im Evangelium Trost und Frieden gefunden hatten. Wie predigten mir die Grundmauern des Häuschens, welches wir hier vor zwanzig Jahren hatten bauen dürfen, welches aber nach Vertreibung der Missionare zerstört worden war, von Gottes Wunderwegen; wie freute ich mich des Wiedersehens mit alten Bekannten, an denen es auch auf der weiter fortgesetzten Reise nicht fehlte. Auf Moßecho freuten wir uns der Gemeinschaft mit den lieben Freunden, welche hier schwere Monate im Äußeren verlebt hatten, welche aber bereits aus den übriggebliebenen Resten der früheren Gemeinde der Hauptstadt ein kleines Häufchen um sich gesammelt hatten. Ein Christendörflein stand an der Stelle, wohin die Station nun verlegt werden sollte.*) Wir

*) *Solche* Verlegungen des Bauplatzes lassen sich bei Anlegung von Missions*stationen oft nur schwer* vermeiden, sind aber stets kostspielig.

besuchten zusammen die Trümmerstätte der eingenommenen Stadt, stiegen auch zusammen noch einmal auf den Berg Moßecho. Wie herrschte hier so tiefe Stille in den Höfen, die sonst von Sang und Tanz widerhallten! Vor dem Felsenstück stehend, von welchem seinem Lieblingssitz herab Sekukuni so oft hochmütig auf uns und, von Wut erfüllt, auf arme Christen herabgesehen hatte, gedachten wir des Wortes: „So spricht der Herr, ich will meine Ehre keinem andern geben, noch meinen Ruhm den Götzen!“

Wir verlebten einen Sonntag auf der jungen Station. Jetzt hinderte niemand den Gottesdienst, zu welchem auch eine Anzahl von Heiden sich einfand. Nach einem stillen, ernsten Sonntagvormittag unter dem Berge Moßecho sammelten wir uns am Abend an der Ruinenstätte von Ga-Ratao. Innerhalb der Grundmauern des Häusleins, in welchem wir vor sechzehn Jahren Tage des Leides verleben mußten, schlugen wir unser Nachtlager auf. Meine älteste Tochter, welche damals in so schwerer Stunde das Licht der Welt erblickt und dann, vier Tage alt, die Flucht mit erlebt hatte, war bei uns, sie hatte ihr Geburtsland und ihren Geburtsort kennen lernen wollen. Hier wandelte sie über die Felsen und Mauern, welche Zeugen waren der Vergangenheit, sie, die selbst ein lebendiges Zeugnis der Gnade Gottes war, die damals und seither über uns gewaltet hatte. Wir sprachen miteinander von den alten Zeiten und stimmten bei unserem Abendgottesdienst gemeinsam mit dankerfüllten Herzen das Lied an: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen!“ Wir Weißen sangen deutsch, unsere Baßuto dasselbe in ihrer Sprache, alle aber waren tiefbewegt im Blick auf die Vergangenheit. Der Herr hatte es uns aufs neue erfahren lassen, daß seine Wege mit seinem Volke und seinem Reiche oft wunderbare, dunkle Wege sind, daß er aber doch endlich alles herrlich hinausführt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Botschabelo nach fünfzehnjähriger Entwicklung.

Als die ersten fünfzehn Jahre der Entwicklung Botschabelos vorüber waren, konnten wir mit herzlichem Danke gegen Gott auf die Vergangenheit zurückschauen. Unsere Baßuto hatten hier das gefunden, was sie suchten, eine Zufluchtstätte, wo sie in Ruhe ihrem Glauben leben konnten. Die viele Arbeit, welche sie und welche wir mit ihnen bei der Anlegung des Platzes auf uns nahmen, war von Gott gesegnet worden, sie war nicht vergeblich gewesen. Die Heiden, welche uns verhöhnt und bedroht hatten, waren zu Schanden geworden, wir aber wohnten sicher, und die Station war einer Stadt auf dem Berge gleich,

geworden. Selbst Heiden staunten über das, was Gott an uns gethan hatte, und erkannten in unserer Führung Gottes Hand.

Im Anfang des Jahres 1880 zählte die Bevölkerung 1480 Seelen, von denen 1213 getauft waren.*)

Wenn man von Middelburg dem Platze nahte, zeigte sich sofort an des Stationslandes Grenze, daß die Bevölkerung arbeiten gelernt hatte, daß die Station ein Kulturzentrum in diesem Teile des Landes bildete. Der Weg war zur Straße geworden, oft verkehrten hier an einem Tage zwanzig bis vierzig Ochsenwagen. Der Laden, die Mühle, Handel mit den Stationsbewohnern, Suchen nach medizinischer und chirurgischer Hilfe führten Bauern und Engländer, Farmer und Reisende von nah und fern, zu Wagen, zu Karre und zu Pferde zu uns. Durch das früher nur schwer zu passierende Flüßchen Keerom war eine gute Furt gebaut, an welcher Hunderte von unseren Männern viele Tage gearbeitet hatten. In der Flußniederung zogen sich Gärten hin. Jedes Stücklein besseren Landes war benutzt, früher sumpfige Stellen waren durch Gräben, die der Feuchtigkeit des Bodens zum Abzug dienten, trocken gelegt und eigneten sich besonders zum Maisbau. Näher bei dem Dorfe waren die Äcker in weiter Ausdehnung mit Mauern eingefaßt, welche dem Sir Theophilus Shepstone so imponierten, daß er ausrief: „Das sieht hier nach Europa aus!" Die Dörfer lagen unter dem wohlthuenden Grün von Fruchtbaumgärten; besonders am Schanzberge waren die Pfirsichbäume üppig aufgeschossen und bedeckten in weiter Ausdehnung den Bergrand. Wenn man im August dem Platze nahte, so überraschte ein rosiges Meer von Pfirsichblüten das Auge. Am weitesten vorgeschoben nach Middelburg hin waren die Gebäude des Ladens. Das Hauptgebäude war achtzig Fuß lang und so stattlich von innen und außen, als nur überhaupt ein Laden zu damaliger Zeit im Lande. Zu dem Hause, in welchem der zweite Missionar wohnte, führte eine Allee von mächtigen Eukalyptusbäumen, während auch an den anderen Straßen Bäume (Syringa) gepflanzt waren; des felsigen Untergrundes wegen hatte das Pflanzen und Großziehen jedes einzelnen Baumes seine großen Schwierigkeiten. Der nach der Kirche hinaufführende Weg war mit Rosenhecken eingefaßt, deren Anlage um desselben Umstandes willen ebenso schwierig gewesen war. Die Ufer der beiden Flüßchen waren in weiter Ausdehnung mit den in Südafrika so üppig wuchernden Trauerweiden bepflanzt, welche das Auge durch ihre Höhe und ihr üppiges Grün erfreuten und zugleich alljährlich eine Menge Brennholz lieferten, welches in dieser im ganzen holzarmen Gegend von hohem Werte ist. Diese Trauerweiden kann man abhauen, aus dem Stumpf des Stammes wachsen sofort neue mächtige Triebe.**) Alle

*) Im Anfang des Jahres 1882, als ich den Platz verließ, war die Zahl der Bewohner auf 1700 und die Zahl der Getauften auf 1475 gestiegen.

**) Herr van Gorkum, der Unterrichtsminister der Republik, ein gebildeter, liberal gesinnter Holländer, schildert den Eindruck, den er in Botschabelo bei einem gegen Ende des Jahres 1876 gemachten Besuche empfing, folgendermaßen: (Siehe Groninger Courant vom 2. Februar 1877.) „Wir besuchten die Schanze, von wo man eine herrliche Aussicht über die ganze Station und die dahinterliegende Hügelreihe hat;

Botschabelo.

Gebäude, Schule, Kirche, Laden, Wagenbauerei und Wohnungen der Missionare waren von gebrannten Ziegeln oder Bruchsteinen errichtet.*)

Die beiden besten Wohnhäuser des Platzes waren das Haus des Vorstehers der Wagenbauerei und mein eigenes. Letzteres war nach meinem Besuche in Deutschland vergrößert worden. Die Frontmauer des alten Hauses hatten wir zur Mittelmauer gemacht, vorn waren drei Stuben angebaut worden, und nach hinten hatten wir zwei Fenster durchgebrochen, dann waren auch die alten Mauern erhöht und auf das Ganze war ein Dach aus Wellblech gesetzt worden. Die Hitze hielt eine dünne Söllerdecke aus amerikanischen Brettern ab. Da ein einheimisches Gelbholzbrett von zwanzig Fuß Länge damals in unserer Gegend zwanzig Mark kostete, so war die Verwendung der ganz dünnen Bretter, welche zu dem angegebenen Zweck gehobelt und gefalzt aus Amerika kommen, das Billigste. Solch Söller erfüllt auch seinen Zweck, die Hitze abzuhalten, vollkommen, sonst ist er wertlos, da man oben nur dann umhergehen kann, wenn man mit Vorsicht auf die Stelle tritt, wo sich Balken finden, und deshalb der Raum unter dem Dache unbenutzbar bleibt. Die Fußböden waren noch aus Lehm, in einigen Stuben gefirnißt, in anderen mußte noch bis zuletzt alle Woche einmal der Lehmboden mit Kuhdungwasser gestrichen werden. Nur in der größten Stube hatten wir einen Cementfußboden gelegt, der aber mangelhaft ausgefallen war, weil wir mit dem teuren Material zu sehr gespart hatten.

Das Haus enthielt sieben Stuben und zwei kleine Verandakammern. Bei dem Aufmauern der neuen Wände hatte ich mich wieder beteiligen können und hatte es gern gethan, denn es ist gut,

---

dann besuchten wir den Kraal am Abhange unter der Schanze, die Kirche, die Schmiede, Zimmerwerkstätte und Wagenbauerei. Ich besuchte auch die Schule und die beiden Kraale in der Fläche. Überall empfing ich denselben wohlthuenden Eindruck von Reinlichkeit, Ordnung, Zufriedenheit, Arbeitsamkeit, Liebe, Frieden. Die Kirche ist eine Kreuzkirche mit einem Türmlein; sie ist sehr groß und hoch, mit hohen, zum Teil bunten Fenstern und steht zwanzig bis dreißig Fuß über der Ebene. Die Mauern sind kolossal und stehen deshalb gegen Wetter und Zeit. Eine Lust war es, zu sehen, wie die Leute im Umgang mit dem geehrten und geliebten Superintendenten kindliche Pietät und anständigen Freimut zu vereinen wußten. Selbst die kleinen, nackten Kinder, die hier und da in malerischen Gruppen Wasser herbeitrugen, um Pflanzen und Blumen zu begießen, kamen dem „großen Herrn" mit ebensoviel Vertrauen als Ehrerbietung entgegen. Die Schmiede und Wagenbauerei stehen unter tüchtigen deutschen Meistern, würden aber ohne die Hilfe der Schwarzen ihr Ziel nicht erreichen. Ich sah einen hübsch und solide gebauten Ochsenwagen, an den der Meister nach seiner Aussage die Hand nicht angelegt hatte. Ich sah Gewehre, von denen allein der Lauf von weißen Händen gemacht war. Ich sah Häuser, nicht runde, sondern viereckige, die durch Schwarze und nur durch Schwarze gemauert und gedeckt waren, und deren Holzwerk durch Schwarze allein geliefert und bearbeitet war."

*) Ein englischer Reisender, welcher Botschabelo besuchte, sagt in seinem Buche über unsere Häuser folgendes:

„Ich äußerte mein Erstaunen darüber gegen Herrn Merensky, daß sie die Mittel *gehabt hätten*, so ausgezeichnete Häuser zu bauen; denn sie übertreffen weit die besten *Häuser in Middelburg*; aber er antwortete mit einem englischen Sprichwort, daß alles, *was wert ist, überhaupt* gethan zu werden, auch wert ist, daß man es ordentlich thut."

Sandemann: Six months in an oxwaggon. London 1880. Griffith and *Farran, Seite 153.*

wenn der ältere Missionar, auch wenn er Superintendent sein sollte, den jüngeren Brüdern zeigt, daß er sich vor solcher Arbeit nicht scheut, durch welche der Stationskasse Ausgaben erspart werden. Vor dem Hause aber fehlte nicht die Zierde eines Blumengärtchens, und im Freien stehende Oleander und üpgige Granatenbüsche zeigten hier zeitweilig die ganze Fülle ihrer herrlichen Blütenpracht.

Die Einrichtung unseres Hauses war wohnlich und für uns vollständig genügend; nach europäischen Begriffen war sie freilich immer noch einfach genug. Bis zuletzt hatten wir es zum Beispiel nicht zur Anschaffung eines einzigen Kleider- oder Wäschespindes gebracht. Kisten, in denen Kommoden über das Meer gekommen waren, dienten der Hausfrau zur Aufbewahrung des Weißzeuges. Unsere Stühle waren von dem bekannten Wiener Fabrikat aus gebogenem Holze, weil diese sich trotz des Transportes in Südafrika billiger stellen, als die einfachsten Stühle, welche dort Bauern und Handwerker aus dem Material des eigenen Landes verfertigen. Wir hatten zwei Sofa, aber wir verdankten sie der Kunstfertigkeit eines Missionars, der sie aus Freundlichkeit für uns angefertigt hatte. Ein sehr schönes Klavier besaßen wir durch die Güte eines englischen Freundes, welchen wir zum öfteren hatten beherbergen dürfen. Auch fehlte es nicht an Bildern und anderem Wandschmuck, wie man ihn überall in deutschen Pfarrhäusern findet. Liebe Freunde daheim hatten uns mit solchem versorgt. Besonders lieb war uns der Spruch des zweiten Verses von dem neunzigsten Psalm, von teuren Missionsfreundinnen kunstvoll gestickt und dem Pfarrhause von Botschabelo geschenkt. Das Wort: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für; ehe denn die Berge worden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit" soll seine Bewohner allezeit an die Tage erinnern, in denen wir von irdischen Feinden ringsum umgeben, unsere Zuflucht zu dem Herrn nahmen, der den Seinen eine feste Burg, eine gute Wehr und Waffen ist.

In ähnlicher Weise, wie das meine, waren die übrigen Häuser der weißen Bewohner des Platzes ausgestattet, und die Hände der lieben deutschen Hausfrauen sorgten nicht nur für Reinlichkeit und Sauberkeit, sondern auch dafür, daß die Speisekammern in deutscher Weise mit Vorräten gefüllt waren, und daß der Tisch den Hausgenossen und Gästen geregelte Mahlzeiten und gesunde Nahrung bot. Fleisch war ja billig, wer schlachtete, verkaufte den anderen zu einem vereinbarten Kostenpreise; wenn das Vieh nicht gerade im Preise gestiegen war, kostete das Pfund Fleisch (mit Knochen) 20 bis 25 Pfennige. Dazu wurden Maisbrei, Brot, aber auch Kartoffeln und Gemüse gegessen. In den Küchengärten wuchsen diese schnell und reichlich zu, nur bedurfte es dabei fleißigen Wasserleitens und der Abwehr von Raupen und anderem Gewürm. Bohnen, Erbsen, Kohlarten und Melonen gediehen trefflich, auch Bataten, während Kartoffeln nur wenige und nicht gute Frucht gaben. In den Gärten reifte fast während des ganzen Jahres Obst; an Mus und Eingemachtem, sowie an getrocknetem Obste fehlte es deshalb nicht. Pfirsiche standen in zwanzig Arten und schier unerschöpflicher Menge zu

Gebote, daneben gab es Aprikosen, Feigen, Quitten und Granaten, aber auch Äpfel, Birnen, Pflaumen, große Maulbeeren, Wein und andere Früchte. Unter Aufwand vieler Mühe war es auch trotz der kalten Wintermonate gelungen, eine Anzahl Orangenbäume groß zu ziehen. Schweine liefen in den Baumgärten halbwild umher und lebten alljährlich monatelang hauptsächlich von abgefallenem Obst. Sollte eins geschlachtet werden, so wurde es gefangen, in den Koben gesteckt und etwa zwei Monate lang mit Mais gefüttert. Die meisten Eingeborenen aßen freilich immer noch nicht Schweinefleisch, viele Bauern und Engländer, die uns besuchten, auch nicht, aber Speck, Schinken und Würste, welche alljährlich während der beiden kälteren Wintermonate in großer Menge, wie daheim, durch Pökeln und Räuchern hergestellt wurden, waren von großem Werte und wurden auch von unseren Gästen nicht verachtet. Es ist nicht selten, daß Reisende und Kolonisten wegen der Sauberkeit, die in Missionshäusern herrscht, und wegen der besseren Beschaffenheit des Essens, welches ihnen hier geboten wird; die Meinung haben, daß die Missionare in der Lage sind, viel Geld auszugeben. Sie wissen nicht, daß das Brot, welches ihnen schmeckt, von der Hausfrau oder der Tochter des Hauses geknetet, die Butter von deren Händen gewaschen, das Essen von ihnen gekocht worden ist, denn die meisten Frauen der Bauern und Engländer in Südafrika haben wenig Lust, wirtschaftliche Arbeiten selbst zu verrichten. Freilich sieht es dann in der Küche, wo nur die Schwarzen herumhantieren, auch danach aus, während sie eine Speisekammer meist kaum dem Namen nach kennen. Die Speisekammer vieler englischen Familien ist der nächste Kaufladen mit seinen Konserven von Fleisch, Gemüse und eingemachten Früchten.

Der Sorge um den Unterricht der Kinder, welche oft recht schwer auf den Herzen der Missionare lastet, waren wir in Botschabelo damals enthoben, denn wir hatten in Deutschland eine Erzieherin gesucht und gefunden, welche mit großer Pflichttreue unsere Kinder unterrichtete. Auch die Kinder anderer im Dienste der Mission stehenden Familien nahmen an dem Unterricht teil, welcher täglich in einer eigens dazu hergerichteten Stube unseres Hauses erteilt wurde. Die Einnahmen, welche ich von meiner ärztlichen Praxis hatte, ermöglichten es mir, die mit dieser Einrichtung verbundenen Ausgaben*) zu tragen. Ich konnte mit gutem Gewissen die nötige Zeit auf die

*) In Südafrika wird man kaum glauben, daß die Gehälter der Berliner Missionare so knapp zugemessen sind, als es thatsächlich der Fall ist. Unser Bruder Lademann, Chef der Wagenbauerei, erhielt, als das Geschäft in vollem Gange war, in Summa jährlich 2015 Mark, während ein Geselle dort zu Lande 10—15 Mark auf den Tag erhält. Der unverheiratete Missionar erhielt 1400 Mark, der verheiratete Missionar 2200 Mark und eine Zulage für Erziehung der Kinder, mit dem Maximalsatz von 240 Mark für Kinder über 9 Jahre. Ich selbst bezog damals mit allen Zulagen für Kinder und Zulage als Superintendent ein Gehalt von etwa 3000 Mark. Dennoch bleiben die Berliner Missionare gern ihrer Pflicht treu und sehen nicht scheel *darauf, daß Missionare* anderer Gesellschaften viel mehr Gehalt beziehen. Dem Verfasser bot eine andere Gesellschaft, wenn er in deren Dienste treten wollte, 8000 Mark Gehalt. Die Wesleyaner in Transvaal erhielten 5000 Mark Gehalt und 800 Mark zu Reisen, dabei auch noch Wagen und Ochsen, wie unsere Brüder.

Behandlung von Kranken, Engländern und Bauern, verwenden, welche von Zeit zu Zeit mich aufsuchten, denn ich hätte das Doppelte und Dreifache der Zeit auf den Unterricht der Kinder verwenden müssen, wenn ich die erwähnte Fürsorge nicht hätte treffen können. Aber auch abgesehen von diesem Vorteil, der mir aus meiner ärztlichen Wirksamkeit erwuchs, war sie nach vielen Seiten hin meiner Arbeit förderlich. Es gab ja Zeiten, in denen ein entschiedenes Eintreten einer größeren Anzahl unserer Nachbarn für die rücksichtslose Anwendung der Paragraphen des Kaffergesetzes auf unsere Station genügt hätte, ihr weiteres Bestehen unmöglich zu machen. Da ich weit und breit der einzige Arzt war, der sich auf größere Operationen verstand, wollte es aber niemand gern mit mir vollständig verderben. Ich war im Laufe der Jahre durch treue Benutzung aller Hilfsmittel, durch fleißiges, gelegentliches Studium und durch die fortschreitende Übung soweit gekommen, daß ich auch Amputationen mit Sicherheit ausführen konnte. In Pretoria hatte ich nach einer Art von Examen die Approbation als Arzt und Chirurg erhalten und war nun auch rechtlich bei meiner ärztlichen Thätigkeit geschützt. Auch unseren Schwarzen kam es zu Gute, daß ich mir Kenntnisse nach dieser Seite hin erworben hatte, und daß ich stets für die nötigen Medizinen und gute Instrumente sorgen konnte; in nicht wenigen Fällen konnte ich durch ernsten chirurgischen Eingriff das Leben erhalten, welches sonst nach Menschengedanken verloren sein mußte, und es fehlte dann auch nicht immer an bleibender, aufrichtiger Dankbarkeit.

Bei dem Betrieb unserer Wagenbauerei hatten wir im Laufe der Jahre eine Reihe wichtiger Erfahrungen machen können. Sie lassen sich in folgendem zusammenfassen. Bei solchen afrikanischen Völkern, welchen Grund und Boden zum Ackerbau in genügender Menge zur Verfügung steht, ist die Einführung von Handwerkern nicht aus dem Grunde geboten, daß die Leute eine Erwerbsthätigkeit erlernen, da ist und bleibt der Ackerbau die zunächst gewiesene Beschäftigung. Anders stellt es sich in solchen Gegenden, wo die Eingeborenen Landbau nicht treiben können, also in Städten, oder an vielen Orten der Kapkolonie, wo die Leute in Gefahr sind, als besitzlose Proletarier zu Existenzen zu werden, wie wir sie in den Lazzaroni Neapels vor Augen haben; da ist es wichtig, daß möglichst viele eine andere nützliche Beschäftigung ergreifen und erlernen, damit sie ihren Landsleuten zum Halt und Vorbild werden. Bei uns war die Einrichtung der Wagenbauerei durch die Bedürfnisse der Stationen geboten; für unsere Leute aber war der Wagenbau ein zu schwieriges und fremdartiges Handwerk, als daß viele hätten Lust bezeigen sollen, die lange, schwere Lehrzeit auszuhalten. Es erfordert der Betrieb einer Schmiede in größerem Stil und einer Wagenbauerei auch so viel Umsicht*), daß es einem Schwarzen vorläufig nicht leicht gelingen wird, solch ein

*) Von vielen Beobachtern wird, und zwar mit Recht, betont, daß geschäftliche Umsicht dem Afrikaner abgeht, er versteht nicht das „management“, sagt man. In Bezug auf Handwerk und größere Kaufgeschäfte ist das besonders richtig. Von unseren Lehrlingen sind nur 2 selbständige Meister geworden.

Geschäft in richtigen Gang zu bringen und im Gange zu erhalten; auch gehört zur Anschaffung der dazu gehörigen Vorräte an Holz, Eisen, Farbe, Kohlen und Handwerkszeug ein ziemlich bedeutendes Kapital, welches den Leuten nicht zu Gebote steht. Viel mehr Lust bezeigten die Leute zum Erlernen der Zimmerei und einfachen Tischlerei. Der Afrikaner hat zur Holzarbeit ziemlich viel Geschick. Wenn in unseren Gegenden nicht die Bäume gefehlt hätten, aus denen man Balken und Bretter sägen kann, so wären gewiß viele unserer Baßuto ganz tüchtige Holzsäger und Zimmerleute geworden, denn es waren nicht wenige, welche sich trotz der Schwierigkeit, Material zu beschaffen, an Holzarbeit versuchten. Kleine Stühle und Bänke zimmerten viele; solche, die eine längere Zeit in der Wagenfabrik gearbeitet hatten, stellten Särge und verschließbare Kisten, auch Thür- und Fensterzargen, Gewehrschäfte und andere nützliche Dinge her, reparierten auch das Holzwerk an Wagen und Pflügen. Man hat an der Westküste beobachtet, daß die christlichen Eingeborenen sehr gern Handwerke lernen, die bei dem Erbauen von besseren Häusern nützlich sind. Dieselbe Erfahrung machten auch wir. Am Ziegelstreichen beteiligten sich alle Männer, und da der Boden zur Herstellung von Ziegeln für das Bedürfnis aller Bewohner nicht in genügender Menge vorhanden war, lernten sie Steine aus den überall vorhandenen Felsenbänken brechen und vermauern. Sie lernten dabei Brecheisen und Hammer leicht und geschickt gebrauchen. Bei der Arbeit im Dorfe gewannen nicht wenige so viele Geschicklichkeit im Mauern mit Bruchsteinen und selbst mit Ziegeln, daß sie nicht nur auf anderen Stationen Dienste als Maurer thaten, sondern daß auch die benachbarten Weißen sie als solche beschäftigten. Es mögen etwa 20 Männer sein, die es bis zu solcher Geschicklichkeit gebracht hatten. Ebenso hatte eine Anzahl das Dachdecken nach Art der Weißen so vollkommen gelernt, daß sie als Decker bei dem Legen der Grasstrohdächer auf den Farmen nah und fern Beschäftigung fanden. Gewehrmacher gab es mehrere, welche auch vielfach von den Bauern Arbeit erhielten.

Dieses Handwerk, eigentlich Schlosserei, hatte sich mit den Gewehren bei den Baßuto eingebürgert. Unsere Gewehrmacher hatten nicht bei Weißen, sondern bei anderen Schwarzen gelernt, sie benutzten englisches Handwerkszeug und stellten Schrauben, Hähne, Schlagfedern und alle sonst zum Gewehrschloß nötigen Teile her. Martinus Sebuschane hatte nicht seinesgleichen als Gewehrschmied weit und breit, auch unter den Weißen des Landes. Solche Arbeit, welche wohl Geschicklichkeit und Fleiß, aber nicht eine allzu große Anstrengung des Körpers erfordert, verrichten die Baßuto gern, und deshalb ist auch die Korbflechterei und Kürschnerei bei den Männern des Volkes sehr beliebt. Erstere trieben auch unsere Männer noch, während das mühsame Zusammennähen kleiner hübscher Felle zu Mänteln bald wenig geübt wurde. Die prächtigen Pelzmäntel, die man bei den Heiden früher häufig sah, verschwinden unter dem Volke mehr und mehr, da die pelzliefernden Tiere verschwinden und die leicht erworbene wollene Decke die Stelle des Pelzes vertritt.

Wahrscheinlich würden die Baßuto sehr gern am Webstuhl arbeiten. Sie spinnen mit der Spindel die wilde Baumwolle zu Fäden und würden leicht auch Wolle spinnen lernen. Der Webestuhl böte den Leuten gute Gelegenheit zur Hausarbeit, wenn Regenwetter sie hindert auf das Feld zu gehen, oder wenn die Feldarbeit ruht. Es war mein lebhafter Wunsch, mit der Einführung dieser Industrie einen Anfang zu machen, allein es gehört zu solchen Anfängen Kapital, und ich hatte bereits zur Anlegung der Mühle und Erbauung anderer Gebäude Schulden machen müssen, so daß ich diesen Wunsch nicht zur Ausführung bringen konnte.

Eine Druckerei konnten wir in den letzten Jahren auch einrichten und hatten Gelegenheit, zu bemerken, daß die Baßuto auch zu der Arbeit des Setzens Geschick und Lust haben, denn es gelang dem Meister, einem Missionar, der früher Drucker gewesen war, in verhältnismäßig kurzer Zeit brauchbare Gehülfen auszubilden.

Das Kaufgeschäft des Platzes wurde, nachdem es durch Wegzug des Herrn Kamann eine Zeitlang geschlossen gewesen war, von der Missionsgesellschaft wieder eröffnet; ein junger, zu diesem Zwecke ausgesendeter Kaufmann führte es, er hatte keinen Anteil am Gewinn, sondern bezog ein festes Gehalt. Ich hatte selbst in Berlin die Errichtung eines solchen Missionskaufladens in Botschabelo beantragt. In erster Linie bestimmte mich dazu das Bedürfnis unserer Leute, in reeller Weise mit den nötigen Waren versehen zu werden. Wenn die Leute, um die kleinsten Bedürfnisse zu befriedigen, die in Middelburg errichteten Geschäfte hätten besuchen müssen, so wäre dadurch ein lebhafterer Verkehr mit diesem Dorfe entstanden, als gut war. Nirgends wären die Leute der Gefahr, zum Branntweintrinken verführt zu werden, mehr ausgesetzt gewesen, als in den dortigen Kaufläden, denn es ist wohl in den meisten südafrikanischen Geschäften Sitte, alle wertvolleren Kunden mit Branntwein zu regalieren. Außerdem hätten die Leute der Versuchung, Schulden zu machen, dort kaum widerstehen können, wir aber hätten dann gelegentlich den Gläubigern zu ihrem Recht verhelfen müssen und auch wohl Auspfändungen mitanzusehen gehabt. Es wird den Leuten auch in den Läden der gewöhnlichen Kaufleute oft viel unnützes Zeug aufgeschwatzt; das alles fiel ins Gewicht. Daneben bestimmte mich noch das Bedürfnis der Missionare zu dem Wunsche, daß ein Kaufmann in unserem Dienste stehen möge. Unsere Missionare konnten bei ihrem knappen Gehalt die Sachen, welche sie für sich und ihre Familien brauchten, nicht in den überaus teuren Läden des Innern kaufen. Einen Teil der nötigen Kleider, Schuhwerk u. s. w. bestellten sie alljährlich in Deutschland, sonstige Waren kauften sie durch briefliche Bestellung bei den Kaufleuten in Natal ein. Der Transport der vielen Kisten von der Küste herauf und der Begleich der vielen Rechnungen nahm Jahr für Jahr an Umfang zu und verursachte Jahr für Jahr mehr Mühe. War in Botschabelo eine Missionshandlung, so konnten von dieser den Missionaren Preise bewilligt werden, welche es ihnen ermöglichten, ihre Einkäufe hier auszuführen; der Kaufmann konnte auch für die Missionare Bestellungen in Natal machen und die Besorgung

der lästigen Transportangelegenheiten in die Hand nehmen. Nach all diesen Seiten hin hat sich auch die Einrichtung des Geschäftes bewährt. Es gab keinen Kredit und verkaufte selbstverständlich keinen Tropfen Branntwein, aber auch nicht unnützen Putz und stellte dabei möglichst billige Preise, so daß die Leute selten zu anderen Geschäften Zuflucht nahmen. Wirkliche Einnahmen hat aber die Gesellschaft aus diesem Geschäft weniger als aus dem früheren gehabt, da die Konkurrenz jetzt so stark geworden war, daß es überhaupt schwer wurde, aus ehrlichem Handel Vorteil zu ziehen; oft zehrten Verluste den Gewinn auf, oder es mußte derselbe zur Vergrößerung des Lagers und der Gebäude, oder zur Anschaffung von Transportwagen verwendet werden.

Trotz aller dieser Vorteile hatte der Betrieb des Ladens, aber auch der Wagenbauerei und der Mühle durch die Gesellschaft noch eine andere für uns recht unangenehme und für die Sache schädlich wirkende Seite. Als Inhaber der Geschäfte galt nämlich bei den meisten Bewohnern des Landes ich selbst, denn ich war Vertreter der Gesellschaft und hatte als ihr Bevollmächtigter auch bei Geldgeschäften für sie zu handeln, dabei war ich Vorsteher des Platzes, und es geschah der Verkauf des Zehntkorns z. B. durch meine Hand. Da galt denn Mühle, Wagenbauerei und Laden als mein Eigentum. Immer wieder hatte ich klarzustellen, daß das nicht meine Geschäfte seien, und zuweilen kamen selbst Bestellungen auf Zucker, Kaffee und Kleiderzeug an meinen Namen, die ich dann an die richtige Adresse befördern mußte. Wenn es aber gelungen war, den Weißen oder den Eingeborenen begreiflich zu machen, daß nicht wir Missionare, auch nicht die in den Geschäften Angestellten von den Einkünften irgend welchen Vorteil hatten*), sondern daß es die Missionsgesellschaft sei, welche diese Einrichtungen getroffen habe, so kam dadurch die Gesellschaft in den Geruch, eine Art von Handelsgesellschaft zu sein, und böser Wille konnte die Meinung verbreiten, daß das Missionswerk für die Gesellschaft Nebensache, der geschäftliche Verdienst der eigentliche Zweck sei. Daß trotz aller geschäftlichen Anstrengungen

*) Als Beispiele, wie leicht selbst freundlich gesinnte Leute sich täuschen lassen und im Unklaren über dergleichen Dinge bleiben, sei folgendes angeführt:

Im Natal Merkury erzählte im Jahre 1874 ein Engländer von Reiseerlebnissen in Transvaal und erwähnte auch die Missionsstationen. Er habe in England für die Mission gegeben, aber zu seinem Erstaunen gefunden, daß die Missionare in Transvaal solche Geldmenschen seien, daß Missionar-Bank-Cheques als das sicherste Papiergeld im Lande gälten. Die Ursache war folgende. Das Missionsgeld für Transvaal, jährlich damals etwa £ 3000, kam von Berlin nach der Natalbank. Um das schwierige und gefährliche Heraufbringen von klingender Münze zu vermeiden, bezog ich den Betrag je nach Bedürfnis in Cheques, ja zahlte den Missionaren selbst ihr Gehalt oft in solchen aus, denn die Kaufleute in Transvaal nahmen diese Cheques gern für bares Geld oder zahlten dafür bar, weil sie die Cheques bequem an ihre Gläubiger nach Natal schicken konnten, woher sie die Waren bezogen. Natürlich waren im Laufe des Jahres viele solcher Cheques im Umlauf, daher jene ganz grundlose Klage. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich niemals eigenes Geld in irgend welcher Bank gehabt habe, es sich also hierbei ausschließlich um Missionsgeld handelte. Eine andere Folge von dem jährlichen Eintreffen der oben genannten Summe auf der Bank war die, daß in Transvaal ausgesprengt wurde, ich hätte dreitausend Pfund jährliches Einkommen.

auf solchem Platze doch nur eben die Kosten für die damals noch immer fortgehende Einrichtung neuer Gebäude, Ankauf von Grundstücken zur Abrundung des Platzes*), zur Erhaltung der Baulichkeiten und die Gehälter der angestellten Beamten aufgebracht werden konnten, mochten Einsichtige ahnen, das konnte man aber Bauern und Kaffern nicht klar und deutlich machen.

Die Einrichtung der genannten gewerblichen Unternehmungen war durch die Verhältnisse geboten und wäre kaum zu umgehen gewesen, aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß ohne sie die Entwickelung des Gemeindelebens vor manchen Schäden bewahrt geblieben wäre. Die Leute selbst wären wohl weniger klug in äußeren Angelegenheiten geworden, aber es hätten viele Momente gefehlt, welche sie zum Mißtrauen gegen ihre Missionare versuchten, und das Wesen der Missionsgesellschaft wäre ihnen eher zum Bewußtsein gekommen. Ich glaube, daß eine Missionsgesellschaft am ungestörtesten und am reinsten ihre herrliche Arbeit thun kann, wenn sie, von Erhebung des Grundzinses abgesehen, sich auf Händel der Nahrung nicht einläßt. Selbst die Gründung von Handwerkerschulen kann sie getrost den staatlichen Instanzen oder Privatunternehmern überlassen, denn es tritt die Anforderung, solche zu errichten, doch nur in Kolonialgebieten an sie heran, und wenn es notwendig ist, daß auf dem der Gesellschaft gehörigen Grund und Boden Kaufgeschäfte errichtet werden, mag sie die Häuser bauen und dann unter den notwendigen Vorsichtsmaßregeln und Bedingungen vermieten. Den evangelischen Missionsgesellschaften steht es noch weniger gut an, Handelsgeschäfte zu betreiben, als dem Jesuitenorden, dem die Geschichte so oft daraus einen Vorwurf macht. Der Herr hat dem Missionswerke seiner Kirche nur die Aufgabe gestellt, durch Predigt, Lehre und Taufe die Heiden zu seinen Jüngern zu machen; je mehr wir uns an diesen seinen Befehl halten, unbeirrt, klaren Blickes und festen Willens, desto mehr werden wir auch bei unserem Werke das Verheißungswort sich erfüllen sehen: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!"

Dem Charakter der Baßuto gemäß, blieb der Ackerbau die hauptsächlichste Erwerbsquelle des Volkes, neben dem die Viehzucht nach Möglichkeit betrieben wurde. Der Boden, welcher ohne Dungmittel reichere Erträge lieferte, war jedoch knapp. Wenn wirklich fruchtbares Land sich in großer Ausdehnung auf unserem Gebiete gefunden hätte, so wären unsere Stationsbewohner wohl zu schnell reich und damit zu üppig geworden, denn es mangelte ihnen in Bezug auf Ausnutzung des Bodens durchaus nicht an Einsicht, Fleiß und Betriebsamkeit. Viele der anfänglich urbar gemachten Ländereien mußten sie aber nach wenigen Jahren wieder brach liegen lassen, da sie zu geringe Erträge lieferten. In den letzten Jahren betrug der Durchschnitt unserer Ernte etwa 3000 bis 3500 Sack (ein Sack gleich 100 Kilo) Mais und Kafferkorn, denn wir erhielten 280—320 Sack Zehnt. Es

*) Aus den Einkünften des Platzes wurde damals für über 12 000 Mark *Land gekauft.* (Doornkop I und Booisendal.) Letzteres im aufgezwungenen Rückkauf.

erntete also die Familie durchschnittlich zwölf Sack Getreide, von dem auf den einzelnen Kopf etwa zwei Sack kamen. Daneben wurden ziemliche Mengen Bohnen und süßer Kartoffeln, Kürbisse und andere Gartenfrüchte geerntet. Zum Ackerbau wurden bald neben den Hacken einzelne Pflüge gebraucht, die sich allmählich auf etwa vierzig Stück vermehrten. Wollte jemand Land urbar machen, der keinen Pflug besaß, so mietete er einen solchen, denn das Brachen mit der Hacke erfordert zu viele Kraft und Zeit.

Da verhältnismäßig nur wenig wirklich fruchtbares Land zu Gebote stand, wurde der Wert des Düngers bald mehr und mehr erkannt. Die Leute sahen ein, wie das viele Unkraut, welches infolge des Düngens aufwuchs, und die Mühe, die es verursachte, reichlich durch den größeren Ertrag der Äcker aufgewogen wurde. Leute, welche zusammen Vieh in einer Hürde stehen hatten, teilten den Dünger, der sich sammelte, nach genauem Maß, ja es kam vor, daß Dung verkauft und gekauft wurde. In den letzten Jahren fingen auch einzelne Leute an, an solchen Stellen, die berieselt werden konnten, Weizenbau zu treiben, aber leider war der Boden solcher Stellen, die man unter Wasser nehmen konnte, meist von geringer Güte. Herstellung von Knochenmehl, die ich oft plante, konnte ich nicht ausführen.

Die Verwertung des Kafferkorns und des Mais machte wenig Mühe, denn es fanden sich meist Wagen von Bauern und Händlern in großer Menge auf der Station ein, um Getreide zu kaufen und fortzuführen. In den besseren Jahren wurden etwa tausend Sack jährlich von den Baßuto für Geld verkauft oder für Vieh und Wildfleisch vertauscht, welches letztere Bauernjäger anfuhren. Vielfach wurde auch für Getreide unserem Laden Ware entnommen. Bald mehrte sich auch die Zahl solcher unter unseren Leuten, die es so weit brachten, daß sie sich selbst Wagen anschaffen konnten, auf denen sie dann ihre Produkte selbst nach auswärts zu Markte führten.*)

Die früher gepflanzten Bäume lieferten auch den Eingeborenen Unmengen von Pfirsichen. Wenn ein Markt für getrocknete Früchte vorhanden gewesen wäre, so hätte auch das Obst eine Einnahmequelle für sie werden können, und der erzielte Gewinn hätte dann zu weiterer Ausdehnung der Baumzucht angeregt. Da aber die Früchte weder frisch noch getrocknet verkäuflich waren, so erlahmte das Interesse an dem Pflanzen von mehr Fruchtbäumen. Viele Familien trockneten aber Früchte für den eigenen Hausgebrauch.

---

*) Es mochten fünfzehn oder zwanzig Wagen damals im Besitze unserer Baßuto sein. Da ein Wagen immer 1500 bis 2000 Mark kostet, und die dazu gehörenden Ochsen einen ebenso großen Wert haben, so zeigt dies, daß viele der Leute verhältnismäßig wohlhabend geworden waren. Der wohlhabendste Mann unter ihnen war, als ich Botschabelo verließ, ein Mokopa, Simeon Tschueni. Er besaß einen sehr guten Wagen und zwei volle Spann Ochsen (also 24 Stück), eine hübsche Herde Vieh und zwei*tausend Mark* an barem Gelde, welche er auf Zins ausgethan hatte. Sein Vermögen *belief sich also auf etwa* siebentausend Mark. Es war das ein sehr ehrlicher und *ordentlicher Mann*, der sich seinen Besitz durch Fleiß und gute Wirtschaft erworben *hatte. Einige andere* Männer besaßen fast ebensoviel.

Die Viehzucht war für uns leider mehr eine Quelle von Verlusten, als von Einnahmen. Seitdem die Lungenseuche in Südafrika heimisch ist, kann an keinem Orte, wo lebhafterer Verkehr herrscht, Viehzucht mit Vorteil betrieben werden. Die Städte und Dörfer der Weißen wie der Eingeborenen werden wieder und immer wieder von ihr heimgesucht. Immer aufs neue wird von dem herangewachsenen Vieh der weitaus größte Teil von dieser Krankheit dahingerafft. Wie verhängnisvoll das für den Wohlstand der Eingeborenen ist, konnten wir so recht deutlich in Botschabelo beobachten. Ohne Vieh waren unsere Baßuto hierher gekommen, sie erübrigten aber bald als ordentliche Leute etwas; was aber an Ersparnissen da war, wurde in Vieh angelegt, denn wo der Farbige kein Land kaufen darf, ist dies, abgesehen von dem Zins, den er für Geld erhalten könnte, für ihn die einzig mögliche Kapitalsanlage. Es war nun jämmerlich zu sehen, wie den armen Leuten das sauer erworbene Vieh an der schlimmen Seuche fast Jahr für Jahr dahinstarb. Blieb die Krankheit einmal längere Zeit aus, so trat sie später um so heftiger wieder auf. Welcher Verlust an Kapital dadurch entstanden ist, kann ich nicht angeben; wenn ich nach meinen eigenen Verlusten und nach ungefährer Schätzung urteilen soll, so möchte ich sagen, daß den Bewohnern Botschabelos in den fünfzehn ersten Jahren des Bestehens der Station etwa 1500 Stück Vieh im Werte von etwa 90000 oder 100000 Mark gefallen sind. Auch die Winterkälte und die Trockenheit des Grases im Winter vermehrte diese Verluste. Man kann freilich auch im Winter hinreichend Weide für das Vieh haben, wenn man zu dieser Jahreszeit niemals das alte Gras abbrennen läßt, denn dann kann man im Herbst durch Abbrennen der Weideflächen den Nachwuchs von jungem Grase befördern, welches auch im Winter noch gutes Futter ist; aber nur zu oft war irgend eine Unvorsichtigkeit Ursache, daß das Gras zu unrechter Zeit abbrannte, und der Viehstand hatte dann bei eintretendem kälterem Wetter oft schwer zu leiden. Der Viehstand betrug in den letzten Jahren etwa 7—900 Stück.

Dennoch stieg der Wohlstand der Bewohner Jahr für Jahr. Die Einrichtung der Höfe und Häuser war bei den meisten Leuten noch die alte einfache; viereckige Häuser, zu deren Bau größere, teure Balken gebraucht worden waren, und deren Thüren und Fenster Handwerker gezimmmert hatten, mochte es etwa zehn geben. Besonders in den letzten Jahren war der Wohlstand schnell gestiegen, da die Kriege der Engländer mit Sekukuni viel Geld in das Land brachten.. Die Arbeiter verdienten reichlichen Lohn, und der Sack Mais wurde mit zwanzig Mark und mehr bezahlt. Die Gemeinde konnte aus eigenen Mitteln im Jahre 1875 siebentausend Mark*) und im Jahre 1879 neuntausend Mark**) aufbringen, um Land zu kaufen, damit dem Vieh mehr Winterweide gesichert werde. In diesen Jahren war das Tragen von Kleidern fast allgemein ge-

*) Zum Ankauf von Krokodildrift.
**) Zum Ankauf von Doornkop II.

worden. Nur wenige, meist ältere, arme Leute begnügten sich noch mit dem Tragen einer Decke oder eines Hemdes, unter dem sie dann die nationale Lederbedeckung verbargen. Die Kinder waren meist nur mit einem Hemd bekleidet, kleinere Kinder gingen auch wohl nackend bis auf den Lederschurz, der die Lenden umgab. Die Männer und Frauen waren fast ohne Ausnahme für die Verhältnisse des Landes gut und reinlich angezogen. Alltags trugen viele Frauen dunkles, blau oder grün bedrucktes Nesselzeug, welches unser Laden eingeführt hatte. Als einst Gouverneur Lanyon den Leuten begegnete, wie sie gegen Abend in großen Scharen vom Acker nach Hause kamen, fragte er, ob sie ihr Sonntagszeug angezogen hätten, und als das verneint wurde, äußerte er sein Erstaunen darüber, daß so viele Eingeborene so ordentlich und reinlich gekleidet sein könnten.*) Am Sonntage kamen die meisten in reinen Kleidern zur Kirche, die jungen Mädchen sehr gern in hellen, fast weißen Kattunkleidern, beim heiligen Abendmahl sah man hingegen fast nur dunkle Farben. Luxus machte sich in Kleidern kaum bemerklich, wenn man davon absehen will, daß es Sitte wurde, die Brautkleider aus dünnem, weißem Stoff herzustellen.

Die Abschaffung des Podi, der Kopfrasur, welche sich von selbst vollzogen hatte, machte es notwendig, daß die Frauen eine Kopfbedeckung fanden. Die „Kappe" der afrikanischen Bauernfrauen steht den Schwarzen schlecht, noch schlechter aber der europäische Damenstrohhut. Es gelang, die Einführung des letzteren zu verhindern, zu der sich Neigung zeigte, und das Tragen von bunten Kopftüchern, welche zu dem dunklen Gesichte am hübschesten sich ausnehmen, in Mode zu bringen. Die Mädchen begnügten sich auch wohl damit, daß sie Bänder über die dunkle Wollperrücke zogen, oder sie trugen solche Bänder noch über dem Kopftuch.

Die Kleider und Hemden, besonders auch solche für Kinder, stammten zum Teil aus den Vorräten, mit denen die lieben Frauenvereine der Heimat das Missionshaus versehen. Wir verkauften alljährlich den größten Teil von diesen Sachen, für einen anderen Teil wurde Arbeit geleistet. Sonst kauften die Frauen auch Stoffe im Laden, und bald gab es eine ganze Anzahl, welche für ihre Familie oder für andere gegen Entgelt schneiderten. Einige Frauen, die als „Eingeschriebene" bei Bauern aufgewachsen waren, hatten das Nähen bei ihren Herrinnen gelernt; die weibliche Jugend aber lernte es in

*) Wie leicht Mißverständnisse in Bezug auf die Verwaltung von Missionsstationen entstehen, erfuhr ich bei einem Besuche des englischen Kolonel Rowlands. Im Gespräch über die Eindrücke, die er bei Besichtigung des Platzes empfangen hatte, meinte er, die Leute gingen zu gut gekleidet. Ich sollte doch lieber das hierzu notwendige Geld anderweitig verwenden. Der Herr glaubte wirklich, daß alle diese „Missionsleute" von der Missionsgesellschaft gekleidet würden. Er war nicht wenig erstaunt, als er erfuhr, daß die Eingeborenen frei und selbstständig wirtschafteten und *ihre Kleider von* dem Erlöse ihrer Arbeit kauften. Wenn ihn nicht die Wendung, *welche das Gespräch nahm*, zufällig über seinen Irrtum aufgeklärt hätte, so hätte *der Kolonel später in Europa* wahrscheinlich gelegentlich über die „unzweckmäßige Verwendung" *oder Verschleuderung* von den so schwer aufzubringenden Missionsgeldern *als „Augenzeuge" berichtet.*

der Nähschule, in welcher die Frauen der Missionare und sonstigen Angestellten wöchentlich einmal Unterricht erteilten, dessen Besuch für die größeren Schulmädchen obligatorisch war.

Die kirchliche Pflege der Leute war ganz dieselbe geblieben wie früher. Unsere alte, bewährte Ordnung des Katechumenenunterrichts blieb in Kraft, nur daß wir uns in den letzten Jahren veranlaßt sahen, von den Katechumenen zu verlangen, daß sie sich die Lesekunst aneigneten, wenn nicht Alter davon enthob. Auch die erwachsenen Afrikaner lernen das Lesen meist überraschend leicht. Wir gaben ihnen niemals selbst Leseunterricht. Diese Kunst lernte einer vom andern in seiner Mußezeit. Der Höhepunkt des kirchlichen Lebens blieb der sonntägliche Hauptgottesdienst, dessen weitere liturgische Ausgestaltung zur größeren Erbauung der Gemeinde nicht wenig beitrug. Musikalisch gebildeten Missionaren (den Missionaren Düring und Winter) war es gelungen, die Gemeinde für vierstimmigen Gesang zu begeistern. Zweimal in der Woche fanden sich Hunderte in der Gesangstunde zum Lernen und Üben ein. Der Erfolg des Fleißes war glänzend. Jetzt erst lernten die Baßuto die deutschen Choräle und Lieder richtig singen, da die vierstimmige Harmonie dem einzelnen das Gehör schärfte. Die alten rhythmischen Choräle (nach dem Choralbuche von Layritz) brausten mit wunderbarer Gewalt aus tausend Kehlen durch das Gotteshaus, und auch die Responsorien wurden vierstimmig von der Gemeinde gesungen. An hohen Festen verschönte auch die von einem ausgesuchten Chor vorgetragene Doxologie die Feier. Wir waren endlich in der Kenntnis des Volkscharakters und der Sprache so weit gekommen, daß unsere Predigt kräftig und packend wirken konnte. Der größte Teil der Zuhörer folgte ihr auch mit großer Aufmerksamkeit. Gouverneur Lanyon wohnte einem Gottesdienste im Jahre 1880 bei und gab das Urteil ab, er habe noch nie schöneren Kirchengesang gehört und noch niemals eine Gemeinde aufmerksamer der Predigt folgen sehen.

In der Kirche waren früher keine Bänke, mit der Zeit thaten sich einzelne zusammen, schafften sich gemeinsam eine Bank an, und plötzlich folgten die übrigen diesem guten Beispiele nach, so daß sich die Kirche mit Bänken, welche von schwarzen Zimmerleuten hergestellt waren, vollständig füllte. So war durch Selbstthätigkeit der Gemeinde das erreicht, was wir nur mit einem Aufwand von viertausend Mark hätten ausführen können. Bei den Begräbnissen sah man jetzt keine Leiche mehr ohne Sarg nach dem Gottesacker tragen. Die Sitte übte auch hierin eine Macht aus. Die Särge wurden billig von Baßuto gezimmert, aber die Bretter, welche bei all diesen Gelegenheiten gekauft werden mußten, waren damals äußerst kostspielig*).

Das kirchliche Leben wurde auch bei uns, wie wir es in Deutschland gewohnt sind, von den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres beeinflußt. Es ist gerade bei den aus den Heiden gesammelten Gemeinden wichtig, daß das kirchliche Leben, an dem sie sich lebhaft be-

*) Jeder Fuß eines rohen Gelbholzbrettes kostete damals jahrelang wenigstens eine Mark.

teiligen, daß die Gottesdienste und Feste nicht tonlos einerlei gefärbt sind, damit nicht die so gefährliche gedankenlose Teilnahme befördert wird. Die kirchlichen Feste nahmen in dem Leben auf der Station die Stelle ein, welche ihnen gebührt. Wir feierten die hohen Feste in heimischer Weise mit zwei Festtagen. Besonders wurde auch die deutsche Feier des Weihnachtsfestes den Leuten lieb und wert, und die wachsende Teilnahme von groß und klein zeigte, daß die Leute dafür Verständnis gewannen.

An dem Tage vor dem Feste beeiferten sich die Kinder, Blumen und grünes Strauchwerk zu sammeln, während die älteren Knaben mit ihrem Lehrer in den Klüften Umschau hielten nach einem passenden Weihnachtsbaum, den sie, wenn er gefunden war, mit fröhlichem Getümmel herbeitrugen. War der Baum nach Möglichkeit geschmückt und mit Lichtern versehen, so wurde er am Nachmittage vor dem heiligen Abend im Gotteshause aufgestellt. Vor dem Baum hatte auf einem Tische ein großes Krippenbild seinen Platz. Stern und Stall, Engel und Hirten, sowie die Weisen aus dem Morgenlande fehlten nicht, während Schafe und Lämmer an den Hügeln weideten. Wenn es dunkelte, nahm die Christnachtfeier, welche hauptsächlich auf die Kinder berechnet war, ihren Anfang. Sie sangen Weihnachtslieder, auch deutsche, wie „Stille Nacht" und „O du fröhliche", sagten die Verheißungen auf und erzählten die Weihnachtsgeschichte, während die Erwachsenen über den Glanz des Weihnachtsbaumes, über einige erleuchtete Transparente und über die Geschicklichkeit ihrer Kinder freudig staunend zusahen. Zum Schluß wurde den Kindern und später auch Erwachsenen das Krippenbild erklärt, und die Kinder wurden bei dem Verlassen des Gotteshauses noch mit einfachem Kuchen beschenkt, dessen Herstellung, da 300 Stücke nötig waren, den Missionarsfrauen immerhin die Festarbeit mehrte. Außer den hohen Festen war das Erntefest der Gemeinde besonders lieb geworden. Es lag das in dem Charakter unseres den Ackerbau liebenden Volkes. Das Innere der Kirche wurde mit Grün, mit Ähren und reifen Maiskolben geschmückt, und jede der lieben Frauen wollte eine Gabe von ihrem Felde dabei verwendet sehen.

Die Schule zählte zuletzt vierhundert Schulkinder, und es konnte ein von Missionar Knothe ausgebildeter junger Lehrer an ihr angestellt werden, welcher vor der dazu ernannten Synodalkommission sein Examen bestanden hatte. Das Bedürfnis nach solchen Lehrern machte sich auf allen unseren Stationen geltend, und wir konnten im Jahre 1879 in Botschabelo ein Seminar für Schullehrer eröffnen, welches sich seither gedeihlich fortentwickelt hat. Das geistige Leben war bei manchen der älteren und jüngeren Leute ein recht reges. Manche lernten aus eigenem Antriebe holländisch lesen und schreiben neben dem Uben beider Fertigkeiten in ihrer Muttersprache. Holländisch sprechen konnten viele Männer. Deutsch verstand eine Anzahl von solchen, die als Knaben oder Mädchen in den Häusern unserer deutschen Familien verkehrt hatten. Wir hielten damals allsonntäglich auch einen deutschen Gottesdienst ab, an welchem außer uns auch einige Baßuto gern teilnahmen.

Das innere Leben hatte seinen Höhepunkt bereits hinter sich. Von den alten Säulen der Gemeinde war Mantladi früh gestorben und starb Josef Katedi am 3. Mai 1879, beiden folgten ihre treuen, ihnen geistesverwandten Frauen sehr bald zur oberen Gemeinde nach. Martinus Sebuschane war als Laienmissionar zurück ins Heidenland gezogen*) und im Jahre 1880 starb auch mein lieber, unvergeßlicher Jakob Makoetle. Er hatte auf einer Reise in sein altes Vaterland eben unter seinem Volke missionieren dürfen, hatte dort in einer Predigt unter dem Berge Moßecho über das Sterben gesprochen, hatte gesagt, der Gläubige sterbe freilich, aber fürchte den Tod nicht, vielleicht würden sie auch von ihm bald hören, daß er heimgegangen wäre. Zu Hause angekommen erfaßte ihn das Fieber, doch war es mäßig und schien ungefährlich zu sein, aber plötzlich rief man mich, er sei sehr krank. Ich fand ihn im Starrkrampf. Mit brechendem Auge schaute er mich an, und als ich ihn anrief, lispelte er mit Mühe die Worte: „Mein Vater," das waren die letzten Worte, welche ich von ihm vernahm. An der Zukunft eines Volkes kann man nicht verzweifeln, wenn unter seinen Erstlingsgetauften solche Leute sind, wie die Begründer der Christengemeinde unter den Bapedi.

Bibelstunden und Gebetstunden wurden noch gut besucht, auch monatliche Missionsstunden hielten wir, nicht immer, aber zeitweilig. Der Missionssinn wurde wieder wach, als das Land Sekukunis vor uns offen stand. Mehrmals sandten wir erfahrenere Gemeindeglieder zu Mampuru und nach anderen Heidenstädten, auch sorgte die Gemeinde eine Zeitlang für den Unterhalt des Martinus Sebuschane und seiner Familie. Sobald aber Nationalhelfer von uns angestellt wurden, erlahmte solche freiwillige Liebesthätigkeit oder hörte bald ganz auf. Vielleicht war es mit die Wirkung der geschäftlichen Unternehmungen, daß die Leute zu freiwilligen Gaben für die Gesellschaft, abgesehen von den Abendmahlskollekten, die sich eingebürgert hatten, nur recht schwer zu bewegen waren.**)

Während aber unter den Alten der gute christliche Geist noch entschieden die Oberhand hatte, zeigte sich bei uns dieselbe Erscheinung, die man unter gleichen Verhältnissen überall beobachten wird, das aufwachsende Geschlecht wurde ein Geschlecht von — im besseren Falle — kirchlichen Leuten ohne eigenes Leben, wenn nicht von Namenchristen. Die Eltern beobachteten das mit Bangen und fragten wohl, wie es komme, daß unsere Kinder gottesfürchtig seien, ihre ihnen aber Sorgen machten. Wir wurden gebeten, über Erziehung gute Lehren zu geben, und hielten zu dem Ende Versammlungen auch mit den Müttern ab. Die Schule hielt die Kinder in Zucht, aber wenn sie der Schule entwachsen waren, zeigten sich besonders bei den Knaben

*) Gott fügte es so, daß er bei seinem Schwiegervater, dem Häuptling Moreoane, seine Arbeit anfangen konnte, und zwar konnte er nun an dem Berge bauen und lehren, an welchem sein Freund Mafadi gefallen war und sein Grab gefunden hatte. Martinus Sebuschane ist im Jahre 1885 am 22. März von dem Herrn Missionsdirektor Wangemann vor versammelter Synode zum h. Predigtamt ordiniert worden. Seine Station heißt Lobethal.

**) Vergleiche die Tabelle über die Einnahmen Botschabelos, Anhang VI.

Schwierigkeiten. Zogen die Eltern die Zügel der Zucht straff an, so lief der Junge nach Middelburg oder Pretoria, wenn nicht gar nach dem Diamantfelde. Es gab ja dort keine Polizei, welche den Eltern behilflich gewesen wäre, wenn sie den schlechten Sohn hätten zurückholen wollen. Hatten früher, als die ordentlichen Männer nach dem Diamantfelde auf Arbeit gingen, unsere Botschabeloer Leute dort einen sehr guten Namen gehabt, so wurde jetzt das Feld der Zufluchtsort für unsere leichtsinnigsten Burschen. Wir versuchten das Gehen dorthin nach Möglichkeit zu hindern, ließen solche, die ohne Erlaubnis dorthin gegangen waren, Strafe zahlen, wenn sie zurückkehrten, versuchten, dort unseren Leuten einen Aufseher zu bestellen, verlangten Führungszeugnisse, von dem dortigen Missionar den zurückkehrenden ausgestellt, es war so ziemlich alles vergeblich. Wenn ab und zu ein verlorener Sohn reuig zu den Eltern zurückkehrte, waren wir dankbar. Die Mehrzahl derer, die dorthin gingen, war für eine lange Zeit wie verloren zu achten. Dieser Übelstand, daß das Entlaufen renitenter Burschen so leicht war, hinderte die Anwendung der nötigen Zucht der Jugend gegenüber in nicht geringem Maße. Die Eltern fürchteten manchmal Strenge anzuwenden, wenn solche nötig gewesen wäre, damit der Sohn nur im Vaterhause bleibe, und wenn ich die leichtsinnigen Knaben nicht konfirmierte, sahen sie einen leichten Weg, der Schande dieser Strafe zu entgehen. Vor ihren Augen stand, wie ein verlockendes Zauberbild, der weitberühmte Ort mit seinen seltsamen Maschinen und allen Wundern der europäischen Kultur, dort winkte Freiheit und Ungebundenheit, auch hoher Geldverdienst, dort konnte man allen Lüsten den Zügel schießen lassen, ohne daß jemand tadelte, ermahnte, strafte; das war für viele eine zu starke Versuchung, und man kehrte dem Vaterhause und dem Platz mit seiner strengen Zucht den Rücken.

Auf dem Platze selbst bestanden die Gesetze noch in alter Strenge und wurden mit vollem Ernste gehandhabt. Wenn in den Kriegen einzelne Leute den inneren Halt verloren, wenn sie dann in grobe Sünden fielen, so trat die Strafe noch unnachsichtlich ein. Im ersten Halbjahr des Jahres 1880 mußte ich vierzehn Leute vom Platze verweisen, darunter fünf Getaufte, von denen einer sogar Schulze eines unserer Dörflein gewesen war, die meisten hatten sich gegen das sechste Gebot vergangen. Bei den Familienfesten machte sich mit dem steigenden Wohlstand der Mißbrauch des vielbesprochenen Kafferbieres bemerklich. Die Schwierigkeit in der Behandlung der „Bierfrage" besteht darin, daß es ganz leichtes unberauschendes Bier, aber auch stärkeres Bier unter den Eingeborenen giebt. Letzteres ist aber an Stärke immer noch nicht im entferntesten dem Branntwein, ja kaum dem unseres bairischen Bieres gleich. Die Gefahr seines Gebrauches liegt darin, daß das Kafferbier immer in größeren Mengen gekocht und, wenn es in der richtigen Gährung ist, bald ausgetrunken werden *muß*, denn es wird in wenigen Tagen vollständig sauer. Der damit *gegebene Anlaß zur Unmäßigkeit ist es, welcher den Leuten oft eine zu starke Versuchung ist.* Bei Hochzeiten, bei gemeinsamen Arbeiten, denen der Arbeitgeber für die ihm gewährte Hilfe Freibier gab,

was bei der Hitze ganz zweckmäßig erscheint, kamen immer Ausschreitungen vor. Wenn wir beschlossen, es dürfe nur noch schwaches Bier gebraut werden, so half das eine Weile, dann machten die brauenden Weiber, um mit ihrem Produkt mehr Beifall zu finden, das Bier wieder allmählich etwas stärker, und dann fingen bald wieder die alten Klagen an. Ich habe mich immer gefreut, wenn Männer, wie es vorkam, und wie es auch bei Heiden vorkommt, aus freiem Willen dem Genuß des Bieres entsagten, weil sie dadurch der Versuchung zum Mißbrauch desselben entnommen waren, ich habe mich aber niemals dazu entschließen können, zu bewirken, daß aller Biergenuß durch ein Gemeinde- oder Platz-Gesetz verboten wurde. Ich hielt es nicht für richtig, den Leuten den Genuß dieses gesunden Getränkes, welches ihr einziges flüssiges Nahrungsmittel ist, um des möglichen Mißbrauchs willen zu verbieten, sondern sagte den Leuten immer wieder, daß es von ihrem Christentume gefordert werde müsse, daß sie Maß halten lernten. Sie müßten stehen können auch ohne die Krücke des Enthaltsamkeitsgesetzes, und ich hatte doch die Freude zu sehen, daß nicht wenige auch in diesem Stücke zeigten, daß ihr Charakter und Gewissen fest und geheiligt worden sei. Dem Branntwein machten wir indessen solche Konzessionen nicht, sondern hielten darauf, daß den Leuten sein Genuß als unrecht und strafbar erschien. Zum Ankauf von Branntwein war auf der Station keine Gelegenheit, und von außerhalb ist meines Wissens auch niemals welcher eingeschmuggelt worden.

Im Jahre 1880 trat ein sehr betrübender Fall ein. Ein Mädchen des Platzes, verführt durch einen umherziehenden, bei ihrem Vater herbergenden, christlichen schwarzen Vagabunden, gebar in den Gärten außerhalb der eigentlichen Grenzen des Platzes ein Kind und tötete es. Es war die Geburt des ersten unehelichen Kindes in der Gemeinde. Wir lieferten die unglückliche Rebekka der Obrigkeit in Middelburg aus, welche sie einige Zeit im Gefängnis hielt, aber sonst nicht strafte. Jahrelang hat sie die Station nicht mehr betreten, bis sie endlich im Jahre 1887 als reuige Sünderin von ihrer Schande auf Erden durch den Tod erlöst worden ist. Wie die Kriegszeiten manche Übel mit sich brachten, welche Schwachen zum Verderben wurden, so hatten aber auch die tüchtigen gefestigten Leute gerade während dieser Zeiten Gelegenheit zu zeigen, daß eingeborene Christen ihrem Berufe und Namen Ehre machen können. Die Befehlshaber der Freiwilligen, Kapitän Ferreira und Ritter, spendeten ihnen hohes Lob. Major Clarke hatte einige Monate einen anderen Haufen meist junger Männer unseres Platzes befehligt, als er schrieb: „Ihre Leute haben sich als ausgezeichnete, vertrauenswerte Burschen bewiesen," und als fast einhundert Botschabeloer in dem Heere des General Wolseley monatelang gedient hatten, war nicht nur keiner von ihnen gestraft worden, sondern die Leute erhielten von ihren Vorgesetzten das größte Lob. (Siehe die betreffenden Zeugnisse im Anhang Nr. V.) Wie aber die Leute mir selbst noch in alter Treue und herzlicher Liebe zugethan waren, das sollte ich in der schweren Zeit erfahren, die nun über uns hereinbrach, der Zeit der Erhebung der Buren gegen die Engländer.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Bewegung unter den Bauern bis zum Ausbruch des Kriegssturms.

Stillschweigend hatten die Buren die That der Annexion ihres Landes geschehen lassen, sie waren Bürgers dadurch los geworden und warteten ab, was nun kommen werde. Augenblicklich waren sie zufrieden, daß die Sorge um die vielen Schwierigkeiten, unter denen die Republik zusammenbrach, von ihren Schultern genommen war. Nur eine kleine Partei gab es, welche von vornherein unzufrieden war und blieb und mit vollem Bewußtsein der neuen Ordnung der Dinge unversöhnlich gegenüber stand. Zu dieser Partei gehörte fast der gesamte Stamm der Jouberts, in dessen Adern französisches Blut fließt, wodurch ihnen mehr Leidenschaftlichkeit eigen ist, als den meisten anderen ihrer Landsleute. Mit ihnen standen solche, welche, ohne jetzt gerade Beamtenposten zu bekleiden, im Volksrate oder in Kriegszeiten eine Rolle als Führer des Volkes zu spielen gewohnt waren. Und dieser kleinen Partei gelang es, die Masse ihrer Landsleute langsam aber verhältnismäßig schnell genug auf ihre Seite zu ziehen, denn sie stand in der Tradition der Buren, welche von Kind auf gewöhnt sind, in den Engländern ihre nationalen Gegner zu sehen. Sie hatten das eine feste Ziel: Herstellung der Republik unter ihrer eignen Flagge, während die Menge unschlüssig und schwankend war und die englische Regierung in traditioneller Verblendung ohne Fühlung mit dem Volke blieb und gar nicht den Versuch machte wirklichen Einfluß auf das Volk zu gewinnen.

Selbst der berühmte Paul Krüger, welcher das Vertrauen aller Bauern genoß, schien anfänglich nicht ganz unversöhnlich gestimmt zu sein, er bezog sogar Gehalt aus der Kasse der englischen Regierung. Ihm wurde aber von einem Ausschuß, den die Aktionspartei gewählt hatte, der Auftrag zu teil, in Begleitung des Dr. Joriſſen, eines Holländers, der damals Attorney-General, also Beamter im Dienste der Königin war, der aber später eine treibende Kraft des Aufstandes wurde, nach England zu gehen, um dort die Zurücknahme der Annexion zu bewirken. Der englische Kolonialminister empfing die Deputierten äußerst freundlich, erklärte aber, daß an Wiederherstellung der Republik nicht zu denken sei, zumal die große Mehrheit der Bevölkerung zufrieden mit dem jetzigen Zustande wäre. Indessen versprach er, daß alle Wünsche der Bauern in Bezug auf die Verwaltung des Landes berücksichtigt werden sollten, und man schied in solchem Frieden, daß die Abgesandten sich die Reisekosten oder einen Teil derselben von der englischen Regierung selbst bezahlen ließen.

Als Paul Krüger am Ende des Jahres (1877) wieder heimkehrte, fand er freilich, daß seine Auftraggeber mit dem versöhnlichen

Sinne, in dem er in London aufgetreten war, wenig zufrieden waren. Die englische Verwaltung hatte sich Fehler zu Schulden kommen lassen, welche bereits ihre Wirkung zeigten, die aber trotzdem auch später nicht verbessert wurden. Die Buren hatten geglaubt, daß England ihnen unter seiner Flagge volle Freiheit der Selbstverwaltung gewähren würde. Der Wortlaut der Proklamation, die Shepstone bei der Annexion erlassen hatte, ließ sich nicht anders deuten. England hätte sich darauf beschränken müssen, die Exekutive zu handhaben, und hätte unter allen Umständen den Bauern das volle Recht der Gesetzgebung lassen sollen. Aber man war leider kurzsichtig genug, dies nicht zu thun, glaubte, daß der Zusammentritt des Volksrats die Schwierigkeiten nur vermehren werde, und meinte diese leichter überwinden zu können, wenn man auf die Eigentümlichkeit der Bauern und auf ihre Unzufriedenheit möglichst wenig Rücksicht nähme.

Diese Kurzsichtigkeit rächte sich aber bitter. Man machte freilich keine neuen Gesetze, schrieb also auch keine neuen Steuern aus, allein der Bauer sah, daß die Bürgschaft seiner Freiheit gefallen war, und fürchtete schlimmeres für die Zukunft. Außerdem machte man den Fehler, mehrere wichtige höhere Beamtenposten mit Engländern aus Natal zu besetzen, welche nicht nur keinen Einfluß im Lande hatten, sondern schon um ihrer Nationalität willen unbeliebt waren; obenein bestand zwischen Natal und der Republik seit langer Zeit Rivalität, des Handels und der Zölle wegen. Manche dieser Beamten betrugen sich hochmütig, und Bauern mußten in ihrem eigenen Lande mit ihnen durch Dolmetscher verkehren. Sir Theophilus Shepstone aber hatte bald mit den kriegslustigen Sulu so viele diplomatische Arbeit, daß er sieben Monate an der Grenze ihres Landes verweilte, um die Kriegsgefahr zu beseitigen, während welcher Zeit die inneren Zustände, ungeordnet wie sie waren, sich selbst überlassen blieben. Hätten die Buren ihren Volksrat gehabt, so hätten sie ihrer Mißstimmung hier Luft machen und ihre Wünsche hier zum Ausdruck bringen können, so aber entwickelte sich ihr politisches Leben bald wieder unabhängig von der englischen Regierung und nahm mehr und mehr nicht nur eine feindselige Richtung, sondern gar bald auch eine feste Form und selbständige Stellung an.

Um weitere Schritte zu beraten, sagten die Führer der republikanischen (Patrioten-) Partei eine allgemeine Volksversammlung an, welche im April 1878 auf Dornfontein gehalten wurde. Nach ihren Gewohnheiten machte das Besuchen solcher Versammlung den Bauern wenig Schwierigkeiten. Jede Familie verfügt über Wagen und Ochsen, meist auch über ein Zelt. Zeit haben die Leute immer zu Reisen und Besuchen, ohne welche sie es nicht lange daheim aushalten. Für solche Reisen weiß jeder sich augenblicklich auszurüsten und zu verproviantieren. Während der Kriege mit den Eingeborenen hatten sie alle oft monatelang mit Frauen und Kindern in Feldlagern leben müssen, regelmäßig wiederkehrende kirchliche Versammlungen führten sie immer wieder in solcher Weise zusammen, so waren alle gern bereit, auch die politischen Versammlungen zu besuchen, welche nun

in der weiteren Vorbereitung des Freiheitskampfes eine große Rolle spielen sollten.

Diese Versammlungen boten der energischen Patriotenpartei Gelegenheit, ihre Anhängerzahl zu vergrößern und zu schulen. Hier konnten die feurigen Geister die Menge der Gleichgiltigen beeinflussen, hier gewöhnte man sie an Gehorsam gegen die bald thatsächlich eingesetzte Nebenregierung, und jede neue Versammlung war zugleich eine Mobilmachungsprobe, denn die Männer kamen mit Waffen und Munition, um für alle Fälle gerüstet zu sein.

Man hatte vor der Versammlung Listen in Umlauf gesetzt, welche sich für die Freiheit von England und Rücknahme der Annexion aussprachen, sie waren von 6591 Bürgern gezeichnet worden, nur 587 Buren hatten sich für die Annexion ausgesprochen. Wenn auch gesagt worden ist, daß viele noch nicht stimmberechtigte Leute und viele andere nur unter dem auf sie geübten Druck hin ihre Namen dabei eingetragen hätten, so ist doch sicher, daß der weitaus größeste Teil der Buren dadurch seinen Willen ehrlich zum Ausdruck brachte. Die im Lande wohnenden Europäer, deren Zahl immerhin ein- bis zweitausend betragen mochte, schwiegen still, und die Eingeborenen ebenso. Die ungeheure Mehrzahl der letzteren war der englischen Herrschaft entschieden freundlich gesinnt, wurde aber zu ihrem eigenen und des Landes Besten in das Parteigetriebe nicht hineingezogen. Die Versammlung betraute Krüger und Joubert mit der Aufgabe, die Petition der Regierung in London zu überbringen und ihr damit den Beweis vorzulegen, daß die Mehrzahl des Volkes seine Freiheit fordere. Viel wichtiger aber war, daß der alte Volksrat unter dem Namen Volkskomitee zusammentrat, und daß sich von nun an eine vollständige Nebenregierung unter den Augen der englischen Beamten organisierte, welche mehr und mehr über alle Bauern Macht gewann.

Die Abgesandten sprachen in Kapstadt zuerst den High Commissioner, Sir Bartle Frére. Wie später in London, so erhielten sie hier den Bescheid, daß sie unter der englischen Flagge alle Freiheiten haben sollten. „Die englische Flagge aber", so hieß es, „bleibe unwiderruflich über dem Lande wehen!" Worauf der trotzige Joubert die Antwort gab: „Über dem Lande vielleicht, aber nicht über dem Volke! Lieber ziehen wir nördlich in die Wildnis hinein, als daß wir unter englischer Flagge leben!"

Nach ihrer Rückkehr gaben die Deputierten auf der zweiten schnell zusammengerufenen Volksversammlung zu Wonderfontein am 10. Januar 1879 Bericht, wie all ihre Bemühungen gescheitert seien. Diese Versammlung war von 1800—2000 Leuten besucht, während bei der ersten nur 600 anwesend waren. Manche rieten zur Anwendung von Gewalt, aber die klugen Führer wollten Zeit gewinnen, denn sie wollten den weiteren Verlauf der Verwicklungen abwarten, in welche die Engländer mit den Sulu geraten waren. Ein Teil der Buren aber sprach wieder vom Trecken! Schon in der Zeit des *Präsidenten* Bürgers waren Hunderte von Familien in das Innere *gezogen, um dort* meist ein jämmerliches Ende zu finden, jedenfalls *um dort all ihr* herrliches Vieh zu verlieren. Trotzdem rüsteten sich

viele ihnen zu folgen, und es ist nicht unmöglich, daß ein Teil der Führer und mit ihnen die wütendsten Feinde Englands das Land verlassen hätten, und daß der Rest sich mit den neuen Verhältnissen ausgesöhnt hätte, wenn nicht ein unerwartetes Ereignis dazwischen gekommen und die Lage der Dinge mit einem Male eine ganz andere geworden wäre.

Der Sulukrieg brach nämlich in demselben Monat aus, in welchem die letzte Bauerversammlung gehalten worden war, und bald durcheilte das Land die Kunde von der furchtbaren Niederlage der Engländer bei Isandhlana. Der Eindruck, welchen dieses Blutbad machte, war erschütternd. Die Freunde Englands zitterten, die Wankelmütigen beeilten sich, das krachende Schiff englischer Gefolgschaft zu verlassen, und die unversöhnlichen Bauerpatrioten schauten siegesgewiß in die Zukunft. Joubert suchte Sir Bartle Frére in Natal auf, erhielt aber von ihm nur die Zusicherung, daß er selbst nach Transvaal kommen wolle. Er eilte zurück, und bald zogen von allen Seiten die Buren zu Roß und Wagen herbei, um auf Kleinfontein in der Nähe von Heidelberg den englischen Staatsmann zu erwarten. Drei- bis viertausend Menschen waren hier wochenlang versammelt, denn der hohe Herr ließ sich Zeit. Er wartete, bis die englischen Waffen einen kleinen Erfolg aufzuweisen hatten. Endlich kam er, nachdem ein wütender Angriff der Sulu auf ein wohlbefestigtes englisches Lager bei Kambula abgeschlagen war. Im Bauerlager wurde er mit kühler Höflichkeit behandelt, und bei seiner Konferenz mit den Führern am Hennopsrivier (12. April 1879) wurde ihm aufs neue der feste Wille des Volkes ausgesprochen, daß es um jeden Preis die Wiederaufrichtung der Republik verlange. Verschiedene Umstände mögen zusammengewirkt haben, daß man trotzdem noch zauderte, die Waffen zu ergreifen. Wenn die Bauern auch von den Siegen der Sulu mit Freuden hörten, so scheuten sie sich doch wohl davor, mit den Barbaren wider weiße Christen zu Felde zu ziehen; auch mochte die durch die Niederlagen veranlaßte größere Machtentfaltung Englands zur Vorsicht mahnen, denn bald standen fünfzehntausend Mann englischer Truppen im Felde gegen den anfänglich gering geschätzten Feind. Ein Teil der Bauern war auch damals noch allen Gewaltmaßregeln abhold; so wurde denn beschlossen, eine Petition an die Königin zu senden, und damit war aufs neue Zeit gewonnen, ohne daß die nationale Bewegung dadurch zum Stillstand kam.

Inzwischen war Sir Owen Lanyon eingetroffen als neuer Gouverneur Transvaals. Er war ein echter Engländer, der kein Verständnis für die Bauern hatte, dabei ausschließlich Soldat, der es nicht glaubte, daß Bauern gegen reguläre Truppen fechten könnten; er meinte, Strenge und Entschiedenheit werde genügen, die Unzufriedenen einzuschüchtern. So war er gerade der Mann, das Kommen der Entscheidung zu beschleunigen, und ebenso konnten die hochmütigen Reden Lord Wolseleys, der auch bald in Transvaal erschien, nur dazu dienen, den tiefen Groll, der vieler Herzen jetzt bewegte, hell anzufachen. „So lange als die Sonne scheint, wird dieses Land englisches Gebiet sein," verkündete dieser General, und obwohl er,

wie wir sahen, viel Truppen in das Land brachte und Glück im Kriege mit Sekukuni hatte, so wirkten die Folgen der englischen Niederlagen im Sululande noch immer nach; dabei desertierten die englischen Soldaten in Transvaal in Haufen und verübten auf allen Dörfern des Landes so viele Ausschreitungen, daß der Name der englischen Armee auch dadurch noch verunehrt wurde. So kann es nicht Wunder nehmen, daß trotz des Drohens der genannten Herren, noch während Wolseley im Lande Sekukunis weilte, eine neue große Volksversammlung gehalten werden konnte. Am 10. Dezember (1879) waren wieder achthundert Bauern auf Wonderfontein zusammen. Da die Petition an die Königin erfolglos gewesen war, beschloß man jetzt zum ernsteren Handeln überzugehen. Die Anwesenden schworen einen feierlichen Eid, daß sie ihre Regierung, wenn sie wieder aufgerichtet sei, getreu bis an den Tod verteidigen wollten. Man kam überein; daß man nur gezwungen in den Gerichtshöfen des Landes erscheinen wolle, alle Streitsachen sollten durch Schiedsrichter erledigt werden; und weiter versprach man einander, mit englisch gesinnten Leuten den persönlichen und geschäftlichen Verkehr nach Möglichkeit abzubrechen und Steuern nur „unter Protest" zu zahlen.

Bald wurde in England das konservative Ministerium Beaconsfield durch das liberale Ministerium Gladstone ersetzt; das belebte eine Zeitlang die Hoffnung derer, welche glaubten, daß ein friedlicher Ausgleich noch immer möglich sei. Aber auch Gladstone ließ sich gegen Erwarten nicht willig finden, die Annexion des Landes wieder aufzuheben. Trotzdem zog die englische Regierung in unbegreiflicher Verblendung nach und nach fast alle Truppen aus Transvaal zurück, so daß gegen Ende des Jahres 1880 nur 1500—2000 Mann im Lande, und zwar zerstreut in allen Distrikten, standen. Dadurch wuchs der Mut der Bauern; bald zahlten viele keine Steuern mehr, oder erklärten, daß sie unter Protest bezahlten, und als ein energischer Landdrost in Potschefstroom den Wagen eines Bauern (Bezoidenhout), der seine Steuern nur zahlen wollte, wenn der Beamte in der Quittung den Vermerk: „Unter Protest" aufnähme, mit Beschlag belegte und zum gerichtlichen Verkauf ausbieten ließ, griffen (am 11. November 1880) die Bauern zu und führten ihren Wagen mit Gewalt hinweg.

Daß diese Gewaltthat die allerernstesten Folgen haben mußte, daß ihre andere ähnliche Thaten bald folgen würden und somit der allgemeine Ausbruch des Grolles der Patriotenpartei nun nicht mehr abzuwenden sei, war einsichtigen Leuten, welche die Buren kannten, sofort klar. Wir Missionare schauten mit Bangen in die Zukunft, ganz besonders hatten wir Botschabeloer Missionare Ursache, dies zu thun. Wenn man von der politischen Meinung einsam stehender Brüder kaum Notiz nahm, so konnte bei der Lage und Bedeutung unserer Station nichts von dem verborgen bleiben, was wir thaten. Durch Dinkoanyanes Thun, durch den Krieg und durch den Friedensschluß mit Sekukuni waren wir in den politischen Vordergrund geschoben, und bald geschah manches, welches uns in den Augen der Bauern zu eingefleischten Freunden der Engländer stempelte, so daß

mein Name vornan unter den Namen derer genannt wurde, welche die Annexion des Landes verschuldet oder herbeigeführt hätten.

Ich habe erwähnt, wie man meine Reise zu Sekukuni und alles, was ich in Bezug auf die Friedensverhandlungen that, im Lande so deutete, als ob ich im englischen Auftrage und im englischen Solde stehend gehandelt habe. Wenn solche Rede auch eine lügnerische Verleumdung war, so waren wir doch nicht vorsichtig genug, um alles zu vermeiden, was als eine Bestätigung solcher Gerüchte gedeutet werden konnte. Wir waren ja auch im Herzen der Annexion des Landes freundlich gesinnt. Wir hatten unter der Ohnmacht der Bauernregierung schwer zu leiden gehabt. Immer wieder störten Kriege, störte das Trotzen der Heidenfürsten und die an den Grenzen herrschende Unsicherheit unsere Arbeit. Trotz der Abgaben, welche die Leute einiger Stationen zahlten, genossen sie weder Sicherheit vor äußeren Feinden, noch irgendwo wirksamen Schutz gegen Bedrückung von seiten der weißen Leute. Immer wieder mußten wir befürchten, daß unsere blühendsten Stationen, wie Wallmannsthal und Botschabelo, würden aufgelöst und verlassen werden müssen, und zwar auf Grund bestehender oder noch zu machender Gesetze. Wir wußten, daß England es versteht, in allen seinen Kolonien Sicherheit für Leben und Eigentum zu schaffen, und mußten im Geiste die Friedensära willkommen heißen, die nun zu kommen schien. Wenn wir auch Mitgefühl mit den Bauern hatten, welche die Unabhängigkeit ihres Staates verlieren sollten, so mußten wir uns doch sagen, daß die bisher bestehende Mißwirtschaft verdientermaßen die Ursache der Katastrophe sei, und daß es auch für die unzufriedensten blinden Patrioten besser sei, wenn sie sich unter England beugten, als wenn das Land durch die vereinten Kräfte der feindlichen Grenzstämme verwüstet werde. Denn wir Missionare kannten die Gefahr, welche von dieser Seite drohte, zu gut, um nicht mit bitterster Sorge in die Zukunft zu schauen. Cetschwayo konnte seine 35000 geübten Krieger kaum noch zügeln, die nach Beute und dem Ruhm und der Ehre lechzten, die Weißen besiegt zu haben, und Mapoch und Sekukuni waren seine Bundesgenossen. Wenn es diesen furchtbaren Feinden vielleicht auch nicht gelungen wäre, das ganze Gebäude der Republik in Trümmer zu schlagen, so wäre durch einen von ihnen gemeinsam geführten Krieg doch die ganze östliche Hälfte des Landes verwüstet und mit Trümmern und Blut bedeckt worden.

Bei dieser Einsicht in die Lage des Landes mußte ich die Annexion um unseres Werkes, unserer Familien, ja um der Bauern selbst willen mit Freuden begrüßen. Da ich aus meiner Überzeugung kein Hehl machte, wurde mein Name bald im ganzen Lande als der eines Parteigängers der Engländer genannt. Dazu trug auch noch der Umstand bei, daß ich nach geschehener Annexion auf Fort Wilhelm die englische Fahne aufziehen ließ. Nachdem die Annexion vollzogen war und alle Beamten des Landes der neuen Regierung huldigten, lag mir der Gedanke vollständig fern, daß ein Umschwung eintreten könnte. Als Sir Theophilus Shepstone bald darauf Botschabelo besuchte, empfingen wir ihn im Verein mit unseren Leuten höchst

ehrenvoll, und auch bei dieser Gelegenheit zeigten wir engliche Flaggen; und als der Krieg mit Sekukuni aufs neue entbrannte, nahmen Botschabeloer wieder Dienste im Felde, jetzt unter englischen Offizieren, wie früher unter den Bauernkommandanten. Da hieß es, wir unterstützten die englische Regierung. Offiziere der vorbeimarschierenden Truppen pflegten die Station aufzusuchen und zu besichtigen, und wir empfingen sie, wie später den General Wolseley selbst, freundlich und gastfrei; auch kamen die Offiziere der in Middelburg zeitweilig stationierten Kompagnien bei ihren Spazierritten häufig zu uns herüber, und einige ernster gerichtete befreundeten sich dadurch mit uns. So standen nun allzuhäufig die gesattelten Pferde solcher Herren vor unserem Hause, und Bauern, die bei uns vorsprachen, fanden oft diese und andere Engländer bei uns, in deren Gemeinschaft sie sich dann nicht wohl fühlten. Ich selbst aber nahm die Stelle eines Friedensrichters an, welches ein unbesoldetes Ehrenamt war, und leistete der Königin den Eid der Treue. Zu diesem Schritte wurde ich durch den Wunsch bewogen, die neue Regierungsgewalt, welche kräftiger auftrat, von unnötigem, störendem Eingreifen in die Angelegenheiten der Station abzuhalten. Der Friedensrichter konnte Eide abnehmen und im Notfall auf das beeidete Zeugnis hin einen Beschuldigten arretieren lassen, unter Umständen auch, wo kein Landdrost war, selbst Recht sprechen. So nahm ich den mir angetragenen Posten an, um der Station ihre Selbstverwaltung und eigene Gerichtsbarkeit zu sichern; aber die Gegner der englischen Regierung nahmen auch diesen Schritt mir bitter übel.

In solchen erregten Zeiten hat auch die Lüge nur zu freies Spiel. Bei den Buren, denen meist jedes Verständnis für die Maßnahmen europäischer Diplomatie abging, fand sie fruchtbaren Boden. Bald wurde im Lande die Nachricht verbreitet, daß Präsident Bürgers bei seiner Anwesenheit in Europa im Jahre 1874 Transvaal an England verkauft habe, und da ich unglücklicherweise zu derselben Zeit Deutschland besucht hatte, hieß es bald: „Merensky und Bürgers haben das Land damals verraten und verkauft.“ Wenn die Bauern zu ihren Zusammenkünften zogen oder von dort zurückkamen, wurden manche Verwünschungen und Drohungen gegen Botschabelo, besonders gegen mich, laut. Der Platz sollte eingeäschert, die Leute sollten zu Hörigen gemacht, ich selbst sollte erschossen oder gehängt werden, sobald es losgehe.

Wagte ich solchen Drohungen gegenüber auf die Thorheit hinzuweisen, daß Leute, welche die englischen Truppen aus dem Lande treiben wollten, auch mit den Eingeborenen Feindschaft suchten, da doch ein Hineinziehen der Eingeborenen in einen solchen Krieg das Land ruinieren und mit Raub und Brand erfüllen müsse, so wurde solche Äußerung dahin entstellt, daß, sobald die Bauern aufstünden, unsere Leute alle Plätze abbrennen sollten. Unsere Baßuto gerieten durch die beständigen Drohungen in leicht verständliche Aufregung, *besonders* da einer unserer Nachbarn, Gert Viljoen (sprich Viljun), *ein junger, rücksichtsloser* Kerl, der unser wütendster Feind geworden *war, bei den Verschworenen* eine Vertrauensstellung einnahm und be*stimmt war, im Kriege* die Rolle eines Feldkornett zu spielen.

Unter diesen Umständen übten die Bewegungen der Bauern während des Jahres 1880 einen schweren Druck auf uns aus. Hatten wir nach der Besiegung Sekukunis unter dem Jubel der Leute, weil nun die Friedenszeit endlich gekommen sei, eine Mauer, die der Befestigung gedient hatte, niedergerissen und die ihr entnommenen Werkstücke zur Erbauung eines Wirtschaftsgebäudes verwendet, so schauten wir jetzt mit Bangen in die Zukunft, denn die dunkeln Wolken des nahenden Ungewitters standen deutlich und drohend am Himmel. Nur die neu in das Land gekommenen englischen Beamten wollten nicht sehen; sie verachteten die Buren, vor allen that dies Gouverneur Lanyon selbst. Ich hatte ihn manchmal gewarnt und ihm oft gesagt, daß er den Charakter der Bauern nicht kenne; aber noch im November that er bei einer Begegnung gegen mich in fast scherzender Weise die Äußerung: „Habe ich Ihnen nicht immer gesagt, daß diese Bauern niemals losschlagen würden?“ worauf ich ihm antwortete: „Halten Sie Ihr Urteil noch einige Wochen zurück!“ Schon war die Botschaft, daß in Potschefstroom die Ausführung eines Richterspruches durch Gewalt verhindert worden war, von Hof zu Hof getragen, und das Volk war zu einer fünften und letzten Massenversammlung nach Paardekraal gerufen. Vier- bis Fünftausend Bauern waren bald hier versammelt. Der englische Gouverneur hatte durch einen Erlaß, in welchem er erklärte, alle, welche fernerhin an der Bewegung teilnehmen würden, als „Rebellen“ behandeln zu wollen, dafür gesorgt, daß alle diese Tausende von Männern mit fester Entschlossenheit bereit waren, nun Thaten reden zu lassen. Und so geschah es. Der vor einem Jahre gefaßte Beschluß, die Regierung der Republik wieder in das Leben treten zu lassen, wurde ausgeführt. Am 13. Dezember eröffnete Paul Krüger eine „außergewöhnliche Sitzung“ des Volksrats als Präsident der Republik, und ihm traten Piet Joubert und der frühere Präsident Martinus Pretorius zur Seite, um mit ihm als „Triumvirat“ den Gang der Dinge zu leiten. Die Wiederaufrichtung der Republik wurde proklamiert und Piet Joubert zum Höchstkommandierenden ernannt. Drei „Kommandos“ waren augenblicklich organisiert. Eins wandte sich nach Potschefstroom, um dort das Drucken der Proklamation zu beschirmen. Major Clarke hielt hier das Regierungsgebäude mit einer Handvoll englischer Freiwilligen besetzt. Am Morgen des 16. begannen an diesem Ort die Feindseligkeiten, und Clarke mußte nach zwei Tagen, da das Strohdach des Hauses, in dem er sich verbarrikadiert hatte, angezündet wurde, die weiße Flagge aufziehen. Ein zweites Kommando wendete sich nordwärts, um das vierundneunzigste Regiment aufzuhalten, welches auf dem Marsche von Lydenburg nach Pretoria begriffen war; ein drittes zog in Heidelberg ein. Diesen Ort wählte die Regierung der wiedererstandenen Republik zu ihrem Sitz, und hier wurde am 16. Dezember die Flagge der Republik aufs neue entfaltet, an dem Tage, an welchem vor einundvierzig Jahren die Bauern den Anfall der Suluarmee auf ihr Lager am Blutfluß glücklich abgeschlagen und den Feinden eine schwere Niederlage bereitet hatten. Gott aber, der damals mit ihnen gewesen war, wollte ihnen auch diesmal den Sieg über einen noch mächtigeren Gegner schenken.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Freiheitskampf der Buren.

Mitte Dezember zog ein englisches Detachement, bestehend aus dem Stabe und zwei Kompanieen des vierundneunzigsten Regiments, zusammen nur 230 Mann stark, bei Botschabelo (durch Middelburg) vorüber. Der Kommandeur, Kolonel Anstruther, welcher vom Kriege im Bapedilande her mit mir bekannt war, schickte uns eine Einladung zu, wir sollten hinüber nach Middelburg kommen und uns den seltenen Genuß verschaffen, Musik zu hören, es sollte nämlich die Regimentskapelle spielen. Im Blick auf den drohenden Ausbruch des Ungewitters unterließen wir es, dieser Einladung zu folgen, und besuchten lieber eine angesehene Bauerfamilie, um uns hier über die Lage der Dinge zu unterrichten. Es lag eine schwüle Luft über dem ganzen Lande. Die Söhne unserer Freunde waren zu dem auf Paardekraal sich sammelnden Bauerheere gestoßen, und der alte Gert hatte eben dem Lager des vierundneunzigsten Regiments am Olifantsflusse einen Besuch abgestattet, wie man bald merkte, im Auftrage der Bauerführer, um zu kundschaften, wie stark der Trupp sei. Der Alte lebte in Erinnerungen an die vergangenen Tage, in denen er an Natals Küste und später bei Boomplaats im Freistaat mit den Engländern gefochten hatte. Wir hatten uns in der letzten Zeit möglichst still verhalten, damit wir im Falle des Ausbruchs nicht sofort in die Feindseligkeiten mit verwickelt würden. Alles hatten wir vermieden, was einer politischen Demonstration ähnlich sah, und hatten die freundschaftlichen Beziehungen, in denen wir zu vielen Bauerfamilien standen, wieder mehr gepflegt. Freilich gab ich auch jetzt noch der Hoffnung Ausdruck, daß es zum schlimmsten nicht kommen werde, fügte aber hinzu, daß ich im Fall des Krieges gern bereit sein würde, Verwundete in Botschabelo aufzunehmen und zu behandeln.

Zu diesem Verhalten den Bauern gegenüber nötigte uns die Klugheit, denn wir sahen voraus, daß bei dem gänzlichen Mangel an aller Vorsicht von seiten der Engländer und bei dem Mangel an Truppen von einem Schutze nicht die Rede sein könne, sondern daß im Falle eines Ausbruches voraussichtlich das ganze Land mit einem Schlage in den Händen der Bauern sein werde. Wirkliche Sympathie konnte ich dem Vorhaben der Bauern auch damals noch nicht entgegenbringen. Es schien mir zu sehr der Gerechtigkeit und Wahrheit zu widerstreiten, daß sie sich am 12. April 1877, als das Land am Rande des Abgrundes stand, die Annexion hatten ruhig gefallen lassen, daß sie von dem späteren Einmarsch englischer Truppen Vorteil gezogen und sich bereichert hatten, und daß die Engländer, nachdem sie das Land mit Gold überschwemmt, die Verwaltung geordnet und *die Feinde des Landes*, die Sulu und Sekukunis Stamm, unter ungeheuren Opfern an Geld und Menschen besiegt hatten, zum Dank nun aus dem Lande hinausgeworfen werden sollten. Der Bauer

setzte sich über alle Bedenken mit der Äußerung hinweg: „Ich habe die Engländer nicht gerufen, habe sie nicht ersucht, das für mich zu thun!“ Oft wurde dann noch hinzugefügt, daß auch ohne Englands Eingreifen die Verhältnisse des Landes sich wieder gebessert haben würden, welche Behauptung allerdings mit Recht bestritten werden konnte. Trotz aller Vorsicht wurden wir aber doch in die Vorbereitungen zum Kampf hineingezogen. Die Bewohner Middelburgs faßten den Beschluß, ihr Dorf im Falle des Krieges gegen die Bauern zu verteidigen. Der Landdrost, Herr von Brandis, ein früherer hannoverscher Offizier, bat um Arbeiter, er wolle für Frauen und Kinder Zufluchtsorte herstellen. Da unsere Leute gemietet wurden, redete ich ihnen selbst zu, den bedrängten Freunden eine hilfreiche Hand zu bieten, obwohl es besser und richtiger gewesen wäre, wenn wir jeden Schein von Parteinahme vermieden hätten. Vierzig Mann gingen am 21. Dezember hinüber, und ich selbst wollte am Mittage eben mein Pferd besteigen, um auf dem Dorfe Nachrichten über den Stand der Dinge einzuziehen, als mein treuer Küster Jan mit der Meldung zu mir ins Zimmer trat, daß das Detachement des Kolonel Anstruther, etwa acht deutsche Meilen von Botschabelo entfernt, an Bronkorsspruit*) von den Bauern überfallen und vollständig auf-

*) Bronkorsspruit, Brunnenkressenbach, heißt der Ort, an welchem dieses erste Gefecht stattfand. Kolonel Anstruther hatte einige Tage vorher aus Pretoria Ordre erhalten, in Gefechtsordnung zu marschieren, da er wahrscheinlich angegriffen werden würde. Diesen Befehl beachtete er aber wenig. Am 19. Dezember sahen die Engländer einige Truppe berittener Bauern über das Feld ziehen, hielten sie aber nicht für Feinde, sondern meinten, das seien Leute, die zu der Versammlung nach Paardekraal gingen. Als am Morgen des verhängnisvollen zwanzigsten Dezember das Lager abgebrochen wurde, warnte ein Schwarzer den Kolonel, er solle auf der Hut sein, die Bauern lägen an der Straße im Hinterhalt, man achtete indessen der Warnung nicht. Der englische Befehlshaber kannte die Buren nicht, er glaubte nicht, daß die Leute, welche von Zeit zu Zeit bei ihm vorsprachen, ein Glas Branntwein annahmen, oder sich von seinen Soldaten Tabak für ihre Pfeife geben ließen, Böses wider ihn im Schilde führen sollten. Zwischen den Plätzen von Vermaak und Prinslo zieht sich an einem Bergrande in sonst offener Gegend ein kleines, ziemlich lichtes Dornenwäldchen hin. Von diesem Wäldchen gedeckt, hatten die Buren an der Seite der Heerstraße Aufstellung genommen. Ruhig zogen die Engländer ihres Weges, das Musikcorps marschierte an der Spitze, eine lustige Weise spielend, dahinter kam ein Trupp Soldaten, dann die lange Reihe von einigen dreißig Ochsenwagen, als plötzlich der Ruf ertönte: „Hier sind die Bauern!“ Das Musikcorps hörte den Ruf nicht und marschierte im Angesicht des Feindes fröhlich blasend eine Strecke weiter. Während ein Parlamentair der Bauern dem Kolonel einen Brief überreichte, in welchem ihm mitgeteilt wurde, daß die Republik proklamiert sei, und er aufgefordert wurde, nicht einen Schritt weiter zu marschieren, umringten die Bauern, welche etwa 500 Mann stark waren, das kleine Häuflein der Engländer, welche ihrerseits trachteten, in Formation zu kommen und die Wagen in Lager zu schieben. Als Kolonel Anstruther den Bauern mit lauter Stimme die Antwort erteilt hatte: „Ich habe Ordre, nach Pretoria zu marschieren, und ziehe weiter, thut, was ihr wollt,“ und seinen Leuten Befehle erteilte, setzte die erste Salve der Bauern sofort so ziemlich die Hälfte der englischen Soldaten außer Gefecht, die anderen legten sich ohne weitere Deckung nieder und unterhielten etwa zwanzig Minuten lang ein schwaches Feuer, bis der schwerverwundete Kolonel die weiße Flagge zeigte. Nach Einstellung des Feuers benahmen sich die Bauern gegen die Gefangenen würdig und gegen die Verwundeten liebreich. Man ließ einige Gefangene sogar nach Pretoria gehen, um von dort ärztliche Hülfe zu holen, gab auch den Verwundeten alles, was ihre Lage erleichtern konnte. Alle Wagen, Waffen,

gerieben sei. In Middelburg hatte man die Nachricht auch bereits erhalten, inmitten eines Haufens von Loyalisten mit schreckensbleichen Gesichtern stand ein Mann und berichtete über den furchtbaren, unerwarteten Ausgang dieses ersten Zusammenstoßes zwischen Bauern und Engländern, berichtete, daß die Bauern heranzögen, und nannte einige Dorfbewohner und mich selbst als solche, denen die Sieger den Tod geschworen hätten. Der Eindruck, den das Unglück der Engländer machte, war überall ein gewaltiger. Allen Einsichtigen war es klar, daß Transvaal für England verloren sei, denn jeder konnte es sich sagen, daß, wenn es den Bauern mit Verlust von zwei Mann möglich sei, zwei englische Kompanieen im offenen Felde zu vernichten, die englischen Truppen unbrauchbar in diesem Lande sein müßten, und daß eine Zurückeroberung des Landes durch England nur unter den ungeheuersten Verlusten möglich sei, vor denen es zurückschrecken werde. In Middelburg dachte niemand mehr an Widerstand; der Landdrost war eifrig bemüht, die Schutzwehren abbrechen zu lassen und das Amtsgebäude wieder in den früheren Zustand zu versetzen. Einige englische Herren, welche ihrer gegen die Buren geführten, trotzigen Reden wegen mit Recht besorgt waren, rüsteten sich zu schneller Flucht nach Natal, die sie auch in der folgenden Nacht ausführten.

Obwohl wir längst beschlossen hatten, in Botschabelo neutral zu bleiben und uns in den Krieg nicht hineinziehen zu lassen, so lag es doch schwer auf meinem Herzen, daß wir bei der gegenwärtigen Lage des Landes ohne irgend welchen Vorrat von Munition waren. Wie leicht konnten unsere alten Feinde, die Matebelen, bei dem gegenwärtigen Zustande des Landes einen Anfall auf uns wagen, oder es konnte ein Haufe solcher Bauern, die uns in den letzten Jahren so oft Tod und Verderben zugeschworen hatten, einen Angriff auf uns machen, so ungerechtfertigt er auch scheinen mochte. Man konnte nicht wissen, ob nicht eine allgemeine Anarchie die nächste Folge der Ereignisse sein werde. So erbat ich mir von dem Landdrosten die wenigen Gewehre und einige Munition, die er für die englische Regierung aufbewahrte; die holten unsere Leute in der Nacht herüber. Bald darauf schickte er mir heimlich Nachricht, er sei wegen dieser That in großer Not und Gefahr, denn die heranrückenden Buren wären genau unterrichtet über den Vorrat an Waffen, den er gehabt habe. Ich antwortete, daß die Gewehre nebst Zubehör an Munition in der nächsten Nacht Punkt 12 Uhr an seines Hauses Mauer bei der Thür stehen würden, und unsere jungen Leute führten den gefährlichen Auf-

---

Munition, sowie die Regimentskasse fielen in die Hände der Bauern, das Fahnentuch hatte ein englischer Sergeant von der Stange gerissen, sich um den Leib gebunden und hatte sich dann damit nach Pretoria schicken lassen. Von den Engländern waren 86 Mann tot und 83 verwundet, der Rest ihrer Leute war gefangen, man entließ die Gefangenen bald nach Natal unter dem Versprechen, daß sie in diesem Kriege nicht *gegen die Buren* fechten wollten. Die Bauern hatten einen Toten und fünf Verwundete, *von denen noch* einer seinen Wunden erlegen ist. (Der Verlust der Engländer *an Toten ist nach* den Zahlen gegeben, die ich selbst den auf den Gräbern an *Bronkorsspruit errichteten* Gedenktafeln entnommen habe.)

trag, das Gewünschte hinüberzutragen, auch glücklich aus, so daß der bedrängte Mann seiner Sorge enthoben war.

Inzwischen herrschte auf der Station nicht geringe Aufregung. Die oft gehörten Drohungen der Bauern waren in aller Gedächtnis. Arbeitsleute, die nach ihrer Heimat in Sekukunis Land zurückeilten, kamen truppweis bei uns durch. Ihre Berichte über das Heranziehen der Bauern vermehrten die Erregung. Sie waren gewarnt worden, bei uns zu schlafen, denn man wolle erst mit uns und dann erst mit Middelburg abrechnen. In der Überzeugung, daß die Bauern kein Interesse daran haben könnten uns anzugreifen, wenn wir uns jeder Provokation enthielten, ließ ich in unserer Druckerei schnell eine kurze Bekanntmachung in holländischer Sprache drucken, des Inhalts, daß die Gerüchte, es würden unsere Leute Farmer überfallen und Häuser in Brand stecken, Lügen seien, und sorgte für Verbreitung dieser Friedenserklärung unter unseren Nachbaren. Am Abend des 22. Januar brachte ein Eingeborener mir einen Brief, der von einem Feldkornett unterzeichnet war. Im Namen des Kommandanten Franz Joubert, des Siegers von Bronkorsspruit, wurde mir Mitteilung von dem Vorgefallenen gemacht und mir aufgegeben, daß ich mich „still und ruhig" verhalten solle. Zugleich enthielt der Brief die Bitte, daß ich über unsere Stellungnahme mich aussprechen wolle. Mir war es sehr lieb, daß es mir auf diese Weise ermöglicht wurde, schriftlich und offiziell zu erklären, wir wollten uns in den Streit, der zwischen den Bauern und der englischen Regierung entbrannt sei, nicht einmischen. Wir hätten früher der Bauernregierung, dann der englischen Regierung den schuldigen Gehorsam erwiesen, und hätten nur den einen Wunsch, in Frieden auf unserer Station leben zu dürfen.

An demselben Abend waren zwei Bauern in das Dorf Middelburg gesprengt und hatten dem Landdrosten den Schlüssel zu dem Amtsgebäude abgefordert. Tags darauf zog das Kommando in das Dorf, und bald wehte die Flagge der Republik an dem Stock, an welchem eine Zeitlang die englische Flagge siegesgewiß ihre Farben gezeigt hatte. Als die Schüsse zu uns herübertönten, mit denen die Buren ihre Flagge salutierten, bemächtigte sich unseres Volkes aufs neue eine gewaltige Aufregung. Ich hatte streng befohlen, daß niemand es sich einkommen lassen sollte, auf die Bauern zu schießen, wenn sich welche zeigten, und hatte Passivität selbst für den Fall befohlen, daß etwa einer von uns erschossen würde. Missionar Trümpelmann, der nach dem Dorfe ritt, wurde aber dort freundlich empfangen und brachte die Nachricht zurück, daß unsere Erklärungen wohlwollend aufgenommen seien und als zufriedenstellend angesehen würden.

Ich hatte damals auch unter den Bauerpatrioten des Dorfes einen wirklichen Freund, einen Mann, der vielen Einfluß besaß. Bis vor kurzem war er mir feindlich gesinnt gewesen, denn ich hatte es einst für meine Pflicht gehalten, gegen seine Anstellung als Landdrost einzutreten, deshalb erwarteten wir von ihm nichts Gutes, wenn wir an den Ausbruch des Krieges dachten. Aber wenige Wochen vorher wurde dieser Mann durch einen Wagen schwer verletzt. Das ge-

schädigte Bein schwoll und eiterte, und der Schaden wurde trotz aller Hilfe und Ärzte immer schlimmer. Endlich, als die Not aufs höchste gestiegen war, kam ein Bote mit einem Briefe, in welchem ich gebeten wurde, zu kommen und zu sehen, ob ich noch etwas thun könne. Es stand ein schweres Gewitter am Himmel, aber ich ritt gern hinüber, unbekümmert um Sturm, Blitz und Regen. Als ich an der Furt vor dem Dorfe anlangte, war der Fluß so heftig angeschwollen, daß ich ihn zu Pferde nicht passieren konnte. Ich entkleidete mich und schwamm hinüber. Drüben standen die Söhne des Kranken und geleiteten mich in ihres Vaters Haus. Der saß im Bette aufgerichtet, hatte Thränen in den Augen und sagte: „Das werde ich ihnen nie vergessen, daß sie sogleich gekommen sind, daß sie das Unwetter nicht achteten und noch durch den Fluß schwammen, um mir zu helfen.“ Gott gab es, daß das Bein besser wurde; der Mann war bald außer Gefahr, und er hat treulich Wort gehalten, denn wenn uns während der furchtbaren Kriegsmonate kein Leid geschah, so hatten wir das zum guten Teile der Dankbarkeit des Herrn Koetzee, meines nunmehrigen Freundes, zu verdanken.

Als ich am Freitag dieser ersten schweren Woche selbst nach Middelburg ritt, um mich den Bauern zu zeigen, war ich nur von meinem kleinen Sohne begleitet. Von manchen Bauern wurde ich freundlich begrüßt, andere blickten finster und grüßten mich mit Ostentation in englischer Sprache: „Good day, Sir.“ Ein junger Mann hielt mir wie unabsichtlich eine Zeitlang die Mündung seines Gewehres vor die Brust.*) Ich konnte mich aber unbehindert wieder nach Hause begeben. Meine Leute waren nicht wenig erfreut, als sie mich glücklich zurückkehren sahen; und als ich sah, wie meine lieben Kinder, welche die Angst der Leute geteilt hatten, mir entgegengelaufen kamen, und als mein liebes Weib mich bewegt begrüßte, stahlen sich auch mir ein paar Thränen aus den Augen.

Das liebe Weihnachtsfest kam, und wir umstanden, wie sonst an diesem Feste, den Christbaum, sangen unsere Lieder dem Weihnachtskinde zu Ehren und hatten das Evangelium wie sonst zu unserer Herzen Trost, allein es lastete doch die Sorge wie ein Alp auf unseren Herzen, und mit Bangen richteten sich unsere Gedanken auf die Zukunft. Bald kam neuer Grund zur Unruhe. Auf dem Dorfe hatte man einige Engländer in das Gefägnis gesetzt, und junge Bauern hatten gedroht, daß auch ich gefangen werden sollte. Unsere Leute waren tief erregt. „Wir lassen unseren Vater nicht fangen,

*) In diesen Tagen wurden einige Morde an Engländern verübt. In Lydenburg beging ein Mr. Green die Unvorsichtigkeit, ehe die Feindseligkeiten ausgebrochen waren, an das Kamp der Engländer heranzureiten, um einige Worte über die Mauer hinweg mit dem Kaplan zu wechseln, er wurde gleich darauf von einem Bauer ohne kriegsgerichtliches Urteil niedergeschossen. Auf zwei der gefangenen englischen Offiziere, welche nach dem Brystaat gehen sollten, wurde gefeuert, als sie den Baalfluß durchfuhren und *einer (Kapitän Elliot)* getötet. Der Knecht eines Kaufmanns, dessen zwischen Potschefstroom und Pretoria gelegenen Laden man plünderte, wurde erschlagen. Das Triumvirat *war sich dessen bewußt*, wie sehr solche Vorkommnisse die Sache der Republikaner *schädigen mußten, und trat* energisch dagegen auf.

lieber fechten wir: sollen die Heiden uns verspotten, daß wir unseren Vater nicht schützen können und wollen?" Wir schickten zwei Boten nach dem Dorfe, die sollten bei einem Bekannten sich erkundigen, was an den Gerüchten Wahres sei. Obwohl wir sie anwiesen, bei Tage hinüberzugehen, hatten sie gewartet, bis es dunkelte. Sie traten in die Küche des englischen Hauses, und die Hausfrau sagte dem Hausherrn von ihrem Kommen. Bei dem aber saß ein Bauerfeldkornett, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als die beiden zu verhaften und in das Gefängnis zu werfen. Dazu erhielt ich am zweiten Feiertage einen Brief von dem General Piet Joubert, der nicht geeignet war, unsere Herzen zu erleichtern, da er folgendermaßen lautete:

„In dieser ernsten Zeit beehren wir uns, da wir Ihren Einfluß unter den Kaffern kennen, der sich im Jahre 1876*) deutlich gezeigt hat, Ihnen die Mitteilung zu machen, daß wir nun von Ihnen erwarten, daß Sie Ihren Einfluß unter den Kaffern dazu anwenden, sie still zu erhalten. Sie müssen sie versichern, daß die Republik sie ehrlich und gerecht behandeln, alle Häuptlinge auf ihren Plätzen lassen und alle Kaffern, die unter den Weißen dienen, beschirmen wird. Wenn irgend ein Stamm in Ihrer Nachbarschaft und unter Ihrem Einfluß, Sebetiele oder andere Unterhäuptlinge, sich dazu verführen lassen, gegen uns zu streiten, werden wir Sie persönlich verantwortlich machen. Der größeste Teil unseres Landes ist wieder in unserer Gewalt. Potschefstroom, Heidelberg, Middelburg haben wieder die Flagge der Republik aufgezogen. Von Ihnen wird erwartet, daß Sie dasselbe in Botschabelo thun."

Der Inhalt dieses Briefes war allerdings geeignet, mich und die Meinen zu beunruhigen. Ich säumte nicht, augenblicklich zu antworten. Gern versprach ich, daß ich, soweit mein Einfluß gehe, die Eingeborenen von jeder Einmischung in den Krieg abhalten wolle, und daß ich dies zunächst in Bezug auf die Einwohner meiner Station thun werde, dann fuhr ich fort: „Aber ich protestiere auf das bestimmteste im Namen von Gerechtigkeit und Billigkeit dagegen, daß man mich persönlich für das will verantwortlich halten, was Kaffern thun, über welche ich nicht die geringste Autorität habe oder die geringste Herrschaft ausübe, und auf welche ich nicht einmal den geringsten Einfluß habe." In Bezug auf die Flagge bemerkte ich, daß weder ich noch mein Volk es verhindern würden, wenn die Flagge der Republik durch berufene Autoritäten bei uns aufgezogen werden sollte.

Aber der Ton dieses Briefes und die Gefangennahme meiner beiden Leute ließen es mir wünschenswert erscheinen, mit den nächsten Bauerführern wieder persönlich zu verhandeln. In Middelburg herrschte jetzt große Aufregung. Alt und jung patrouillierte bewaffnet umher. Vor dem Amtsgebäude wehte die Flagge der Re-

*) Ist wohl eine Anspielung auf den Verdacht, der im Lande bei den Buren herrschte, daß im Jahre 1876 Dinkoanyane und Sekukuni durch mich zum Kriege gegen die Republik bewogen worden seien, damit die Engländer die Notlage des Landes zu ihren Zwecken ausnutzen könnten.

publik, von vielen Männern umstanden. Einige riefen: „Scheint die Sonne noch? Wo ist General Wolseley?“ Augenscheinlich war ein gut Teil Begeisterung oder Fanatismus vorhanden. Mir fiel deshalb eine schwere Sorge vom Herzen, als ich erfuhr, daß ein Freund von mir, der milde und verständige Piet Steyn, als kommandierender General eingetroffen sei. Ich durfte hoffen, daß durch dieses Mannes Einfluß die Station vor dem Äußersten bewahrt bleiben würde. Er war auch freundlich gegen mich, sagte, daß er die Distrikte Middelburg und Leidenburg zu verwalten habe, und daß er hoffe, seine Aufträge ohne weiteres Blutvergießen ausführen zu können. Paul Krüger habe ihm Milde anbefohlen, er solle ihrer Sache Freunde gewinnen. Ein Haufe sollte ausmarschieren. Drei Befehlshaber standen auf einer Mauer und hielten Ansprachen. Der eine redete fanatisch von der Unterdrückung, unter der sie geseufzt hätten, der andere in frommen Worten, daß sie nur auf Gottes Hilfe bauten, dann Piet Steyn ruhig und sachgemäß; er versprach auch den englisch Gesinnten Schutz, wenn sie sich still verhalten wollten. Als ich sah, daß die „englisch Gesinnten“ mit bleichen Gesichtern stumm zuhörten, nahm ich in ihrem Namen das Wort, dankte dafür, daß man uns Neutralität gewähren wolle, und ermahnte meine Gesinnungsgenossen, diese Neutralität ehrlich zu bewahren. Nachdem der bewaffnete Haufe in der Richtung nach Lydenburg abgezogen war, hatte ich ein Verhör vor dem Kriegsrat zu bestehen. Ich sollte Auskunft geben, weshalb ich die „Spione“ nach dem Dorfe geschickt hätte, die man gefangen habe. Meine Antwort war, daß ich häufig, wenn ich etwas wissen wolle, meine schwarzen Ohren schicke. Meine Leute wären außer sich gewesen, weil sie gehört hätten, daß ich solle gefangen genommen werden. Sie wollten Frieden halten, aber wenn mir etwas zu Leide gethan würde, wollten sie kämpfen. Ich hätte deshalb Erkundigungen einziehen wollen, um sie zu beruhigen. Der General setzte sich hierauf in Positur, nahm eine gewichtige Miene an und erklärte mir, daß ich unter dem obwaltenden Kriegszustande solche Erkundigungen nur bei dem Kommandanten des Dorfes einziehen dürfe, ich hätte einen „allzu großen Fehler“ gemacht, ob ich das einsähe. Gern erkannte ich den „allzu großen Fehler“ an und gelobte möglichste Besserung. Das hatte zu meiner nicht geringen Freude den Erfolg, daß der gute alte Herr äußerte, er sei mit meiner Aussage zufrieden, denn sie stimme genau mit der Aussage der beiden Gefangenen, es stecke nichts weiter hinter der Sache, und daß er seinem Feldkornett den kurzen Befehl erteilte: „Christian, laß die Kaffern raus!“, dem dieser langsam und etwas brummig gehorchte, weil er wahrscheinlich nicht begriff, weshalb die Schwarzen nicht wenigstens eine Tracht Prügel erhalten sollten. Nachdem diese Angelegenheit erledigt war, wurde ich gefragt, ob ich die Fahne der Republik auf Fort Wilhelm aufziehen wolle, worauf ich klar und deutlich die Antwort gab: „Nein, das thue ich nicht!“ als ich aber *die verwunderten* Mienen der Offiziere und die drohenden Mienen *der Bauern sah, fügte* ich bald die Worte hinzu: „Ich kann es nicht *thun, ich habe der Königin* Treue geschworen; aber ich werde keinen

Widerstand leisten, wenn Sie bei uns Ihre Flagge aufziehen." Wir schieden friedlich, nachdem mir noch gesagt war, daß von unseren Stationsleuten eine Anzahl aufgerufen werden würde, um das Vieh der Bauern auf den von den Männern entblößten Farmen zu hüten. Gott hatte den alten Piet zu rechter Zeit nach Middelburg geschickt.*) Leider mußte er nach Lydenburg ziehen, und der Posten eines Kommandanten von Middelburg wurde von einem Manne eingenommen, welcher weniger fest und dabei mißtrauisch gegen uns war, der deshalb auch unser Vertrauen nicht gewinnen konnte. Wir waren deshalb bald aufs neue von schwerer Sorge erfüllt, ob es möglich sein würde, einen Zusammenstoß zwischen unseren Leuten und den Bauern zu vermeiden. Die Sorge war um so schwerer, weil uns klar war, daß ein Gefecht zwischen uns und den Bauern das Signal gewesen wäre zu einem Losbruch der meisten Kafferstämme in der Republik zu Gunsten der Engländer. In der Gegend von Rustenburg und Pretoria weigerten sich die Eingeborenen, aller Drohungen der Buren ungeachtet, ihnen irgend welche Hilfe durch Stellen von Dienstleuten und Schlachtvieh zu leisten. Als bei drohendem Ausbruch von Feindseligkeiten Paul Krüger intervenierte, wurde er von einem Häuptling zu Boden geschlagen. In unserer Nähe war Mampuru, der den Engländern seine Einsetzung als Häuptling über das bei dem früheren Gerlachshoop angesiedelte Volk von Moßecho verdankte, am meisten geneigt loszuschlagen; er hörte aber auf meine Warnungen und hielt sich still. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die englischen Befehlshaber selbst von Pretoria aus den Eingeborenen wieder und immer wieder Neutralität anbefahlen. Das war richtig und rechtschaffen gehandelt, durfte aber auch nicht anders sein, weil ein Aufstand der Eingeborenen unsägliches Unheil über das Land verbreitet hätte, denn die Waffe der Eingeborenen ist Viehraub und gelegentlicher Mord. Nach Botschabelo schauten aber viele Häuptlinge, die bereit waren, unserem Beispiele zu folgen. Auch für die Bauern war es mithin von der allergrößesten Bedeutung, wie wir uns verhielten, denn es ist kaum zweifelhaft, daß ein Aufstand der Eingeborenen es ihnen unmöglich gemacht hätte, die Grenzen des Landes gegen andringende englische Kolonnen zu verteidigen. Zu viele ihrer Mannschaften wären verhindert gewesen, ihre Familien zu verlassen, wenn Unsicherheit innerhalb des Landes geherrscht hätte. So hätten sie alles vermeiden sollen, was geeignet war, die Aufregung unter unseren Leuten zu

*) Ich schrieb bald von Botschabelo aus an den General einen Brief, dankte ihm darin für sein ruhiges und gerechtes Auftreten und sprach meine Hoffnung aus, daß er ohne Blutvergießen seine Zwecke erreichen werde, und teilte ihm mit, daß ich Missionar Bauling in Lydenburg geschrieben habe, er möge das Seine thun, daß auch dort die Stationsbewohner sich still verhielten, und daß ich wegen des Stellens von Dienstleuten nähere Ordre erwartete. Meine Absicht war, den General zu ermutigen, auch fernerhin gerecht und ruhig gegen die englisch Gesinnten zu handeln und etwas für unsere Station Lydenburg zu thun. Der Brief hat gute Wirkung gethan, General Steyn blieb uns freundlich und behandelte die Engländer im Dorfe Lydenburg gut. Vergleiche John Nixon Story of Transvaal, S. 231; hier heißt es von Lydenburg: The inhabitants were treated very well by the Boer commandant Mr. P. J. Steyn *and had nothing to* complain of.

vermehren, aber leider war jener Gert Viljoen, unser schlimmer Nachbar, welcher so oft unser Volk durch Drohungen beunruhigt hatte, zum Feldkornett ernannt worden. Dieser Mann kam bald, um bei uns Pferde zu requirieren, und betrat mein Haus mit der unverschämtesten Miene, das gespannte Gewehr in der Hand haltend. Das vertrugen meine treuen Leute nicht. „Der Mann kann seine Drohungen wahr machen," hieß es, „er kann unseren Vater erschießen, und wenn wir von der That hören, ist er bereits auf seinem Pferde und sucht das Weite." Sie stellten deshalb eine Wache vor mein Haus. Zehn bis Zwanzig Mann lagerten Tag für Tag im Schatten der Bäume vor der Thür meiner Studierstube, und als der böse Gast wieder erschien, nahmen sie ihm mit zudringlicher Höflichkeit das Pferd und das Gewehr ab, wobei er in solche Bewegung geriet, daß ihm der Hut vom Kopfe fiel. Das nächste Mal gab er das Gewehr den Wächtern von selbst. Auch in der Nacht ließ man mich nicht allein, sondern es schliefen Bewaffnete in den Außenkammern unseres Hauses. Treulich haben so die lieben Schwarzen wochenlang mein Haus behütet, bis mich Gottes Hand in das Lager der Bauern führte.

Auch das Aufhissen der Flagge ging ohne Störung von statten. Der Kommandant von Middelburg kam mit Gefolge herüber und fragte nach dem Flaggenstock. Ich wies nach dem Turme unseres Forts. Der Flaggenträger stieg hinauf, gefolgt von einem unserer Leute, und bald erschien da oben die Flagge der Republik. Auf Verlangen sammelten sich etwa fünfzig unserer Männer, denen der Kommandant eine beruhigende Ansprache hielt, aber nur mit Mühe konnten wir einige von ihnen bewegen, seinem Wunsche, daß die Flagge salutiert werden sollte, nachzukommen; es wurden etwa zehn Schüsse abgegeben.

Hoch stieg aufs neue die Erregung, als am Neujahrstage die Nachricht eintraf, daß fünf unserer Wagen, welche für unseren Laden Kaufmannsgüter aus Natal heraufbrachten, am Vaalfluß von den Bauern genommen und Güter, Wagen und Ochsen von ihnen als Prise erklärt worden seien. Mit Mühe und Not hatten die Leute, welche die Wagen führten, es erlangt, daß ihnen ein leerer Wagen nebst Gespann zur Weiterreise wieder ausgehändigt wurde. Sie berichteten viel von dem Zorn, den die Bauern auf uns geworfen hätten. „Den Missionar, der das Land verraten hat, sollen die Aasgeier fressen," hatte man gesagt. Obwohl Kaufmann Beuster bis an den Höchstkommandierenden, General Piet Joubert, ging, konnte er die Rückgabe der Güter und Waaren nicht erlangen. Nach Abschluß des Friedens ist ihm und allen, die dabei Verluste gehabt hatten, der Schaden durch die englische Regierung ersetzt worden, welche dafür die Transvaalregierung belastete.

Nun aber kamen bald Befehle von Middelburg, wir sollten die geforderten Dienstleute stellen, und nur mit großer Mühe gelang es, die Leute davon zu überzeugen, daß wir uns solchen Anforderungen *fügen müßten. Endlich gingen 40 Mann, aber bald kam die Nachricht, daß mehr gebraucht* würden, zwanzig andere sollten nachkommen, *und bald wurde wieder* eine Anzahl verlangt. Das sah so aus, als

ob man unsere Mannschaft schwächen wolle, und wirklich erhielt ich an einem Tage von drei verschiedenen Seiten aus drei verschiedenen Gegenden her die Warnung, ich solle den Platz nicht von Männern entblößen lassen, die Bauern wollten dem Volke die Gewehre nehmen, wenn ihre Zeit gekommen sei. Hier hatte eine schwarze Diestmagd hinter der Thür einer Wohnstube gelauscht, dort ein schwarzer Knecht an der Außenwand eines Zeltes, und es war rührend, wie die Leute schnell und doch vorsichtig dafür zu sorgen wußten, daß ich die Nachricht erhielt. Alle farbigen Dienstleute der Bauern sahen sich als mit uns im Bunde stehend an. Leider war die Nachricht begründet, der erwähnte Plan war wirklich vorhanden. Die Engländer hatten auf den Dörfern, welche in die Gewalt der Bauern gefallen waren, ihre Gewehre abgeben müssen; da glaubte man, sie auch von uns, die wir uns ja unterworfen hatten, fordern zu müssen. Unsere Baßuto hätten aber die Gewehre nicht ausgeliefert, sie hätten es wahrscheinlich lieber auf einen Kampf ankommen lassen.*) Ob die Warnungen berechtigt waren, die mir von seiten weißer Freunde zugingen, ich solle nicht die Station verlassen, man lauere auf mich, man wolle mich gefangen nehmen, um in meiner Person eine Geisel für die Eingeborenen zu haben, lasse ich dahin gestellt, jedenfalls trugen auch solche Gerüchte mit dazu bei, unsere Leute und auch uns selbst in fortwährender Aufregung zu halten. Das Bewußtsein der großen Verantwortung, die auf mir ruhte, wollte mich manchmal niederdrücken und ließ mich wie früher so oft wieder die Worte des 90. Psalms beständig in meinem Herzen bewegen: „Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für, ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Und der Herr ließ uns auch in dieser schweren Zeit, die mir die schwerste zu sein scheint, welche ich durchstritten habe, nicht zu Schanden werden.

Gegen Ende des Monat Januar schienen denn auch wirklich die Bemühungen, Frieden zu halten, scheitern zu wollen. Wieder hatten die Bauern zwei unserer Wagen, die auf dem Wege von Soutpansberg mit Holz beladen nach Hause zurückkehrten, genommen. Der eine Wagen gehörte einem Moßuto, die bei den Wagen befindlichen Leute waren mit dem Tode bedroht worden. Infolge dieser feindseligen Handlung liefen alle Arbeitsleute, die wir den Bauern gestellt hatten, fort und fanden sich bei uns ein; dies aber wurde wieder von seiten der Bauern so aufgefaßt, als ob wir Schlimmes im Schilde führten. Kaum konnte ich die Leute überzeugen, daß diese Fortläufer zu ihren Herren zurückkehren müßten. „Es ist nicht schön,“ sagte einer der verständigen Männer, „wenn man ein Kind nimmt und wirft es in die gezückten Speere des Feindes!“ Einmal hatten wir richtigen Kriegslärm. Das Geschrei entstand: „Die Bauern kommen!“ Wie vom Winde waren die Leute von Wegen und Plätzen fortgefegt, Weiber und Kinder waren in den Schanzen, die Männer

*) Die Station zählte damals über vierhundert kriegsfähige Männer, von denen 280 mit Gewehren bewaffnet waren. Das ist für Afrika immerhin eine Macht, die in Schanzen und Schlupfwinkeln nicht leicht zu überwinden ist.

an den Verteidigungsposten, und ich mußte trotz des Ernstes der Lage doch die ungemeine Geschicklichkeit der Leute bewundern, die ihnen eigen war, sie waren ja samt und sonders in und mit Krieg aufgewachsen. Binnen wenigen Minuten war nirgens ein schwarzer Kopf mehr zu sehen, alles lag lauernd und sicher gedeckt hinter Schutzwehren. Vom Schanzberge herab tönte der Ruf des nationalen Kriegshorns, des Palasala*), und es fiel ein Schuß. Ich rief den Leuten, welche von meiner Stimme erreicht werden konnten, zu, sie sollten nicht schießen, wenn die Bauern kämen, ich würde gutwillig mit ihnen gehen. Da drängten sich aber die Männer heran und wollten nicht, daß ich dies thue. Indes kam bald ein Bote zu Pferde, man hätte befreundete Reiter für Feinde gehalten. Dies Vorkommnis zeigte, wie groß die Aufregung der Leute war. Ich legte den Bauern in Middelburg die Gefahr dar, welche in der Behandlung lag, die man uns zu teil werden ließ, und jener einflußreiche Mann, welcher seiner Heilung wegen mir dankbar geblieben war, trat ins Mittel; die zuletzt genommenen Wagen wurden ausgeliefert, aber die Lage blieb drohend. Nächtlicherweile näherten sich kleine Bauernpatrouillen dem Dorfe unserer Baßuto bis auf Schußweite; auch unsere Leute patrouillierten, wie leicht konnte ein unvorsichtiger oder erschreckter Mensch einen Schuß abfeuern, dessen Folgen unübersehbar waren. Da wir auch unseren schlimmen Nachbaren, den Matebelen, nicht trauen konnten, beunruhigte mich der Gedanke sehr, daß wir keine Munition in Vorrat hatten. Blei war vorhanden, aber Pulver nur im Privatbesitz der einzelnen. In dieser schlimmen Lage that ich einen sehr gewagten Schritt, um in Besitz von Pulver zu gelangen. Auf dem Lolugebirge hatten die Engländer dicht hinter Kchalatlolu ein kleines Fort errichtet, in welchem ein früherer deutscher Offizier (Capt. Ritter) mit einer Anzahl schwarzer Polizisten hauste. Das Ansinnen, welches die Bauern an ihn stellten, die englische Flagge niederzulassen und zu kapitulieren, hatte der tapfere Mann mit den Worten abgewiesen: „Die Flagge bleibt wehen, so lange ich am Leben bin!“ und die Bauerpatrouille hatte es für besser gehalten, ihm darauf den Rücken zu kehren. Zu diesem Freunde schickte ich einige tüchtige Männer um Pulver zu holen. Sie kamen auch wirklich ungefährdet zurück und brachten das verlangte. Nun waren die Leute ruhiger, sie brauchten wenigstens ihre alten Feinde nicht mehr zu fürchten.

Als wir uns so wieder auf allen Seiten von dunklen Wolken umgeben sahen, schaffte Gottes Gnade Rat und zwar in einer Weise, wie wir es nicht erwartet hatten. Es waren Gerüchte zu uns gedrungen, daß man im Hauptlager der Bauern an der Grenze Natals auf dem Drakengebirge meine Anwesenheit dringend wünsche, da man ohne die Hilfe eines tüchtigen Chirurgen den drohenden Gefechten mit den Engländern entgegensähe. Man wolle mich, so hieß es, zu einem

*) *So genannt nach der schwarzweißen Antilope (A. Harrisii), deren mächtige Hörner, welche den Hörnern des Alpen-Steinbockes ähnlich sind, zu diesem Zweck bearbeitet und gebraucht werden.*

Kranken rufen und dann zwingen, dem Rufe in das Feld zu folgen. Wirklich erschien nun (am 27. Januar) ein bewaffneter junger Mann in Begleitung eines älteren Bauern, der in früheren Zeiten einer unserer treuesten Freunde gewesen war. Sie baten, ich solle eine todkranke Frau, die auf einem Platze, der fünfzehn deutsche Meilen entfernt in der Nähe des Vaalflusses lag, besuchen. Von allen Seiten drang man in mich, die sichere Station nicht zu verlassen. Meine Kinder baten mich zu bleiben, und mein lieber, treuer Küster Jan weinte helle Thränen, als er sah, daß ich mich anschickte, dem Rufe zu folgen, dann rüstete er sich mich zu begleiten, er wolle und müsse sehen, wo ich bleibe. Mein liebes Weib aber war zufrieden, daß ich ging, nur forderte sie von dem früheren Freunde unseres Hauses sehr bestimmt, daß er mich wieder zurückbringe. Die starken Pferde trugen uns im flüchtigen Ritt über die öde Hochfläche, wo wir fast in keinem Hause mehr einen Mann fanden, da alle kriegstüchtigen Leute im Felde standen. Auch solche, welche gegen den Krieg gewesen waren, hatten dem Befehl, Kriegsdienst zu thun, Folge leisten müssen, denn das ganze Land mit Ausnahme von Pretoria und sechs anderen Dörfern war bereits in der Gewalt der neu erstandenen Bauerregierung. Als ich der Kranken am Morgen des nächsten Tages Hilfe geleistet hatte, erschien ein Bewaffneter, der mich weiter bringen sollte, zunächst zu einem verwundeten Kommandanten und dann — nach dem Lager. Ich erschrak um der Meinen willen, denn wenn ich nicht zurückkehrte, mußten sie in tödlicher Besorgnis um mich bleiben. Mein Wirt aber legte sich ins Mittel. Es sei ein barbarisches Stück, sagte er, mich so von meiner Familie zu trennen, man könnte mich in Botschabelo rufen, wenn man meine Dienste brauche, jetzt müsse ich nach Haus. Daheim traf ich am Geburtstage meines Weibes wieder ein, welches mich mit den Kindern und der Gemeinde tief bewegt willkommen hieß. Aber die Trennung auf längere Zeit stand in Aussicht. Ich konnte und durfte der Aufforderung und Bitte, in das Feldlager zu kommen, mich nicht länger weigern, denn ich wußte, daß kein Arzt außer mir im Lande war, der schwere Wunden behandeln und größere Operationen unternehmen konnte. Der Gedanke an die Leiden der armen Verwundeten ließ alle anderen Bedenken schweigen, und bald waren Instrumente nebst Arzneien eingepackt, und ich befand mich in einem bequemen, von vier schnellen Pferden gezogenen Kabriolett, welches geschickt worden war, mich abzuholen, auf der Reise nach der Grenze. In Middelburg nahm ich Abschied von Freund Koetzee, dessen Fürsorge ich mein Haus und die Station besonders anbefahl, und nicht wenig trug die offene, feste Weise, in der er versprach, daß niemand, soweit er es hindern könne, den Platz beunruhigen solle, zu meiner Beruhigung bei.

Schon auf der Reise erreichten uns die Gerüchte über das erste ernste Gefecht, welches in Langes Neck, einem Passe im Drakengebirge, am 28. Januar stattgefunden hatte. Der englische General Colley hatte mit der ihm zur Verfügung stehenden geringen Macht von sechs Kompanien Infanterie, etwa hundert Reitern und vier Kanonen es wirklich versucht, die von den Bauern besetzten Pässe

des Drakengebirges zu forcieren. Seine Macht bestand aus zusammen etwa 1500 Mann, etwa 1000 Bauern mochten ihm gegenüberstehen.*) Die Engländer hatten die Gegend vorher aufnehmen können, deshalb schoß ihre Artillerie vortrefflich und nötigte die Bauern den Rand des Gebirges zu verlassen und Deckung zu suchen. Die Granaten und Schrapnels brachten ihnen auch einige Verluste bei. Merkwürdigerweise ließ General Colley auch einige große Raketenröhren gegen sie steigen, wie sie auf der englischen Flotte gegen die Takelage feindlicher Kriegsschiffe abgefeuert werden; er glaubte wohl, der wunderbare Anblick der anfliegenden Eisenmasse werde einschüchternd wirken, allein sie verfehlten ihr Ziel und erreichten ihren Zweck nicht.

Nach dem Gefecht grub man einige der schweren eisernen Röhren aus und schickte sie im Lande umher bis in den Freistaat hinein, um durch den Anblick des unbekannten Geschosses gegen die „unbarmherzige" Kampfesweise der Engländer die Gemüter aufzuregen. Als die Bauern von dem Gebirgsrande verschwunden waren, glaubten die englischen Offiziere, daß sie geflohen seien und daß der Sturm leicht glücken werde. Das 58. Regiment (6—700 Mann) stieg wohlgemut den Berg hinan, und zwar dichtgeschart, in Kolonne. Auf der Höhe angekommen, wurde es aber von den Bauern, welche hinter dem Rande im Grase lagen, mit furchtbarem Feuer empfangen. Glied für Glied stürzte nieder, sobald die Soldaten halbleibs in das Gesichtsfeld der mit tödlicher Sicherheit feuernden Männer kamen, die gewiß zu den bestgeübtesten, sichersten Schützen der Welt gehören. Ebenso leicht wurde der Angriff der Reiterei auf dem linken Flügel der Bauern abgewiesen, welcher die angreifende Infanterie in der Flanke beschoß. Mit Mühe bewerkstelligte der Rest der Engländer seinen Rückzug, der Kampf war gewonnen. Auf Seite der Bauern waren vierzehn gefallen und neunundzwanzig verwundet, während der Verlust der Engländer sich auf sieben Offiziere, unter ihnen Colonel Deane, der Befehlshaber des 58. Regimentes, und 76 Mann Tote und 111 Verwundete belief. Der englische General ließ durch einen Parlamentair den General Joubert um die Erlaubnis bitten, die Toten begraben und die Verwundeten fortführen zu dürfen. Beides wurde ihm zugestanden, nur die Gewehre und Muniton nahmen die Sieger an sich.

Der Verlust von vierzehn Toten und acht Schwerverwundeten war für die Buren empfindlich genug. Man sah deshalb wohl den Ausgang dieses Gefechtes als glücklich an, nicht aber das Gefecht selbst. Auf der einen Seite wurde der Haß gegen England dadurch aufs neue belebt. Am Vaalfluß trat ich in ein Haus, von dessen Söhnen ein hoffnungsvoller, frommer Jüngling gefallen war. Der Vater sprach wenig, aber bei dem Abendgebet, welches knieend gehalten wurde, schüttete er seines Herzens Schmerz, Sorge und Hoffnung in ergreifenderweise vor Gott aus, die Mutter aber sagte, sie könne

*) *Die englischen* Berichte reden von Tausenden von Bauern, welche durch Übermacht *gesiegt hätten.* Diese Schätzungen sind übertrieben. Erst als die Schlacht auf *dem Majubaberg* geschlagen wurde, mochte die Zahl der Bauern, die bis dahin durch *fortwährende Zuzüge* verstärkt worden waren, auf 2000 angewachsen sein.

die englischen Minister, welche das Land nicht hätten wieder frei geben wollen und deshalb die Schuld des Unglücks trügen, in einem Haufen tot schießen. Mit den armen Rotröcken habe sie Mitleid, die könnten nichts dafür. In einem andern Hause, wo ein Verwundeter lag, rief eine energische, patriotische Frau Gottes Zorn auf die Feinde herab, die mit Kanonen und schrecklichen Feuerpfeilen auf ihr Volk geschossen hätten, dessen Blut sie ohne Ursache zu vergießen trachteten. Sonst hörte man auch wohl das Wort: „Es ist schwer, wenn man in solcher Weise sein gesetzliches Eigentum, sein Land, verteidigen muß.“ Wie in Bürgerheeren meistens, war man auch hier geneigt, die Schuld an den Verlusten den Kommandierenden aufzubürden, und alle verlangten laut nach Paul Krüger, der in Heydelberg zurückgeblieben war. Es nahmen damals so viele der Bauern Urlaub aus eigener Machtvollkommenheit und kehrten nach Hause zurück, daß die Befehlshaber genötigt waren, am Wege, der nach Transvaal führte, eine Wache zu postieren.

Bald lag das Bauerlager vor uns, in welchem sich das Hauptquartier befand. Ewa dreihundert Wagen bildeten eine Doppelreihe um einen freien Platz, in dessen Mitte die Zelte des Generals und die Munitionswagen sich befanden. Bei diesen Wagen stand eine Wache, welche statt des Gewehres die lange Ochsenpeitsche führte, um Unberufene dadurch fernzuhalten. Die Wagen der Kommandanten waren durch Fähnlein ausgezeichnet. Der Ort des Lagers war gut gewählt, wie das bei den afrikanischen Bauern immer zu sein pflegt. Es stand auf einer flachen Anhöhe, welche auf zwei Seiten von einem sumpfigen Thal umgeben war. Keine Anhöhe war in der Nähe, welche angreifenden Feinden hätte Vorteil bieten können. Als wir herankamen und man mich erkannte, war bei vielen die Freude unverkennbar. Ein Mann rief mir zu: „Sie kommen wie ein Engel, den Gott uns sendet in unserer Not!“ Schwer genug waren auch die Leiden der Verwundeten, welche nun schon seit vier Tagen nach Hilfe und Erleichterung ihrer Schmerzen geseufzt hatten. Zwei Männern waren die zerschossenen Arme, einem anderen war das zerschossene Bein von einem deutschen Apotheker amputiert worden, der sich während eines langjährigen Aufenthalts in Afrika einige chirurgische Kenntnisse angeeignet hatte, aber die Knochenstumpfe waren zu wenig bedeckt, und bei dem amputierten Bein stand der Knochen weit aus den bereits faulenden Weichteilen heraus, so daß ich noch einmal amputieren mußte. Wie plücklich waren die armen Leidenden, als ich ihre Wunden ordentlich gereinigt hatte und ihnen durch Einspritzungen von Morphium die lang ersehnte Ruhe verschaffen konnte. Was eine starke afrikanische Natur aushalten kann, sah ich an einem Manne, den eine Kugel in liegender Stellung getroffen hatte. Das Gesichtsbein war durchbohrt, Kinnlade, Schlüsselbein und Blatt zerschmettert und die Lungenspitze der betreffenden Seite verletzt, dennoch ist dieser Verwundete mit Gottes Hilfe genesen.

Äußerst mühsam war aber die Behandlung der Verwundeten. Die schwer leidenden lagen allerdings in Zelten, andere aber in den Wagen, bei denen mir das Hinauf- und Hinabklettern, sowie das Ar-

beiten in dem oft halbfinsteren Raume manche Beschwerde verursachte. Dabei war nichts vorhanden an Verbandmitteln, Schienen und dergleichen so nötigen Dingen. Ich war auf das angewiesen, was ich mitgebracht hatte, oder was ich nach und nach von Botschabelo holen ließ. Auch an einem Krankenwärter fehlte es. Wenn auch unter den Bauern immer einige waren, die sich bereit finden ließen, alle nötige Handreichung zu thun, so ging ihnen doch Übung und Verständnis ab, wodurch sie mir hätten wirklich nützlich werden können. Endlich langte ein Wagen aus Botschabelo an, der alles brachte, was dort an Arzneien und Verbandstoffen zu haben war, und mit welchem vier oder fünf brauchbare Baßuto und Freund Schulz, einer unserer Handwerkerbrüder, mir zu Hilfe kamen. Da unter den Schwarzen ein junger Mensch war, den ich schon früher zur Assistenz bei Operationen geschult hatte, so ging die Arbeit von nun an leichter von statten. Freilich mußte ich manchmal bemerken, daß es den Bauern Überwindnng kostete, sich von den Händen meines schwarzen Famulus berühren und helfen zu lassen.

Den Buren ging es, wenn man in Betracht zieht, daß sie von Jugend auf im Wagen und Zelt, sowie auf dem Sattel zu Hause sind, in dieser Anfangszeit des Krieges nicht gerade allzuschlecht. In den letzten Jahren, da englisches Geld das Land überschwemmte, hatten selbst ärmere Leute soviel Verdienst gehabt, daß sie mit guten Kleidern genügend versehen waren. Man hatte auch genug englische Kaufmannswagen und Läden mit Beschlag belegt, um etwa vorhandene Wünsche und Bedürfnisse daraus befriedigen zu können. Deshalb hatten fast alle gutes europäisches Schuhwerk, und die meisten waren mit Regenmänteln versehen. Letztere waren aber auch ein wirkliches Bedürfnis, denn es regnete in jenem Sommer unaufhörlich; dabei mußten die Mannschaften auf Vorposten oft Tag und Nacht lang ohne Wagen und Zelte aushalten. Die Gegend, wo wir damals lagerten, liegt etwa 5000 Fuß über dem Meere, und der gesunden Luft und dem beständigen Leben im Freien ist es zuzuschreiben, daß wir bei einer Zahl von 1000—2000 Mann fast niemals Kranke zu verpflegen hatten. Im ganzen habe ich in der Zeit von zwei Monaten dort nur fünf oder sechs wirklich Kranke in Behandlung gehabt. Wie die Bauern sich in Bezug auf Obdach oder kein Obdach, auf das Lager, welches sie überall finden, wohin sie ihre wollene Decke mitnehmen können, oder sonstige Bequemlichkeiten in allen Lagen ohne weiteres fanden, so ist es auch leichter ein Bauernheer zu speisen, als irgend ein anderes Heer von weißen Leuten. Man nimmt Schlachtvieh in genügender Zahl ins Feld; so lange es gutes Rind- und Hammel-Fleisch giebt, klagen diese weißen Afrikaner nicht. Mit Vergnügen essen sie sich dreimal täglich satt an Fleisch. Hat man, wie es auf den Vorposten der Fall war, nicht Zeit und Gelegenheit zu schlachten, zu kochen, zu schmoren und zu braten, dann hilft ein Stück getrocknetes Fleisch, welches man auf dem Sattel mit sich führt, über solche Tage hinweg. Wenn man dabei Kaffee hat, der nicht gern entbehrt wird, ist man zufrieden. Viele Wagen führten außerdem einen guten Vorrat von dem bekannten hausbackenen Zwieback mit

sich, so fehlte es auch nicht an Zubrot. Wir Botschabeloer schickten von Zeit zu Zeit nach der Station, die allerdings fünfundzwanzig deutsche Meilen entfernt war, aber ich wollte doch wissen, wie es dort stand, und hatte häufig etwas nötig, was geholt werden mußte; da brachten denn unsere Boten, einigemale auch die Karre, Lebensmittel für uns, denn außer Fleisch lieferte uns das Proviantamt nichts.

Die Bewaffnung der Bauern war durchgängig ausgezeichnet. Fast alle ohne Ausnahme führten gute englische Hinterlader, die sich schon seit Jahren als Jagdgewehre unter ihnen eingebürgert hatten. Dazu waren in den glücklich verlaufenen Gefechten Hunderte von englischen Militärgewehren und große Mengen von Munition erbeutet worden. Letztere besonders war von großem Werte, denn an Munition machte sich bald ein Mangel fühlbar, der bei längerer Dauer des Krieges hätte verhängnisvoll werden können. Im Lager herrschte Ordnung. Der ruhige, ernste Sinn der Bauern, durch den Ernst der Lage noch vermehrt, ließ keine Ruhestörung aufkommen. Keinen Lärm, kein Toben oder Schelten hörte man, ebensowenig gab es Trinkgelage. Ich habe während meines Aufenthalts im Felde nur einmal einen Betrunkenen gesehen, und das war ein aus dem Freistaat herübergekommener Mann. Auch die in der Nähe lebenden Eingeborenen behandelte man mit Schonung. Pferde und Ochsen wurden nach Möglichkeit von den Maisfeldern ferngehalten, und als der Feldzug beendet war, forderte Paul Krüger die Sulu, welche Besitzer dieser Felder waren, auf, um Ersatz für den Schaden einzukommen, der ihnen etwa zugefügt worden sei. Am Abend wurden Wachen, auch wohl Vorposten ausgestellt, Ochsen und Pferde wurden in solcher Ordnung an Wagen und Ziehtauen festgebunden, daß sie an ihrem Orte waren, wenn Alarm entstanden wäre; dann sammelten sich in einzelnen Zelten auch Haufen von Männern zur Abendandacht, zum Psalmsingen und zum Gebet, welches von einem Vormann frei gesprochen wurde. An den Sonntagen wurde Gottesdienst gehalten; zu diesem Zwecke erschien dann einer von den beiden Geistlichen, die in der Nähe sich aufhielten, im Lager. Beide waren selbst von Bauerabkunft und teilten deshalb die Anschauungen ihrer Gemeinde in Waffen. Besonders der eine wußte in beredten Worten der Überzeugung Ausdruck zu geben, daß Gott seinem Volk auch diesmal gnädig sein und ihm über seine Feinde den Sieg verleihen werde. Am 8. Februar jagte Piet Joubert, der General, plötzlich in ziemlicher Aufregung im Lager umher, den Leuten befehlend, schnell aufzusatteln, und sie zur Eile antreibend, es sei ein Gefecht im Gange, von der Paßhöhe sehe man deutlich den Pulverdampf. Ein Bauernhaufe, der einen Einfall in Natal gemacht hatte, war mit den Truppen des General Colley handgemein geworden, es hatte sich das blutige Gefecht an dem Ingogofluß*) entsponnen. Wieder ge-

*) Dieses Gefecht (auch Gefecht bei Schuinshoogte genannt) zeigt in seinem Verlauf fast noch mehr als das Gefecht an Langes Neck die Überlegenheit der Bauern gegenüber *englischen* Truppen. General Smit, derselbe, welcher vor mehreren Jahren

lang es den Bauern ihren Gegnern eine empfindliche Niederlage beizubringen.

Das Gefecht gab Anlaß, daß das Wagenlager näher an die Gefechtslinie herangeschoben wurde. Es galt jetzt, womöglich die unter General Wood in Natal heranziehenden Verstärkungen an ihrer Vereinigung mit Colleys Streitkräften zu verhindern; dies machte es notwendig, daß eine fliegende Kolonne der Bauern auf englischem Gebiet unter dem Gebirge operierte. Gelang den Gegnern die Vereinigung, so war ein erneuter, heftiger Angriff auf die Gebirgspässe mit Sicherheit zu erwarten, deshalb wollte General Joubert im stande sein, seine Macht schneller auf die der Gefahr ausgesetzten Punkte werfen zu können. Das Versetzen des Lagers ging mit überraschender Schnelligkeit und Ordnung vor sich. Bei der großen Geschicklichkeit, welche den Bauern bei Behandlung ihrer Wagen und Ochsen eigen ist, waren die Hunderte von Wagen in kürzester Frist eingespannt und zogen in drei parallelen Reihen dem neuen Standort zu. Ebenso schnell ging dort das Auffahren und Ineinanderschieben der vielen Wagen von statten. Da eine Truppenmacht sich ohne einen großen

---

zusammen mit Paul Krüger Berlin besuchte, wollte im Rücken des englischen Lagers einen Punkt besetzen, um die Verbindungen der Engländer, die in ihrem Lager unter Drakensberg bereits anfingen, Mangel zu leiden, nach rückwärts abzuschneiden. General Colley zog ihm entgegen mit 600 Mann, 4 Kanonen und 31 Reitern, ließ indeß die Hälfte seiner Truppen am Ingogofluß mit 2 Kanonen in Reserve stehen, so daß bei dem Gefecht die Engländer und Bauern anfänglich in etwa gleicher Zahl waren; die ersteren hatten den Vorteil, den ihnen die Kanonen gaben. Beide Teile versuchten zugleich, ein mit Felsen umrändertes und besätes Plateau, unter dem Namen schuinshoogte allen, die von Natal und Transvaal reisten, wohl bekannt, zu besetzen. Diesmal manövrierten die englischen Truppen, welche aus Schützen (rifles) bestanden, ganz geschickt, sie nahmen, von dem Kanonenfeuer gedeckt, gute Stellungen ein, aber die Bauern feuerten von den benachbarten Felsenrändern mit der gewohnten, tödlichen Sicherheit. Ein Haufe junger Leute kroch so nahe an die feuernden Geschütze heran, daß sie das jedesmalige Kommandowort „fire“ deutlich vernahmen. „In wenigen Minuten“, sagt ein englischer Augenzeuge, „waren von den 25 Mann der Bedienung 14 tot oder verwundet, so daß die Kanonen etwas zurückgenommen wurden, doch auch hier fielen die Artilleristen, so daß Schützen zur Bedienung der Geschütze herangezogen werden mußten.“ Das Feuergefecht dauerte von 11 bis 7 Uhr abends. „Sechs und eine halbe Stunde lang war es gefährlich, von der Erde aufzustehen“, heißt es in jenem Bericht, „und gefährlich in liegender Stellung.“ Colley erhielt keine Verstärkungen, während die Zahl der Bauern sich gegen Abend bis auf 500 mehrte. Sie versuchten nicht, die Position der Engländer zu stürmen, diese aber waren froh, unter dem Schutze der Nacht bei strömendem Regen mit Zurücklassung aller Toten und Verwundeten den Rückzug antreten zu können, der durch den angeschwollenen Ingogofluß nicht wenig erschwert wurde. Mehrere Mannschaften ertranken, die anderen erreichten todmüde das Lager. Von den Pferden waren nur noch so viele am Leben, daß sie mit Mühe die Kanonen und einen Munitionswagen zurückschaffen konnten, der andere Munitionswagen, Gewehre und Munition fielen in die Hände der Sieger, welche am anderen Morgen das Schlachtfeld besetzten und den englischen Verwundeten, welche die Nacht hindurch in Kälte und Regen hilflos auf Feld und Gras gelegen hatten, die möglichste Hilfe angedeihen ließen. Wieder erlaubten sie den Engländern, ihre Verwundeten fortzuschaffen. Der Verlust der Engländer war nach ihren Berichten folgender: 5 Offiziere und 66 Mann waren tot, über die Zahl der Verwundeten schwanken die Angaben zwischen *70 und 136*. Man wird geneigt sein, im Verhältnis zu der Zahl der Toten die *letztere Zahl für die richtigere* zu halten. Die Bauern beklagten 8 Gefallene und *hatten 10 Verwundete*, von denen 5 die Zahl meiner Schwerverwundeten vermehrten *und zwei später ihren* Wunden erlagen.

Train von Wagen in Südafrika nicht bewegen kann, muß jede europäische Armee schon deshalb viele Schwierigkeiten in diesem Lande haben und an Leichtigkeit der Bewegungen weit hinter jedem Bauerkommando zurückstehen, weil ihr die geübten Kräfte bei der Behandlung der Wagenkolonnen gänzlich fehlen. In der Nähe des neuen Lagerplatzes standen die von ihrem Herrn verlassenen gutgebauten Häuser eines englischen Händlers mit Namen Meek. Hier schlug ich nun mein Hospital auf. Da der Präsident Paul Krüger mich bei Gelegenheit eines Besuchs durch schriftliches Dokument als Chef van de Ambulantie en geneeskundige dienst angestellt und beglaubigt hatte, war es mir leichter, die Verpflegung der Verwundeten zu ordnen. Ein englischer Arzt und ein deutscher Apotheker, der in Südamerika Arzt geworden war und bisher im Freistaat praktiziert hatte, standen mir zur Seite, und wir richteten uns bald nach Möglichkeit in unseren Gebäuden ein. Schmutz und Unrat, welche durch hier kampierende Krieger sich angehäuft hatten, wurden fortgeräumt, die zerschlagenen Fenster wurden mit Brettern und Segeltuch geflickt, und wir Ärzte hatten eine große, helle Stube zur Benutzung, wo wir schliefen, Binden, Arzneien und Instrumente aufstellten und Operationen vornahmen. Auf dem Hauptgebäude wehte eine Flagge mit dem roten Kreuz, welche mir General Colley nach dem Gefecht bei Ingogo durch einen Parlamentair hatte zustellen lassen. Er glaubte augenscheinlich, daß wir viele Verwundete hätten, denn er bot auch Ärzte und Arzneien an. Für beides dankte unser General mit der Bemerkung, er sei gut versorgt. Als wir die Kreuzflagge aufziehen wollten, äußerten manche unserer Freunde Bedenken, was das bedeuten solle. Ich gab die nötigen Erklärungen und erzählte, wie die civilisierten Nationen übereingekommen wären, diese Flagge als neutral zu respektieren, es wurde aber die Meinung laut, sie hätten von der Civilisation genug gehabt und wollten nichts mehr davon wissen. In dieser Gesinnung hatten sie den von Pretoria nach Natal führenden Telegraphen unbrauchbar gemacht, obwohl er den guten Dienst hätte thun können, zwischen dem Sitz der Regierung in Heidelberg und dem Feldlager die Verbindung aufrecht zu erhalten. Die Engländer hatten aber ihre politischen Depeschen darauf spielen lassen, darum hieben die Republikaner die Telegraphenstangen mit den Worten nieder: „Das Ding hat nun genug gelogen!"

Unsere Verwundeten hatten es jetzt besser. Matratzen und Betten erhielten sie aus den Lagerwagen, und bei jedem blieb einer oder blieben einige der Verwandten als Pfleger, was deshalb nötig war, weil es an solchem Personal und solchen Einrichtungen fehlte, welche es ermöglicht hätten, die Versorgung aller mit Speise und Trank aus gemeinsamer Küche zu bewerkstelligen. Bei der geringen Anzahl unserer Kranken war es auch möglich, diese merkwürdige, aber dem Charakter der Bauern entsprechende Art der Verpflegung beizubehalten. Es fehlte auch nicht an dienstthuenden Leuten, welche die Gelegenheit wahrnahmen, sich von mir hier im Felde irgendwelche Gewächse oder Geschwülste operieren zu lassen. Das eigentliche Ladengebäude säuberten wir auch, schlugen die Ladeneinrichtung heraus und hatten nun für

alle Fälle noch über einen schönen Reserveraum zu verfügen. Die Verpflegung der Kranken und unsere eigene ließ freilich immerhin viel zu wünschen übrig, da wir nur Fleisch geliefert erhielten und auch das nicht einmal reichlich. Von Zeit zu Zeit konnten wir Seife, Lichte, Konserven und selbst Eingemachtes aus einem englischen Laden holen, dessen Güter man mit Beschlag belegt hatte. Die hinter uns wohnenden Bauern sorgten auch gelegentlich für Brot und andere gute Dinge, aber die Unregelmäßigkeit und Unzulänglichkeit in den Lieferungen und der zeitweilig eintretende Mangel bereitete uns bis zuletzt doch manche Sorge und Entbehrung.

Unsere Pflegebefohlenen waren dankbar und ihre Freunde auch, wir genossen bald ihr völliges Vertrauen, und da es auch sonst im Lager nicht an Leuten fehlte, welche mich genau kannten und von lange her schätzten, genoß ich auch persönliche Sicherheit, besonders da niemand erreichbar war, der an meiner Statt die Behandlung der schweren Fälle hätte übernehmen können. Freilich wurde ich gewarnt, auf meiner Hut zu sein, ich hätte Feinde im Lager; das konnte mich aber nicht wunder nehmen, denn seit Jahr und Tag war das Gerücht, ich hätte das Land an die Engländer verraten, durch das ganze Land von Farm zu Farm getragen worden. Auch im Lager kam es vor, daß man mit einem Seitenblick auf mich erklärte, die Verräter, deren Namen im englischen bluebook stünden, hätten den Tod verdient. Weshalb mein Name und wie er im bluebook stand, darauf kam es nicht an, die Thatsache, daß er darin vorkam, genügte vollkommen. Viele mögen in guter Meinung des Glaubens gewesen sein, daß ich eigentlich hätte erschossen werden müssen, aber durch die Hilfe, welche ich nun leistete, mein Leben losgekauft habe.*) Von Potschefstroom kam die Nachricht, daß man zwei Leute, einen Deutschen und einen Afrikaner, welche vor dem Ausbruch des Krieges, der eine sogar vor der Proklamierung der Republik, von der Zusammenkunft auf Paardeplatz her den Major Clarke über den Stand der Dinge brieflich unterrichtet hatten, kriegsrechtlich erschossen habe, und in unserem Lager selbst trug sich folgendes zu: Vom Freistaat herüber kam ein englischer Arzt, Dr. Barbour, der bereits seit langer Zeit unter den Bauern gewohnt hatte; er war begleitet von einem englischen Krankenwärter und bot seine Hilfe an. Als man ihn bei dem General meldete, antwortete dieser: „Ich will ihn nicht sehen." Das war Ursache, daß man die Leute als Gefangene behandelte. Tags darauf sollten sie durch zwei Bauern an die Grenze des Freistaats geleitet werden. Aber beide wurden, ehe sie hinübergelangt waren, niedergeschossen. Der Doktor war tot, der andere Mann rettete sich schwer verwundet. Man erzählte sich, daß bei dem Morde Privatrache sollte mitgespielt haben. Der Getötete hatte eine Frau aus Bauergeschlecht gehabt und soll sie schlecht behandelt haben, nach einigen soll er Ursache ihres Todes gewesen sein.

*) Meine Dienste wurden nicht bezahlt, auch für meine Medizinen, welche ich verbrauchte, und Instrumente, welche unbrauchbar wurden oder abhanden kamen, erhielt ich keinerlei Vergütung.

In dieser Zeit wurde auch Botschabelo wieder von einer nicht geringen Gefahr bedroht. Der bereits erwähnte schlimme Feldkornett Gert Viljoen hatte zwei englische Beamte, die sich bei dem Ausbruch des Krieges in der Matebelenstadt Nyabeles (Mapochs) befanden, dort in Haft nehmen wollen. Der Häuptling aber gestattete das nicht, indem er darauf hinwies, daß er auch nicht Leute auf Grund und Boden der Bauern gefangen nehmen dürfe, und berief sich dabei auf solche, die in Botschabelo Zuflucht gesucht hatten; dabei erwähnte er ein Mädchen, welches von uns aufgenommen und getauft worden war und dann bei uns geheiratet hatte. Er äußerte, daß dieses Mädchens Verlust ihn tief schmerze, und da ihm nun jener Feldkornett versprach, daß ihm diese Frau ausgeliefert werden solle, gab er die Engländer um diesen Preis heraus. Zugleich schickte er eine bewaffnete Gesandtschaft nach Botschabelo, die in dem Bewußtsein, daß die Bauern auf ihrer Seite standen, mit Mord und Brand drohte, wenn die Frau nicht ausgeliefert würde. Es kamen auch Bauern nach der Station und verstärkten das Drohen der Heiden. Da gab es wieder viel Not, Unruhe und Waffenlärm. Die Botschabeloer aber blieben fest und lieferten die Frau nicht aus. Freund Koetzee in Middelburg stand ihnen treulich bei, wie er versprochen hatte. Zu dem Gert Viljoen und seinen Helfershelfern sagte er: „Wenn ihr in Abwesenheit Merenskys der Station irgend ein Leid zufügt, werde ich das mit meinen Brüdern an euch rächen.“ Das wirkte. Die Festigkeit unserer Leute, die ja nun auch wieder Pulver hatten, that das ihre, und als ich durch vertraute Boten Nachricht über diese Vorgänge erhielt und dem General davon Mitteilung machte, schickte er einen Kommandanten ab, um Ordnung und Ruhe herzustellen, denn es war mir gelungen, ihm deutlich zu machen, wie gefährlich ein solches Aufeinanderhetzen von Eingeborenen für seine Sache sei. Gert Viljoen ist zwei Jahre später von seinen damaligen Freunden, den Matebelen, als das erste Opfer eines Krieges zwischen ihnen und den Bauern erschossen worden.

In Natal gelang es den Bauern, wertvolle Beute zu machen, aber General Wood führte eine Verstärkungskolonne glücklich bei ihnen vorüber; er eilte zurück, um weitere Verstärkungen persönlich heranzuführen, dann sollte er an General Colleys Stelle den Oberbefehl übernehmen. Wir erwarteten mit Bangen den Angriff dieses tüchtigen Befehlshabers, der bald über zahlreiche Truppen gebieten konnte; allein die Dinge sollten vorher eine Wendung nehmen, wie sie niemand erwartet hatte.

Am Sonntage, dem 27. Februar, schien nach lang anhaltendem Regenwetter endlich einmal die Sonne wieder hell durch die Fenster unseres Hospitals, aber noch als wir auf dem Lager ruhten, hörten wir heftiges Schießen vom Gebirge her dröhnen. Das Feuer dauerte an, nur konnte man nicht genau unterscheiden, ob es Salven aus kleinem Gewehr waren, die in den Bergen stärker wiederhallen, oder ob Feuer aus grobem Geschütz ertönte. Das aber sahen wir, daß der Kampf um den Amajubaberg tobte, dessen schöne Formen sich vor uns klar vom Himmel abhoben. Lautlos saßen wir mit den

Verwandten und Pflegern der Verwundeten und schauten zu den Bergen hinauf. Durch die Fernrohre erkannten wir deutlich, wie alle Wagen des Lagers am Berge die langen Ochsengespanne zugbereit vorgelegt hatten. Vor den Vorderochsen stand der „Leiter", gewärtig auf den ersten Wink das Spann in Gang zu bringen. Wohl wußten wir, daß der General befohlen hatte, im Ernstfalle alle Lagerwagen für den Rückzug fertig und bereit zu halten, bei uns aber mehrte dieses Zeichen, daß es heute heiß hergehe, die Erregung. Von den Engländern, welche in der Nacht den Amajuba erstiegen hatten, wurde dies Einspannen der Wagen dahin gedeutet, daß die Bauern im ersten Schrecken über den Verlust der wichtigen Position hätten fliehen wollen. Auf der Straße, die bei uns vorüberführte, jagten Bauernhaufen auf ihren schnellen Rossen dem Kampfplatze zu; es waren Leute, die bei den Herden im Rücken des Feldlagers geblieben waren und nun ihren Brüdern zu Hilfe eilten. Unter dem Amajuba sah man jetzt eine Anzahl Pferde, die unter dem Schutze einer Felsenwand weideten, und manchmal sah man Pulverwölkchen um den Scheitel des Berges spielen; hier also tobte der Kampf, von dem von Zeit zu Zeit Salve auf Salve wie Gewittergrollen sich hören ließ.

General Colley sollte durch den General Wood und dann durch General Roberts abgelöst werden, welcher sich eben in Afghanistan Lorbeeren erworben hatte. Er wollte die ihm noch gebliebene Zeit ausnutzen, um einen entscheidenden Schlag auf die Bauern zu führen, und hatte deshalb den Handstreich unternommen, der für ihn und seine Truppen, wie für den Ruf der englischen Armee, so furchtbar verhängnisvoll werden sollte. Obwohl 2000 Mann Verstärkungen in Newcastle standen, wartete der englische General nicht ihre Ankunft ab. Er hatte durch ausgesendete Sulu bei nächtlicher Weile erkunden lassen, daß der glatte Gipfel des Amajubaberges von den Bauern nicht besetzt war, und daß es möglich sei, ihn zu ersteigen.

Da der Berg die Lagerplätze, ja die ganze Stellung der Bauern beherrschte, glaubte Colley, daß die Bauern fliehen würden, sobald diese Position besetzt wäre. Er unterschätzte noch immer seinen Gegner und hatte bald die Folgen davon zu tragen. In der Nacht war er plötzlich mit 600 Mann aufgebrochen, von denen er etwa 250 am Fuß des unheilvollen Berges ließ, während er mit 350 vor Tagesanbruch die Spitze erreichte. Da die Truppen von ihrem Lager aus reichlich 3000 Fuß hatten steigen müssen, in dunkler Nacht, über Felsgeröll, an steilen Berghalden hinauf, und endlich den letzten Felsenrand mit Händen und Füßen erklettert hatten, so ist es zu begreifen, daß berichtet wird, die Leute seien abgemattet oben angekommen. Das Plateau der Bergkuppe war 400 Schritt lang und 300 Schritt breit. Wasser war in genügender Menge vorhanden. Nachdem die Leute geruht hatten, ging man daran, sich zur Verteidigung einzurichten. Zu dieser waren die 350 Mann, welche die Spitze des Berges besetzt hatten, fast zu gering an Zahl, besonders aber fiel der Umstand sehr zu Ungunsten der Verteidigung ins Gewicht, daß die Leute vier verschiedenen Truppengattungen angehörten; sie waren der Linie, den Schützen und einem Regiment echter Berg-

schotten entnommen, dazu kam noch ein Haufe Marinesoldaten. Viele der Leute waren Rekruten, englische Fabrikarbeiter, denen man den roten Rock angezogen hatte. Wie sollten solche Leute plötzlich eine Bergkuppe des Drakengebirges verteidigen können, wo sie weder von der Natur der Formation, noch von der Farbe von Gras, Busch und Fels ein Gefühl und eine Ahnung hatten! Solchen Leuten war es unmöglich, auf vier- oder fünfhundert Schritt, also auf eine Entfernung, in welcher die Kugel der Buren selten ihren Mann verfehlen wird, einen grauen Bauerhut oder eine graue Bauerjacke von Stein und Fels zu unterscheiden. Aber auch die Offiziere waren ihrer Aufgabe nicht im entferntesten gewachsen. Der General wurde gefragt, ob Verschanzungen aufgeworfen werden sollten; er verneinte es. Der schlimmste Fehler aber, den man machte, war der, daß man die wenigen Truppen nicht die dominierenden Punkte des Bergrandes, wo sie eine Umschau hätten haben können, besetzen ließ, sondern sie in den Hohlwegen oder Senkungen des Randes postierte, weil man glaubte, die Bauern würden die Freundlichkeit haben, gerade hier heraufzukommen. Selbst ein Felsenkopf, der den Bergrand um etwa fünfzig Fuß überragte und das ganze Plateau beherrschte, blieb unbesetzt. Ich bin überzeugt, daß kaum ein älterer preußischer Unteroffizier solche Fehler in Bezug auf Terrainbenutzung machen würde, wie sie hier unter den Augen des englischen Höchstkommandierenden gemacht wurden, und diese Fehler sollten sich bitter rächen.

Die Soldaten fingen bald von selbst an, jeder auf seine Hand, ohne Befehl dazu empfangen zu haben, einige Felsstücke zusammenzutragen, um dahinter Deckung zu nehmen, wenn das Gefecht es erfordere. Am Morgen musterte General Joubert die Berge mit dem Fernrohr. „Mein Gott, da sind die Rotjacken über uns!“ rief er aus. Was war zu thun? Den zum Kriegsrat versammelten Offizieren war es klar, daß der Berg zurückgenommen werden mußte. General Smit rief Freiwillige dazu auf, und etwa 150 junge Leute folgten ihm; eine Reserve von ebenso vielen älteren folgte dieser ersten Schar auf dem Fuße nach, und ein anderer Haufe suchte den Berg von Osten zu ersteigen. Langsam stiegen sie, wo sie von oben nicht gesehen werden konnten; hatten sie ganz sichere Deckung hinter einer Felsenwand, so lagerten sie im Grase und steckten ihre kurzen Pfeifen an. Die Engländer schossen von oben Salven auf Salven ohne Wirkung und glaubten, als sie die Bauern nicht mehr sahen, daß diese sich zurückgezogen hätten. Nach einigen Stunden lebte indessen das Gewehrfeuer der Bauern wieder auf. Sie hatten sich nun in zwei Haufen geteilt und avancierten abwechselnd, indem der eine Haufe den Bergrand unter Feuer hielt, während der andere Haufe kletterte und aufs neue schützende Stellung suchte. Die englischen Soldaten wurden fortgeschossen, sobald sie sich über dem Bergrande sehen ließen. Bald wankte die englische Linie; die wenigen Mannschaften, die in der Mitte des Plateaus in Reserve standen, wurden vorgezogen, fielen aber auch bald trotz aller Bemühungen der Offiziere zurück. Plötzlich aber fielen Schüsse in die englische Reihe von der Flanke her; der unbesetzte Felsenhügel auf der linken Seite der Engländer war in der

Gewalt des einen Bauernhaufens, bald auch auf der anderen Seite ein anderer, niedrigerer, in der Gewalt des anderen Haufens. „Da haben wir die Soldaten, die in den Pässen auf der Erde lagen, auf die Rippen geschossen," erzählten die Bauern später. Die Engländer flohen und sammelten sich um den General, waren aber bald unter einem so furchtbaren Kreuzfeuer*), daß sie mit lautem Aufschrei der Verzweiflung auseinander stoben. Den steilen Felsenweg, der hinabführte, erreichten wenige. Viele sprangen und stürzten in die Abgründe; der General selbst war gefallen**); nur etwa fünfzig von denen, die mit ihm am Morgen den Berg erstiegen hatten, erreichten unter der Unterstützung der Reserven, die sie aufnahmen, das englische Lager. Um zweieinhalb Uhr waren aber auch diese Reserven durch einen Haufen berittener Bauern nach dem Lager zurückgetrieben.

Auf jede Weise haben die Engländer ihre furchtbare Niederlage zu beschönigen und zu erklären gesucht; allein es ist deutlich, daß sie die Folge von Fehlern war, für welche man vergeblich nach Entschuldigung sucht. Nicht einmal durch einen auf die Bergpässe gerichteten Scheinangriff suchte man von dem einige tausend Schritt entfernten englischen Lager dem bedrängten General zu Hülfe zu kommen. Etwa 80 Engländer waren gefallen, 57 unverwundete Gefangene, darunter 8 Offiziere, waren in die Hände der Bauern geraten, 50 hatten sich gerettet; die übrigen, etwa 160, lagen verwundet an oder auf dem unheilvollen Berge. Dagegen hatten die Bauern nur einen Toten und sechs Verwundete, von denen einer schwer getroffen war.

Wir hatten unsere Kranken im Hospital verbunden, hatten Gottesdienst gehalten und waren dann mit den Fernrohren in der Hand mit gespanntester Aufmerksamkeit der Entwickelung der Dinge in und über dem Lager gefolgt. Gegen 12 Uhr schien das Gefecht auf dem Berge beendet zu sein; denn wir sahen plötzlich, wie die zum Rückzug bereit stehenden Lagerwagen ausspannten. Ein alter Mann schwenkte bei uns den Hut und jubelte: „Sie spannen aus, die Schlacht ist gewonnen!" Bald kam auch die Ordre vom General, auf die wir gewartet hatten, daß wir nach der Gefechtslinie kommen sollten. Instrumente, Binden, Chloroform, alles stand bereit und wurde schnell in den leichten Pferdewagen gepackt, der uns hinaufbrachte. Als ich mich noch mit dem Gedanken beschäftigte, wo ich die voraussichtlich große Menge von Verwundeten unterbringen sollte und ob mein kleiner Vorrat an Chloroform und Karbolsäure auch bei der Behandlung

*) In englischen Berichten wird tadelnd hervorgehoben, daß die Bauern auf einen Sergeanten geschossen haben, der über dem Platz, wo die Verwundeten lagen, eine weiße Flagge schwang. Die Thatsache ist richtig. Eine Kugel traf des Mannes Arm, mit dem er die Flagge hielt; er nahm sie in die Hand des anderen Armes; aber auch der wurde augenblicklich getroffen. Die Bauern kannten die Bestimmungen der Genfer Konvention nicht und glaubten, daß eine weiße Flagge, auch die mit dem *roten* Kreuz, Bitte um Waffenstillstand bedeute; den aber wollten sie mitten im Gefecht *nicht bewilligen*.

**) *Es hieß*, daß er durch Feldkornett Roos erschossen sei. Dieser Mann fiel *merkwürdig genug* zwei Jahre später genau an demselben Tage, dem 27. Februar, *in einem Gefecht gegen* die Matebelen Mapochs.

zureichen werde, kam uns ein Mann entgegen, von dem wir den unglaublich klingenden Bericht empfingen, daß nur fünf oder sechs Verwundete unserer warteten. Im Lager am Berge rückten eben die müden Streiter von der andern Seite ein. Kein Lärm, kein Jauchzen, kein Hurrahruf war zu hören, aber die Trophäen, welche die Leute trugen, die Rappiere der Bergschotten, des stolzesten Regiments, über welches England verfügt, die Montierungsstücke und Waffen anderer Truppen bezeugten, daß diese stillen, ernsten Männer als Sieger aus dem heißen Kampf zurückkehrten. Gottes Hand war an diesem Tage in wunderbarer Weise mit ihnen gewesen; sie hatte dem Hoffärtigen widerstrebt und dem Demütigen Gnade gegeben. Das hatten auch die Sieger empfunden, als sie auf der blutgetränkten Bergspitze zusammentraten und einen Dankespsalm anstimmten, und deshalb kamen sie still in ihr Lager zurück und waren bald ohne Jubeln, Toben und Trinken beschäftigt, sich an ihren Feuern das Abendessen zu bereiten. Die wunderbaren Ereignisse des Tages besprachen sie unter sich nur mit leiser, gedämpfter Stimme.*)

Wir hatten nur einen wirklich Schwerverwundeten, ihm hatte die feindliche Kugel das Oberarmbein bis in das Gelenk und dabei noch das Schulterblatt schwer verletzt. Ich mußte den Arm aus dem Gelenk nehmen, aber der junge Mann erlag der schweren Verwundung nach einigen Wochen. Das ist das Furchtbarste bei diesen durch die modernen Gewehre verursachten Wunden, daß die Kugel die Knochen mit einer Triebkraft zerschmettert, die im menschlichen Körper kaum eine Hemmung findet. Traf früher eine Kugel aus den alten glatten Gewehren einen Knochen, so wurde derselbe wohl auch zerschmettert, allein der Lauf der Kugel war meist zu Ende, meist lag sie in den Knochensplittern eingebettet; jetzt hatte ich aber schon mehrere Fälle beobachtet, wo drei, ja selbst mehr Knochen hintereinander von ein und demselben Blei zermalmt waren. Die englischen Verwundeten befanden sich unter der Pflege ihrer Krankenträger und Ärzte, denen die Bauern erlaubten, alle, die transportfähig waren, nach ihrem Lager zurückzunehmen; auch die Leiche des englischen Generals lieferte man gern seinen Freunden aus.

Dieser Sieg war entscheidend für den Ausgang des Krieges. Durch die Nachricht von dem glänzenden Erfolge wurde der Patriotismus der Bauern nicht nur in Transvaal, sondern selbst im Freistaat und in der Kapkolonie so entflammt, daß bei weiterer Dauer des Krieges ein allgemeiner Aufstand der gesammten Bauerbevölkerung in Afrika möglich gewesen wäre; kamen doch jetzt schon 200 bis 300 Mann aus dem Freistaat herübergezogen, um ihren

*) Ein Wunder darf man es nennen, wenn von den wenigstens 10000 Schüssen, welche die Engländer auf die Angreifer abfeuerten, nur 7 ihr Ziel trafen. Die Briefe, in welchem die Anführer der Bauern über den Kampf berichteten, gaben deshalb ohne Rückhalt Gott die Ehre. Der Feldkornett Joachim Ferreire, der einen hervorragenden Anteil an dem Sturm genommen hatte, schrieb darüber folgende Worte: „Nicht wir haben die Engländer geschlagen, sondern Gott der Herr. Für Menschen war es unmöglich! Und dann der Verlust nur *eines* Mannes! Deshalb den Menschen keine Ehre. *Unserem* „Großen General" kommt die Ehre zu!"

Landsleuten zu helfen. Das englische Volk aber erkannte, daß eine Unterwerfung des wunderbaren Bauervolkes, wenn sie nicht unmöglich war, doch mit den ungeheuersten Opfern hätte erkauft werden müssen; das Verhältnis des Verlustes der Transvaaler zu denen Englands war bisher wie eins zu sechs gewesen. Die Bauern aber sahen trotz der Siege doch auch mit Sorge der weiteren Entwicklung des Krieges entgegen. An Munition machte sich bereits Mangel bemerkbar, die Hilfsquellen ihres Landes mußten bald erschöpft sein, wenn alle Männer im Felde blieben und die Äcker in der Säezeit, die vor der Thür war, unbestellt lassen mußten; dazu nahte der Winter, die Jahreszeit, in welcher es für ein Bauerlager, dessen Ochsen und Pferde allein auf Ausnutzung der Weide angewiesen sind, unmöglich gewesen wäre, im Drakengebirge, wo das Gras durch den starken Reif bald unbrauchbar werden mußte, wo selbst zuweilen Schnee fällt, auszuhalten. Entweder mußten die Bauern zurück in ihr Land und so die Grenze offen lassen, oder sie mußten ihr Lager vorwärts in das wärmere Natal verlegen; da aber sammelten sich jetzt Tausende von englischen Truppen an, die solchen Plan gewiß vereitelt hätten. So waren denn im Grunde beide Teile dem Frieden nicht abgeneigt, und General Wood bot gern die Hand zur Wiederaufnahme von Verhandlungen, welche die beiderseitigen Führer bereits in einigen früheren Zusammenkünften angeknüpft hatten. Am 23. März wurde der Friede wirklich geschlossen, und zwar unter der Bedingung, daß Transvaal sich unter der Suzeränität Englands*) selbst regieren solle. Die Bauern hatten erreicht, was sie wollten, sie waren wieder ein freies Volk geworden. Am 24. März sammelte sich das Bauerheer zum Dankgottesdienst; dann zog Wagen hinter Wagen der Heimat zu, und um die luftigen Kuppen des Gebirges lagerte wieder die gewohnte, tiefe Stille, nur die auf den Schlachtfeldern errichteten Denkmäler zeugen noch heute von den erbitterten Kämpfen, welche hier stattgefunden haben.**)

---

*) Von den betreffenden Bestimmungen sind manche durch die Londoner Konvention vom 27. Februar 1884 aufgehoben worden. Seither trägt Transvaal wieder den Namen „Südafrikanische Republik". Bis dahin hieß es „Transvaalstaat", weil die Königin nicht Rechte über eine Republik ausüben konnte.

**) Durch den Friedensschluß wurde auch die Belagerung Pretorias und der übrigen Plätze, in denen englische Truppen eingeschlossen worden waren, aufgehoben. Pretoria wurde von 1000 Soldaten verteidigt, denen viele Bürger als Freiwillige hilfreiche Hand leisteten. Die Bevölkerung (4000 Seelen) mußte die Stadt verlassen und das befestigte Lager beziehen. Angegriffen wurde dieses nicht. Die Ausfälle der Engländer verliefen meist unglücklich, dank der Unbrauchbarkeit der englischen Infanterie. Bei diesen Ausfällen verloren die Engländer 11 Tote und 38 Verwundete, die Bauern 3 Tote, 10 Verwundete und 14 Gefangene.

In Potschefstroom waren 250 Mann in einem kleinen Fort eingeschlossen, auch einige Civilisten, selbst Damen waren hierher geflüchtet. Das auf den kleinen Punkt konzentrierte Feuer der Bauern war furchtbar. Eine Zeltspitze im Fort zeigte 300 Kugellöcher. Dabei litten die Belagerten Mangel, sie hatten zuletzt nur verdorbenen *Mais und Kafferkorn* zur Nahrung, auch fehlte ihnen Obdach, denn die Zelte waren *zu Sandsäcken zerschnitten* und gebraucht worden. Ihre Verluste betrugen 25 Tote *und 54 Verwundete.* Der tapfere Befehlshaber, Col. Winsloe, mußte am 23. März *wegen des Hungers kapitulieren,* weil der Bauernkommandant ihm die Nachricht von

Unsere Arbeit an den Verwundeten hatte Gott gesegnet, nur drei Schwerverwundete waren uns gestorben. Bald verließen wir mit einem Amputierten, den wir noch eine Zeit pflegen mußten, unser Hospital, und als wir in Botschabelo einzogen, hatten wir alle Ursache, mit der Gemeinde Gott zu preisen, der uns auch in dieser schweren Zeit durch Sturm und Krieg glücklich hindurchgeführt hatte.*)

---

dem bereits seit einer Woche geschlossenen Waffenstillstand vorenthalten hatte. Die Bauern verloren hier 6 Tote und 11 Verwundete.

In Lydenburg wurde das kleine englische Fort gut verteidigt, auch in Rüstenburg, wo eine von einem Bauer aus Schmiedeeisen verfertigte Kanone zu Schuß kam. In Wakkerstroom, Standerton und Marabastadt hielten sich die Engländer gut.

Der Gesamtverlust der Engländer in diesem Kriege betrug 281 Tote und 529 Verwundete, auch 66 Gefangene, der der Bauern 35 Tote, 95 Verwundete und 18 Gefangene. Die Belagerung von Potchefstroom ist in Macmillian's Magazine, April 1883, durch Col. Winsloe selbst beschrieben. Zum Studium des Krieges ist zu empfehlen: F. L. Cachet, Worstelstryd der Transvalers, Amsterdam. Höveker en Zoon, und von englischer Seite: Nixon. Complete Story of the Transvaal. London. Sampson Low.

*) Herr Dr. E. J. P. Jorissen hat in seinem Buche „Erinnerungen an Transvaal" das Hospital und seine Einrichtungen einer abfälligen Kritik unterworfen, welche durch das Juniheft der Preußischen Jahrbücher ohne Bedenken weiter verbreitet worden ist. Es klingt aber doch wirlich wie Hohn, wenn Dr. Jorissen mich für die mangelhaften Zustände durch die Worte verantwortlich machen will: „General Joubert hatte dem Direktor so zu sagen Vollmacht gegeben, sowohl an Lebensmitteln wie auch an erquickendem Getränk, stärkender Nahrung und Verpflegung nichts zu sparen", und wenn er hinzufügt, Geldmittel seien reichlich vorhanden gewesen. Ich habe im ganzen £ 20 (400 Mark) zur Einrichtung des Hospitals und zur Verpflegung der Verwundeten erhalten. Aber wenn ich über einen Haufen Geldes hätte verfügen können, so wäre es mir unmöglich gewesen, damit in dem menschenleeren Drakengebirge Krankenwäsche, Wärter oder auch nur Bedienstete geringster Art herbeizuschaffen. Da der genannte Herr aber auch die Erfolge meiner ärztlichen Behandlung verächtlich macht, so weise ich auf den Staatskourant der Republik vom 11. Mai 1881 hin, welcher angiebt, daß ich im Felde 31 Leute behandelt habe, von denen nur 3 im Hospital gestorben sind. Zwei Leute, die ich amputieren mußte, wurden gesund, ebenso ein anderer, dessen schon vorher amputierter Arm noch einmal höher oben von mir amputiert werden mußte. Ich füge hinzu, daß ich vom 1. Februar bis 28. März im Felde war, und daß ich ebenso wenig als die Gehilfen, welche ich von Botschabelo herbeigezogen hatte, auch nur einen Pfennig Lohn für meine schweren Dienste beansprucht oder erhalten habe. Mir sind nicht einmal meine Verluste an verlorenen oder schadhaft gewordenen Instrumenten oder an Aufwand von eigenen Medizinen vergütigt worden. Ob ich verdiene, für solche Handlungen reiner Menschenliebe mit Schmutz beworfen zu werden, überlasse ich dem Urteil aller ehrlich denkenden Menschen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Es war ein schweres Jahr, das Jahr des geschilderten Krieges; schwer auch noch nach mancher anderen Seite hin. Botschabelo erlebte in diesem Jahre eine Mißernte, wie sie bisher noch nicht vorgekommen war. Es regnete im Sommer unaufhörlich, Mais und Kafferkorn ertrank in den Gärten, die zu Sümpfen umgewandelt waren; dazu kam, daß die Gärten, welche innerhalb des Weichbildes von Middelburg lagen, uns genommen worden waren; sie hatten in diesem Jahre gar nicht bearbeitet werden dürfen. Während des Krieges hatten viele Männer lange Zeit fern von Haus bei den Bauern leben müssen, und die gesamte Bevölkerung hatte der Unruhen wegen wochenlang es aus Furcht vermieden, die ferner gelegenen Felder zu besuchen. Als der Zehnt gegeben werden sollte, war ein großer Teil der Ernte bereits aufgezehrt, so betrug der Zehnt in diesem Jahre nur siebzig Sack, während er sonst bisher um 300 Sack betragen hatte, und es waren so viele Notleidende da, daß das Zehntkorn diesmal von unseren Leuten selbst wieder zurückgekauft werden mußte.

Neben dem Mangel drückte auf uns die Unsicherheit, welche auf dem ganzen Lande lastete. Die englische Regierung hatte noch nach dem Kriege die Verwaltung in den Händen, und ihre Truppen standen noch im Lande, bis endlich im August die Konvention von Pretoria gezeichnet wurde und die republikanische Regierung die Verwaltung übernahm. Die „Königliche Kommission", bestehend aus General Wood, dem Gouverneur des Kaplandes, Sir Herkules Robinson, und dem obersten Richter der Kapkolonie, H. de Villiers, hielt ihre Sitzungen in Newcastle in Natal ab, wohin außer den Bauernführern auch andere angesehene Einwohner geladen wurden. Auch ich hatte eine Einladung erhalten, den Verhandlungen beizuwohnen, hatte aber, wie mir später mancher Bauer sagte, „weise gehandelt" und war mit einer höflichen Entschuldigung fortgeblieben. Im Juni wurden die Sitzungen in Pretoria fortgesetzt. Während dieser Zeit waren die Leidenschaften der Bauerpartei und der klein gewordenen „loyalen" Partei der englisch Gesinnten äußerst erregt, geteilt zwischen Befürchtungen und Hoffnungen schwankten sie hin und her, ja es kam so weit, daß man eine Zeit lang den Wiederausbruch des Krieges befürchtete.

Von den Loyalisten wanderten viele nach den englischen Kolonieen aus; nicht nur Engländer kehrten Transvaal den Rücken, sondern auch eine Anzahl von Bauern zog nach der Kapkolonie zurück; besonders verließ ein starker Bruchteil der Einwohner von Pretoria das Land, sie hatten sich aktiv am Kriege beteiligt und mochten glauben, daß ihr geschäftliches Fortkommen zu wenig in der Republik gesichert sei. Da in der Konvention ausdrücklich Vergütung versprochen

war für jeden Schaden, der im Kriege Privateigentum zugefügt worden war, und da außerdem versprochen wurde, daß niemand seiner politischen Überzeugung oder seines politischen Handelns wegen verfolgt werden dürfe, so war wenigstens nach Möglichkeit für die Parteigänger oder Unterthanen Englands gesorgt, wenn freilich auch anerkannt werden muß, daß sie andererseits von England in gewohnter Weise schmählich im Stich gelassen wurden. Im Vertrauen auf die feierlich abgegebene Erklärung der englischen Minister und Generale, daß England Transvaal niemals wieder der Regierung der Bauern überantworten werde, hatten sich viele Engländer oder Kapkolonisten und Deutsche im Lande niedergelassen, sie hatten viel Kapital in Plätzen, Häusern, Geschäften angelegt, jetzt mußten sie das alles wieder verlassen; vielfach verkauften sie es für einen Spottpreis und zogen arm von dannen. Für die Unterstützung, die sie der englischen Politik hatten angedeihen lassen, hatten sie Gefahr und Haß und Armut geerntet. Die Herren der königlichen Kommission gewöhnten sich an die Klagen und Anklagen, die sie von solchen Leuten täglich hören mußten. Gladstone aber und seine Freunde saßen in England und hörten weder die Verwünschungen, noch sahen sie die Thränen. Hielt sich doch der englische Premierminister nicht an das gebunden, was sein konversativer Vorgänger versprochen hatte, und kam es ihm augenblicklich doch nur darauf an, die Wünsche des englischen Publikums nach Möglichkeit zu erfüllen, welches von der Bürde der „Transvaal-Schwierigkeit" möglichst schnell und mit möglichst geringen Kosten befreit sein wollte.

Wie die weißen Loyalisten, so waren auch die Eingeborenen betrogen. Im Juli wurden etwa dreihundert Häuptlinge aus dem ganzen Lande nach Pretoria gerufen. Sir Herkules Robinson las ihnen eine Ansprache vor des Inhalts, daß England vor vier Jahren das Land annektiert hat, weil es der Meinung war, daß die Majorität der stimmfähigen Leute (the majority of those who had a voice in the government of the country) dies wünschte, daß die Ereignisse aber gezeigt hätten, wie dies ein Irrtum gewesen sei, und daß deshalb das Land den Bauern „mit dem Sinne für Gerechtigkeit, welcher einer großen und starken Nation wohl ansteht", zurückgegeben werden sollte. Es wird erzählt, daß es dem englischen Staatsmann schwer geworden sei, den Eingeborenen dies mitzuteilen, und ihnen weiter zu sagen, daß England sie ihrem Schicksal unter den Händen des früheren Gouvernements überlasse. Die Häuptlinge konnten die Mysterien europäischer Politik nicht verstehen und weigerten sich, an die Wahrheit der ihnen gemachten Mitteilungen zu glauben. Sie saßen auf dem Markte beieinander und hielten aus bis an den Abend; endlich trugen sie die Kunde von dem, was sie gehört, schweren Herzens nach ihren Ländern und Dörfern zurück. Am 8. August erfolgte wirklich die Übergabe der Verwaltung an das Triumvirat der Bauern.

In einem Artikel der Konvention war auch die Bestimmung enthalten, daß Sekukuni wieder freigelassen werden sollte. Die Bauern scheinen blind gewesen zu sein in ihrem Eifer, den status quo ante wieder herzustellen, denn es muß ihrem Wunsche ge-

schrieben werden, daß diese Vereinbarung getroffen wurde. Sie beschlossen sogar, den gefangenen König wieder einzusetzen und ihm die Herrschaft über sein Land wieder anzuvertrauen, obwohl es nicht schwer war einzusehen, daß eine solche Maßregel zu neuen Unruhen und vielleicht zum Kriege Veranlassung geben mußte, denn was sollte aus Mampuru, seinem alten Nebenbuhler, werden, der ja jetzt die Macht über die Bapedi in den Händen hatte? Ich wurde in jener Zeit von Paul Krüger aufgefordet, ihm schriftlich meine Gedanken mitzuteilen, nach welchen Grundsätzen man die eingeborene Bevölkerung des Landes behandeln und regieren müsse, wenn Frieden erhalten, und wenn ihre Weiterentwickelung in Bezug auf wahre Kultur befördet werden sollte. Es war mir eine Freude, meine schriftlich abgegebene Meinung über diese wichtigen Fragen in die Hände des wohlwollenden Präsidenten der Republik legen zu dürfen, aber in Bezug auf Sekukunis Wiedereinsetzung als König achtete man auf meine Warnungen nicht. Daß er aus dem Gefängnis entlassen werde, befürwortete auch ich, riet aber, man solle ihm in einer fruchtbaren Gegend, in der Mitte des von Weißen bewohnten Landes, ein Stücklein Land geben, wo er mit einigen Freunden und Verwandten leben und sein Leben in Ruhe beschließen könne. Der Rat wurde nicht beachtet, und Sekukuni, den man als ein Opfer englischer Politik ansah, wurde freigelassen. Als er sich zur Rückreise rüstete, sprach er den Wunsch aus, über Botschabelo reisen zu dürfen, er wolle seinen „Vater", d. h. Freund, Fürsorger, Merensky besuchen; aber es wurde ihm vorgelogen, daß ich dafür gestimmt hätte, er solle aufgehängt werden. Leider zeigte es sich bald, daß trotz der schweren Schule, in die ihn Gott genommen hatte, sein Herz doch noch das alte heidnische Herz geblieben war. Als er frei war, wurde er wieder stolz und hochmütig „Die Bauern kamen und wollten mich töten, sie konnten mich aber nicht besiegen; dann kamen stärkere Leute, die Engländer, die wollten mich auch töten, konnten es aber auch nicht, sie haben mich nur gefangen; nun sind meine Feinde uneins geworden, und ich bin wieder frei. Ich bin der Stärkste!"*) In diesem Sinne lauteten alle seine Reden.

*) Auf unserer Station Neu-Halle wurde der freigewordene König von Missionar Kahl, von Heiden und Christen froh und ehrenvoll begrüßt. Jan Kekane, der getaufte frühere Häuptling von Wallmannsthal, führte ihn auf seinem Wagen zurück in das Bapediland. Der König trug ein buntwollenes Hemd und darüber einen Mantel von Dachsfellen, seine Mitgefangenen waren ordentlich bekleidet, auch die Weiber, er hatte eine Frau und Tochter bei sich haben dürfen. Als das Volk sich um seinen Wagen drängte, hielt er vom Wagen herab eine Ansprache, in welcher er erst darüber scherzte, daß sein Vater Sekoati von diesem Volke keine Frau genommen habe, sie müßten wohl hier alle zu häßlich gewesen sein; dann fuhr er fort: „Meine Freunde, ihr kennt ein Postamt, wo Briefe und Zeitungen ankommen, heute bin ich Postamt, alle Neuigkeiten sind in meinem Besitz. Kommt und hört, was ihr noch nicht wisset, hört das große Wunder und staunt! Wo giebt es einen König irgendwo in der Welt, der den Feinden in die Hände gefallen ist, und den sie nicht getötet haben? Ich *bin ein gefangener* König gewesen, ich lebe aber noch und bin sogar wieder frei! Das *hat Gott gethan, dies* Wunder! Ihr Christen, danket mit mir Gott dafür! Nennt mich *nicht mehr Maschilagatischa*, nennt mich Moretela, den Moretela, der die Bauern und *Soldaten und Gefängniswärter* warten macht. Es giebt einen großen Topf, in den *hat man mich gesteckt* (das ist das Gefängnis), Wasser darauf gegossen und den Deckel

In seinem Lande angekommen, trat er zunächst sehr vorsichtig auf, denn er wußte wohl, in wie großer Gefahr er durch die Feindschaft einiger seiner eigenen Brüder und seiner übrigen zahlreichen Gegner schwebte. Aus diesem Grunde kann es nicht auffallen, daß er dem bei Moßecho stationierten Missionar mit der scheinbar größten Freundlichkeit entgegenkam, zumal er nicht beabsichtigte, sich in der Gegend der früheren Hauptstadt niederzulassen. Innerlich war er wohl noch ganz der alte. Etwa ein Jahr nach seiner Freilassung besuchte ihn Missionar Trümpelmann und berichtete über ihn wie folgt: „Der Eindruck, den ich von Sekukuni erhielt, ist der, daß er ein falscher, heuchlerischer Mensch ist, den die Gerichte Gottes nicht erweicht haben, sondern der in seinem alten, heidnischen Wesen sich um so mehr verhärtet hat. Er ist weiter als je davon entfernt, sein Herz der Wahrheit zuzukehren. So ist es auch nicht unmöglich, daß er, sobald er die gelegene Zeit für gekommen achtet, eine abermalige Christenverfolgung in Scene setzt." Die Stunde aber war bereits nahe, in welcher Gottes Hand ihn treffen sollte. Im August desselben Jahres (1882) wurde er durch Mörder, welche sein Bruder Mampuru, der zu den Matebelen Mapochs geflohen war, ausgesendet hatte, nächtlicherweile getötet. Die Erde seines Landes, welche Christenblut getrunken hatte, was durch ihn vergossen war, hat auch sein Blut trinken müssen. Ob er im Tode, als der Speer ihn traf, wie einst Julianus Apostata: „Tandem vicisti Galilaee!" gerufen hat?

In diesen Monaten, da die Bauern das Land wieder vollständig in ihre Gewalt bekamen, wurde mir klar, daß meines Bleibens nicht mehr im Lande sein konnte, wenigstens für eine Zeit. Piet Joubert, welcher den allergrößten Einfluß in der Regierung, besonders in Sachen der Eingeborenen besaß, war durch die Dienste, die ich seinen verwundeten Kämpfern hatte leisten können, mit mir nicht ausgesöhnt. Als ich ihn in Pretoria einigemale in Angelegenheiten unserer Stationen aufsuchte, hatte ich einen Empfang, der mich entmutigte. Ich blickte mit Sorge in die Zukunft, denn ich mußte erwarten, daß das Mißtrauen, welches nicht nur dieser Machthaber gegen mich im Herzen trug, sondern welches auch viele andere Bauerführer und Bauern teilten, meiner Arbeit nicht nur hinderlich sein, sondern auch meine Station oder andere Stationen meines Superintendentenkreises schädigen und in Gefahr bringen werde.

---

aufgelegt. Das war das Werk der Bauern, Soldaten und Gefangenwärter. Die Soldaten sagten den Wärtern: „Seht ihr nicht, daß das Holz bereits verbrannt ist? Rührt das Feuer auf, die Speise muß kochen!" Die Gefangenwärter nahmen den Deckel vom Topf, guckten hinein und sagten: „Ihr Leute, Soldaten, Männer des Gouvernements, sagt der Frau, welche Ohren hat (Königin von England): Wir sehen in den Topf, aber trotz alles Feuerns und Kochens wird die Speise nicht gar, Sekukuni bleibt hart." Da sind sie endlich müde geworden und haben gesagt: „Sekukuni, wir sind des Feuerns und Kochens müde, du wirst niemals weich, gehe wieder nach Hause und regiere weiter!" Ueber die Behandlung klagte er nicht. „Die Engländer sind gütige Leute, die ich sehr liebe, sie haben mir Fleisch, Bier, Branntmein und Kaffee gegeben." Nur über das Brot, welches er unschöner Weise Rhinocerosmist nannte, und zwar der Form der ihm gelieferten Brote wegen, sprach er sich wenig anerkennend aus, dessen sei er müde gewesen.

Schwierigkeiten, die meiner amtlichen Stellung von anderen Seiten bereitet wurden, deren Erörterung aber nicht hierher gehört, kamen hinzu und drückten auf mein Gemüt. Aber alle diese Schwierigkeiten hätte ich tragen und ertragen und durch Gottes Gnade überwinden können, wenn sich nicht in den letzten Jahren schwere körperliche Leiden bei mir eingestellt hätten, welche mir und den Meinen schon öfter die Frage nahegelegt hatten, ob ich nicht in Europa Erleichterung und Heilung suchen müsse. Ich konnte nicht mehr länger die gewaltige Last meines Amtes tragen und mußte um Urlaub zu einer Reise nach Deutschland bitten, der mir von dem Komitee unserer Gesellschaft denn auch gewährt wurde.

Im Äußeren ließ ich hinter mir Botschabelo nach siebzehnjährigem Bestehen in blühendstem Zustande. Die 50000 preußischen Morgen Land, aus denen der Grundbesitz bestand, kosteten der Missionskasse in Berlin noch nicht 15000 Mark; zu den Stationsgebäuden, welche einen Wert von 70—80000 Mark repräsentierten, waren uns von Berlin aus Mitteln der Gesellschaft nur etwa 20000 zugeflossen. Die Station hatte sich zu dem, was sie war, zumeist aus eignen Mitteln und Kräften heraufgearbeitet; die Bauten waren vollendet und befanden sich in gutem Zustande. Eine Schuld von 24000 Mark lag auf dem Platze, als ich die Verwaltung in andere Hände legte, aber aus der Masse des Kamannschen Kaufgeschäfts waren noch zwei große Grundstücke vorhanden, ebenso zwei kleinere, die ich einst für Papiergeld angekauft hatte, welche alle fern von der Station lagen, und deren Verkauf deshalb nichts im Wege stand, zusammen über 24000 Morgen Land, deren Wert also jene Schuldenlast aufwog. Gott hatte unsere Mühe und Arbeit auch äußerlich gesegnet. Die Gemeinde zählte 1700 Seelen, als ich den Platz verließ, die Schule wurde von 400 Kindern besucht. Die Sonntagsgottesdienste erfreuten sich in altgewohnter Weise der regesten Teilnahme von seiten der Gemeindeglieder und Katechumenen, und nach dem Bauernkriege feierten wir noch einigemale schöne Abendmahlsgottesdienste zu abendlicher Stunde mit allen erwachsenen Getauften. Wir konnten auch kurz nach dem Friedensschluß wieder elf Männer und dreizehn Frauen in den Tod des Herrn taufen.

Im Januar des Jahres 1882 feierten wir noch einmal das Epiphaniasfest in altgewohnter Weise. Fünfundachtzig Erwachsene knieten vor dem Alter, entsagten dem Teufel, seinem Werk und Wesen, bekannten ihren Glauben und wurden dann an dem Taufstein, aus welchem nun bereits über 2000 Heiden, Heidenkinder und Kinder christlicher Farbigen das Sakrament empfangen hatten, auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft. Gleich danach schlug die Scheidestunde. Die Ochsenwagen standen gepackt. Im Gotteshause versammelten wir uns noch einmal mit der ganzen Volksgemeinde und stärkten unsere Herzen zum Abschied durch den köstlichen dreiundzwanzigsten Psalm. Dann Thränen, Händedrücken, Händeküssen, laute Rufe und Segenswünsche, und von Hunderten bis zum Grenzflüßchen Keerom geleitet, zogen wir bald über die weite Hochfläche der Küste zu.

In Transvaal gährte es noch lange. Die Ermordung Sekukunis durch Mampuru war ein revolutionärer Akt, eine Herausforderung der Bauerregierung, der gerächt werden mußte. Mapochs Sohn, Nyabele, bei welchem der Übelthäter Zuflucht gesucht hatte, weigerte sich, ihn auszuliefern, und so entbrannte das Kriegsfeuer in dem noch kaum zur Ruhe gekommenen Lande aufs neue. Fast ein ganzes Jahr lang belagerten die Bauern die Höhlen und Felsennester, in denen sich die Matebelen verschanzt hatten. Da das Volk Sekukunis auf Seite der ersteren stand, gelang es, diese Feinde von Recht und Ordnung einzuschließen und endlich durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Der kleine Stamm, welcher etwa 6000 Seelen zählte, wurde aufgelöst und familienweise unter die Farmer verteilt. Der Häuptling Nyabele wurde gefangen gesetzt, und Mampuru endete am 28. November 1883 sein wechselvolles Leben zu Pretoria in traurigster Weise am Galgen. Die Botschabeloer leisteten in diesem Kriege den Bauern wichtige Dienste; ihr Verhalten und ihre Tapferkeit wurde in allen Zeitungen Südafrikas gerühmt. Wo einst die Raubhorde der Matebelen hauste, haben dann friedliche weiße Bauern ihre Höfe gebaut. Von den Städten der drei Heidenfürsten, welche stolz und mächtig waren, als wir unsere Arbeit in Transvaal anfingen, sind nur noch Ruinen vorhanden. Gott hat diese Häuptlinge und ihre Stämme geweidet mit der eisernen Rute und ihre Macht zerschmissen wie eiserne Töpfe, weil sie nicht bedenken wollten, was zu ihrem Frieden diente.

Durch den Abzug der Engländer und durch den erwähnten neuen Krieg verarmten die Bauern in solchem Maße, daß nach kurzer Zeit viele den politischen Wechsel beklagten, für dessen Herbeiführung sie hatten kämpfen müssen. In der Folge ist Transvaal ein neues Goldland geworden. Wie der dadurch verursachte Umschwung aller Verhältnisse auf die Entwickelung der Eingeborenen wirken wird, läßt sich nicht voraussehen, aber wir glauben, daß der Herr mit ihnen Gedanken des Friedens hat. Unter all den furchtbaren Stürmen, welche das Land, seit wir es im Jahre 1860 betraten, erschüttert haben, hat das Werk der Mission, wenn auch keinen ruhigen, so doch steten Fortgang gehabt. Jeder scheinbare Rückschlag hat zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Baßuto dienen müssen. Auch in Botschabelo hat die Bevölkerung und die Gemeinde zugenommen, trotz mancher Hemmungen und Störungen. Gott helfe der aus den Heiden Transvaals gesammelten Gemeinde, daß sie mehr und mehr ein Licht und ein Salz für ihre heidnischen Volksgenossen werde. Gott lasse auch Botschabelo einen Rückhalt und einen Waffenplatz für die weitere Ausbreitung des Evangeliums im dunklen Erdteil bleiben und immer mehr werden! Möge Gottes Gnade und Segen auch ferner über Botschabelo und über denen walten, die als „Gottes Mitarbeiter" dort ihre Arbeit thun!

Ich habe dort gepflanzet, andere haben begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben. So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießt, etwas, sondern Gott, der das Gedeihen giebt. 1 Kor. 3, V. 7.

Ein Blick auf den Stand der Mission in Transvaal um das Jahr 1900.

Unsere Zeit lebt schnell. Entwickelungen, zu denen in der Vergangenheit Jahrhunderte gehörten, vollziehen sich jetzt im Laufe einiger Jahrzehnte. Auch das junge Land Transvaal ist bekannt, ja berühmt geworden; es hat eine Stellung gewonnen unter den Kultur-Staaten der Erde. Die im Jahre 1860 wenige Tausend zählende Burenbevölkerung des Landes hat sich, besonders durch Einwanderung aus der Kapkolonie, auf 80000 vermehrt, und mit den Buren lebten in der ersten Hälfte des Jahres 1899 über 200000 andere Einwanderer, Amerikaner, Engländer und Deutsche zusammen. Diese schnelle Entwickelung verdankt das Land zumeist der Entdeckung des reichen Goldfeldes von Witwatersrand, welches nach der Stadt, die da seit 1885 entstanden ist, meist das Goldfeld von Johannesburg genannt wird. Die Minen dieses Striches haben in den zehn Jahren von 1887 bis 1897 Gold im Werte von etwa 1000 Millionen Mark geliefert. Pretoria, die Hauptstadt des Landes, welche, als ich sie im Jahre 1861 zum erstenmal besuchte, nur vier bis fünf Häuser aufwies, die mit Stroh eingedeckt waren, zählte jetzt 12000 Einwohner und Johannesburg ungefähr 50000 weiße und ebenso viele schwarze Bewohner. Das Land ist von Eisenbahnen durchzogen, welche es mit fünf Seehäfen verbinden.

Die Eingeborenen haben sich im Lauf der letzten vierzig Jahre gleichfalls vermehrt. Das ist geschehen nicht durch Einwanderung, sondern durch die Selbstvermehrung des Volkes, welche sich nun, je mehr die Kriege abnahmen und friedliche Zustände eintraten, in Ruhe vollziehen konnte. Im Juli 1896 betrug die Zahl der Eingeborenen in der Republik 754325 Seelen, unter ihnen waren 162001 Männer, 195674 Frauen und 396650 Kinder. Unter den Stämmen ist kein einziger mehr, der seine politische Selbständigkeit sich bewahrt hätte. Leider ist die Politik der Buren bis in die neueste Zeit immmer noch darauf gerichtet gewesen, den Eingeborenen ihre wirtschaftliche Selbstständigkeit zu nehmen und sie zu Tagelöhnern der Weißen zu machen. Man hätte ihnen eine weitere Entwickelung auf Grundlage ihrer alten Kultur gönnen können. So besteht noch immer das Gesetz, daß Eingeborene kein Land besitzen dürfen, ja sie dürfen solches nicht einmal selbständig und rechtssicher pachten. Die Regierung hat das Recht, jedem Schwarzen seinen Wohnplatz anzuweisen, auf einer Farm aber sollen nur fünf Haushaltungen beisammen wohnen. Man sieht, daß die Tendenz des Gesetzes darauf gerichtet ist, jedem Farmer je fünf Haushaltungen als hörige Dienstleute zuweisen zu können.

Das Missionswerk aber hat unter dieser Bevölkerung große *Fortschritte gemacht.* Die Berliner Gesellschaft allein unterhält in *Transvaal jetzt* 27 Missionsstationen, welche mit 33 Missionaren *besetzt sind.* Die gesammelten Gemeinden zählten Ende des Jahres

1898 insgesamt 18412 Seelen, unter denen 9314 Erwachsene waren. 3519 Kinder besuchten die Schulen, und die Zahl von 1602 Leuten, welche sich im Taufunterricht befanden, beweist, daß das Werk noch nicht zum Stillstand gekommen ist. Seit Beginn der Arbeit haben unsere Missionare hier 25566 Taufen (Kindertaufen eingerechnet) verrichten dürfen. Das ist der Baum, der durch Gottes Gnade aus dem unscheinbaren Anfang erwachsen ist, den wir im Jahre 1860 in diesem Lande machen durften. Die Hermannsburger Gesellschaft unterhält in Transvaal 29 Missionare, und die Zahl ihrer Gemeindeglieder (groß und klein) ist auf 36121 angewachsen. Wenn man die von englischen Missionaren gesammelten Gemeinden in Betracht zieht, so darf man annehmen, daß ungefähr 75000 Eingeborene in Transvaal Christen geworden sind, daß also ein Zehntel der eingeborenen Bevölkerung das Christentum angenommen hat.

Botschabelos Gemeinde zählte Ende des Jahres 1898 3811 Seelen. Die Gemeinde lebte zerstreut auf einem Gebiet von ungefähr 250 deutschen Quadratmeilen, welches mit 6 Außenstationen und 11 Predigtplätzen besetzt war. Jetzt ist es notwendig geworden, im nördlichen und im südlichen Teil dieses Gebietes je eine eigene Station zur Versorgung der Getauften und zur Weiterführung des Werkes zu gründen. Im Süden ist das Dörflein Ermelo besetzt worden, und im Norden ist Gerlachshoop wiederum zu einer Hauptstation erhoben worden. Gott der Herr segne Sein Werk auf diesen Plätzen, ja in ganz Transvaal, wie Er es bisher gesegnet hat.

Statistik der Berliner Mission in der Transvaal-Republik.

1898.

Station	Gemeinde (Seelenzahl)	Kommunion-berechtigte	Im Laufe des Jahres getauft aus den Heiden: Erwachsene	Kinder	Christenkinder	Schulkinder	Taufbewerber (Katechumenen)	Aufbringungen der Gemeinde
Botschabelo	3811	1912	132	19	180	497	92	13001,— ℳ
Pretoria	2053	1124	124	39	90	329	103	9328,75 „
Leidenburg	1702	901	30	—	46	186	31	4226,50 „
Wallmannsthal	1088	453	39	15	42	243	50	3311,25 „
Potschefstroom	909	386	12	2	34	70	68	3240,50 „
Neu-Halle	790	374	6	—	44	128	41	1879,25 „
Heidelberg	828	448	62	21	47	117	127	4404,20 „
Arkona	471	236	11	6	12	131	14	270,25 „
Lobethal	587	314	24	5	29	187	46	2536,50 „
Wonenthin	919	395	25	9	33	231	155	4626,50 „
Johannesburg	708	411	65	17	41	50	82	7084,— „
Pietersburg	106	46	21	—	2	28	15	263,25 „
Mpome	1363	640	105	47	52	434	359	2226,25 „
Ga Matlale	283	147	12	10	6	60	26	541,— „
Waterberg (Modimolle)	950	460	8	3	51	210	50	2790,25 „
Malokong	289	185	40	20	6	50	30	486,50 „
Blauberg	163	89	9	3	6	44	26	85,50 „
Ha Tschewaße	134	75	—	3	3	43	19	153,— „
Tschakoma	159	77	2	—	2	58	12	157,— „
Moletsche	214	106	5	3	10	52	33	280,25 „
Georgenholtz	48	24	2	1	—	11	3	16,75 „
Medingen	567	351	114	12	45	237	150	1788,30 „
Makapaanspoort	330	160	30	3	19	116	64	647,50 „

Anhang.

I.

Das Gesetz, welches die Regierung der Transvaalrepublik in ug auf die Missionsarbeit im Jahre 1860 erlassen hat, lautet endermaßen:*)

aßregeln gegen Betrug und Verführung bei der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden.

Art. 1. Kein Heidenmissionar soll innerhalb des Gebietes der dafrikanischen Republik zugelassen werden ohne Ansuchen der Heiden lbst bei der Regierung.

Art. 2. Die Regierung wird dann untersuchen, ob es sich empfiehlt, diesem Ansuchen nachzukommen, und wird, wenn dies der Fall t, einen Missionar berufen, welcher den Forderungen des Art. 21 es Staatsgrundgesetzes entspricht.

Art. 3. Die Regierung behält sich das Recht vor, den Ort anzuweisen, wo eine Missionsstation errichtet werden kann, und kann jederzeit, wenn es das Interesse des Staats erfordert, eine Missionsstation verlegen oder gänzlich verfallen lassen.

Art. 4. Niemand soll das Recht haben, auf irgend einem Grundstück innerhalb der Republik eine Missionsstation zu errichten, ohne Erlaubnis der Regierung erhalten zu haben, nach Art. 38 der Feldkornett-Instruktion und nach den oben festgestellten Regeln.

Art. 5. Jeder Missionar ist verpflichtet, sich nach dem Landesgrundgesetz und allen bestehenden und noch zu machenden Landesgesetzen zu halten.

Art. 6. Jeder Missionar oder Häuptling ist verpflichtet, jede Person, die durch irgend einen Beamten der Republik gefordert wird, sofort auszuliefern.

*) Das Ausnahmegesetz gegen Missionare, welches einzig in seiner zu zeig[illegible]lchen Schwierigkeiten unsere Arbeit [illegible]. In welchem Gegensatz hierzu [illegible]on in allen englischen Ko-

Art. 7. Alle Missionare sind verpflichtet, genau darauf zu achten, ob irgend welche Pläne und Anschläge gegen den Staat oder seine Einwohner durch Farbige ihrer Stationen oder des Stammes, unter dem sie stehen, gemacht werden, und der Regierung oder dem nächsten Beamten hiervon Nachricht zu geben; wenn sie dies versäumen, sollen sie als solche angesehen und behandelt werden, die an diesen Plänen und Unternehmungen mitschuldig sind.

Regierungsamt.

Pretoria. 8. Oktober 1860.

Gezeichnet: J. H. W. Struben, Regierungssekretär.

II.

Vertrag mit Umswasi.

Ich, der unterzeichnete Umsuasi, König der Sulu*), Sohn des Sopusa**), erkläre hierdurch wirklich und gesetzlich und für alle Zeit, alles Land verkauft zu haben, welches als von meinem Vater Sopusa erobert mein rechtliches Eigentum ist, von Origstadt nach Norden bis an Olifantsfluß auf und ab bis zur Grenze von Delagoabay†), südwärts bis an den Krokodilfluß, westlich bis Elandsspruit††) und bis an den 26. Längengrad, östlich bis an den Krokodilfluß, mit dem Lauf bis an die Grenze von Delagoabay, zum Gebrauch der holländisch-südafrikanischen Nation, welche jetzt innerhalb dieses Gebietes wohnt, und die noch in Zukunft durch die gesetzlichen Autoritäten zum Bewohnen Erlaubnis erhalten wird, und das für eine Zahl von einhundert Stück Rindvieh (Kühen), welche an mich oder meinen gesetzlichen Nachfolger zu bezahlen sind, in zwei Posten, zuerst fünfzig heute über einen Monat und fünfzig nach zwei Jahren.

So gethan zu Kjakaskraal am Komatefluß am 25. Juli 1846.

Als Zeugen:

Zeichen × Makunkan.
× Mandaba.
Jakob Lotter.
J. H. Breytenbach.
P. S. Koetsee.

Zeichen × Umsuasi, König.
× Sankuba.
W. J. Joubert, Feldkornet.
L. de Jager.
J. C. Steyn, Feldkornet.

J. M. de Beer, Feldkornet.

---

*) Sulu im weiteren Sinne.
**) Sopusa oder Rapusa.
†) *Grenze des* portugisischen Kolonialgebietes ist gemeint.
††) *Elandspruit* ist gemeint, welche nahe bei Pretoria entspringt, von da mit dem *26. Längengrad nach* Osten.

III.

Gesetze für die Bewohner Botschabelos*).

1. Dieser Ort wird von Leuten erbaut, welche zu dem Worte Gottes kommen, deshalb soll Gottes Wort hier herrschen und alle Gesetze sollen mit ihm übereinstimmen.

2. Die Leute des Ortes fürchten Gott; von Sitten der Baßuto können nur solche bestehen, welche nicht mit den Gesetzen Gottes streiten. Deshalb ist nicht zu dulden, daß unter uns Abgötter aufgerichtet werden oder schlechte Gebräuche. Aus diesem Grunde verbieten wir die Koma der Baßuto, die Heirat durch Vieh oder durch andere Güter, Zauberei, Regenmachen, Starkmachen, Wahrsagerei durch Würfel, Waffenweihe und anderes mehr.

3. Die Herren des Landes sind die großen Lehrer jenseits des Meeres, ihnen gehört es, denn sie haben es von den Bauern gekauft. Alle Befehle, die von ihnen kommen, sind Gesetze dieser Volksgemeinde.

4. Die Missionare, welche von ihnen angestellt werden, sind an ihrer Stelle die Hirten dieser Gemeinde. Deshalb darf niemand bauen, ackern oder Holz fällen ohne Erlaubnis der Missionare.

5. Die eingesetzten Ältesten sollen die Leute beaufsichtigen, daß sie den Gesetzen gehorchen, und sollen Recht sprechen.

Leute, die sich vergehen, werden von der Versammlung der Ältesten gerichtet werden. Die gemeinen Leute regieren nicht, sondern sollen um Gottes willen hören und gehorchen, denn die Ältesten müssen geehrt werden.

6. Vergehen, die schwer gestraft werden sollen, sind: Diebstahl untereinander oder an Bauern verübt, Hurerei, Widerstand gegen die Ältesten. Strafen dafür sind Schläge und Vertreibung vom Platze, oder eine andere schwere Strafe, nachdem die Ältesten das Urteil sprechen werden.

7. Geringe Strafe ist Zahlung von Buße. Diese gebührt solchen, welche das Gras anzünden, denen, die sich unwillig bezeigen und zu Hause bleiben, wenn Arbeiten angeordnet sind. (In späteren Jahren wurde hinzugefügt: und die auf Arbeit unter den Weißen ohne Erlaubniß der Ältesten ausgehen.)

8. Strafgelder gehören nicht einem einzelnen Manne, sondern werden verwahrt von dem, der dazu eingesetzt ist, daß sie der ganzen Gemeinde Nutzen bringen.

9. Den großen Lehrern wird der Zehnt entrichtet von Kafferkorn und Mais. Dies gehört sich, denn auch vor alters erhielt Gott den zehnten Teil des Korns, auch sorgen die großen Lehrer für uns,

*) Die Gesetze waren im Seßuto abgefaßt und werden hier in Übersetzung wiedergegeben. Jetzt sind sie erweitert resp. umgeändert worden.

indem sie uns Missionare senden, und wir beackern ihr Land; weiter wird dadurch das Reich Gottes auf Erden unterstützt.

10. Bauten für Kirche und Schule werden von den Leuten besorgt. Außerdem werden sie an einem Tage jeden Monats die Arbeit thun, welche der Missionar ihnen anweist.

11. Wir wohnen im Lande der Bauern, deshalb müssen wir den Gesetzen ihres Staates gehorchen und ihnen Abgaben zahlen. Angelegenheiten der Bauern, insbesondere ihrer Oberen, müssen vom Missionar geordnet werden.

12. Jedermann sei auf der Acht, daß er uns nicht mit den Bauern in Streit verwickle, er grüße sie höflich und arbeite fleißig, wenn er gemietet ist. Wenn jemand mit einem Bauer in Zwist gerät, sei es, daß er seine Bezahlung nicht erhält, oder daß er unschuldig geschlagen wird, so darf er trotzdem nicht aufsäßig werden, sondern soll seine Sache vor uns bringen, daß wir sie für ihn in Ordnung bringen.

Alle diese Gesetze sollen in Kraft erhalten werden durch die Missionare und eingesetzten Ältesten.

IV.

Auszug aus der Sandrivier-Konvention.

1. Artikel. Die Assistentkommissare garantieren von wegen der britischen Regierung im vollsten Sinne den ausgewanderten Bauern jenseits des Vaalflusses das Recht, ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen und sich selbst nach ihren eigenen Gesetzen zu regieren, ohne jede Einmischung von seiten der britischen Regierung, und daß kein Einbruch durch die genannte Regierung auf das nördlich vom Vaalfluß gelegene Land gemacht werden soll.

3. Artikel. Ihrer Majestät Assistentkommissare widerrufen (disclaim) hiermit alle Abmachungen, welcher Art und mit welcher der farbigen Nationen nördlich vom Vaalfluß sie geschlossen seien.

4. Artikel. Man ist übereingekommen, daß keine Sklaverei von den ausgewanderten Bauern in dem Lande nördlich vom Vaalfluß erlaubt oder geduldet werden soll.

6. Artikel. Man hat sich gegenseitig darüber verständigt, daß aller Handel in Munition mit den Eingeborenen verboten ist, sowohl durch die britische Regierung, als durch die ausgewanderten Bauern, *auf beiden* Seiten des Vaalflusses.

V.

Zeugnisse über die Haltung Botschabeloer Leute in den Kriegen der Republik und der Engländer gegen Sekukuni.

A.

Nach dem Fehlschlagen des Angriffs auf die Gebirgsfeste Sekukunis durch die Bauern im Jahre 1876 wurden drei Forts gebaut, um Sekukuni im Schach zu halten: Fort Bürgers, Fort Olifant und Fort Weeber, deren Besatzungen aus berittenen Weißen und Eingeborenen zu Fuß bestanden. Nebst anderen Eingeborenen hat auch das von der Station Botschabelo gestellte Kontingent von etwa fünfzig Mann unter mir als zeitweiligem Kommandanten von Fort Olifant gedient und, angeführt von Leutnant Groschke, sich beim Angriff auf das Felsennest Panamas ausgezeichnet, welches zerstört wurde. Auch im Jahre 1877 dienten regelmäßig etwa fünfzig Mann von Botschabelo unter mir in Fort Weeber und zeichneten sich durch willigen Gehorsam, Intelligenz und Zuverlässigkeit aus. Als die englische Annexion dem Kriege ein Ende machte, wurden diese Leute, die man ihrer Führung wegen lieb gewinnen mußte, in Ehren und mit dem Danke der Regierung in ihre Heimat entlassen.

Office of Administrator N. L. and Border Agent.

Upper Tugela, 12. Mai 1888.

A. Ritter,
Lately Native Commissioner, Lolu-Mountains.

B.

Mein Herr!

Ich habe das große Vergnügen, Ihnen mitzuteilen, daß die Männer vom Botschabeloer Kontingent (etwa 75 oder 80 an Zahl), welche in dem Feldzuge gegen Sekukuni (1879) als Krankenträger beschäftigt waren, durch mich gedrillt und unterwiesen worden sind; ich hatte sie thatsächlich ganz unter mir seit dem dritten November 1879. Während der Zeit, in welcher sie unter meinem Befehl standen, ist ihre Führung ganz ausgezeichnet gewesen (their conduct has been most excellent) und haben sie gute Dienste geleistet.

Middelburg, 2. 1. 1880.

Ich bin ihr ergebener

Dr. O. E. P. Lloyd.

C.*)

Durban, 5. Januar 1880.

Mein lieber Herr Merensky!

Ich bin nun auf meinem Wege nach England, aber ich fühle, daß ich unrecht gegen Sie handeln würde, wenn ich abreisen wollte, ohne Ihnen meine hohe Anerkennung für das gute Betragen und die ausgezeichneten Dienste auszusprechen, welche diejenigen Ihrer Eingeborenen geleistet haben, die in der Krankenträgerkompanie der Transvaal-Feldmacht während des Sekukuni-Feldzuges gedient haben. Ich lasse ihnen bloße Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich sage, daß sie höchst aufmerksam und willig (most attentive and willing) waren, während sie im Reglement unterwiesen wurden, und daß sie große Fähigkeit (great aptitude) zeigten, es aufzufassen, wenn man die großen Schwierigkeiten**) und Nachteile bedenkt, mit denen sie zu thun hatten, daß ihre Führung im Felde während der Schlacht alles war, was man wünschen konnte, da sie sich willig und mutig in einem Maße bewiesen, welches weit über das hinausging, was wir erwartet hatten, und daß ihr Betragen während der ganzen Zeit, in der ich sie unter meinem Befehl hatte, so gut war, daß ich nicht Ursache hatte, einen einzigen Mann zu bestrafen. Kurz, ich fand, daß sie Leute von guter Führung, Willigkeit und wunderbarer Intelligenz waren. (In short I found them a well conducted, willing and wonderfully intelligent lot of men.) Sie thaten wirklich sehr gute Dienste im Feldzuge. Darf ich Sie bitten, die Güte zu haben, ihnen bei nächster Gelegenheit Mitteilung von meiner hohen Anerkennung ihrer Leistungen machen zu wollen. Da ich die Krankenträgerkompanie in großer Eile verlassen mußte, hate ich keine Zeit, dies selbst zu thun. Ich bin u. s. w.

James Hector, Surgeon-Major.

---

*) Die englischen Originale von B und C sind ebenso wie das deutsche Original von A in meinem Besitz.

**) Die Leute verstanden nicht Englisch und ihre Offiziere weder Sesuto noch Holländisch.

VI.

Übersicht der Stationseinnahmen Botschabelos in den Jahren 1874—1881.*)

Jahr	Erlös aus dem Verkauf des Zehnt	Reingewinn des Mühlenbetriebes	Stolgebühren	Kollekten und freiwillige Gaben	Erlös aus dem Verkauf von Hemden u. s. w. (Stationssachen, die aus Deutschland kamen.)
1874	1846,75 Mark	2696,50 Mark	153,— Mark	185,— Mark	288,10 Mark
1875	2907,— „	1958,50 „	270,— „	294,25 „	889,— „
1876	2505,50 „	3500,— „	205,— „	466,75 „	1451,— „
1877	5560,25 „	3368,— „	280,— „	188,25 „	638,— „
1878	6025,— „	3403,25 „	291,— „	232,75 „	1004,35 „
1879	7268,50 „	5080,— „	382,25 „	731,— „	1640,75 „
1880	5815,50 „	Minus: 2741 M.**)	406,— „	417,50 „	374,— „
1881†)	1203,50 „	1778,60 Mark	491,50 „	333,50 „	312,50 „

*) Erst vom Jahre 1874 an hatten wir regelmäßige Einnahmen an barem Gelde. Bis dahin herrschte der Tauschhandel vor und kursierte Papiergeld. Außer den Abgaben, welche der Missionsgesellschaft zuflossen, zahlten die Bewohner Botschabelos an die Regierung Transvaals Abgaben im Durchschnittsbetrage von 3000 Mark jährlich.

**) Wegen ausgedehnter Reparatur des Werkes.

†) Wegen der geringen Einnahme des Jahres 1881 siehe Seite 400.

Inhalt.

		Seite
1. Kapitel.	Der Anfang der Berliner Mission in Transvaal	1
2. „	Die Baßuto Transvaals	19
3. „	Die Anfänge der Berliner Mission unter den Baßuto Transvaals	39
4. „	Reisen und Besetzung des neuen Gebietes unter den Bapedi	57
5. „	Der Eingang in das Bapediland	69
6. „	Der Anfang unserer Missionsthätigkeit im Bapedilande	79
7. „	Fortgang der Missionsarbeit in Kchalatlolu	95
8. „	Weitere Ausbreitung des Christentums im Bapedilande	114
9. „	Krieg und Kriegsgeschrei	129
10. „	Eine Untersuchungsreise	138
11. „	Brautreise und Verheiratung	156
12. „	Sekukunis Stellung zu den Fortschritten des Christentums unter seinem Volke	165
13. „	Ga-Ratao	179
14. „	Vertreibung der Gemeinde von Moßecho und Auszug von Ga-Ratao	189
15. „	Die Zufluchtstätte	198
16. „	Anwachsen der Bevölkerung und erste Entwicklung der Niederlassung	215
17. „	Der weitere äußere Aufbau der Station	232
18. „	Zunahme und Weiterentwicklung der eingeborenen Bevölkerung	245
19. „	Äußere Verhältnisse und Verfassung der Volksgemeinde	264
20. „	Einige Reiseerlebnisse	279
21. „	Neue Zeiten und neue Schwierigkeiten	290
22. „	Ein Abschluß der Arbeit auf Botschabelo und eine Besuchsreise in die alte Heimat	302
23. „	Weiterentwicklung der Verhältnisse bis zur Annexion durch das englische Reich	309
24. „	Der Untergang von Sekukunis Reich	331
25. „	Botschabelo nach fünfzehnjähriger Entwicklung	347
26. „	Die Bewegung unter den Bauern bis zum Ausbruch des Kriegssturms	366
27. „	Der Freiheitskampf der Buren	374
28. „	Schluß	400
Anhang		409

Druck von Carl Hermann Müller in Berlin, Münzstr. 3.

PB-42068-SB
5-18
CC
FT

BV 3625 .T69 M4 1899
Erinnerungen aus dem Missionsl
Stanford University Libraries
3 6105 041 292 041

BV
3625
T69M4
1899

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.